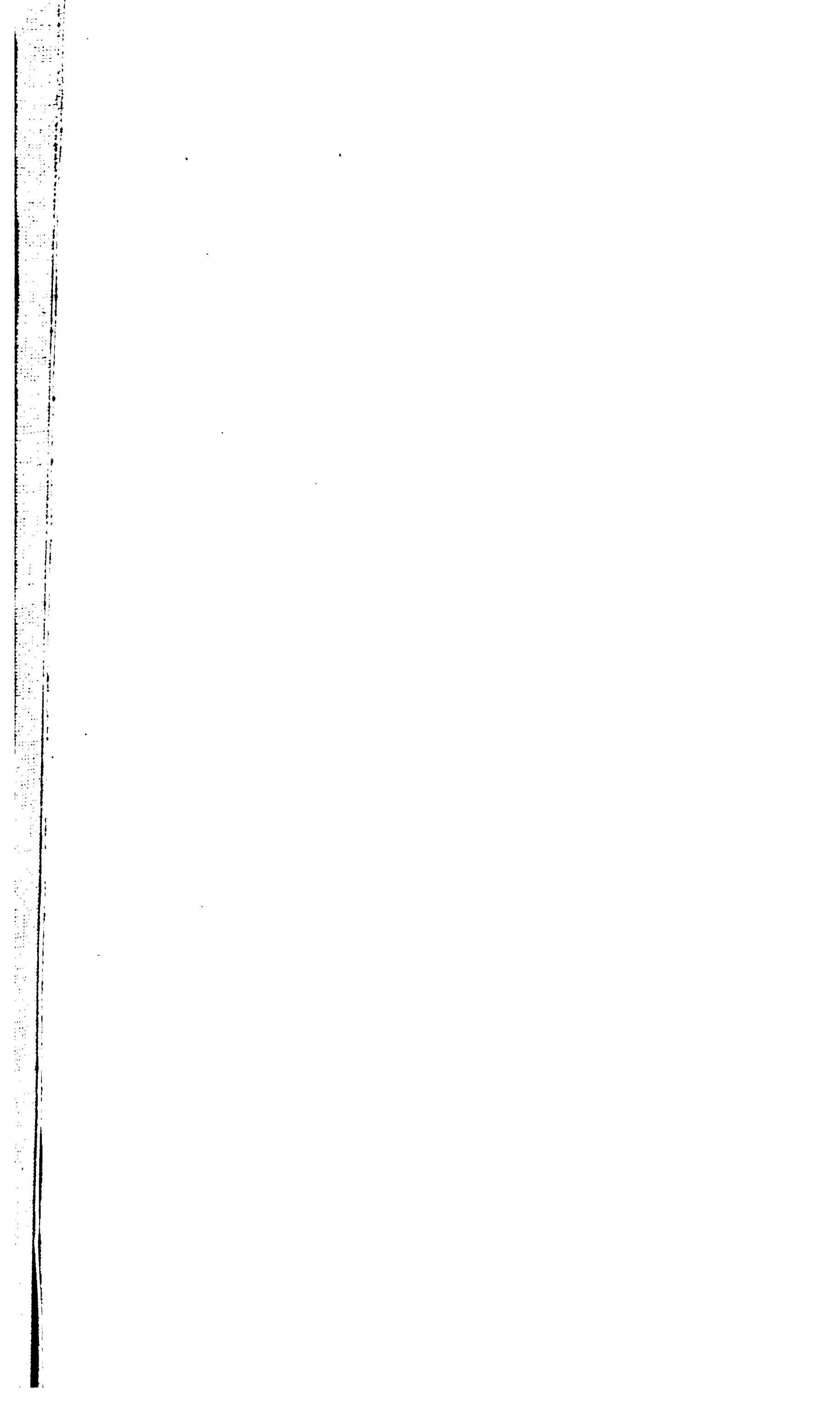
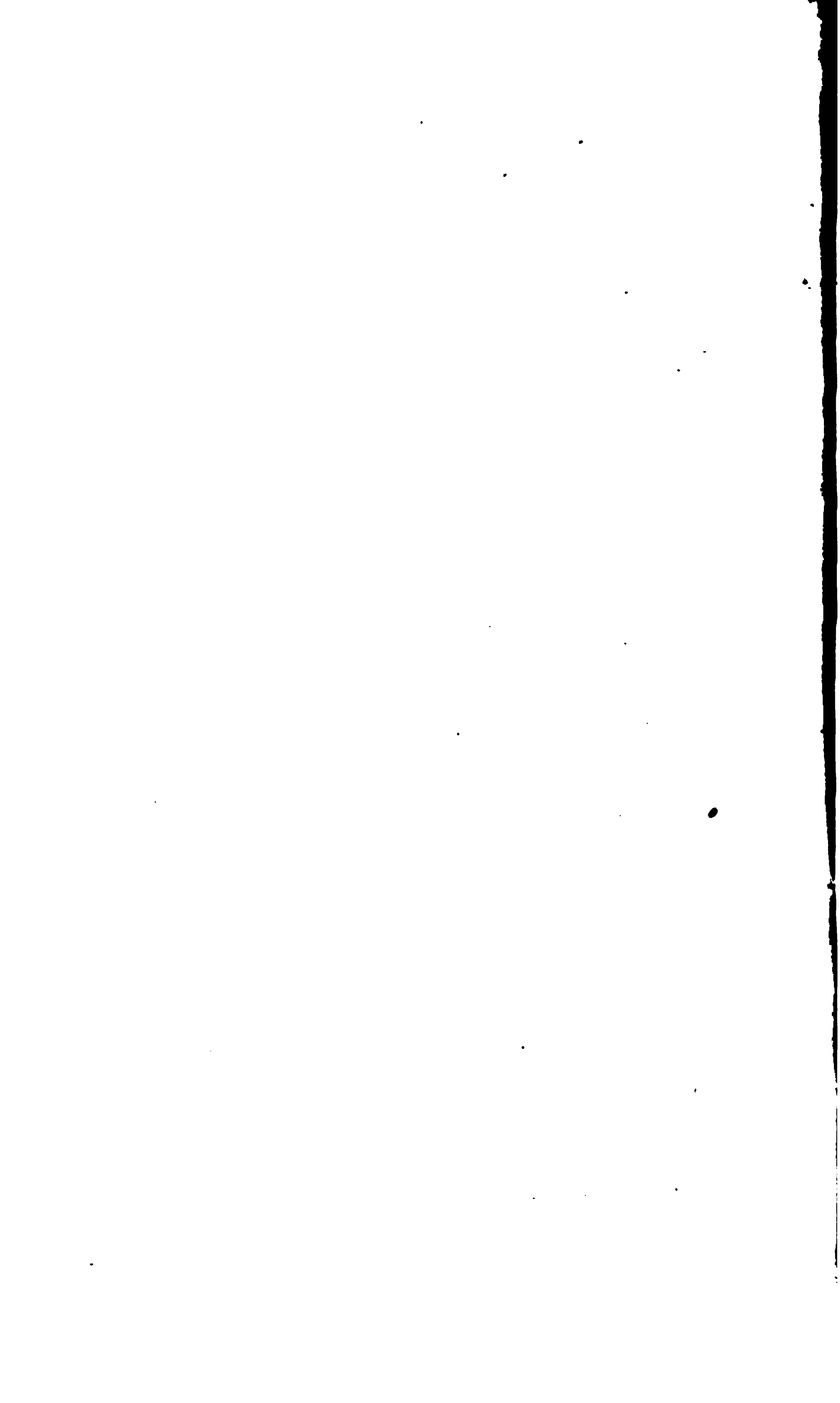
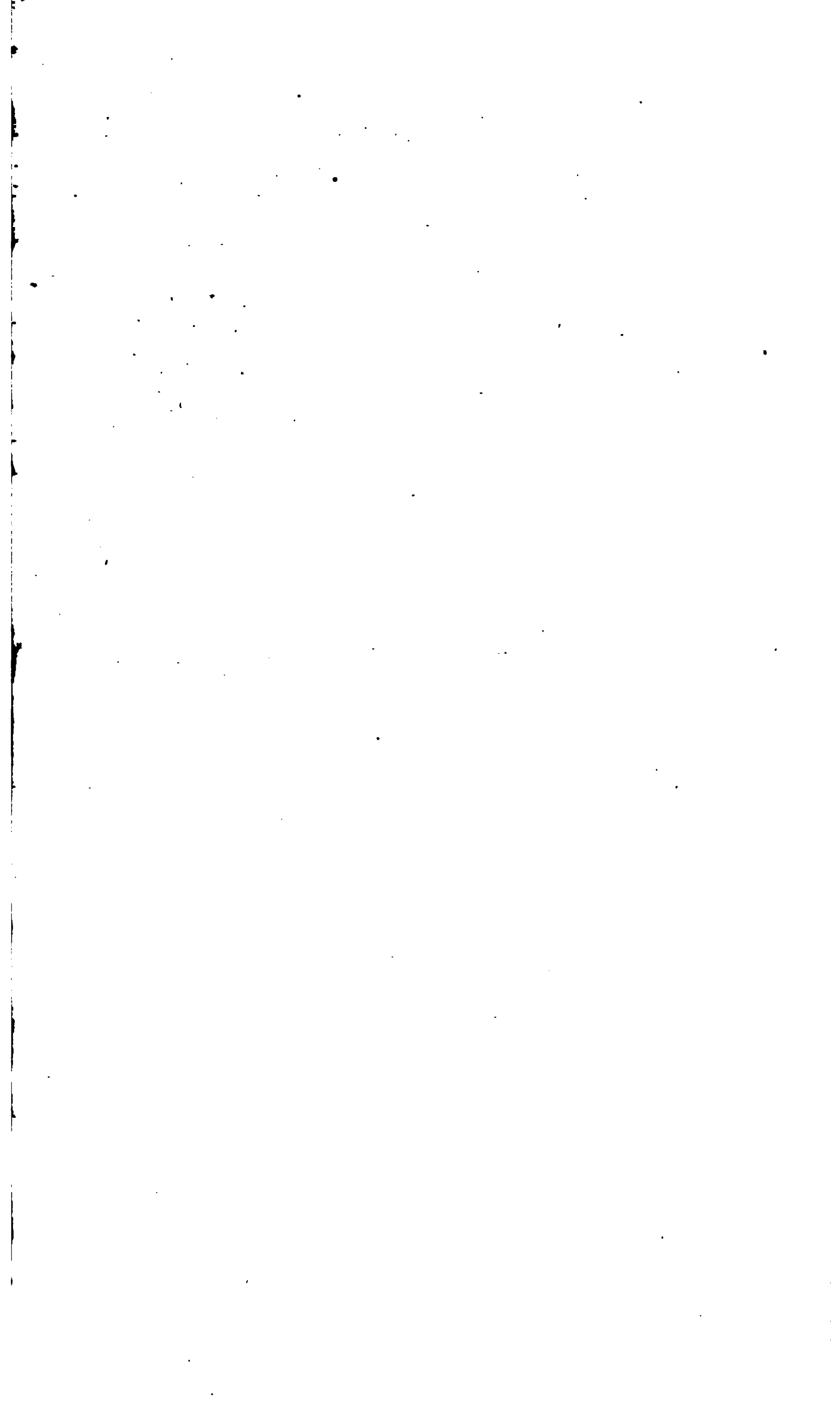
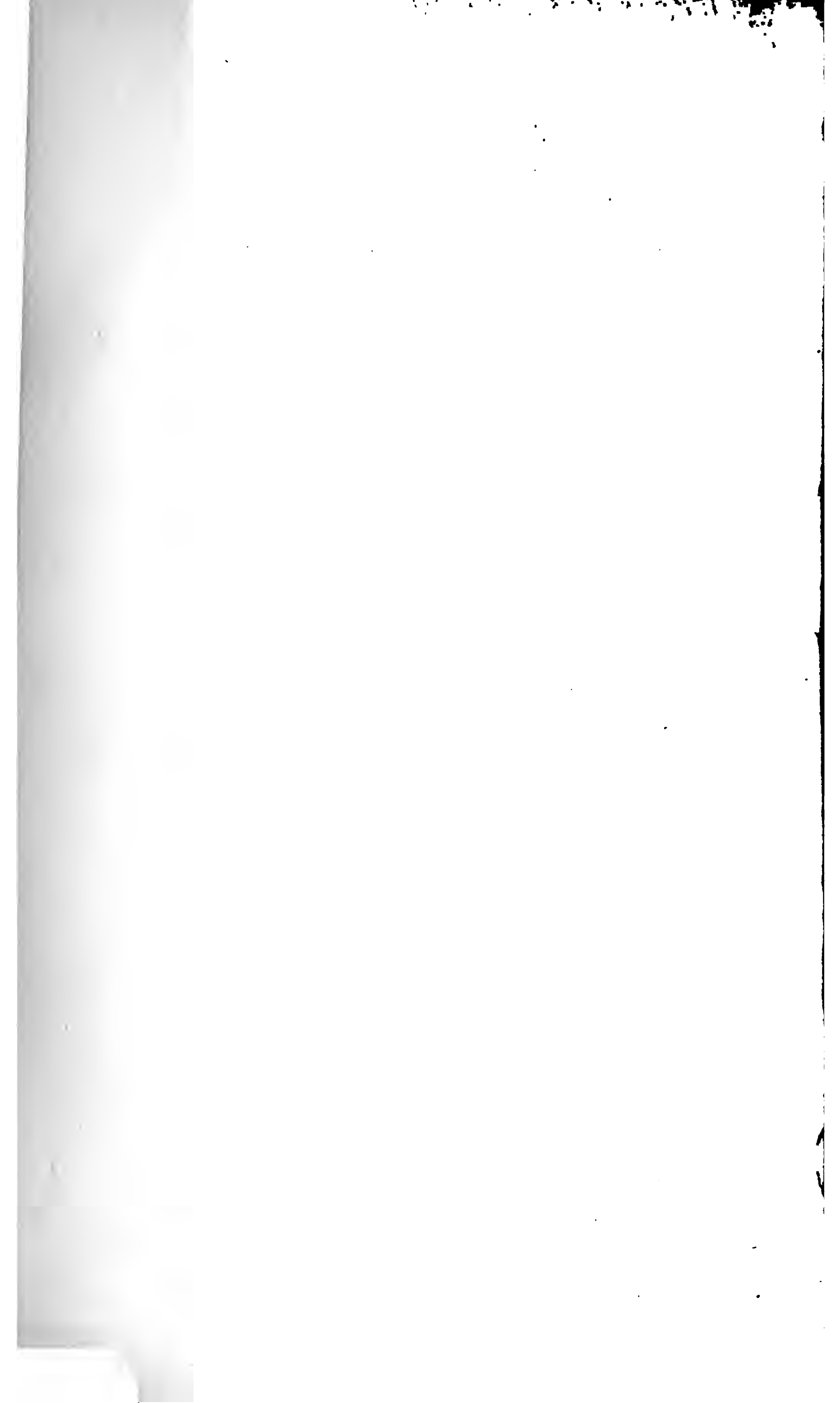












Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

Erstes Stück

für

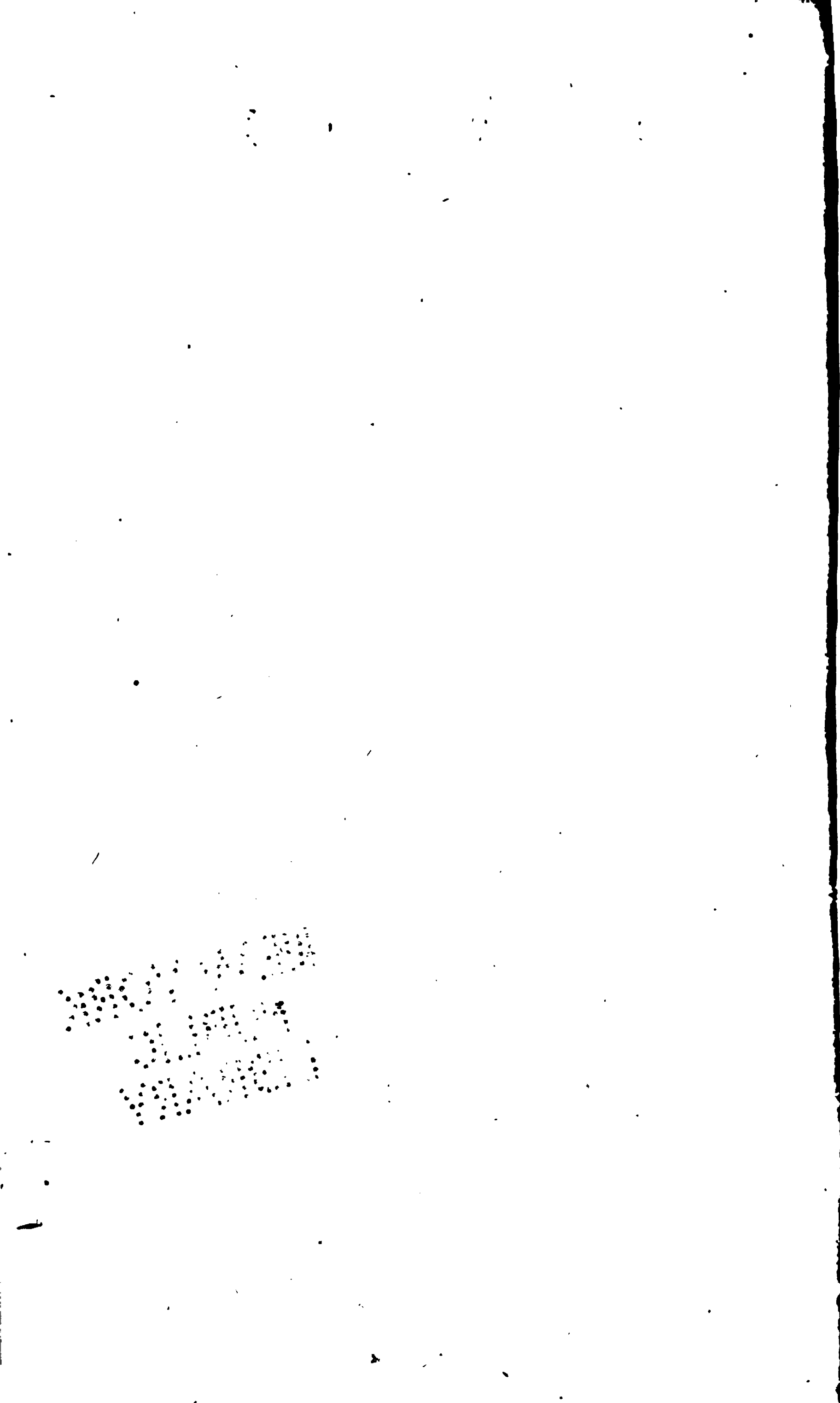
das Jahr 1824.

Nr. XXI der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr., und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.



Inhalt.

Hermes.

Erstes Stück von 1824.

Nr. XXI.

der ganzen Folge.

I.

Ueber Balladenpoesie.

Altspanische Romanzen, besonders vom Cid und Kaiser Karls Paladinen, übersetzt von Friedrich Diez. Berlin, Reimer. 1821. 8.

Spanische Romanzen. Uebersetzt von Beauregard Pandin. Berlin, Duncker und Humblot. 1823. 8.

Des Knaben Wunderhorn u. s. w. Sammlung deutscher Volkslieder durch Büsching und von der Hagen u. s. w. Fr. Raßmann's Auswahl neuerer Romanzen und Balladen u. s. w. u. s. w.

Einige Verehrer der Kunst wollen nur den Genuß, welchen jene in ihrer möglichen Vollendung gewährt, und verschmähen es, sowohl die Leistungen, welche ein geringerer Genius ihnen darbietet, als auch die Kunst in ihrer stufenweisen Ausbildung zu würdigen. Aber sind dies nicht Epikuräer, welche nur den Genuß aus der Kunst, und nicht die Kunst um ihrer selbst willen lieben? Bei der Musik, Malerei, Bildhauer- und Baukunst mag vielleicht der wahre Kunstsinn seine Befriedigung nur in den ausgebildetern Erscheinungen finden, weil es in diesen Künsten erlaubt ist, dem sogenannten Ideale der Schönheit und Trefflichkeit (καλον κἀγαθον) nachzugehen, obgleich auch hier noch Zweifel dagegen erhoben werden können: anders ist es aber auf jeden Fall mit der Poesie. Diese — die ewig jugendliche Mutter jeder Kunst — verschmäht die Darstellung keiner Erscheinung, weder in der sogenannten idealen Vollendung, noch in der derben Wirklichkeit. Die Poesie wird nur geboren. Deshalb existirt sie aber bereits in der Wiege, und es ist der Probestein eines poetischen Gemüthes, sie dort in der ersten Entwickelung schon zu erkennen. Ueberall in der Reihe der Körperwelt und des Gedankens schießen ihre Keime hervor. Wer daher den Werth der anerkannten Dichtungen gehörig würdigen will, kann dies nicht an-

ders, als wenn er die ersten Anklänge in der Gattung kennen gelernt hat und die allmählige Ausbildung bis zu dem Grade verfolgen kann, welchen er eben bewundert. Der Freund der Dichtkunst möge nie sein Ohr vornehm gegen die ersten Klänge seiner Kunst verschließen, denn leicht möchten ihn sonst die innigsten Töne späterer Gesänge kalt lassen und er in trauriger Einseitigkeit die schönsten Accorde ihres Reichthums verkennen. Er möge nicht mit Michel Angelo in Oehlenschlägers Correggio verschmähen, was die Kunst in blinder Kindheit gepfuscht hat. Die Erfahrungen in diesem Gebiete lohnen nicht blos den todten Fleiß des Sammlers, sondern geben auch reiche Beute dem schaffenden Genius des Künstlers.

So sehr auch vor einigen zwanzig Jahren und früher die Balladenpoesie vom deutschen Publicum geehrt wurde, scheint man doch jetzt weder die Sammlungen älterer Balladen, noch die Erzeugnisse der neuern Dichter in dieser Gattung zu beachten. Freilich sind Epos und Tragödie großartigere und vollendetere Erscheinungen: daß wir aber beide nicht besitzen würden ohne die vorhergehende Ausbildung der kindlichen Balladenpoesie, hoffen wir in dieser Abhandlung darzuthun; und daß viele der alten Balladen an Lebendigkeit der Poesie, Kraft, Tiefe und vor allem an Einfalt der Darstellung den berühmtesten Dramen und Epopöen vorzuziehen seyen, liegt außer Zweifel. Freilich gehören die Balladen der Kindheit eines Volkes an: daß aber noch immer Balladen entstehen können, so lange nur eine Nation lebendig ist, und daß es, um tüchtige Balladen ins Leben zu rufen, nicht der Mittelsperson ausgezeichneter Genien bedürfe, davon scheint der Beweis in der Geschichte zu liegen. Will man überdies auf den Meister im Drama zurückgehen, so findet man, daß Shakspeare, dessen schaffendem Genius das Ideal jeder Vollendung vor Augen stand, mit inniger Liebe gerade an der Volkspoesie seines Englands hing; denn überall in seinen Dramen theilt er uns als Beläge Stellen aus alten englischen Balladen mit, welche die größte und lebendigste Kenntniß der englischen Volkspoesie verrathen.

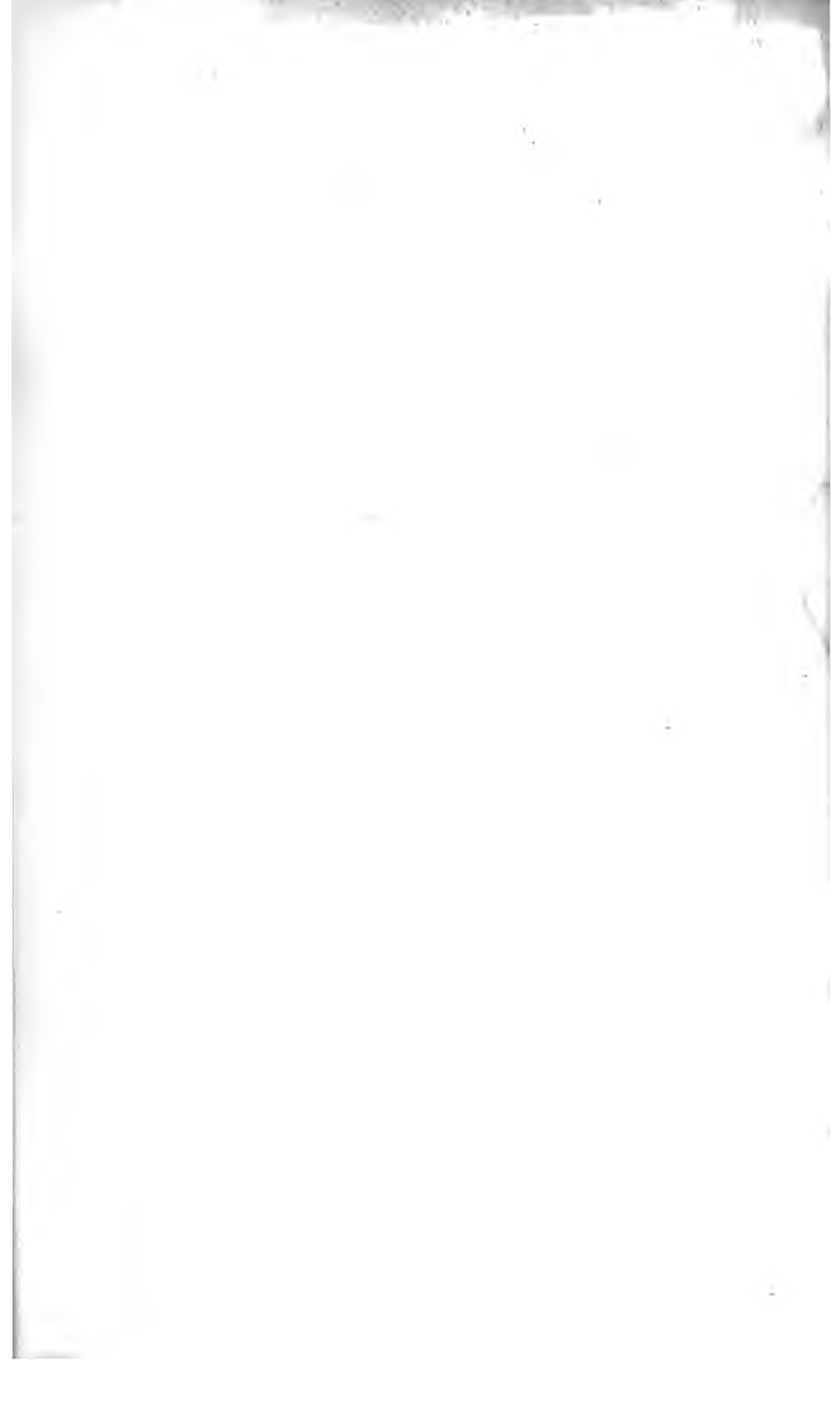
Noch oft werden wir in der Folge auf den traurigen Erfahrungssatz zurückkommen: daß bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Volksbildung es einem poetischen Erzeugnisse sehr schwer, wo nicht unmöglich falle, in Deutschland ganz populär zu werden. Anders ist es mit der Kritik. Diese ist wahrhaft ins Leben getreten, und Ansichten und Begriffe, welche von Meistern einst ausgesprochen wurden, hört man jetzt nicht allein in den Schulen wiedertönen, und liest sie noch in den neuern Schriften, sondern sie gehen von Mund zu Munde, ohne daß der, welcher sie ausspricht, Rechenschaft über ihre Entstehung zu geben weiß. So sind unter andern Lessing und A. W. v. Schlegel in der That populär gewor-

den, ohne daß Mancher, welcher ihre tief geschätzten Ansichten mit Leichtigkeit ausspricht, ihre Schriften kennt.

Ref. schrieb die nachfolgende Abhandlung, zu welcher er seit Jahren die Materialien gesammelt und theilweise verarbeitet hatte, noch ehe er August Wilhelm von Schlegels besondern Aufsatz über Bürger gelesen, nieder. Wenn viele Behauptungen in seiner Ausarbeitung mit denen in der überaus scharfen und klaren Kritik Schlegels übereinstimmen, so kann er zwar mit Bestimmtheit sagen, daß er sie nicht aus jenem Aufsatze über Bürger entnommen hat, nicht aber, inwiefern sie durch Vermittelung ihrer Popularität auf ihn übergekommen sind. So viel kann er indeß behaupten, daß er aus eigener Prüfung von ihrer Richtigkeit überzeugt ist, und da in unserer Zeit, um eine poetische Wahrheit populär zu machen, nicht genügt, sie einmal auszusprechen, so glaubt er zur Erweckung der Liebe für das Balladenstudium nur förderlich zu seyn, wenn er auch schon anderwärts Ausgesprochenes — besonders da es von den jüngsten Kritikern fast vergessen zu seyn scheint — hier im neuen Zusammenhange und mit Bezug auf mehrere Erscheinungen, stehen läßt.

Der Begriff des Wortes Ballade ist gerade der Mannichfaltigkeit der darunter gehörenden Dichtungen wegen so schwankend, daß wir zuerst die Entstehung der letztern selbst aufsuchen müssen.

Wenn wir von der alten Eintheilung der Poesie ausgehen und fragen: welche der drei Gattungen, die lyrische, epische oder dramatische, erscheint zuerst im Kindesalter eines Volkes? so versteht sich von selbst, daß die künstliche dramatische von diesem Wettstreit zurücktritt. Schwieriger aber ist die Entscheidung, ob die Lyrik oder das epische Element zuerst Sprache gewonnen. Gab der Mensch zuerst seinen Gefühlen bei Schmerz und Freude Sprache, oder pries er zuerst erzählend die Thaten der Vorwelt? Sehen wir auf die uns überlieferten Traditionen der meisten Völker, so dürfte es scheinen, daß überall das epische Element zuerst hervorgetreten und die geschichtliche Poesie zuerst cultivirt worden sey. Bei zwei Urvölkern sind die ältesten uns überlieferten Documente geschichtliche Epopöen: Homer bei den Griechen, die fünf Bücher Moses bei den Ebräern. Auch die ältesten Gedichte der Inder sind erzählende Gedichte von der Erschaffung der Welt und der ältesten mythischen Geschichte des Landes. Aber sind denn die in diesen ältesten Documenten enthaltenen Poesien auch überhaupt die ältesten des betreffenden Volkes? Gewiß nicht. Allein die technische Vollendung dieser Gedichte betrachtet, ergibt sich, daß sie nicht die ersten Poesien seyn können. Ueberall gingen diesen zusammengesetzten Dichtwerken



Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

Erstes Stück

für

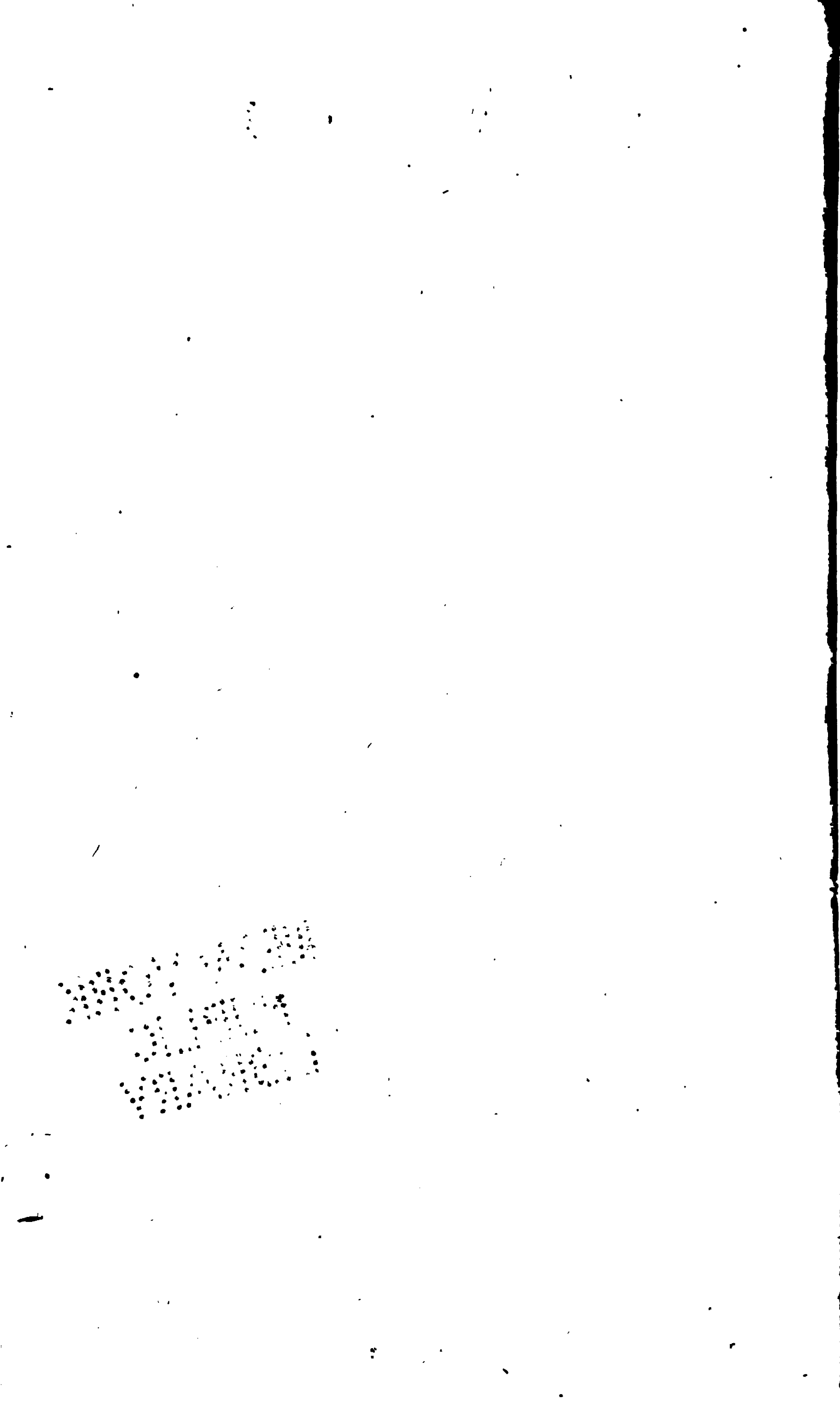
das Jahr 1824.

Nr. XXI der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr., und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.



Inhalt.

Hermes.

Erstes Stück von 1824.

Nr. XXI.
der ganzen Folge.

I.

Ueber Balladenpoesie.

Altspanische Romanzen, besonders vom Cid und Kaiser Karls Paladinen, übersetzt von Friedrich Diez. Berlin, Reimer. 1821. 8.

Spanische Romanzen. Uebersetzt von Beauregard Pandin. Berlin, Duncker und Humblot. 1823. 8.

Des Knaben Wunderhorn u. s. w. Sammlung deutscher Volkslieder durch Büsching und von der Hagen u.s.w. Fr. Raßmann's Auswahl neuerer Romanzen und Balladen u. s. w. u. s. w.

Einige Verehrer der Kunst wollen nur den Genuß, welchen jene in ihrer möglichen Vollendung gewährt, und verschmähen es, sowohl die Leistungen, welche ein geringerer Genius ihnen darbietet, als auch die Kunst in ihrer stufenweisen Ausbildung zu würdigen. Aber sind dies nicht Epikuräer, welche nur den Genuß aus der Kunst, und nicht die Kunst um ihrer selbst willen lieben? Bei der Musik, Malerei, Bildhauer- und Baukunst mag vielleicht der wahre Kunstsinn seine Befriedigung nur in den ausgebildetern Erscheinungen finden, weil es in diesen Künsten erlaubt ist, dem sogenannten Ideale der Schönheit und Trefflichkeit (καλον καγαθον) nachzugehen, obgleich auch hier noch Zweifel dagegen erhoben werden können: anders ist es aber auf jeden Fall mit der Poesie. Diese — die ewig jugendliche Mutter jeder Kunst — verschmäht die Darstellung keiner Erscheinung, weder in der sogenannten idealen Vollendung, noch in der derben Wirklichkeit. Die Poesie wird nur geboren. Deshalb existirt sie aber bereits in der Wiege, und es ist der Probestein eines poetischen Gemüthes, sie dort in der ersten Entwickelung schon zu erkennen. Ueberall in der Reihe der Körperwelt und des Gedankens schießen ihre Keime hervor. Wer daher den Werth der anerkannten Dichtungen gehörig würdigen will, kann dies nicht an-

ders, als wenn er die ersten Anklänge in der Gattung kennen gelernt hat und die allmählige Ausbildung bis zu dem Grade verfolgen kann, welchen er eben bewundert. Der Freund der Dichtkunst möge nie sein Ohr vornehm gegen die ersten Klänge seiner Kunst verschließen, denn leicht möchten ihn sonst die innigsten Töne späterer Gesänge kalt lassen und er in trauriger Einseitigkeit die schönsten Accorde ihres Reichthums verkennen. Er möge nicht mit Michel Angelo in Oehlenschlägers Correggio verschmähen, was die Kunst in blinder Kindheit gepfuscht hat. Die Erfahrungen in diesem Gebiete lohnen nicht blos den todten Fleiß des Sammlers, sondern geben auch reiche Beute dem schaffenden Genius des Künstlers.

So sehr auch vor einigen zwanzig Jahren und früher die Balladenpoesie vom deutschen Publicum geehrt wurde, scheint man doch jetzt weder die Sammlungen älterer Balladen, noch die Erzeugnisse der neuern Dichter in dieser Gattung zu beachten. Freilich sind Epos und Tragödie großartigere und vollendetere Erscheinungen: daß wir aber beide nicht besitzen würden ohne die vorhergehende Ausbildung der kindlichen Balladenpoesie, hoffen wir in dieser Abhandlung darzuthun; und daß viele der alten Balladen an Lebendigkeit der Poesie, Kraft, Tiefe und vor allem an Einfalt der Darstellung den berühmtesten Dramen und Epopöen vorzuziehen seyen, liegt außer Zweifel. Freilich gehören die Balladen der Kindheit eines Volkes an: daß aber noch immer Balladen entstehen können, so lange nur eine Nation lebendig ist, und daß es, um tüchtige Balladen ins Leben zu rufen, nicht der Mittelsperson ausgezeichneter Genien bedürfe, davon scheint der Beweis in der Geschichte zu liegen. Will man überdies auf den Meister im Drama zurückgehen, so findet man, daß Shakspeare, dessen schaffendem Genius das Ideal jeder Vollendung vor Augen stand, mit inniger Liebe gerade an der Volkspoesie seines Englands hing; denn überall in seinen Dramen theilt er uns als Beläge Stellen aus alten englischen Balladen mit, welche die größte und lebendigste Kenntniß der englischen Volkspoesie verrathen.

Noch oft werden wir in der Folge auf den traurigen Erfahrungssatz zurückkommen: daß bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Volksbildung es einem poetischen Erzeugnisse sehr schwer, wo nicht unmöglich falle, in Deutschland ganz populär zu werden. Anders ist es mit der Kritik. Diese ist wahrhaft ins Leben getreten, und Ansichten und Begriffe, welche von Meistern einst ausgesprochen wurden, hört man jetzt nicht allein in den Schulen wiedertönen, und liest sie noch in den neuern Schriften, sondern sie gehen von Mund zu Munde, ohne daß der, welcher sie ausspricht, Rechenschaft über ihre Entstehung zu geben weiß. So sind unter andern Lessing und A. W. v. Schlegel in der That populär gewor-

den, ohne daß Mancher, welcher ihre tief geschätzten Ansichten mit Leichtigkeit ausspricht, ihre Schriften kennt.

Ref. schrieb die nachfolgende Abhandlung, zu welcher er seit Jahren die Materialien gesammelt und theilweise verarbeitet hatte, noch ehe er August Wilhelm von Schlegels besondern Aufsatz über Bürger gelesen, nieder. Wenn viele Behauptungen in seiner Ausarbeitung mit denen in der überaus scharfen und klaren Kritik Schlegels übereinstimmen, so kann er zwar mit Bestimmtheit sagen, daß er sie nicht aus jenem Aufsatze über Bürger entnommen hat, nicht aber, inwiefern sie durch Vermittelung ihrer Popularität auf ihn übergekommen sind. So viel kann er indeß behaupten, daß er aus eigener Prüfung von ihrer Richtigkeit überzeugt ist, und da in unserer Zeit, um eine poetische Wahrheit populär zu machen, nicht genügt, sie einmal auszusprechen, so glaubt er zur Erweckung der Liebe für das Balladenstudium nur förderlich zu seyn, wenn er auch schon anderwärts Ausgesprochenes — besonders da es von den jüngsten Kritikern fast vergessen zu seyn scheint — hier im neuen Zusammenhange und mit Bezug auf mehrere Erscheinungen, stehen läßt.

Der Begriff des Wortes Ballade ist gerade der Mannichfaltigkeit der darunter gehörenden Dichtungen wegen so schwankend, daß wir zuerst die Entstehung der letztern selbst aufsuchen müssen.

Wenn wir von der alten Eintheilung der Poesie ausgehen und fragen: welche der drei Gattungen, die lyrische, epische oder dramatische, erscheint zuerst im Kindesalter eines Volkes? so versteht sich von selbst, daß die künstliche dramatische von diesem Wettstreit zurücktritt. Schwieriger aber ist die Entscheidung, ob die Lyrik oder das epische Element zuerst Sprache gewonnen. Gab der Mensch zuerst seinen Gefühlen bei Schmerz und Freude Sprache, oder pries er zuerst erzählend die Thaten der Vorwelt? Sehen wir auf die uns überlieferten Traditionen der meisten Völker, so dürfte es scheinen, daß überall das epische Element zuerst hervorgetreten und die geschichtliche Poesie zuerst cultivirt worden sey. Bei zwei Urvölkern sind die ältesten uns überlieferten Documente geschichtliche Epopöen: Homer bei den Griechen, die fünf Bücher Moses bei den Ebräern. Auch die ältesten Gedichte der Inder sind erzählende Gedichte von der Erschaffung der Welt und der ältesten mythischen Geschichte des Landes. Aber sind denn die in diesen ältesten Documenten enthaltenen Poesien auch überhaupt die ältesten des betreffenden Volkes? Gewiß nicht. Allein die technische Vollendung dieser Gedichte betrachtet, ergibt sich, daß sie nicht die ersten Poesien seyn können. Ueberall gingen diesen zusammengesetzten Dichtwerken

einfachere Dichtungen voraus, welche uns entweder nicht mit überliefert oder mit in diese größeren Werke aufgenommen sind. Welcher Art aber waren diese vorhergehenden Poesien? Erzählten sie rhythmisch das Geschehene, oder drückten sie im Gesange Schmerz und Freude über die Gegenwart aus?

Die Gegenwart ist einem Barbaren das Nächste; erst bei höherem Grade der Ausbildung denkt er an die Vergangenheit, und er muß schon weiter vorgeschritten seyn, wenn sein Gedanke sich auch mit der Zukunft beschäftigen soll. Somit läßt sich voraussetzen, daß den Naturmenschen die augenblicklichen Gefühle zuerst zum rhythmischen Ausspruche derselben bewogen haben. — Ist das Aufschreien beim Schmerz, das Aufjauchzen bei angenehmen Empfindungen nicht instinctartig? Beiden verwandt aber ist die jedermann eingeborne Musik. Der musikalische Ausdruck beider Töne aber wird zum Gesange. — Wir gehen zu einem Beispiel über. Die ersten Beschäftigungen barbarischer Horden sind Jagd und Krieg. Wenn der Häuptling die Seinen in die Schlacht oder zum Jagen führt, so werden gewiß alle früher einen Schlachtgesang zur Aufmunterung ihrer selbst — vielleicht zuerst kaum mehr als inarticulirte Töne — anstimmen, als heimkehrend die Thaten ihres Anführers besingen. Bei dem Gesange, welcher die Freude über den Sieg ausdrückt, werden einzelne Worte des Siegers und des Besiegten gedenken, und allmälig werden, wenn die Sprache Bildung gewonnen hat, in den Gesang Anspielungen auf einzelne Umstände aus dem Kampfe mit verflochten werden. Je weiter entfernt die Zeit des Gesanges von der That liegt, um so deutlicher müssen die Anspielungen seyn, damit die nicht bei der That Gegenwärtigen vom Sachverhältniß unterrichtet werden. Da die Ueberlieferung von Mund zu Munde geht, so ist dies Einschieben der Erläuterungen nicht schwierig; je mehr aber von der Erzählung eingeschoben wird, um so mehr wird der lyrische Theil des Gesanges zurückgedrängt und der epische tritt in der Erzählung des Geschehenen hervor. Der rhythmische Erguß der Empfindungen wurde, wenn er in bestimmten Worten von Mund zu Munde sich fortpflanzte, zum Liede, und dieses, als Repräsentant der Lyrik, ist somit die erste Form, in welcher die Dichtung den Völkern sich kund gab. Bei allen Völkern wird das freie von Mund zu Munde gehende Lied früher erklungen seyn, als irgend jemand dessen schriftliche Aufzeichnung verstand. Als aber die Schrift bekannt wurde, fand man es nicht nöthig, das frei gesungene Lied niederzuschreiben, sondern man zeichnete die Gesänge auf, welche, beladen durch Erzählung der Namen und Thaten der Vorwelt, so schwer geworden waren, daß der Mensch sie nicht mehr, gleich dem freien Vogel, ohne Beschwerde und Nachdenken singen konnte.

Die zu geringe Kunde über den ursprünglichen Zustand der jetzt ausgebildeten und derjenigen Völker, deren lebendige Cultur mit ihnen selbst untergegangen ist, macht es uns unmöglich, die Wirklichkeit jener Ansicht streng nachzuweisen. Volle Bestätigung derselben finden wir aber bei der Betrachtung aller Völker, welche unsere europäischen Entdecker in einem Culturzustande vorfanden, wo zwar noch kein Gedanke an eine schriftliche oder auch nur bildliche Niederlegung, wo dagegen die ersten Anklänge der Poesie selbst nicht zu verkennen waren. Adalbert von Chamisso *), ist vielleicht der erste Weltumsegler, welcher neben den andern wissenschaftlichen Betrachtungen auch mit poetischem Geiste die Wogen des großen Oceanes durchschiffend, in jeder Insel, nächst dem Studium der Sprache jener kaum entdeckten Volksstämme, auch forschte, ob die Poesie und in welcher Gestalt sie den öden Strand betreten habe. Das Resultat seiner Forschungen war, daß keine auch noch so rohe Nation ganz ohne den Trost des Besuches jener Himmelsbotin geblieben war, wenn auch ihre Erscheinung, der des Volkes angemessen, nur dürftig seyn konnte. Des Seefahrers gehaltvolle Beschreibung enthält indessen mehr Andeutungen, als ausführliche Relationen über seinen Fund. Der mündlichen Unterhaltung mit dem gelehrten Freunde verdankt Ref. die meisten Data, welche er hier zur Bekräftigung seiner ausgesprochenen Ansicht vortragen will.

So weit Herr von Chamisso die große Südsee mit ihren wunderbaren Inseln kennen lernte und so vertraut er auch mit der Sprache ihrer Bewohner durch freundliche Aufnahme der gebildetsten und gelehrigsten unter ihnen wurde: so fand er doch in keinem der ihm vorgesungenen Lieder eine geschichtliche Erzählung der Vorzeit des Landes oder Volkes; und irgend Bedeutendes konnte nicht übersehen werden, da ein Hauptzweck der Reise mit darin bestand, etwas über den frühern Zustand dieser Volksstämme zu erfahren. Daß an ein förmliches Epos bei dem Bildungszustande dieser nackenden, übrigens auf den meisten Inselgruppen keinesweges rauhen Barbaren nicht zu denken war, versteht sich von selbst: wohl aber wäre es denkbar gewesen, in rohen Versen, in irgend einer rhythmischen Form einzelne ausgezeichnete Begebenheiten, siegreiche Treffen, Seestürme u. s. w. hererzählt zu finden. Doch auch von dieser ersten Form, in welcher das Epos erscheint, waren nur dürftige Spuren. Im Ganzen hörte man nur von Weibern und Männern gesungene Lieder. Um ein Feuer, um die ihnen gemachten Ge-

*) Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise in den Jahren 1815 — 1818 unter u. s. w. Otto von Kotzebue; vom Naturforscher der Expedition, Adalbert von Chamisso. Weimar, Gebrüder Hofmann.

schenke tanzten die Wilden und gaben ihre Freude in rhythmisch her= vorgestoßenen Worten oder in Sätzen, welche sich einem Liede nä= herten, zu erkennen. So theilt uns Herr von Chamisso folgen= des von Weibern beim Baden gesungene Lied mit, in welchem wir freilich ohne die begleitende Musik des Gesanges wenig Rhyth= mus finden:

> :|: Untertauchen in die See sechs Mal.
> Auftauchen aus der See sechs Mal, (wird sechs Mal wieder=
> holt) sieben Mal!

Aber nicht alle Lieder waren ohne allen Anklang des Epischen. Viele von ihnen schienen zu oder bei bestimmten Ereignissen gedichtet: denn wenn der Uleate Kadu, welchen die Seefahrer auf ihr Schiff ge= nommen und in ihm einen lehrbegierigen Schüler gefunden hatten, über Localität, Geschichte u. s. w. seines Vaterlandes Auskunft ge= ben sollte, so recitirte er sich zuvor die Lieder, welche er von den Völkerschaften, unter denen er früher gelebt, erlernt hatte. Auch das folgende uns mitgetheilte Lied ist seinem Ursprunge zufolge nur lyrisch; dennoch ist es schon mit dem Epischen verwandt, wie die vorangeschickte Erklärung besagt: „W o n g u s a g e l i g, der Chef von Ligiep, führte seine Böte und Mannen dem L a m a r y auf Aur zu, als die von Meduro und Arno den Krieg dahin gebracht. Der erste Theil des Liedes vergegenwärtigt seine Ausfahrt aus Ligiep, der zweite seine Einfahrt in Aur:"

> Wongusagelig
> :|: Gehet unter Segel.
> Außen am Strande das Volk.
> „Setzt das Segel um.
> „Scheitern wir nicht an der Riff!"
> Land aus der Ansicht verloren!
> Ebbe! Ebbe!
> Wongusagelig :|:
>
> Und es erschallet der Machtruf:
> „Die Schiffe zusammengehalten!
> „Es schlägt die Welle wohl ein!
> „Am Schiff vorn, steure! steure! steure!
> steure! steure! steure!
> „Reißet hinein uns die Fluth!"

Das Lied besteht lediglich aus den bei der Schifffahrt gewöhnlichen Ausrufungen, theils den befehlenden des Führers, theils denen, welche das Gefühl der Schiffer, vielleicht auch den Klang des Ru= derschlages u. s. w. nachahmend ausdrücken. Hierzu kommt aber

die bestimmte historische Notiz, wann dieser Ausruf stattgefunden hat. Es war, als

Wongusagelig.
Gehet unter Segel.

In dieser historischen Erwähnung liegt das Medium, welches die Lyrik des Liedes mit dem epischen Elemente der Erzählung in Verbindung setzt. Vielleicht geht, wenn weder Wongusagelig noch einer seiner Zeitgenossen mehr lebt, das ganze seiner Schifffahrt zu Ehren gesungene Lied mit dem Gedächtniß an diese Begebenheit, selbst bei dem Bildungszustande der Südsee-Insulaner, unter: denn schon vor dem Häuptling Wongusagelig mögen Andere ähnliche Seezüge unternommen und ähnliche Gesänge mögen sie gefeiert haben, aber beider Gedächtniß ist verschwunden. Sollte dagegen bei einem organisch sich entwickelnden Volke nicht der Enkel, wenn er das Lied beim Schiffen von den Aeltern singen hört, fragen: wer Wongusagelig war? was dies für eine Fahrt gewesen? Sollte er nicht, wenn er selbst die wohlbekannte Melodie nachsingt, mehr erläuternde Umstände hinzufügen und die vorerwähnte Notiz über den Seezug in das Lied selbst erzählend einschalten? So dürfte das Lied zur Erzählung werden.

Eine der interessantesten Bemerkungen, welche Herr von Chamisso mittheilt, ist gewiß folgende. Als die Seefahrer nach geraumer Zwischenzeit nach Radack zurückkehrten, sangen die Frauen ihnen während ihrer Abwesenheit gedichtete Lieder vor, in welchen die Namen der Reisenden der Erinnerung geweiht waren. Auch sang ihnen ihr Freund Kadu Lieder vor, deren eines in der Sprache von Ulea die Namen Samuel, Bormann und Louis verherrlichte. Wie sie späterhin bestimmt erfuhren, waren die drei Capitaine, Samuel Willams Boll, Thomas Bormann und Don Louis de Torres, die ersten Europäer gewesen, welche zu freundschaftlichem Verkehre die Insel Ulea, die nach der Zeit unbesucht geblieben war, betreten hatten. In dem Liede wurde die Insel Guajan, von wo die Europäer gekommen und wohin schon früher Uleaten geschifft oder verschlagen waren, als ein großes Land gepriesen, wo Rinder, Eisen und Reichthümer im Ueberfluß wären und wohin der König Toua selbst eine Reise gemacht, von welcher er drei Kanonenkugeln heimgebracht hätte. Alle diese Umstände bestätigten sich nachher.

So erfuhren die Reisenden nach genauerer Bekanntschaft mit den friedlichen und armen Bewohnern der radackschen Inseln, daß sie unzählige Sprüche in Liederform auswendig wußten, vermittelst deren sie das Gedächtniß ihnen merkwürdiger Momente und Namen aufbewahrten. Wenige dieser in die wohlklingendsten Me-

lodien gebrachten Sprüche waren indessen inhaltreicher, als der folgende, welcher das Gedächtniß an Herrn von Chamisso selbst erhalten sollte.

Der die geschälte Kokos ißt,
Chamisso!
Der die geschälte Kokos trinkt,
Chamisso!

Man sieht, daß auch diese erste Form der Geschichte oder des Mediums der Auferhaltung des Gedächtnisses an die Begebenheiten der Vorwelt nur im Gesange erscheint. Der angeführte Spruch ist ein Bild, welches, oft vorkommend, keine besondere Handlung des Besungenen preiset. Er ist somit nicht episch, nicht erzählend, sondern vermittelst des Gesanges rein lyrisch.

Uebrigens kann man selbst nicht einmal annehmen, daß die hervorgehobenen Lieder, welche Namen „ Erinnerungen und somit einen Uebergang zum Epischen enthalten, die allerfrühesten Ergüsse des poetischen Sinnes dieser Insulaner gewesen sind. Unser Gewährsmann behauptet, daß alle diese Sprüche, welche er bei den gesitteten und sanften Radackern gehört, nicht erst durch den Gesang oder den Tanz zu Liedern geworden wären, sondern an sich schon, wiewohl ohne Vermittelung von Reimen, Assonanzen oder Alliterationen, einen bestimmten Rhythmus gehabt hätten; obschon er nicht zu behaupten wagt, daß ein geregeltes Versmaas darin zu finden sey. Dagegen sangen benachbarte Insulaner, die auf einer niedrigern Stufe der Ausbildung standen, auch Lieder, welche aber diesen Namen zugleich mit dem Rhythmus nur durch den Gesang oder gar erst durch den wilden Tanz gewannen. Einige unterschieden sich kaum von wildem Geschrei.

Die Bewohner von Radack und den benachbarten Carolinen gehörten weder zu von Natur verderbten und sittenlosen Stämmen, noch waren sie zurückgeblieben in der ihnen möglichen Ausbildung; im Gegentheil trieben sie alle Künste, zu welchen die ärmliche Natur ihrer Koralleninseln ihnen die Mittel darbot. Sie waren sanft, gelehrig, achteten das Eigenthum, die Todten und waren gastfreundlich gegen die Fremden, auch ohne Rücksicht auf Gewinn. Ihre ausgebreitete Schifffahrt erregt Bewunderung, und die Mährchen von der Gottheit, freilich nur gebildet nach den dürftigen Begriffen der Herrlichkeit, welche die Spuren der Armuth der sie umgebenden Erscheinungen an sich tragen, sind dennoch zart und zuweilen sinnig. Dennoch leben diese glücklichen Völker nur dem Momente, die Aussicht in die Zukunft ist noch sehr dunkel, die Vergangenheit ist ihnen aber ganz entschwunden, und die angeführten Denksprüche retten nur Trümmer aus der Vorzeit. Der Genuß des Augenblicks con-

centrirt sich im Gesange, und das Lied, die erste Form, in welche der freie Gesang gefesselt worden, ist die höchste Poesie auch der am meisten gebildeten Völker dieser Regionen. — So finden sich desgleichen auf allen malayischen Inseln und unter den jetzt fast cultivirten Sandwich-Insulanern die schönsten Poesien, nirgends aber ein historischer Kern.

Wie sehr hierdurch auch im Wege der Erfahrung unser aufgeführter Satz unterstützt wird, so werden doch viele, welche die Grundverschiedenheit der Menschenracen behaupten, das von den Insulanern der Südsee entnommene Beispiel nicht gelten lassen. Ihr Satz heißt: Was hinderte jene Stämme, sich eben so geistig zu entwickeln, als die edlere caucasische Race? Ihre dürftige Natur war die alleinige Ursach, welche sie in den vielen tausend Jahren keine höhere Stufe der Ausbildung erreichen ließ, als die, auf welcher unsere Entdecker sie auffanden. Deshalb darf von ihnen nie auf den Europäer geschlossen werden. — Ref. will die Grundverschiedenheit der Menschenracen einräumen, behauptet aber, daß die Poesie ein eben so allgemeines Himmelsgut sey, als die Religion. Ohne Spuren von Beiden ist kein Volksstamm, er sey in noch so rohem Zustande, gefunden worden. Wenn auch nach den verschiedenen Traditionen der Völker im Uranfange kein barbarischer, sondern ein glücklicher Zustand gewesen, so sprechen doch zugleich alle diese Traditionen von dem mehr oder minder schnellen Untergange dieses paradiesischen Lebens und von dem Eintritt des ehernen oder bleiernen Zeitalters, wo die rohe Kraft gewaltet hat. Erst in diesem beginnt die Geschichte und erst in diesem können wir nach der Wurzel unserer Poesie suchen. Wenn somit der Uranfang aller Poesie in dem Zustande der Uncultur der Völker zu finden ist und die meisten alten Lieder auf solche rohe Kraft deuten, weshalb sollte man nicht annehmen, daß bei allen Nationen der Keim der Poesie auf gleiche Weise emporgeschossen sey? Wird uns nicht auch von den meisten europäischen Nationen berichtet, daß sie im Zustande ihrer Rohheit Kriegslieder zur Befeuerung des Muthes gesungen haben? Dichtete nicht der verbannte Ovid den barbarischen Anwohnern des schwarzen Meeres zu ihrem großen Entzücken Kriegslieder? — Deutet nicht selbst die Erscheinung des Orpheus, Linus, Musäus auf das musikalisch-lyrische uranfängliche Auftreten der Poesie in Hellas? — Wohl rief man auch in den Kriegsgesängen die Geister der Vorfahren an, erinnerte sich dabei ihrer großen Thaten: immer aber war es zuerst Gesang, ein begeisterter Aufruf, ein Preislied, und erst weit später wurde, wie es die epische Natur verlangt, ruhig die Geschichte der Vorwelt erzählt.

Man wird mich nicht falsch verstanden haben, wenn ich im Lyrischen den Anfang der Poesie suchte. Die Lyrik ist vielleicht zu-

gleich die höchste Poesie. Pindar's Oden und die Psalmen, welche Jehova's Allmacht preisen, sind nicht Dichtungen, welche im ersten Culturzustande eines Volkes ertönen können, obgleich sie rein lyrisch sind. Ehe sich der Sinn des Menschen zu solcher großartigen Begeisterung emporschwingen kann, sind viele Stufengrade geistiger Ausbildung nöthig. Die Begeisterung für die Gottheit, für das Edle, für die Größe der Nebenmenschen liegt weit entfernt von der ersten Betrachtung des Naturmenschen. Dieser jauchzt auf bei dem Glücke, welches ihm oder den zunächst um ihn Stehenden begegnet; Schmerz und Leid gewinnen Worte, die Worte gehen von Mund zu Munde, und aus den Worten wird das einfache Lied.

Aber die Lyrik konnte bei einem fortschreitenden Volke nicht lange die alleinige Repräsentantin der Poesie bleiben. In unserer eigenen Beweisführung gaben wir Belege, daß und wie in dem Gesange des Liedes das epische Element Eingang fand. Das Epos in seiner ursprünglichen Bedeutung ist die Erzählung der Vergangenheit. — Wie aber erschien zuerst das Epos? Trat ein Homer oder Herodot plötzlich unter der Menge auf und erzählte mit voller Ruhe, was die Heroen vollbrachten? Gewiß nicht. Eine so ruhige, plastische Darstellung kann nur in der Zeit einer größern Ausbildung, einer Zeit, welche über die erste Sturm- und Drangperiode des jugendlichen Volkes hinaus liegt, zu Tage gefördert werden. — Das epische Element trat, wie wir sahen, im Liede hervor, aber lange Zeit ging es Hand in Hand mit dem lyrischen. Das Lied besang die Begebenheiten lange zuvor, ehe sie erzählt wurden.

Daß die Poesie weit vor dem, was wir Prosa nennen, in den Völkern gelebt habe, ist ausgemacht. Wie aber tritt diese Prosa zuerst auf? — Ueberall als Geschichte, als Berichterstatterin über die Thaten der Vorwelt. Wie aber gab sich die Geschichte kund, ehe die Schrift erfunden war? — Sie ging von Mund zu Munde. Aber nicht in Erzählungen. Die wären bald ohne äußern Reiz auf die rohe Sinnlichkeit der Völker im Munde erstorben. Die Form mußte ihnen Reiz und zugleich — Festigkeit geben, weil die freie Erzählung, wenn sie fort und fort umherwandelt, bald zum Mährchen wird. Die erste Form der Geschichte war die Dichtung. Das Lied, in seinen immer bestimmter werdenden Typen, ging von Mund zu Munde, mit minderer Gefahr der Zusätze und Veränderungen, da Melodie, Reim oder Rhythmus die ursprünglichen Worte beizubehalten zwangen.

Das von Herrn von Chamisso mitgetheilte Beispiel ist vielleicht eins der merkwürdigsten Belege zur Geschichte „der Entstehung der

epischen Poesie." Wir, bei denen das Volkslied fast ganz erstorben ist, können uns die traditionelle Poesie nicht anders denken, als daß die That der Vorzeit, erst wenn sie nach Verlauf geraumer Zeit eine Beimischung des Wunderbaren gewonnen hat, in das erzählende Lied aufgenommen wird, nicht sowohl der Erhaltung ihres Andenkens, als des poetischen Zaubers wegen, in welchem sie dem Dichter erscheint, oder in welchem seine Phantasie den Hörern sie vortragen will. — Hier sahen wir die Ankunft der Europäer schon nach Monatsfrist traditionell werden. Es scheint daher der erste Anklang der epischen Poesie durch ein doppeltes Bedürfniß aus der Kindheit eines Volks hervorgelockt zu werden. Zuerst treibt das Bedürfniß der Erhaltung des Angedenkens, dann drängt der angeborne poetische Trieb.

Solche Lieder, wie der Gesang zur Erhaltung des Angedenkens an Herrn von Chamisso, sind weiter nichts, als versificirte oder auf andere Weise in Rhythmus gebrachte Sprüche:

Der die geschälte Kokos ißt,
Chamisso!
Der die geschälte Kokos trinkt,
Chamisso!

Aehnliche dürfte der Antiquar in der ersten Culturstufe eines jeden Volkes auffinden. Was werden die Runensprüche, was alle Zaubersprüche, welche vom weisen Meister dem Schüler als Geheimniß vertraut wurden, anders gewesen seyn, als — rhythmische Sätze — Verse, welche das Andenken der Vorzeit oder einer in derselben aufgefundenen Wahrheit erhalten sollten? — Diese erblichen Sprüche waren das Surrogat der Geschichtsbeschreibung. — Geschichte und Poesie waren uranfänglich eins; erst mit der Ausbreitung der Schrift trennten sich beide. Und doch sind sie noch immer so nahe verwandt, wenn man auf beider Wesen zurückblickt.

Je mehr jene Lieder sich der bildlichen Darstellung des Geschehenen, jene gesungenen Sprüche der Erzählung näherten, um so mehr trat das epische Element hervor. Wenn wir sagten, daß die Lyrik diesem vorangegangen sey, so müssen wir auch zugestehen, daß sie nicht lange allein dagestanden hat; bald reichte ihr das Epische die Hand, aber es dauerte nicht lange, so trat das letztere schon kräftig und vorherrschend auf. Das Lied, welches eine That erzählte oder einzelne Bilder der als bekannt vorausgesetzten That abrißweise aufführte, ward das, was wir Ballade nennen wollen, ohne uns über den Namen jetzt weitläufiger auszulassen. Auch die Ballade — die erste selbständige Gestaltung des Epischen — lebte lange vor der Schrift, sie lebte schon in der frühesten Kindheit des

Volkes und diente zur Erhaltung des Angedenkens an die Vorzeit. Von den angeführten Sprüchen sind uns wenig oder keine aufbehalten, auch die ursprünglichen Balladen dürften wir selten in ihrer Urgestalt sehen; erst vielleicht in der zehnten Umschmelzung erblicken wir sie in den geheiligten Epopöen. Es wäre thöricht, bei allen Völkern ganz denselben Gang anzunehmen und von der speciellen Ausbildung des einen Stammes auf die andern zu folgern. Bei den einen waltete immer das freie Lied vor, bei dem finstern Charakter der andern lebte die Geschichte nur in den Sprüchen der Priester, bei den dritten gewann die Erzählung bald eine bildliche Gestaltung, bei allen aber lebte die Geschichte in der Poesie, sobald sie sich nur hinausgeschwungen aus dem ersten Zustande thierischer Rohheit. Auf dieser Stufe sahen wir die Bewohner der Carolinen, und ihre der Erhaltung des geschichtlichen Andenkens gewidmeten Sprüche und Lieder waren noch nicht zu Balladen geworden. Bei wenigen Völkern dürfte die Ballade so den Mangel der Geschichte ersetzt haben, als bei den Spaniern, über deren Helden Lord Byron so trefflich sagt:

's ist die Romanze, so die That erzählt! —
Sieh'! dies ist des Heroen herrlich Loos:
Wenn Stein verwittert, das Gedächtniß fehlt,
Lebt all sein Ruhm im Lied des Bauern blos.
Stolz! neige dich zu deiner Herkunft Schoos:
Zu einem Sang verschrumpft des Helden Streben!
Erhält dich Denkmal, Buch und Pfeiler groß?
Der niedern Sage dankst du nur dein Leben,
Wenn dich Geschichte nicht und Schmeichler mehr erheben.

Was ist nun aber diese erste episch-lyrische Erscheinung, welche wir kurzweg Ballade nannten und deren Entstehung wir zu erörtern versuchten? — Wir wollen mit der lexicalischen Erklärung anfangen! Die verschiedenen Ausdrücke, welche sich für den Begriff finden, sind: Ballade, Romanze und Rondelet.

Ballade (sagt Ebers in seinem Wörterbuche der englischen Sprache sehr kurz ab), ballad ist ein Gassenlied, ein Lied, eine Art französischer Verse; to ballad heißt nach ihm Lieder machen oder singen und ballad singer, einer, der Gassenlieder singt, der auf der Straße singt.

Nach des Abbé Gattel Nouveau dictionnaire espagnol et françois etc. ist une ballade „composicion de poesia francesa, que se dividia en coplas con un mismo estribillo," (eine französische Versart, bestehend aus Couplets mit einem Refrain). Ein altes französisch-deutsches Lexicon erklärt: Bal-

lade; eine Art alt-französischer Verse, etwa von drei Strophen, jede von acht oder zehn Versen, deren letzter Vers allezeit einerlei ist, und bleiben immer einerlei Reimsylben von zwei, drei oder vier Reimen.

Romanze ist (nach Ebers) a Spanish Ballad, a sort of Poesy in short Verses, containing some ancient story (eine Art Dichtung in kurzen Versen, irgend eine alte Geschichte erzählend), oder anderwärts ist nach ihm romance 1) eine erdichtete Liebes- oder Heldengeschichte, eine kriegerische Begebenheit aus den mittlern Zeiten; 2) eine Lüge, Erdichtung, und to romance erdichten, lügen.

Nach Gattel ist Romance „cierta composicion de versos!“ oder la lengua Romana antigua, algo corrompida, sea en Frances, sea en Castellano.

Nach dem französischen Wörterbuche: die römische verdorbene Sprache in Frankreich, Spanien u. s. w., item ein spanisch klein Heldengedicht.

Von Rondelet (roundelay) sagt uns Ebers: „ist eine altfranzösische Versart“; und das französische Lexicon „eine spanische Reimart, so bei dem Tanz gesungen wird.“

Es würde leicht seyn, noch viele dergleichen vage Erklärungen aufzufinden, sie würden aber zu nichts weiter führen, als zu dem Schlusse, daß es noch keine Stereotypenerklärung für das alte Volkslied gibt. Unten werden wir noch einmal bei der Sonderung der Balladen auf jene Erklärungen zurückkommen; hier entnehmen wir nur so viel aus den vagen Umschreibungen zur ersten Feststellung des Begriffes Ballade, ohne auf die Form zu sehen:

1) Die Ballade wird gesungen — auf der Gasse in unsern Zeiten — in der Vorzeit in Schlössern und Königspalästen;

2) sie erzählt irgend eine alte Geschichte.

Hier haben wir die Hauptelemente. — Die Ballade ist die Erzählung einer alten Geschichte. Sie berichtet die Begebenheiten der Vorzeit. Für unsere Zeit ist leider diese Definition richtig. Die Balladen, welche bei uns lebendig sind, erzählen nur alte Geschichten. Es war aber nicht immer so. Die heidnische Vorwelt des Nordens hatte, wie das christliche Mittelalter, ihre Barden und Sänger, welche auch die Thaten der Gegenwart, oder der jüngsten Vergangenheit in Liedern feierten. Ganz ist auch bei uns das erzählende Volkslied nicht ausgestorben. In England wenigstens lebt noch immer die Ballade, wenn auch mit weit geringerer Beimischung wahrer Poesie, im gemeinen Volke fort. Wie auch in unsern nächsten Umgebungen noch zuweilen ein Funke dieser Volkspoesie sich lebendig zeige, darauf werden wir weiter unten noch einmal zurückkommen.

Die Ballade ist aber immer noch nicht rein episch geworden; es ist keine rein objective Darstellung der Begebenheiten, die Lyrik lebt noch darin. Die Ballade ist noch Lied, sie muß noch können

gesungen werden. Nicht mit Unrecht sagt daher Percy in den Reliques of ancient English Poetry: er habe seine größtentheils aus Balladen bestehenden Mittheilungen aus der lyrischen Gattung erwählt; und auch Eschenburg ist nichts vorzuwerfen, wenn er in der Beispielsammlung die Balladen und Romanzen unter den lyrischen Poesien aufführt. Auch die der Erinnerung merkwürdiger Begebenheiten gewidmeten Balladen wurden nur gedichtet, um gesungen zu werden. Erst in den spätesten Zeiten schrieb man sie nieder, in der Absicht, sie dem Drucke zu vertrauen. Dies konnten aber nicht mehr die einfachen Volkslieder seyn, deren Bedeutung und Zweck es war, von Mund zu Munde forterbend, auch des Enkels schlichten Begriffen das anschaulich zu machen, was der Großvater mit eignen Augen erlebt hatte. Sobald der kunstgerechte Dichter jene Bedeutung der Ballade aus den Augen verlor, nach welcher sie nur das ausspricht, was in den Begriffen des Volkes lebt oder leben kann, und nur das vormalt, was das Volk gesehen hat, oder sehen kann, mußte auch das Wesen der Ballade verloren gehen, und Thor und Thür war der Unnatur geöffnet, welche aus dieser Dichtung durch Prunk in der Schilderung, Einverwebung philosophischer Wahrheiten u. s. w., wer weiß welche Gattung der Poesie, nur keine Ballade in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes hervorbrachte. — Noch in einer andern Beziehung als der des gesungenen Liedes, hat die Ballade lyrische Elemente in sich. Wir haben erwähnt, daß die Ballade auch die Gegenwart oder die jüngst vergangene Zeit herrühren könne. Es mögen die Balladen dieser Art vielleicht die frühsten gewesen seyn. An den Trümmern des eben zerstörten Schlosses, auf dem Schlachtfelde, wo noch nicht die Spuren der Zerstörung verwischt waren, stand ein Minstrel und sang den um ihn stehenden Landleuten von der vergangenen Herrlichkeit, von dem vorübergegangenen Schrecken. Allen seinen Hörern war die Begebenheit sowohl als dem Sänger selbst bekannt, er brauchte die Geschichte deshalb nicht in ihrem ganzen Zusammenhange zu erzählen, sondern nur Momente daraus den Sinnen der Zuhörer zurückzurufen, indem er einzelne Bilder lebendig hinmalte, oder seinen Gefühlen mit leisen Andeutungen auf andere wohlbekannte Momente Worte gab. Indem er malte, klagte und jauchzte, zwang er die Hörer zu gleicher Theilnahme. Diese der Ballade nicht abzusprechende ganz lyrische Seite stellt sie in nahe Verwandtschaft mit der ausgebildetsten Gattung der lyrischen Poesie, mit der Ode. Auch der Odendichter setzt voraus, daß der von ihm gepriesene Gegenstand dem Leser bekannt sey, und er hebt mit subjectiver Anschauung die einzelnen Eigenschaften desselben heraus.

Um mit wenigen Worten den historischen Standpunct der Ballade anzugeben, sagen wir: Die Ballade steht zwischen dem

freien Liede und dem Epos mitten inne. Sie ist mit beiden nahe verwandt, indem sie die Tochter des Liedes war und die Mutter des Epos ward. Nach diesem Verwandtschaftsverhältniß muß man die reichen Erscheinungen der Ballade eintheilen, und jeder Dichter sollte diese Grenzen, wenn er sich zutraut Balladen zu erschaffen, immer vor Augen haben.

Wie aus dem Liede die Ballade entstehen konnte, haben wir bisher zu zeigen versucht; die strengen Grenzen anzugeben, ist unmöglich. So wie historisch sich das epische Element mit dem ursprünglich lyrischen allmälig verband, so ist auch in der Erscheinung der Uebergang vom Liede zur Ballade nicht streng bezeichnet. Die Ballade galt in Deutschland, wo überhaupt der Name erst spät Eingang fand, noch immer als Lied, weil sie gesungen wurde, und Büsching und Hagen haben in ihrer Sammlung „Deutscher Volkslieder" auch Balladen ohne weitere Unterscheidung aufgenommen. Es wäre vielleicht auch nicht unersprießlich gewesen, wenn der Deutsche fortwährend nur den Namen des Liedes vor Augen gehabt hätte. Alsdann würden unsere ausgezeichneten Dichter, eingedenk, daß das Lied müsse gesungen worden, nicht auf den Abweg gerathen seyn, poetische Compositionen, wo der Reichthum an Begebenheiten, die Masse der Schilderungen, die Inhaltsschwere der Gedanken und Worte, und die Künstlichkeit der Verse schon beim Lesen das Verständniß erschweren, die Möglichkeit sie zu singen aber ganz ausschließen, — Balladen zu nennen. Wer könnte z. B. Schiller's Taucher, in dem angeführten Sinne eine Ballade nennen? Dagegen sind die Balladen und Romanzen der Engländer und Spanier, auch aus den spätern Zeiten, immer im Rhythmus des Liedes gedichtet, wenn auch andere Umstände vielleicht den Gesang ausschließen. Auf jeden Fall wird der Dichter, welcher die historische Bedeutung der Ballade, nach welcher sie nur als Lied auftreten kann, vor Augen hat, den Hauptanforderungen an eine wahre Ballade genügen, — er wird die Einfalt ehren.

Die Ballade ist aber auch die Mutter des Epos. — Mögen auch die, welche schmerzlich die geniale Wegleugnung des einen Sängers Homeros empfinden, immer beweisen, daß unsere Ilias, wie wir sie vor uns sehen, von einem Dichter herrühre und nicht von dreißig Homeriden, so werden sie doch nie beweisen, daß ein Geist die ganze große Dichtung erschaffen habe. Solcher Reichthum, solche Ausbildung trat nicht wie der Deus ex machina im Kindesalter einer Nation urplötzlich in einem Individuum hervor. Je weiter wir der Entstehung der meisten berühmten Epopöen nachforschen, finden wir, daß ein genialer Geist nur mit den vorhandenen Elementen das große Gebäude aufgeführt hat. Anderwärts sehen wir große Massen epischen Stoffes, welche sich dem

Nationalepos genähert haben, aber, weil die Volkspoesie erstorben war, ehe die Massen sich verbinden konnten, im Werden stehen geblieben sind. — Lassen wir die Bücher Moses als Epos gelten, haben nicht die einzelnen Sagen der Genesis lange vor der schriftlichen Aufzeichnung im israelitischen Volke gelebt? — Zwar können wir nicht mit Bestimmtheit die einzelnen Volkslieder und Erzählungen aufweisen, aus welchen das große Nationalepos der Nibelungen entstanden ist: aber wer wollte das Vorhandenseyn des Stoffes, aus welchem der letzte Componist schöpfte, wegleugnen, wenn er den Wiederklang der nibelung'schen Mythen in den vielen Nationaldichtungen des Mittelalters wiederfindet? — Ist nicht vor ganz kurzem noch durch Wilhelm Müller, Valentin Schmidt und Andere dargethan, daß selbst Ariosto's rasender Roland nicht allein nach den Fabeln des Bojardo, sondern vermittelst desselben aus den Fabelballaden der verschiedensten improvisirenden Bänkelsänger und aus frühern Epikern, vielleicht nur mit ironischer Auffassung, zusammengesetzt sey? — Zu den nördlichen Germanen kam zu schnell südliche Bildung und der Einfluß fremder Cultur, so daß die isländischen Göttersagen sich zu keinem großen Epos mehr gestalten konnten, obgleich die meisten Balladen schon zusammengeschmolzen waren. — Auf ähnlichem Standpuncte mögen die ossian'schen Gesänge stehen geblieben seyn, an deren Echtheit der Referent insofern glaubt, daß sie nicht das Machwerk des Kritikers Macpherson, sondern ihrem Kerne nach wirklich aus dem Munde der Barden des schottischen Hochlandes hervorgegangen sind.

Der Schleier des mythischen Alterthums ruht über den Begebenheiten des trojanischen Krieges. Aber so gut die ersten Großthaten des hellenischen Volkes den Dichter des romantisch christlichen Mittelalters zur Besingung jenes Krieges begeistern konnten, um so mehr mußten die Trümmer einer mächtigen Stadt, die Gefilde Troja's, die Berge, die Bäche und Meeresgestade, an welchen Trojaner und Griechen nach der von Munde zu Munde gehenden Ueberlieferung sollten gefochten haben, die in glücklicher Freiheit lebenden Bewohner jener Gegenden zum Gesange anfeuern. Ref. kann nie ohne innere Bewegung, ohne lebendige Anschauung der vergangenen Herrlichkeit die zwei einfachen Schlußverse eines Liedes unsers alten Balde lesen:

Ubi steterunt Pergama,
Nunc fluctuant aristae *).

---

*) In einer altenglischen Ballade findet sich dasselbe Bild:
Wast lye those walls, that were so good,
And corn now grows where Troye towne stood.
The wandering prince of Troy.

Wie viel lebendiger muß die Erinnerung, um wie viel inniger die Theilnahme der regsamen jonischen Griechen gewesen seyn, die jene ruhigen Aehrenfelder mit leiblichen Augen vor sich sahen, und die durch ihre Väter von der Herrlichkeit der Königsstadt, bei deren Zerstörung sie selbst vielleicht thätig gewesen waren, gehört hatten! Der glückliche Himmelsstrich, der freie Verkehr mit den Schatzgruben des Orients und den hellenischen Inselstaaten, und der daraus entspringende freie Sinn bei der Freiheit von Nahrungssorgen, mußte auch die Gemüther dieser bildsamen Stämme der Poesie zuwenden. Trotz der Klarheit des Himmels, der ruhigen Meereswogen und wie weit auch das freie Auge vom Berge Ida herab den classischen Boden betrachten mochte, eine solche Klarheit konnte der Geist auch des hochbegabtesten Sängers in jenem Bildungsstande nicht gewonnen haben, um den Reichthum aller mythischen und historischen Erscheinungen des ganzen trojanischen Krieges so zu übersehen, um sie zu einem großen Epos zu gestalten. Nur von Nichtdichtern geht die Erklärung der Poesie aus, nach welcher dem Poeten mit Einem Male, wie durch einen elektrischen Schlag, das ganze große Gemälde seiner Dichtung mit allen Nebenzügen vor Augen stehen soll. Es ist erwiesen, daß auch bei den genialsten Dichtern dies nicht der Fall gewesen, daß sie im Gegentheil von der poetischen Anschauung der einen Erscheinung gebaut, und erst auf der letzten Sprosse dieser geistigen Leiter einen ganz freien Ueberblick gewonnen haben. Je größer der Reichthum der vor dem Dichter liegenden Massen ist, um so schwieriger wird der Ueberblick; wie es ja auch auf dem höchsten europäischen Gebirge, den Alpen, am schwierigsten ist, den höchsten Punct zu finden, um den Ueberblick über die ganze Kette zu gewinnen. Die poetische An- und Unterordnung der historischen Massen, oft der Prüfstein des wahren Dichters, scheint nur dem Blicke des Uneingeweihten eine geringe Arbeit.

Auch der freieste Geist jener glücklichen, aber doch nur auf der ersten Stufe geistiger Ausbildung stehenden Jonier, konnte nicht die große Iliade erschaffen. Des Menschen, und besonders des Dichters Geist ist an der einzelnen Erscheinung gefesselt; erst sehr langsam arbeitet er sich empor, um den Ueberblick aller Erscheinungen zu gewinnen, und sie dann in sich zu ordnen und Betrachtungen anzustellen. Die Sage ging durch das Land und machte Berg und Thal und Klippe heilig, weil Thaten hier vollbracht waren. Der einzelne Rhapsode stand am Meergestade und, während die Wogen am Felsen brandeten, sah er Thetis aus dem Schaume erstehen und mit dem Sohne reden. Der andere sah Gewitterwolken den Gipfel des Ida umhüllen und sang von den Göttern des Olympes. Ein dritter wohnte am Scamander, und während der Fluß, vom Winde bewegt, zwischen dem geworfenen Binsengestade

daherrauschte, erblickte er die hingewürgten Troer von den Wellen getragen. So gingen die Rhapsodieen von Mund zu Mund, sowohl die, welche die natürlichen Thaten der Heroen wiedererzählten, als auch die gleich anfangs in den Schleier des Wunderbaren verhüllten; nur mit dem Unterschiede, daß jene mit der Zeit, welche die Geschichte durch die Entfernung immer wunderbarer werden ließ, auch selbst sich mehr der Mythe nähern mußten. In dem geselligen, handeltreibenden Jonien war die Mittheilung leicht, wie es ja noch ein Charakterzug der heutigen entarteten Griechen ist, daß die Nachrichten schneller wie Gedanken sich verbreiten und in dem schnellen Fortlaufe größer werden als die herabstürzende Lavine *). Die Rhapsodieen wurden bald ein Gemeingut aller ionischen, später auch der Griechen des Festlandes. Durch den beständigen Verkehr hatte die Sprache einen großen Reichthum, eine ungemeine Weichheit erhalten; es war daher natürlich, daß jeder, auf den die Rhapsodie durch Ueberlieferung kam, sie beim Vortrage in seine weiter ausgebildete Sprache übersetzte. Eben so muß man annehmen, daß der Kundige sie in Einklang mit den andern Gesängen zu bringen strebte, und sich daher Abänderungen erlaubte, welche leicht möglich waren, so lange das Gedicht noch nicht durch die Schrift eine feste Gestalt gewonnen hatte.

Nur auf solche ausgesprochne Sagen, auf solche allmälige Abrundung der Gesänge von den Heldenthaten einer glorreichen Vorzeit konnte in jener ersten Bildungsperiode ein solches großes Nationalepos, als die Iliade, welche in jedem ihrer einzelnen Theile gleiche Kraft, Leben und kindliche Einfalt verräth, gebaut werden. Wie die Iliade zusammengesetzt ist? welches die einzelnen Rapsodieen sind? und ob Lykurg, Pisistratos, oder aber die Alexandriner das Meiste zur Verschmelzung der einzelnen epischen Stoffe mögen gethan haben? ist für uns hier gleichgültig. Eben so wenig wollen wir in den einzelnen Versen des großen Epos die heraussuchen, welche einst dem Volksliede angehörten. Hundertfältig mögen die alten Rondelets umgeschmolzen seyn, ehe sie zu den tönenden Hexametern wurden, welche wir in der Iliade bewundern: aber daß sowohl ihre Elemente, als die der fabelreichen Odyssee, Volksballaden gewesen sind, und daß keine Ilias ohne das Medium derselben hätte aus der Phantasie eines Dichters, gleich der geharnischten Pallas Athene, emporsteigen können, daran werden die spätern Generationen nicht mehr zweifeln, wenn sie neben Wolfs scharfsinnigen Beweisen das Wesen der wahren Volkspoesie erkannt haben.

Einige Freunde Homer's sehen die Wegleugnung der Existenz

*) Siehe Lieber's Tagebuch seines Aufenthaltes in Griechenland. Leipzig, Brockhaus.

des einen Schöpfers als eine Entwürdigung der großen Dichtung an. Ihnen würde die Iliade weniger werth seyn, wenn sie nicht aus einem Guß des Genius entstanden, sondern aus hundert Liedern der Bänkelsänger zusammengeleimt wäre. Kann ihnen aber nicht das Daseyn der Iliade genügen, wenn sie auch nicht die einfältige Schönheit der Volkspoesie anerkennen wollen? — Was ist die Poesie anders, als der Ausspruch der Gedanken und Bilder, welche im Dichter leben? — In der Kindheit eines Volkes leben nur wenige, einfache Gedanken; Gedanken, die nur das Nächste berühren, und Bilder, wie sie die Natur des Himmelsstriches den Einwohnern darbietet. Aber alles ist Gemeingut. Die Charaktere mögen auch noch so scharf sich sondern, dieselben Motive treiben an, dieselben Zielpuncte stehen fest, beide auf Sinnlichkeit und Bedürfniß basirt, und dieselben Vorstellungen walten vor. Jeder Dichter in jener Zeit ist daher ein Volksdichter, denn er spricht in seinen eigenen Gedanken, Gefühlen und Bildern nur die aus, welche im ganzen Volke leben. Volkspoesie ist also diejenige, welche die Ansichten, Stimmungen und Vorstellungen ausdrückt, welche im Volke leben und die jeder aus dem Volke, wenn der Dichter ihm das Lied mittheilt, begreift, und wo er allenfalls in die Worte ausbricht: so hab' ich's auch gedacht, so hab' ich's auch gesehen! — Unter den ionischen Griechen lebten nicht allein die Bilder vom Untergange Trojas, nicht allein die Worte der Heroen fort, sondern die Sänger des Volks hatten den Bildern schon eine poetische Form gegeben und die Gedanken und überlieferten Worte zu Liedern umgeschaffen. Sollte nun der, welcher alle diese lebendigen Lieder im Geist überschaute und so zusammenfaßte, daß sie einen großen Gesang bildeten, in welchem der erfreute Hellene die Geschichte seiner heiligen Vorzeit lebendig erblickte, — sollte der ein geringerer Dichter seyn, als einer, der, aus der Phantasie geschöpft, eine selbstständige Epopöe gedichtet hat? Diese absolute Erfindungskraft ist überhaupt so zweifelhaft; gewiß aber ist, daß unter den vorhandenen epischen Gedichten diejenigen das dauerndste Interesse, das meiste Leben in sich haben, deren Ursprung man auf Volkspoesie zurückführen kann. Virgil nahm in der Aeneide zwar die dunkeln Mährchen der Vorwelt auf: dennoch war und wurde seine elegante Hofdichtung nirgend anders populär, als beim abgesonderten Gelehrtenstande. Tasso's befreites Jerusalem entstand ebenfalls zu lange Zeit nach den Kreuzzügen und war auch größtentheils aus zu willkürlich Erfundenem zusammengesetzt, als daß es an sich alle Classen des Volkes so hätte bewegen können, wie dies mit Ariosto's Composition, den noch immer lebenden bunten Mährchen, der Fall war. Wie bald waren Petrarca's gelehrte lateinische Epopöen vergessen, und sind es andere Motive, als anfänglich der religiöse Sinn der Zeit,

jetzt nur der englische Nationalstolz, welche Milton's verlornes Paradies noch immer laut preisen lassen? Trotz aller innewohnenden Poesie konnte auch Milton niemals populär werden, da er die lustige und derbe Volkspoesie verachtete und nur aus der Fülle seiner innern Begeisterung und Gelehrsamkeit schöpfen wollte. Wie Viele unter uns mögen Klopstock's Messiade ganz gelesen haben, und was ist das Schicksal der vielen Heldengedichte, welche die neueste Zeit, gleich der Pallas geharnischt, Bände stark entstehen sieht?

Daß in unserer Zeit kein wahres Epos mehr entstehen könne, ist schon oft gesagt. Das heißt nicht, daß keine großen Genien mehr aufstehen sollten, oder daß die Poesie in irgend einer Art erstorben sey. Es bedarf nur einer leisen Erweckung, und der Genius hebt sich empor. Aber kein Genius kann ohne Beihülfe und gleiches Streben seiner Umwelt das zurückzaubern, was nur in frühern Generationen lebte und leben konnte. Aller Wille, alle Kraft reichen nicht hin, eine Periode der Vergangenheit wieder zu erschaffen. Nur für die Zukunft wirkt der Genius; und doch nur dann am einflußreichsten, wenn er auf dem Vorhandenen fortbaut. — Die Volkspoesie ist ausgestorben, wie der Begriff des Volkes selbst schwankt. Unsere Dichtungen sind nur für die Gebildeten, und selbst unter diesen sind der Abstufungen so viele, daß die Niedrigen das nicht verstehen, was für die Hochgebildeten gedichtet ward; und diese oft das nicht lesen mögen, was in den Sphären jener sich bewegt. — Wo keine poetischen Ueberlieferungen der Geschichte mehr bei den Individuen einer Nation leben, wo die große Masse in dumpfer Gleichgültigkeit es den Gelehrten überläßt, die Geschichte in ihre Annalen einzuregistriren, und den Dichtern, das Poetische daraus in Verse aufs Papier zu bringen, — da kann kein Nationalepos mehr erwachsen. Der Dichter dichtet aus sich und aus den schriftlichen Mittheilungen; der Historiker lernt nichts daraus, und dem Volke bleibt das Kunstwerk ganz fremd. So kann das neuere Epos nur für den Gebildeten Interesse, nie aber die berauschende Wirkung auf das Volk haben, welche Homer's Gesänge auf die Hellenen ausübten, die in ihnen die Geschichte ihres Vaterlandes, die höchste Poesie und zugleich sich selbst verehrten: denn aus ihrer Mitte waren die Gesänge hervorgegangen, und jeder betrachtete sie noch immer als sein Eigenthum. — Es ist eine andere Frage, ob nicht dereinst durch die Fortschritte der Bildung bei einer neu geschaffenen Nationalität auch eine neue Volkspoesie erstehen, und dann vielleicht wieder die Zeit des Epos eintreten werde. — Der große Befreiungskrieg war eine Begebenheit, welche den Begriff „Volk" wieder erweckte. Es zeigte sich in Norddeutschland so ziemlich Ein Geist, Eine Ansicht, und dasselbe Interesse vereinigte Gebildete und die niedern Volksclassen. Bei der gleichen Begeisterung

schien es auch, als könne eine Volkspoesie im oben angeführten Sinne wieder entstehen; schon hörte man Lieder von den Großthaten des Marschall Vorwärts, von den Fluchten der Franzosen, Spottgedichte auf Napoleon auf den Gassen von Harfnern singen, und in das lyrische Lied mischte sich das epische Element. Schon hegte Referent die kühne Hoffnung, daß dereinst vielleicht diese Lieder den Stoff zu einem großen nationalen Epos der Deutschen geben könnten: — aber die Zeit ist vorüber, Wenige denken mehr an ihre Großthaten; der Begriff des Volkes ist unter andern Spaltungen, als denen zwischen Gebildeten und Ungebildeten, verschwunden, andere Interessen regieren, und die Bänkelsänger sind mit ihren Liedern vom Feldmarschall Blücher und der Katzbach von den Straßen entwichen.

Aber nicht allen Völkern lächelte das Glück so, wie den Hellenen. Der Fall der heiligen Ilias, das erste große Unternehmen, welches ihre Stämme vereinigt hatte, und an welches die hellenische Geschichte und Poesie sich knüpft, hat bei keiner andern Nation ein Analogon. Wohl geschahen Heldenthaten im Heroenalter eines jeden Volkes: aber sie stehen vereinzelt da, oder gewannen doch nie für die Nachwelt eine dem trojanischen Kriege ähnliche Bedeutung. Gleichergestalt war die Oertlichkeit zur Verschmelzung der epischen Poesie nirgends so günstig, als in den ionischen Küstenländern. Der wenige Verkehr unter den barbarischen Ländern hinderte die Mittheilung, und es fehlte der Vereinigungspunct der Gedanken, da die Sage selbst den getrennten Stämmen keinen solchen historisch darbot. Wohl gab es daher bei allen Völkern Rhapsodieen, gleich denen der ionischen Griechen vom trojanischen Kriege, aber es fehlte der gemeinsame Mittelpunct, um welchen sich diese Rhapsodieen im Kreise hätten bewegen können, und es fehlte die gegenseitige Mittheilung, so daß die Lieder, statt Gemeingut der ganzen Nation zu werden, nur das Eigenthum der einzelnen Stämme verblieben. Wo also Sage und Poesie nicht lebendig im ganzen Volke waren, konnte auch kein Homer aufstehen und der gemeinsamen Dichtung Sprache und die Form des Epos geben. Wohl näherten sich die epischen Volkslieder verschiedener Nationen dem Zustande, wo die Gestaltung eines Nationalepos möglich wird, und wir besitzen angeführtermaßen Epopöen, welche aus den Elementen der Volkspoesie zusammengesetzt sind: es gibt aber nur das eine Nationalepos — die Iliade.

Was die Sage uns von den frühern Großthaten der Griechen berichtet, besteht nur aus Abenteuern der Einzelnen, wie der Argonautenzug und die Abenteuer des Herkules, und ward durch kein Epos gefeiert. Auch die Vorzeit der Römer ist reich an Abenteuern: aber auch hier fehlte eine hervorleuchtende Begebenheit, ein Verei-

nigungspunct der Sagen, welche den verschiedenen Stämmen Italiens anzugehören scheinen, und merkwürdiger Weise sind diese Sagen uns nicht als Volkslieder im poetischen Gewande, sondern als Legenden von spätern Historikern überliefert worden. Reich an Berührung war das wiedererwachte Leben der christlichen Spanier, und alles vereinte sich, um auch durch die Poesie das Andenken ihrer Kämpfe und Abenteuer mit den Saracenen lebendig zu erhalten: aber es waren immer nur tausend einzelne Ritterthaten, kein großes Unternehmen trat aus ihnen hervor, und so konnten auch die Romanzen, welche die einzelnen Großthaten besangen, sich nicht zu einem großen Epos verschmelzen. Inwieweit die größere Erscheinung des Cid auch in der Romanzenpoesie die Abrundung der ihn besingenden Lieder zu einer Art Epos bewirkt habe, werden wir unten noch einmal berühren. Späterhin, als die Poesie aus dem Munde des Volkes in die Hände der ihr geweihten Priester, der Minstrels und Troubadours gerieth, und nunmehr durch die gegenseitigen Mittheilungen der ritterlichen Sängerschulen gewissermaßen eine europäische Ritternationalpoesie entstand, da fanden die einzelnen epischen Lieder auch bald Vereinigungspuncte, wie den König Artus, Karl den Großen; ja die phantasiereichen Dichter verschmähten es nicht, selbst den trojanischen Krieg zum Mittelpunct ihrer Lieder zu wählen, und der Reichthum der einzelnen Gesänge drängte sich zu größern epischen Massen zusammen, obgleich niemals ein Nationalepos entstehen konnte, da die schöne Poesie, welche schon in der Zeit ihrer Blüthe nicht mit vollem Rechte eine nationale genannt werden konnte, in den folgenden rohen Zeiten bald ganz unterging.

Wir haben die historische Entstehung und die historische Bedeutung der Ballade aufgefunden. Sie entstand aus dem Liede und diente dazu, das Gedächtniß der Großthaten und merkwürdigen Begebenheiten jener Zeiten zu erhalten, welche nicht das Mittel der Schrift besaßen, um ihre Gegenwart auch in der Zukunft fortleben zu lassen. Aber auch, nachdem die Schrift erfunden war, und die Schriftsteller einer Nation ihre Jahrbücher führten, lebte die Volksballade fort. Bei den meisten christlichen Völkern trat aber allmälig eine traurige Absonderung zwischen dieser schriftlichen Geschichte und schriftlichen Poesie von der im Munde des Volkes lebenden ein. Da somit auch die Bildung getheilt war, und das niedere Volk nicht gleiche Fortschritte mit dem lesenden Theile der Nation machte, so mußte die Kluft zwischen der sogenannten höheren und der Volkspoesie immer bedeutender werden. Der Abweg für jene war, sich in gelehrte Spitzfindigkeiten zu verlieren und den Gedanken über die bildliche Anschauung vorwalten zu lassen. Diese

mußte, wenn die edleren Theile aus dem Volke ausschieden, sich der Gemeinheit immer mehr hingeben. So zeigten uns die letzten Decennien, bis wir in Deutschland wieder allmälig zur richtigen Würdigung der Volkspoesie gelangt sind, und so zeigen uns größtentheils die kritischen Ansichten unserer cultivirten Nachbarn noch jetzt, wie der göttliche Funken der Poesie verkannt werden könne. — Die wahre Volkspoesie existirt nur so lange, als der Gebildete noch die Lieder des Volkes anerkennt, und der sogenannte gemeine Mann die Poesie der Gebildeten versteht. Je größer die Verschiedenheit zwischen den gegenseitigen Ansichten und Begriffen ist, um so weiter liegt dann die echte Volkspoesie zurück. Es mag kommen, daß eine Nation in beiden Richtungen der Ausbildung so weit vorgeschritten ist, daß sie durchaus nicht mehr ihre Volkspoesie versteht. Beim Bauer in Norddeutschland ist z. B. fast alle Poesie erstorben und er würde, wenn man die Volkslieder, welche seine Vorfahren mit allen Ständen der damaligen Zeit sangen, ihm vorhielte, weder die Gewalt der Worte, noch den Sinn empfinden; und wie viele Gelehrte gab und gibt es nicht noch jetzt, welche verächtlich auf die Einfalt jener Lieder herabsehen, ohne sich die Mühe zu geben, sie verstehen zu lernen? — Jene erwähnte Absonderung trat aber eben so wenig, als die Bildung, in einem bestimmten Zeitpuncte ein. Bei einigen Völkern dauerte die gegenseitige Mittheilung noch lange fort, während bei den andern die schroffe Sonderung schneller eintrat, worauf der Umstand, ob ein Volk an dem öffentlichen Leben Theil nahm, oder auf die häusliche Sorge beschränkt war, keinen geringen Einfluß ausübte. Wie diese Scheidung bei den verschiedenen Nationen allmälig eintrat, ist hier, wo wir nur im Allgemeinen die Trennung der Historie und der Schriftpoesie von der im Munde des ganzen Volkes in der Form von Gesängen lebenden Poesie und Geschichte andeuten mußten, nicht der Ort, und wir kehren zur Ballade zurück.

Womit beschäftigte sich die Ballade, nachdem es genügendere Hülfsmittel gab, das Andenken der Vorwelt aufzubewahren? — Daß sie dessen ungeachtet fortlebte, darüber kann auch, außer daß wir es historisch wissen, kein Zweifel obwalten: denn eben so wenig als die Poesie an sich die Absichtlichkeit verträgt, hatten auch die alten Balladensänger den angedeuteten Zweck, die Geschichte der Vorzeit zu erhalten, bestimmt vor Augen, sondern sie sangen, weil ihr freier Geist sie antrieb, das rhythmisch auszusprechen, was in ihnen oder im ganzen Volke lebte.

Noch immer blieb die Geschichte der Stoff der Balladenpoesie. War es ja sogar auch die Pflicht gewisser Minstrels, die Thaten ihrer Gebieter zu besingen! Aber je weiter ab der Zeitpunct der Dichtung von jenem der That lag, und je häufiger in spätern Zeiten

die Bänkelsänger aus den ununterrichteten Volksclassen waren, oder vor Zuhörern aus denselben sangen, um so mehr wich die poetische Darstellung von der historischen Wahrheit ab. Die Thaten wurden zusammengezogen, um eine gewisse Einheit und Abrundung für das Lied zu gewinnen. Sie wuchsen, und es wurden endlich die der verschiedenen Helden zusammengeschmolzen, und die Ehre des Einen durch den Ruhm vieler Andern vergrößert. Man gedenke des Herkules, dessen eine mythische Heroengestalt aus denen von vielleicht zwölf wirklichen Helden durch die Sage zusammengeformt ist. Aber nicht allein das mythische Alterthum, nicht allein die heidnischen und ersten christlichen Zeiten der germanischen Völker liefern solche Beispiele, sondern auch Perioden, wo die literarische Bildung sich zu entfalten begann. So zeigt Percy, daß in den beiden ältesten historischen Balladen der Engländer, der Chevy chace und dem Field of Otterbume, die gefeierten englischen und schottischen Helden, der Douglas und der Percy, mindestens jeder aus zwei oder drei thatenreichen Männern ihres Stammes zusammengesetzt sind, und daß Anfang und Ausgang jener Balladen verschiedenen Begebenheiten angehören. So charakteristisch und historisch getreu auch manches Einzelne ist, so finden doch die meisten Züge der erwähnten Balladen sich nirgends in der Geschichte vor, und müssen als Zusätze der Dichtung angesehen werden. — Es ist diese Vermischung der Natur auch ganz angemessen. In den rohen Zeiten eines kriegerischen Volkes ist Jedermann tapfer, kühn und verrichtet Thaten, welche, wenn sie einzeln dastehen, hochgefeiert werden, unter der Menge aber in Vergessenheit gerathen, da nur das Außergewöhnliche die Geister fesselt. Wo also in solcher Zeit ein besonders ausgezeichneter Mann sich hervorthut, oder eine außerordentliche Begebenheit sich zuträgt, ist der lichte Punct angegeben, an welchen sich die großen Thaten anreihen können. Eine allgemeine Gleichheit ist an sich problematisch, in den Zeiten der Barbarei aber undenkbar. Die auf irgend eine Art Ausgezeichneten überwältigen die Menge, theils indem sie ihre physischen Herrscher werden, theils indem nur sie geistig fortleben. Der starke Faustkämpfer, der siegreiche Held tritt zuerst auf, er zieht das auf Ruhm und Gewinn begierige Gefolge an sich; was dieses Bedeutendes verrichtet, kommt seinem Ruhme schon in der Gegenwart zu Gute. Die sangreiche Nachkommenschaft eignet ihm aber auch das zu, was von den Thaten minder gerühmter Männer zu ihr gedrungen ist. Gern schmückt jeder den geliebten Helden, den Stammvater. Ist aber das Gedächtniß einer großen That herübergekommen ohne den Namen des Thäters, wem anders schreibt selbst die Kritik die Vaterschaft lieber zu, als dem schon glänzenden Namen aus jener Zeit? Wie viel eher darf man dies von dem kindlichen Sinne

roher Völker erwarten, und es ist ein schöner Zug der unverarteten menschlichen Natur, das, was uns schon ehrenwerth und heilig ist, noch immer würdiger erscheinen zu lassen. So mag der Olymp bevölkert worden seyn von den thatenreichen Göttern, die aus den Sagen aller mit den Hellenen verwandten Stämme zusammengesetzt wurden; so mag Herkules, Theseus, wie wir die Heroen vor uns sehen, so mag jeder Cyklus der mythischen Geschichte seine zweite, die poetische Geburt, gewonnen haben. Die Asen des scandinavischen Nordens, die Paladine aller romantischen Fabelkreise, ja selbst historische Helden, wie der Cid, sind mehr oder minder aus verschiedenen historischen Elementen erst durch die Poesie zur Personeneinheit gelangt. Während der componirende Dichter selbst vielleicht noch in der Zeit sang, wo das Gedächtniß der verschiedenen Gestalten dunkel lebte, so sahen doch seine Zuhörer durch das Medium der Poesie die poetische Wahrheit und Einheit der Gestalt, und die spätern Generationen konnten daran nicht mehr zweifeln, da das Lied, ihr einziger Gewährsmann, nur von dem einen Helden sprach.

Wie die Fama in der Gegenwart die Maus zum Elephanten umzuwandeln vermag, so kann die Tradition noch auf größern Zuwachs Anspruch machen. Nicht allein die wirklich vorhandenen Elemente werden verschmolzen, sondern die von Mund zu Munde gehende Sage vergrößert sich durch sich selbst, durch die Ausschmückung jedes Erzählers, bis endlich vom historischen Factum wenig mehr als der Name übrig bleibt. Wie viel in der Iliade historisch ist, wissen wir nicht: daß aber der größte Theil poetische Fiction sey, unterliegt keinem Zweifel. War einmal auf diese Weise das historische Element beliebig umgewandelt, abgerundet und durch pikante Zusammenstellung das geworden, was man im gemeinen Leben romantisch nennt, was aber in dieser Bedeutung nichts anders ist, als interessant, so konnte es auch nicht fehlen, daß Sänger, welche der Menge gefallen wollten, nach Art derjenigen historischen Balladen, die am meisten die Aufmerksamkeit fesselten, ganz neue Stoffe fingirten. Hier, wo die Geschichte keine Fesseln anlegte, sondern nur als Vorbild diente, konnte die Phantasie ganz beliebig schaffen, und sie war bei den Sängern, welche die ruhmwürdigen Thaten der Vorwelt beständig vor Augen hatten, reich genug. Von den meisten Seiten wird uns versichert, daß die Barden und Minstrels der spätern Zeiten in gehöriger Progression, die Einfalt der alten historischen Volkslieder verleugnend, sich überboten hätten in Erfindung des Abenteuerlichen, Wunderbaren und complicirter Begebenheiten, bis denn auch bei dieser Ueberbietung zur Erweckung des Reizes, da die Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit zu augenscheinlich geworden, das wahre Interesse mit dem Glauben an die

erzählten Dinge beim Volke aufhörte und somit der Begriff der Volkspoesie wegfiel. So viel ist gewiß, daß auch die frühere Volksballade sich mit der Erzählung rein fingirter Begebenheiten beschäftigt hat.

Aber nicht allein aus der Geschichte, deren mythischer Vermischung und selbst erschaffenen Mährchen schöpfte die Volksballade, sondern sie hatte auch noch einen ergiebigen Quell im Volksaberglauben, der selbst jetzt überall noch nicht ganz erschöpft ist. Aberglaube ist ein trauriges Wort und sollte eigentlich nur zur Bezeichnung der versteckten Dummheit, welche lichtscheu in den Winkeln der Unwissenheit und des fanatischen Bigottismus während heller Zeiten der Bildung sich verkriecht, gebraucht werden. Der Glaube in der Kindheit eines Volkes, welcher dasselbe in jeder Erscheinung der Natur etwas Heiliges, den Stempel der waltenden Gottheit, welche die Kinder selbst noch nicht begreifen können, erblicken läßt, ist dagegen selbst ehrwürdig. Bei welchem in glücklichen Zonen lebenden Volke findet sich diese kindliche Anschauung der Natur nicht wieder? Es ist nicht allein das romantische Mittelalter, es sind nicht allein die germanischen Stämme, welche die ganze leblose Natur mit Geistern bevölkern, auch die Hellenen sahen schöne Nymphen in den Meereswogen, Dryaden und Satyrn in den Laubwäldern, und ihre ganze Geistertheorie steht in der graduirtesten Verbindung mit den verehrten Göttern des Olympos. Eigenthümlicher bildete diese Geistertheorie sich bei allen germanischen Stämmen aus. Schon im Heidenthume lebten gute und böse Geister, und jeder Quell, jede Grotte, jedes schöne Laubholz war durch die Furcht oder stille Verehrung geheiligt. Als das Christenthum siegte, wurden die heidnischen Götter zu Naturgeistern und zogen gleichfalls in die Wogen und Grotten und Wälder, und mit ihnen verbanden sich christlich und jüdisch orientalische Begriffe von Engeln und Teufeln. Noch mehr von orientalischen Ansichten brachten aus den Kreuzzügen die Abendländer für die Geister ihrer Heimat zurück, obgleich der eigentliche Volksglaube nicht mehr davon zur Ausschmückung seiner Koboldе, Wasser-, Luft-, Haus- und Wald-Geister adoptirte, als seiner eigenen einfachen Anschauung möglich war. Einfalt, Deutlichkeit, und dem gemäß eine lebendige Anschauung sind die Kennzeichen jeder Volkspoesie; somit konnte auch der poetische Geisterglaube nur die Dämonen anerkennen, welche der Natur seiner Umgebungen und seiner geistigen Bildung entsprachen. Es werden uns zwar auch die wunderbarsten und verwickeltesten Wundererzählungen voll orientalischer Bilder und Ansichten, wohin besonders Zauberer und Feen gehören, als Volksmährchen vorgeführt: dies sind aber die Geistesfrüchte der Volksdichter aus spätern Zeiten, denn auch hier überboten sich die spätern Barden in Erfindung des Wunder-

baren und Unnatürlichen, um neuen Reiz für die an interessante Mittheilungen gewöhnten Zuhörer aufzufinden. Leider gehören unsere Ammenmährchen, wo dergleichen noch im Munde des Volkes leben, zu dieser Gattung der Poesie, welche nicht mehr Volkspoesie genannt werden kann und, wie auch das Aeußere derselben europäische Kleider scheint angezogen zu haben, zu deutlich den persischen oder arabischen Ursprung verräth.

Trotz der Einfalt, welche wir als nothwendige Bedingung aller Volkspoesie und alles Volksglaubens aufstellten, spricht sich jedoch mehr oder minder in den germanischen, vom Volksglauben gebildeten Geistern ein inniger Sinn und eine tiefere Bedeutung aus. Aehnlich der französischen Poesie, welche nur amusiren soll, scheinen dagegen die orientalischen Mährchen wenig mehr zu bezwecken, als die Phantasie auf angenehme Weise zu beschäftigen. Die Waldnixe ist nach dem abendländischen Volksglauben an ihre Eiche gebunden. Stirbt diese aus oder wird sie vom Beile des gewinnsüchtigen Menschen umgehauen, so erlischt auch ihre Existenz und ihre Elemente kehren zur allgemeinen Natur, aus deren Kräften sie entstanden ist, zurück. Wie erfreulich sind die hundertfältigen deutschen Mährchen von den Hauskobolden und kleinen Leuten, welche treu bei einer Familie festhalten und mit derselben untergehen! Solche Sagen von einer innigen Treue, die selbst Geister, Menschen, an welche sie gefesselt sind, nicht überleben läßt, können nur aus der innigen Anschauung der Natur und tiefer Gemüthlichkeit eines Volkes hervorgehen. Wie sinnreich ist in ähnlicher Beziehung die rheinische Sage vom Lurleifelsen! Ein schönes Weib sang hoch auf dem Felsen und entzückte alle Vorüberschiffende, ohne je sich von ihnen näher betrachten zu lassen. Der Pfalzgraf, begierig, sie zu sehen, sandte seine Mannen aus, welche den Lurleifelsen umzingeln und die schöne Sängerin fangen sollten. Sie saß oben und sang; aber als sie die rohen Soldaten immer näher ihrem Felsensitze kommen sah, warf sie die Korallenschnur in den Rhein und rief:

> Vater! Vater! komm geschwind,
> Rette, rette dein liebes Kind!

worauf zwei weiße Rosse, den Wellen entsteigend, die Sängerin aufnahmen und mit ihr in die grünen Wogen sich stürzten. Nachher ist die Sängerin vom Lurleifelsen nie wieder gesehen worden. — Was bedeutet diese schöne Sage anders, als die Natur der Sage selbst? Wunderbar und lockend klingt sie unserer Seele, aber je mehr wir mit rohem Sinne uns bemühen, ihrer Entstehung nachzuforschen und zu sehen, was dahinter ist, um so schwächer wird ihre Zauberkraft, bis ihre Töne uns zuletzt ganz verhallen.

Auch hier waren die Volksballaden zum Theil das Medium, durch welches der alte Volksglaube eine bestimmte Type erhielt. Die ältern dänischen, schottischen und englischen Balladen enthalten die Elemente, aus welchen die spätern englischen Dichter ihre schönen Theorien von den Elfen und Kobolden geschöpft haben. Aus der eigentlichen spanischen Volkspoesie ist dem Ref. weniger bekannt von den Dämonen der lebendigen Natur. Gewiß haben aber auch hier, wie in allen germanischen Völkern, die Naturgeister, und zwar in den Volksliedern, gelebt: denn die romantischen Dichter der Poesie des Mittelalters, welche die Helden und Geister des eisigen Nordlandes mit denen des brittischen Christenthumes unter Arthur, den fabelhaften Heroen der mythischen Völkerwanderung und denen des großen Carl und der saracenischen Moren in Verbindung setzen, erfanden nicht die Elemente ihrer Dichtungen, sondern verarbeiteten nur die Bilder und den Glauben, welchen sie bei ihren verschiedenen Zuhörern vorfanden. Und welche wunderbare Gestalten begegnen uns hier am Ebro und an der Guadianna! Spuren echten deutschen Volksglaubens, vermuthlich auch alter Balladen, zeigen uns die Erzählungen in den Nibelungen von den reichen Zwergen in den Hügeln unter ihrem Fürsten Alberich, der dem Siegfried unterthan ist, und den Donaunixen. Die altnordischen Sagen tragen zum Theil noch zu deutlich die Kennzeichen der Volksballade an sich, wenn auch der mehr philosophische Theil derselben, nach Rühs Meinung, das Werk späterer Gelehrten seyn sollte.

Sobald die geheimnißvollen Wesen Bürger des poetischen Gebietes geworden waren, hörten sie auf, nur Gegenstände der Scheu zu seyn, als welche sie in ihrem Naturzustande allein auftraten. Der rohe Mensch fürchtet den Donner und sieht Geister im dunkeln Gewölk, im heulenden Sturme, er fürchtet sich vor der Finsterniß und der heiligen Stille an den rauschenden Wasserfällen oder den einsamen Landseen und sieht im Erlenbruch, in den weißen, mondbeschienenen Birken dämonische Geister oder die wandelnden Gespenster der abgeschiedenen Freunde und Feinde. Nur Scheu und Furcht erwecken ihm diese geheimnißvollen Naturkräfte, und seine Einbildungskraft erschafft sich daraus nur noch finstrere Unholde, und trübe Mährchen, welche nur die Furcht vor dem Bösen ausdrücken, sind die alleinige Frucht des Anstaunens dieser Natur. Hier muß die Poesie zu Hülfe kommen, um der Natur die Schrecken zu rauben. Wie der Grieche das unheimliche und unwirthliche schwarze Meer mit dem Namen des gastlichen (pontus euxinus) belegte, um seine Scheu und den Wunsch, daß es anders werde, auszudrücken, so belegten auch die ältern Volksdichter die bösen Geister, die unheimlichen Gegenden mit freundlichen Namen, sie gaben den Geistern liebliche Gestaltungen und über-

wanden endlich das Grausen so weit, daß sie mit den Geistern spielten. Schon die scandinavische Mythologie unterschied zwischen schwarzen und weißen Elfen, die englische und deutsche Volkspoesie ließ die Elfen in immer lieblicherm Gewande auftreten, bis sie endlich durch Shakspeare im Sommernachtstraume die denkbar zarteste Gestaltung erhielten. Im Volksglauben stellte sich ihre Bedeutung allmälig dahin fest, daß ihre Erscheinung die lieblichste Blüthe der Natur, verführerisch für den Menschen, ihr Geist aber noch eben so unbändig, so rachebrütend und verderblich für die schwachen Sterblichen sey, welche sich in nähere Verbindung mit ihnen einließen, als die rohen Naturkräfte überhaupt stärker als der Mensch sind und, trotz seiner geistigen Kraft, ihm Verderben bringen. — Auf der andern Seite gewann die Geistertheorie durch die poetische Aussprache mehr Consistenz, d. h. einige Geister erhielten Fleisch und Bein und wurden den Menschen sichtbar, oft fühlbar. Die Zwerge und Hauskobolde verfertigten künstliche Geschirre, handelten mit den Menschen, naschten in den Speisekammern, prügelten auch wohl und lachten über ihre sterblichen Spielgefährten. Kurz, auch in dem Geisterreiche fand das komische Element Eingang. Die drolligen Streiche des Elfen Droll sind nicht allein durch den großen Dramatiker erzählt, sondern auch in den Liedern früherer Volksdichter berichtet worden. Wenn uns in Deutschland auch jetzt die örtlichen Erinnerungen an solche komische Kobolde mehr durch die Volkssage und die Berichte eben nicht poetischer Erzähler aufbehalten sind *), so läßt sich doch auch hier annehmen, daß diese neckenden Geister ebenso, wie sie bei unsern nördlichen Stammverwandten in der Ballade lebten, der Volkspoesie angehört haben. In den deutschen Districten, wo überhaupt unter dem Volke die Poesie noch heimisch ist, leben auch jetzt noch die drolligen Gestalten dieser Geister in den vertraulichen Wintererzählungen.

Wir sahen historisch die Ballade aus dem Liede entstehen und aus der Ballade das Epos. Aber auch zwischen der alten Volksballade und dem Drama findet sich schon einige Verwandtschaft, wenn man auch nicht geradezu sagen kann, daß das Drama gleich dem Epos aus der Ballade entstanden sey. Indessen, um das Historische voranzuschicken, so stehet fest, daß die griechischen Tragiker aus den Fabelkreisen der Iliade und den in keinem Epos, sondern nur durch Lieder und die Sage fortlebenden Mythen der frühern

*) Man lese die treuherzigen Berichte des Edlen von Schweinichen über sein Zusammentreffen mit dem naschenden Kobolde am Rhein in dem „Leben, Lust und Lieben der Deutschen" u. s. w.

und spätern Heroenzeit geschöpft haben. Als die Theater im christlichen Mittelalter durch religiöse Mysterien wieder eröffnet wurden, waren es zum Theil die Mythen des alten Testamentes, welche dramatisirt dem Zuschauer vorgeführt wurden. Desgleichen ist bekannt, daß aus spanischen Romanzen und englischen Balladen die Dramatiker beider Nationen die Sujets ihrer Schauspiele geschöpft haben. Jedoch kann man diese Verbindung für mehr zufällig oder nur insofern für bedeutend annehmen, als sie ausspricht, daß jedes Drama seinen Stoff aus der mehr oder minder mit der Fabel vermischten Geschichte entnommen habe.

Aber es liegt auch in den alten Volksballaden selbst das dramatische Element. In den besten Volksliedern dieser Art bei allen Nationen findet man die charakteristischen Stellen dramatisirt. Einige Balladen sind durch und durch Dialog, wie die von Herder deutsch umgebildete alt-schottische „Edward! Edward!" oder: „Was ist dein Schwert von Blut so roth?" — Diese kleine Ballade bildet allein ein abgeschlossenes Trauerspiel, und doch erinnern wir uns weniger Dichtungen, wo die ganze Vergangenheit und die unübersehbare Zukunft so lebendig in einem kurzen Gespräche der Gegenwart hervorträte. Es ist die Natur der epischen Dichtungen, die Vergangenheit zwar in heraustretenden Formen, sichtbar und fühlbar, aber immer ruhig und so uns vorzuführen, daß wir uns stets bewußt bleiben, die Thaten gehörten der Vergangenheit an und die kräftigen Marmorgestalten könnten nicht wieder zum Leben erwärmt werden. Im Drama ist alles lebendig, der Knoten desselben entwickelt sich erst vor unsern Augen und wir werden zur Katastrophe mit fortgerissen, während es uns bei Lesung des Epos sowohl durch die ruhige Darstellung, als auch durch die Eingangsworte des Erzählers stets klar seyn muß, daß die Katastrophe längst vorüber sey. Wir erkennen das Drama als die vollendetste Dichtung an, vielleicht mit deshalb, weil es nie veraltet, sondern mit der geistigen Bildung eines jeden Volkes fortschreitet, und jede Nation zu jeder Zeit wahrhaft nationale Dramen erhalten kann, während das wahrhafte Nationalepos, wie wir oben sahen, nur, so lange ein Volk, ein Interesse und eine Volkspoesie im Volke vorhanden sind, entstehen kann. Ist nun das vollendete Drama auch die höchste Dichtung, so hat die Volkspoesie in den Balladen schon die höchste Stufe der Poesie erreicht. Wie mehr oder weniger dieses dramatische Leben bei den Volksballaden aller Nationen hervortritt, werden wir noch in der Folge, eben so wie, daß die dramatisirten Balladen meistentheils die schönsten, einfachsten und ergreifendsten sind, zu betrachten Gelegenheit finden. Die Poesie ist so mächtig geworden, daß das schlichte Volkslied nicht mehr durch lyrische Anklänge an die geschehenen Thaten erinnert, nicht mehr sie als Ge-

schichte erzählt, sondern ihre Helden uns lebendig in der Gegenwart vorzaubert.

Wir müssen diese allgemeine Betrachtung über die historische Entstehung der Ballade mit der Anerkennung schließen, daß wir in der einfachen Volksballade, wie sie uns vorliegt, das lyrische Element im Liede, das epische in der referirenden Erzählung und das dramatische in den dialogisirten Balladen vorfinden, daß somit, abgesehen von ihrer ehrwürdigen Entstehung, eine Dichtung, welche die Bestandtheile aller Poesie in sich vereinigt, schon um deswillen nicht ganz beiseitegesetzt werden darf. Bis zu welcher Vollendung das Lied, das Epos und das Drama in den Balladen erschienen sind und erscheinen dürfen, werden wir bei den einzelnen betrachten.

Je reicher und größer das Gebiet ist, aus welchem das Volkslied und die Ballade schöpfen können und geschöpft haben, um so schwieriger dürfte die Eintheilung der vorhandenen Balladen seyn, zumal da wir bei den unbestimmten Grenzen nicht einmal eine bestimmte Definition gefunden haben. Das Reich der Poesie ist ohne Grenzen. Anfangs weilt die geflügelte Göttin beim Nächsten und begeistert sich beim Anblick der Erscheinungen; dann aber fliegt sie empor in die ungemessenen Räume des Gedankens, sie schwelgt in der Idee, bis sie, ohne bestimmte Befriedigung im Reiche des Unbestimmten gefunden zu haben, zur Erde zurückkehrt und wiederum sich an den freundlichen Bildern der vorhandenen Dinge erfreut und höhere Bedeutung in dem Unbedeutenden ahnet. — Es ist das Wesen der Volkspoesie, sich mit dem Ausmalen der Bilder zu begnügen, welche dem Auge auf der Erde begegnen, und nicht in das Reich des Gedankens sich zu versteigen. Somit ist es auch nur die Bestimmung der Ballade, die Bilder aus dem Menschenleben und dem Leben der erscheinenden Natur zu zeichnen; dennoch aber verstiegen sich einzelne Dichter darüber hinaus und glaubten, das Tiefere zu ergründen, wenn sie in die Höhe hinausbauten. Sie dichteten Balladen, indem sie mit Bewußtseyn das Reich des Gedankens — eine Allegorie, eine Moral — in die fingirte Fabel hineinlegen wollten; und wenn auch diese Dichtungen nie ihren Zweck erreichten, wenn sie auch, der Natur der Sache gemäß, nie Volkspoesie wurden, so stehen sie doch jetzt da und müssen, wenn wir die Balladen eintheilen wollen, mit rubricirt werden. Jede anscheinend bedeutungslose Poesie dagegen, wenn sie nur Leben darstellt, gewinnt dadurch an sich schon Bedeutung, und wie viel alte Volksballaden lassen die tiefste Wahrheit, sowohl was den allgemeinen Kreislauf der Natur, als insbesondere das Reich des Gedan-

und spätern Heroenzeit geschöpft haben. Als die Theater im christlichen Mittelalter durch religiöse Mysterien wieder eröffnet wurden, waren es zum Theil die Mythen des alten Testamentes, welche dramatisirt dem Zuschauer vorgeführt wurden. Desgleichen ist bekannt, daß aus spanischen Romanzen und englischen Balladen die Dramatiker beider Nationen die Sujets ihrer Schauspiele geschöpft haben. Jedoch kann man diese Verbindung für mehr zufällig oder nur insofern für bedeutend annehmen, als sie ausspricht, daß jedes Drama seinen Stoff aus der mehr oder minder mit der Fabel vermischten Geschichte entnommen habe.

Aber es liegt auch in den alten Volksballaden selbst das dramatische Element. In den besten Volksliedern dieser Art bei allen Nationen findet man die charakteristischen Stellen dramatisirt. Einige Balladen sind durch und durch Dialog, wie die von Herder deutsch umgebildete alt-schottische „Edward! Edward!" oder: „Was ist dein Schwert von Blut so roth?" — Diese kleine Ballade bildet allein ein abgeschlossenes Trauerspiel, und doch erinnern wir uns weniger Dichtungen, wo die ganze Vergangenheit und die unübersehbare Zukunft so lebendig in einem kurzen Gespräche der Gegenwart hervorträte. Es ist die Natur der epischen Dichtungen, die Vergangenheit zwar in heraustretenden Formen, sichtbar und fühlbar, aber immer ruhig und so uns vorzuführen, daß wir uns stets bewußt bleiben, die Thaten gehörten der Vergangenheit an und die kräftigen Marmorgestalten könnten nicht wieder zum Leben erwärmt werden. Im Drama ist alles lebendig, der Knoten desselben entwickelt sich erst vor unsern Augen und wir werden zur Katastrophe mit fortgerissen, während es uns bei Lesung des Epos sowohl durch die ruhige Darstellung, als auch durch die Eingangsworte des Erzählers stets klar seyn muß, daß die Katastrophe längst vorüber sey. Wir erkennen das Drama als die vollendetste Dichtung an, vielleicht mit deshalb, weil es nie veraltet, sondern mit der geistigen Bildung eines jeden Volkes fortschreitet, und jede Nation zu jeder Zeit wahrhaft nationale Dramen erhalten kann, während das wahrhafte Nationalepos, wie wir oben sahen, nur, so lange ein Volk, ein Interesse und eine Volkspoesie im Volke vorhanden sind, entstehen kann. Ist nun das vollendete Drama auch die höchste Dichtung, so hat die Volkspoesie in den Balladen schon die höchste Stufe der Poesie erreicht. Wie mehr oder weniger dieses dramatische Leben bei den Volksballaden aller Nationen hervortritt, werden wir noch in der Folge, eben so wie, daß die dramatisirten Balladen meistentheils die schönsten, einfachsten und ergreifendsten sind, zu betrachten Gelegenheit finden. Die Poesie ist so mächtig geworden, daß das schlichte Volkslied nicht mehr durch lyrische Anklänge an die geschehenen Thaten erinnert, nicht mehr sie als Ge-

schichte erzählt, sondern ihre Helden uns lebendig in der Gegenwart vorzaubert.

Wir müssen diese allgemeine Betrachtung über die historische Entstehung der Ballade mit der Anerkennung schließen, daß wir in der einfachen Volksballade, wie sie uns vorliegt, das lyrische Element im Liede, das epische in der referirenden Erzählung und das dramatische in den dialogisirten Balladen vorfinden, daß somit, abgesehen von ihrer ehrwürdigen Entstehung, eine Dichtung, welche die Bestandtheile aller Poesie in sich vereinigt, schon um deswillen nicht ganz beiseitegesetzt werden darf. Bis zu welcher Vollendung das Lied, das Epos und das Drama in den Balladen erschienen sind und erscheinen dürfen, werden wir bei den einzelnen betrachten.

Je reicher und größer das Gebiet ist, aus welchem das Volkslied und die Ballade schöpfen können und geschöpft haben, um so schwieriger dürfte die Eintheilung der vorhandenen Balladen seyn, zumal da wir bei den unbestimmten Grenzen nicht einmal eine bestimmte Definition gefunden haben. Das Reich der Poesie ist ohne Grenzen. Anfangs weilt die geflügelte Göttin beim Nächsten und begeistert sich beim Anblick der Erscheinungen; dann aber fliegt sie empor in die ungemessenen Räume des Gedankens, sie schwelgt in der Idee, bis sie, ohne bestimmte Befriedigung im Reiche des Unbestimmten gefunden zu haben, zur Erde zurückkehrt und wiederum sich an den freundlichen Bildern der vorhandenen Dinge erfreut und höhere Bedeutung in dem Unbedeutenden ahnet. — Es ist das Wesen der Volkspoesie, sich mit dem Ausmalen der Bilder zu begnügen, welche dem Auge auf der Erde begegnen, und nicht in das Reich des Gedankens sich zu versteigen. Somit ist es auch nur die Bestimmung der Ballade, die Bilder aus dem Menschenleben und dem Leben der erscheinenden Natur zu zeichnen; dennoch aber verstiegen sich einzelne Dichter darüber hinaus und glaubten, das Tiefere zu ergründen, wenn sie in die Höhe hinausbauten. Sie dichteten Balladen, indem sie mit Bewußtseyn das Reich des Gedankens — eine Allegorie, eine Moral — in die fingirte Fabel hineinlegen wollten; und wenn auch diese Dichtungen nie ihren Zweck erreichten, wenn sie auch, der Natur der Sache gemäß, nie Volkspoesie wurden, so stehen sie doch jetzt da und müssen, wenn wir die Balladen eintheilen wollen, mit rubricirt werden. Jede anscheinend bedeutungslose Poesie dagegen, wenn sie nur Leben darstellt, gewinnt dadurch an sich schon Bedeutung, und wie viel alte Volksballaden lassen die tiefste Wahrheit, sowohl was den allgemeinen Kreislauf der Natur, als insbesondere das Reich des Gedan-

kens betrifft, ahnen, ohne daß ihre einfachen Dichter im geringsten daran dachten, etwas anderes anzudeuten, als ihre rohen Ausdrücke besagen.

Ehe wir indessen versuchen, einige Classificationen der Balladen nach ihrem Inhalt aufzustellen, wollen wir mit wenigen Worten die oben abgebrochene Betrachtung über die verschiedenen Namen wieder anknüpfen und, was man vielleicht von dem Referenten vor allem forderte, weil es die erste Frage eines jeden Freundes dieser Poesie ist, welcher Unterschied zwischen Ballade und Romanze obwalte, beiläufig untersuchen.

Daß mit den lexicalischen Erklärungen nicht auszukommen ist, ergibt sich aus dem oben Angeführten. Sie beziehen sich lediglich auf die Form. Jedoch scheint so viel aus ihnen hervorzugehen:

daß die Ballade als altes Lied eine alte Geschichte besang, die Romanze aber mehr den Charakter der Fiction, der sogenannten Poesie, an sich trug.

Wir wollen noch einige gesammelte französische Erklärungen der Romanze vorausschicken. In der Encyclopédie heißt es:

Romance, vieille historiette écrite en vers simples, faciles et naturels. La naïveté est le caractère principal de la romance. Ce poëme se chante, et la musique française, lourde et niaise, est très-propre à la romance; la romance est divisée par stances. M. de Montyrix en a composé un grand nombre etc.

Rousseau im Dictionnaire de Musique:

Romance, air sur lequel on chante un petit poëme du même nom, divisé par couplets, duquel le sujet est par l'ordinaire quelque histoire amoureuse et souvent tragique. Comme la romance doit être écrite d'un style simple, touchant, et d'un goût un peu antique, l'air doit répondre au caractère des paroles; point d'ornement, rien de manière, une mélodie douce, naturelle, champêtre, et qui produise son effet par elle même, indépendamment de la manière de la chanter. Il n'est pas nécessaire que le chant soit piquant, il suffit qu'il soit naïf, qu'il n'offusque point la parole, qu'il la fasse bien entendre, et qu'il n'exige pas une grande étendue de voix. Une romance bien faite, n'ayant rien de faillant, n'affecte pas d'abord; mais chaque couplet ajoute quelque chose à l'effet des précédens, l'intérêt augmente insensiblement, *et quelque fois on se trouve attendri jusqu' aux larmes sans pouvoir dire, où est le charme qui a produit cet effet.* C'est une expérience certaine que tout accompagnement d'instrument affaiblit cette impression.

Il ne faut pour le chant de la romance, qu'une voix juste, nette, qui prononce bien, et qui chante simplement.

Man sieht, daß beide Definitionen auch auf die, welche wir von der Ballade haben, sich anwenden lassen, und wir dadurch nicht zum Klaren kommen. Setzen wir noch die Erklärung des Conversations-Lexicons her, so finden wir die musikalische Definition Rousseau's ganz besonders auf die Ballade anwendbar.

Ballade (Ballata) nennen die Italiener seit dem zwölften Jahrhundert eine Art von Gesang, der aus mehrern gleichen Strophen besteht. Der gewöhnliche Inhalt sind Liebesklagen. Balladen nannte man sie, entweder weil ihre Musik tanzend war, oder weil man beim Absingen derselben zu tanzen pflegte. Auf Letzteres scheint vorzüglich ihr Bau zu deuten. Bei uns wird gewöhnlich Ballade für gleichbedeutend mit Romanze genommen.

Einige wollen so definiren: Ballade ist das epische Volkslied, welches ein tragisches Ende, ein Ende zum Beklagen nimmt; Romanze dagegen eine dergleichen Dichtung, welche einen glücklichen Ausgang hat. Aber es gibt mehrere schöne englische und dänische Balladen, welche einen glücklichen Ausgang nehmen, dagegen aber auch echt tragische spanische Romanzen, und auch neuere deutsche Dichter haben verschiedene ihrer einen tragischen Ausgang nehmenden Gedichte Romanzen genannt.

Andere wollen den Unterschied nicht im Stoffe, sondern in der Behandlung desselben finden. Die Romanze soll nach ihnen mehr getreu erzählen, als singen; es ist die Relation einer Begebenheit. Die Ballade dagegen wird gesungen, und wenn das auch nicht geschieht, so ist sie doch schon durch ihren Refrain, durch die Kürze ihrer Stanzen mehr musikalisch-lyrisch, als episch-erzählend. Dem widerspricht aber, daß wir bei den Spaniern Romanzen finden, welche rein lyrisch nur das Aushauchen der Empfindung des Sängers sind; bei den Engländern dagegen Balladen, welche die an sich trockensten Schlachtbegebenheiten in gehöriger Breite, umständlich und oft ohne Refrain hererzählen.

Dennoch liegt allen diesen Erklärungen Wahres zum Grunde, und es dürfte schwer seyn, bei der so gestellten Frage eine Definition, welche durchgreifender als eine der vorgetragenen wäre, aufzufinden. Wir müssen auch hier den an sich unwichtigen Umstand historisch betrachten, um zu einem irgend genügenden Resultate zu gelangen.

Die Ballade war ursprünglich ein beim Tanzen gesungenes Lied. Sie hatte die nach der Definition des Conversations-Lexicons angegebene Form bei den Italienern und ging von diesen zu den Franzosen über. Ihre charakteristischen Kennzeichen waren der

Refrain, die gleiche Verszahl und verschlungene Reimart der Strophen und die aus dem Gesange sich von selbst ergebende Bedingung der Einfalt und leichten Verständlichkeit der Sprache. Während aber in Italien und Frankreich allmälig durch die Blüthe der literarischen Poesie die Volkspoesie und mit ihr die Ballade verschwand, hatten die nördlichen Nachbarn der Franzosen den Namen, vielleicht auch zum Theil die Form der letztern für ihre Volkslieder angenommen, und wir finden schon seit geraumer Zeit England als das eigentliche Vaterland der Ballade, während Gedichte derselben Gattung bis in die älteste dänische Vorzeit hinaufreichen.

Einfalt der Darstellung und meistentheils der Refrain sind auch bei den englischen, der Refrain bei den dänischen Balladen immer geblieben, während die musikalischen Bedingungen bei jenen zurücktraten.

Unbestreitbar entstand dagegen die Romanze bei den Spaniern und war bei denselben lebendig und als Medium für alle Gefühle, Ansichten und Begebenheiten, welche ihr poetischer Sinn auszusprechen sich gedrungen fühlte, so lange überhaupt die eigenthümliche Poesie bei ihrem Volke heimisch blieb. Welches die Kennzeichen, welches die Stoffe sind, die die spanische Romanze behandelt, davon können wir erst unten reden. Eine spanische Romanze kann aber keinem Deutschen mehr unbekannt seyn, um sie von den nördlichen Balladen zu unterscheiden.

Wer sich mit der historischen Verschiedenheit von Ballade und Romanze nicht begnügen und eine stricte Definition über den Unterschied beider verlangt, dem können wir nach unserer Ueberzeugung keine bessere geben, als die aus dem Lexicon oben entnommene. Die Romanze ist eine spanische Ballade, und die Ballade eine englische Romanze. Der verwandten Völker Poesien nehmen natürlich an den aufgestellten Begriffen Theil. Unter Romanze verstehen wir gegenwärtig die südliche Form für die erzählenden Volkslieder, unter Ballade die für die nördlich-germanischen Völker. Da Deutschland in der Mitte liegt, gehören auch seine Volkslieder dieser Art halb der Ballade, halb der Romanze an, obgleich sie doch im Ganzen sich mehr zur erstern hinneigen.

Beim Versuche, einige wesentlichere Eintheilungen der Ballade und Romanze anzudeuten, kommen wir immer wieder auf die historische Entstehung zurück und finden somit Balladen, welche ihre Existenz wirklichen Vorfällen verdanken (historische), und solche, die nur aus der Phantasie des Dichters, mehr oder minder begründet auf ähnliche historische, entsprungen sind (fingirte).

Bei den historischen Balladen nehmen wir die Geschichte im weitesten Umfange des Wortes. Besungen wird, was in Königreichen und Palästen, so wie das, was im engern Bezirke von Burgen und Hütten geschehen ist. Die alten Balladen und Romanzen faßten aber auf doppelte Weise die Geschichte auf, und hierin dürfte eine Haupteintheilung der Gattung selbst begründet seyn. — Entweder sang ein poetischer Geist, der selbst die Begebenheit noch erlebt hatte, oder doch auf der Flur stand, welche noch deutliche Spuren derselben enthielt, den gleichfalls unterrichteten Zuhörern von der Begebenheit vor, oder ein späterer Barde erzählte die ganze Begebenheit. Die historischen Balladen sind demnächst entweder nur Anklänge an die Vorzeit, oder sie stellen uns durch die Erzählung das ganze Gemälde eines bestimmten Abschnittes der Vergangenheit dar.

Jene Balladen, welche nur Anklänge der Vorzeit hören, nur einzelne Züge der Bilder sehen lassen, tragen, wie sie an sich auch größtentheils zu den ältesten gehören, noch am meisten den lyrischen Charakter an sich. Es sind Dichtungen der Gegenwart. Der Dichter feuert die Hörer durch Anpreisung dessen, was ihnen factisch bekannt ist, an, oder er klagt, daß das Herrliche vorüber ist. Es sind aber nur Andeutungen, und deshalb sind alle Balladen dieser Art oft nur dem Antiquar jetzt noch verständlich, da die vom Dichter bei den Zuhörern vorausgesetzte lebendige Erinnerung längst erstorben ist. Jedoch werden Balladen in diesem Sinne noch jetzt häufig gedichtet, indem historische Anspielungen beim lyrischen Schwunge den modernen Sinn bei weitem mehr, als die epische Darstellung selbst, ansprechen. Diese ältern Dichtungen, wo die Geschichte nur in einzelnen Zügen und Rückblicken erscheint, finden sich vorzüglich bei den Spaniern. Von vielen der ältern Romanzen, selbst unter denen, welche uns übersetzt sind, ist dem Leser der Schlüssel verloren, obgleich — wenn es nur wahre Poesie ist — sie auch ohne diesen Schlüssel verständlich bleiben. Weniger Dichtungen dieser Art finden sich unter den englischen Balladen, deren durchgreifender Charakter Breite und Ausführlichkeit ist. Oft lebt vom Gedächtniß eines Helden, einer großen Begebenheit nicht mehr, als ein Ausspruch, ein Wort, von einem der Hingeschwundenen geäußert, und dieses wird dann von der Poesie erhalten. Der Romancier begann sein Lied vor dem patriotischen Kreise mit dem Heldenspruche, und ließ darauf, wie der Glossator auf die Glosse, seiner Begeisterung Anmahnungen folgen. So erhalten uns viele dieser Lieder große Worte der Vorzeit, ohne uns die Vorzeit selbst deutlich hinmalen zu wollen.

Auf der andern Seite gibt uns die Ballade das ganze Gemälde eines bestimmten Abschnittes der Geschichte. Aber dies kann auf sehr verschiedene Weise geschehen. Jedenfalls schließt der Be-

griff eines poetischen Kunstwerks die Möglichkeit einer Ballade aus, welche ohne innern Anfang und Ausgang chronologisch eine bestimmte Anzahl Jahre besänge. Ein versificirtes Historienbuch ist keine Dichtung. Jede historische Ballade erzählt entweder die That eines Helden oder eine Begebenheit, wo mehrere Helden glänzen; immer aber wird sie einen Mittelpunct entweder im Helden oder in dem Abenteuer haben, und man wird nicht willkürlich am Ende oder Anfange etwas wegschneiden können, wie bei einer nach den Jahren eingetheilten Verschronik, wo der Zusammenhang nichts verliert, wenn man auch einzelne Jahresbegebenheiten wegstreicht. Ein solcher äußerer Zusammenhang und Vereinigungspunct wird sich in jeder Ballade entdecken lassen; bei vielen findet man aber auch ein geistigeres Zusammenhalten. Es ist nicht mehr ein einzeln hingestelltes Factum, sondern ein Bild, dessen Hauptfigur in proportionirter Berührung mit jeder Nebengestalt stehet; ja mehrere dieser historischen Balladen lassen den Sinn des Dichters, in ihnen irgend eine Wahrheit auszusprechen, nicht verkennen.

Die Erzählung der Begebenheit kann, was die Darstellung betrifft, dreifacher Art seyn: entweder getreue Relation, indem der Dichter, ähnlich dem stereotypischen Anfange unserer Ammen-Mährchen: „Es war einmal u. s. w." beginnt; oder indem er Bilder hinstellt, aus welchen dann der Hörer folgern kann; oder endlich, indem er die That ganz lebendig werden läßt und der Dialog der Personen, Relation, Bild und Gedanken ausmacht. Auf alle drei Grundarten finden wir alte Volksballaden componirt.

Eine gleiche Eintheilung, wie bei den historischen Balladen, dürfte sich auch bei denen antreffen lassen, welche ihren Stoff in der Phantasie und dem Glauben entweder des Dichters oder des Volks gefunden haben. Auch von den von uns sogenannten fingirten Balladen nähern sich einige mehr dem Liede, andre dem Epos.

Auch dem phantasiereichen Sänger schwebt, so wie dem Barden der Geschichte, ein lebendiges Gemälde vor, welches er, als der Vergangenheit angehörend, fingirt, und er wählt Züge aus demselben, um sie vorzugsweise seinen Zuhörern klagend oder jubelnd vorzuhalten und daran seine poetischen Betrachtungen zu knüpfen. Zu diesen lyrischen fingirten Balladen würde Ref. auch diejenigen rechnen, welche irgend ein trauriges oder freundliches Bild, eine einfache Begebenheit darstellen. Der Geliebte scheidet von der Geliebten; auch ihr Zweigespräch und die Ausmalung einiger Oertlichkeiten geben dem Gedichte den Charakter der Ballade. Die Klage eines Gefangenen, eines Liebenden ist oft der Gegenstand anziehender spanischer Romanzen. Wir erfahren von ihrem Schicksal weiter nichts, aber die Bilder des Klagenden malen uns den finstern Kerker, in welchem er angekettet liegt, oder die grausamen Verhältnisse,

welche ihn von der Geliebten trennen, und das Factum, daß der Unglückliche so und so liegt und schmachtet, bildet das epische Element, welches das Lied zur Romanze macht. — Es lebt in einem Volke der Glaube an eine geheimnißvolle Welt, und die Geister haben nach demselben diese oder jene Gestalt und erscheinen unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten. Viele Balladen bestehen nur darin, daß sie diesen Glauben poetisch aussprechen; sie malen die Erscheinung eines Ungethümes, sie lassen ihn seine Zaubersänge sprechen, sie erzählen weiter keine besondere That des Unholdes, sie geben nur Worte der längst im Volksglauben lebendigen Vorstellung, und sind doch Balladen. Wir erinnern hier an die wenigen, aber meisterhaften Gedichte Göthe's, welche dem Liede und der erzählenden Ballade zwischen inne stehen. Der Fischer, Erlkönig sprechen nur das bildlich oder dramatisch aus, was jeder einst fühlte und geschaut hatte, oder noch fühlt und sieht.

Aber am liebsten und häufigsten beschäftigten sich die Balladendichter, den wirklichen Geschichten andere nachzubilden. Sie nahmen auch wohl einzelne historische Züge in ihre Fabeln mit auf, aber gewiß nur solche, welche am meisten hervortraten und am interessantesten und wunderbarsten waren. So stellen die fingirten Balladen meistentheils nicht bloße Facta dar, welche durch die Einfalt der Darstellung und Ahnung der mythischen Wahrheit interessiren sollen, sondern complicirtere Begebenheiten, ein gerundetes Bild, eine kleine Geschichte mit romanhaften Begebenheiten. Wie stark und glücklich besonders die englischen Minstrels in Erfindung interessanter und kurzer Balladenmährchen gewesen, werden wir unten sehen. Liebesgeschichten, Räuber- und Ritterthaten, Anfechtungen böser Geister, Be- und Entzauberungen von Prinzen und Prinzessinnen boten reiche Fundgruben dem componirenden romantischen Dichter. Es gab wenige poetische Erscheinungen auf der Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Erde, welche nicht auch in der Ballade geglänzt hätten.

Auch hier kann man, wie bei den historischen Balladen, doppelt, Hinsichts des Inhalts und der Form, unterscheiden.

Der Inhalt ist immer eine zusammenhängende Begebenheit, die Ballade ein abgeschlossenes Ganze, ein kleines Epos. Aber es mag einerseits die poetische Darstellung erdachter Begebenheiten und die Abrundung zum Gemälde das alleinige Ziel des componirenden Dichters seyn. Im Gegensatz ist die Begebenheit bei andern Balladen nur das äußere Gewand, in welches der Dichter seine Idee verkleidet hat. Zwischen beiden stehen diejenigen, wo sich die ganze Dichtung um ein punctum saliens herumdreht, welches wiederum, je nachdem es mehr der Körperwelt oder dem Reiche des Gedankens angehört, an eine der beiden Arten grenzt. — Auch was

die Form betrifft, werden wir getreue Berichte, wo der Dichter als Historiker spricht, lebendige Bilder, wo er als Maler auftritt, und Dialog, wo Historiker und Maler vor dem objectiven Dichter in den Hintergrund treten, unter den fingirten Balladen unterscheiden können.

Noch ist ein Umstand bemerkenswerth, welcher vielleicht den chemischen Freund der Kritik zu einer neuen Scheidung dieser Poesien veranlassen dürfte. — Woher kommt es, daß wir weit mehr gelungene Balladen im Gebiete des Schrecklichen und Traurigen, als in dem des Lieblichen und Heitern finden, ja daß überhaupt die bei weitem größere Anzahl aller Balladen im Schmerze und in der Klage schwelgt oder doch auf den trüben Ausgang hinarbeitet? — Sollten die Kritiker recht haben, welche Ballade oder Romanze lediglich nach dem düstern oder heitern Inhalt und Ausgang sondern wollen? — Dann hätte sich die Ballade in ihrer wesentlichen Beschaffenheit umgeändert: denn die ersten italienischen Balladen, welche beim Tanze gesungen wurden, hatten unmöglich schreckliche und weinerliche Geschichten zum Gegenstande. — Wir glauben den Grund nur in der allgemeinen menschlichen Natur suchen zu müssen. Die Freude geht an der Seele des Menschen schnell vorüber, während die Trauer den tiefern Eindruck zurückläßt. Ein plötzliches Glück macht den Geist trunken, der Schmerz dagegen erweckt das Nachdenken, und aus dem Nachdenken entspringt die Erinnerung. Was dem Körper und dem Geiste wehe thut, lebt noch lange im Gedächtniß, wenn das freudige Ereigniß längst aus demselben entschwunden ist. So mögen auch bei uncultivirten Völkern die Begebenheiten, welche durch den Schmerz am pikantesten für den rohen Sinn waren, am meisten von der Poesie aufgefaßt worden seyn; wie wir ja auch oben sahen, daß die Geister zuerst nur in grauenvollem Gewande erschienen und ihre Schauer erst durch die Poesie ihnen entnommen wurden. Dieses Vorwalten der düstern Stimmung zeigt sich übrigens in allen Arten der Ballade. Unter den historischen wie unter den fingirten nimmt die Mehrzahl einen traurigen Ausgang. Namentlich enthalten unter beiden Arten die mehr dem Liede sich nähernden lyrischen Balladen meist nur Klagen, oder schildern einen trüben Gegenstand. Unter den erzählenden gehören die komischen zu den seltenern, die Geister erscheinen mehr verderblich, als schäkernd, und wenn den Balladen bestimmte Jahreszeiten im Hintergrunde liegen, so sehen wir weit häufiger die sturmdurchwehten Herbstwälder und beschneiten Winterfluren, als im frischen Grün lachende Maigefilde. Daß es aber auch einige ganz vorzügliche Balladen voller Lieblichkeit und Heiterkeit gibt, ist nicht zu bestreiten, und deshalb dieser trübe Anstrich als kein essentiale der Balladenpoesie anzusehen.

Wir gehen von den allgemeinen Betrachtungen zu den Erscheinungen der Balladen bei einzelnen Völkern über und treten zuerst in das Land der Romanze. Es sey uns vergönnt, einige Worte, welche ein älterer Sammler deutscher Romanzen bei Gelegenheit des Wunsches, daß bald das Feld dieser alten Volksdichtung kritisch bearbeitet werden möge, ausspricht, hier voranzustellen.

„Es läßt sich denken, daß bei allen ältesten Völkern Stoff zur Romanze vorhanden seyn könne. Ehe ein Volk einen gewissen Grad der Lecture erreicht, ist es dem Irrthum, dem Aberglauben, dem Hange zum Wunderbaren, mehr als nachher unterworfen. Die Fabel vertritt die Stelle der Geschichte. Je abenteuerlicher die Erzählungen ausfallen, desto mehr Beifall und Anhänger pflegen sie zu finden. Und da fast alle Völker die Gewohnheit mit einander gemein hatten, nicht allein die wahre Geschichte, sondern auch die geglaubten Abenteuer ihrer und der verflossenen Zeit abzusingen, so waren sie der eigentlichen Romanze schon so nahe, daß nichts als die Bestimmung der Form mehr übrig zu seyn schien. Aber nur da, wo das dichterische Genie zu seiner Reife zu gelangen Zeit und Veranlassung fand, konnte es aus dem rohen Vorrath sich auch mehr zu der Bildung der Romanze hinarbeiten."

„Vermuthlich wird man bei vielen Völkern wenigstens einige vorläufige Spuren der Romanze antreffen. Ohne Zweifel ist aber Spanien ihr wahres Vaterland. Die Kreuzzüge, die Ritterabenteuer, die Meinung von Riesen, Zaubereien, Drachen und andern phantastischen Geschöpfen, kurz, Aberglaube und Galanterie, die von jeher dem Spanier so eigenthümlich waren, mußten leicht einen Vorrath liefern, den man mit neuen Einfällen erweiterte und, bei der vorzüglichen Neigung zu singen, auch den Gesang belebte. Die Romanze ist daher nicht allein eine der ältesten Dichtungsarten bei dieser Nation, sondern fast alle ihre Dichter haben sich auch damit beschäftigt. Noch jetzt lieben die Spanier vorzüglich die Romanze, wie Baretti versichert. „„Sie verstehen — sagt er — darunter ein Gedicht, das aus solchen Strophen besteht, die Coplas oder Segundillas heißen, die sie oft singen, oder aus ungereimten Versen, die sie in einem besonders singenden Tone ablesen. Solche Romanzen enthalten insgemein ein Mirakel, oder eine heilige Geschichte, oder eine Kriegs- oder Liebesbegebenheit. Ihre Anzahl ist unbeschreiblich groß."" — Sie singen die Romanze zu ihrer Guitarre aus dem Stegereif mit eben so vieler Fertigkeit, wie die Improvisatori in Italien."

Ja, Spanien war das glückliche Land, dessen örtliche Lage und Verhältnisse eine freundliche und hohe Volkspoesie erzeugten. Das Land unter milden Lüften ein großer Garten, in welchem Wein und Südfrüchte kaum der Pflege bedürfen; die Bewohner ein star-

kes und edles Geschlecht, dessen Geiste die Erinnerungen aus der frühsten Vorzeit Adel und Selbstvertrauen verleihen mußten. Die germanischen Stämme, welche während der Völkerwanderung Spanien eingenommen hatten, brachten den Wunderglauben und die Strenge des Nordens nach dem Süden, und die Sarazenen, welche die Gothen bis in Asturiens Gebirge zurückdrängten, führten den Wunderglauben und die Pracht des Orients in das durch seine Natur den Reichthümern des Morgenlandes verwandte Land. Viele Jahrhunderte lang kämpften beide Stämme, beide befeuert vom dem jeden allein selig machenden Glauben, getrieben von der Sucht nach Ruhm und Erwerb, endlich auch wohl von dem Triebe der Erhaltung, um die mit dem Blute ihrer Völker gedüngte Scholle. Wie hätten bei dem Conflicte solcher adeligen Kräfte nicht die Funken der Poesie hervorsprühen sollen! Der spanische Nationalcharakter ist, so wie die Poesie des Volks, aus den Elementen dieses Kampfes entstanden. Die Attribute der Ritterlichkeit, Muth, Stolz, Galanterie, Frömmigkeit, welche bis zum finstersten Aberglauben ausartet, sind verbunden mit romantischer Wildheit, welche dem Ritter und Dichter unter Räubern und Zigeunern zu leben verstattet, so wie mit jenem punctiliösen Ehrgefühle, welches den Schatten mehr als die Wirklichkeit fürchtet und in der Eifersucht, die nur arabischen Ursprungs seyn kann, sich concentrirt. Der ritterliche Kampf dauerte nur bis zum Falle Granada's, des letzten morischen Königreichs, von wo an auf der einen Seite die Ritterlichkeit dem vertilgenden Fanatismus, auf der andern der arabische frische Muth der orientalischen Trägheit und Sittenlosigkeit wichen; aber nach lange nachher lebte die aus dem ritterlichen Contraste erwachsene Poesie im Volke, und es scheint, als hätte erst jetzt die Romanzenpoesie ihre schönsten Blüthen getragen.

Es ist gewiß, daß Spanien — Schottland allein vielleicht ausgenommen — von dem poetisch gesinntesten Volke bewohnt worden. Das Leben verwandelte sich in Dichtung. Wenn der müßige Spanier während der Sommerhitze die Arbeit scheute, sang er sich beim Klange der Guitarre von den Thaten vor, oder hörte auf den Gesang Anderer. Ein geborner Sänger, wurde ihm alles zu Gesang, sowohl die Großthat der Vorwelt, als die alltägliche, doch immer interessante Begebenheit seines Lebens. Seine Sprache selbst war eins mit der Poesie, denn Romance heißt der aus der römischen mit den verschiedenen in Conflict gerathenden Sprachen entstandene Dialekt, aus welchem die heutige spanische Sprache sich gebildet hat, und Romance heißt zugleich die von uns betrachtete Dichtung, die erste und noch bis spät von dem Spanier gefeierte Gattung der Poesie.

In dieser Romanze legte er alles nieder, was sein Gemüth

bewegte, was er der Nachwelt anvertrauen wollte. Was seinen Königen, seinen Ahnen begegnet, was seine Zeitgenossen Großes vollbracht hatten, die Grausamkeit seiner Geliebten und sein Liebesglück, wohl auch, wie ihn die Schöne oder ein glücklicher Nebenbuhler verspottet hatte, alles dies brachte der Spanier in die jedem seiner Landsleute geläufige Form der Romanze. Seine Sprache war durch und durch poetisch und von selbst zu dem Versfall, welcher diese Dichtungsart bildet, gebaut; er brauchte daher nur zu sprechen und zu singen, und die Romanze war vollendet. Er improvisirte zur Guitarre, und die Romanzen, welche den meisten Beifall fanden, wurden von Andern nachgesungen und gingen so lange von Mund zu Munde, bis ein späterer Freund der Poesie sie aufschrieb. So groß die Anzahl der auf die Nachwelt durch Schrift und Druck gekommenen auch ist, dennoch mag sie nur ein geringer Theil der von Anbeginn im spanischen Volke gesungenen seyn, während die übrigen allmälig verklungen sind.

Nicht jeder, der spanisch sprach, weil es seine Muttersprache war, mochte deshalb auch treffliche Romanzen dichten. Auch bei einem poetischen Volke ist die productive poetische Kraft nur einzelnen Individuen verliehen, und so muß auch das oben Gesagte dahin modificirt werden, daß die ausgezeichneten Romanzen nur von productiv poetischen G istern gedichtet sind; daß es deren aber sehr viele in dem alten Spanien gab, daß namentlich der Ritter, wenn er den blutigen Harnisch ausgezogen, es nicht verschmähte, beim Schlagen der Guitarre seine Gedanken und Gefühle als Dichter auszusprechen, und daß — was das Erfreulichste ist — im ganzen Volke ein poetischer, auch für die leisesten Klänge empfänglicher Sinn gewaltet hat, liegt außer allem Zweifel. Bei welchem Dichter, der auf der Grenze des romantischen Mittelalters und der neuern Bildung steht, finden wir solche schöne und klare Ansicht von der Poesie selbst, als sie Cervantes in seiner Novelle Preciosa dem Zigeunerhauptmann in den Mund legt?

Vor allem enthielten die alten Romanzen historische Begebenheiten. Wie nirgends anders, lebte die Geschichte der spanischen Heroenzeit im Gesange. Wir verweisen auf die schöne, oben angeführte Stanze des oft mit so wunderbar scharfem Blicke und zugleich so poetischem Sinne begabten Engländers und können uns nicht enthalten, auch noch folgende Stanzen aus demselben Gedichte, vielleicht als das lebendigste und gedrängteste Gemälde jenes spanischen Heldenalters, herzusetzen:

Doch eh' noch fern zurück die Grenze bleibt,
Sieht man die mächt'ge Guadiana wieder,
Die reißend ihre schwarzen Wogen treibt,
So hochgerühmt durch alte Heldenlieder.

Einst sah an ihrem Strand man Schlachtenglieder
Der Moren und der Christen sich vermischen;
Hier hielt der Schnelle, sank der Starke nieder;
Es drängt die Uebermacht und wimmelt zwischen
Der Wog' vom Turban und der Ritter Federbüschen.

O schönes Spanien, alt romantisch Land!
Wo ist die Fahne, die Pelagio schwenkte,
Als Cara's Herr verrieth sein Vaterland
Und Gothenblut die Ströme Spaniens tränkte?
Wo ist die Fahne, die dein Sohn einst schwenkte,
Auf der das Kriegsglück bei dem Ruhme thront,
Und die die Räuber bis zur Küste drängte?
Roth glomm das Kreuz, es schwand der bleiche Mond,
Es weinte Africa, wo jetzt der More wohnt.

Wie reich auch der historische Romanzengarten an Blüthen in allen Provinzen mag gewesen seyn, dennoch scheint die Romanzenliteratur aus jener ältesten Zeit nur arm, und diejenigen Lieder, welche etwa Spaniens Unglück unter dem Gothenkönig Rodrigo besingen, haben höchstens in ihrer vollendeten Form die rohern Volksgesänge in sich aufgenommen, oder sind, wie die meisten über das mythische Heroenalter, nur aus den größern Rittergedichten entstanden. Aber wir besitzen das köstlichste Denkmal der romantischen Historie in Herders Umbildung der spätern Romanzen vom Cid als deutsches Eigenthum. Welche mannichfaltigen Interessen werden in diesem dünnen Bändchen befriedigt? Kurze, kräftige Schlachtgemälde, Riesengröße eines gemüthvollen Mannes, die glühendsten Liebesklagen und Abenteuer, Fürstengunst und Tücke, häusliches Glück und Sorge, lehrreiche Ermahnungen, fröhliche Scherze, alles Bilder aus dem Leben, und zwar einem schönen, kindlichen, gegriffen, und der großartig und doch so rührende Ausgang, daß nur eine versteinerte Brust nicht erweicht werden dürfte, wenn es heißt:

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du, Aussicht auf das Meer hin!
Ach der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letzten Mal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager;
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieca,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieca kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten, alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,

Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieca,
Cid ihn an zum letzten Mal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene,
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Neben allen schönen hervortretenden Eigenschaften des Spaniers ist der ganze Cid, wie er in diesen spätern Romanzen vor uns liegt, von deutscher Innigkeit und Humanität ganz erfüllt. Sowohl das alte Gedicht vom Cid, als auch andere auf uns gekommene ältere Romanzen tragen dagegen rohere Spuren des spanischen Stolzes und der spanischen Heftigkeit an sich.

Der ganze Krieg der Castilianer und Moresken bestand mehr in einzelnen Rittergefechten und kühnen Unternehmungen der Einzelnen, als in größeren Zügen. Mithin konnte, wie wir schon oben erwähnten, in jenen frühern Zeiten weder eine Nationalgeschichte, noch ein großes Nationalepos entstehen. Das Volk begnügte sich,

die einzelnen Lichtpuncte zu besingen, ohne daß viele der hier gepriesenen Thaten je in die Geschichtsbücher aufgezeichnet wurden. Da aber auch hier, wie überall, der Dichter, wenn ihm die Wirklichkeit keinen genügenden Stoff bot, ähnliche Rittergeschichten fingirte, so kann der Fremde unter der Menge der Romanzen, welche halb historisch, halb mythisch, wie auch die wirklich historischen klingen, nicht unterscheiden, welche auf Geschichte basirt seyn, oder nicht. Ob jemals ein spanischer Kritiker die schwere Arbeit unternommen hat, den Romanzenschatz seines Vaterlandes kritisch-historisch zu sichten, ist dem Ref. unbekannt; er zweifelt aber, wenn er bedenkt, wie überall die gelehrte Kritik erst in der allerletzten Zeit die rohen Spuren der Volkspoesie vor ihren Richterstuhl zu ziehen gewürdigt hat, wie aber die letzte Zeit, theils der politischen Stürme, theils des Ueberhandnehmens französischer Bildung wegen, sich wenig um das Alterthum Spaniens gekümmert hat. — So sind unter den kürzlich erschienenen Uebersetzungen spanischer Romanzen verschiedene, welche in der Einfalt und Rohheit der Darstellung ein sehr hohes Alter verrathen und wie historisch klingen, doch aber auch zugleich den Stempel kindlicher Erfindung an sich tragen, wie folgende:

Die belagerte Ritterburg *).

Auf der Mauer seiner Veste
Schritt Don Garcia auf und nieder,
In der Linken goldne Pfeile,
In der Rechten einen Bogen:
Und ergoß sich laut in Klagen,
Ob des Schicksals Tücke zürnend:

„Mich erzog mein Fürst als Knabe,
Und da Jüngling ich geworden,
Gab er mir ein Roß und Waffen,
So des Mannes schönste Zierde;
Und er gab Donna Maria
Mir zum Weib und zur Gefährtin,
Gab mir hundert Dienerinnen,
Daß sie stets Gesellschaft hätte,
Gab mir diese Burg Urenga,
Um mit ihr darin zu hausen;
Gab mir auch noch hundert Ritter,
Mir zu schützen dieses Bergschloß,
Das er wohl mit Wein versorgte,

Don Garcia **).

Vorwärts schreitet Don Garcia
Oben auf dem Mauergang,
In der Hand die goldnen Pfeile,
Bogen in der andern Hand,
Fluchend auf sein hartes Schicksal;
Hart verklagt er's dergestalt:
Von Kind auf zog mich der König,
Gott ließ mich gedeihn zum Mann,
Gab mir Roß und gab mir Waffen u. s. w.

*) Aus den spanischen Romanzen, übersetzt von Beauregard Pandin.

**) Aus den altspanischen Romanzen, von Friedrich Diez.

Und mit Brot und Lebensmitteln,
So wie auch mit süßem Wasser,
Woran Mangel hat dies Bergschloß.
Von den Moren ward's umlagert
Früh am Sanct Johannismorgen.
Sieben Jahre sind vergangen
Und noch halten sie's belagert.
All die Meinen sah ich sterben,
Nichts mehr habend, sie zu laben.
Auf dem Wall stell' ich sie auf,
Wie sie fielen, ganz in Waffen,
Auf daß meine Feinde wähnen,
Daß annoch sie kämpfen können.
In der Veste von Urenga
Ist nur Ein Brot noch vorhanden.
Geb' ich dieses meinen Kindern,
Was soll aus der Gattin werden?
Speis' ich's selber, ehrvergessen,
Werfen mir's die Meinen vor."

Und so bricht er's in vier Stücke,
Wirft sie in das Zelt des Königs,
Und es fällt eins von den Stücken
Vor des Königs Füßen nieder.

„Allah zürnet meinen Moren;
Allah ist uns nicht mehr gnädig!
Mit den Brocken ihrer Veste
Speisen sie des Königs Zelt." —

Stracks läßt er die Hörner schallen
Und aufheben die Belagrung.

Noch mehr tritt in andern das Legendenhafte hervor. Einige scheinen ganz der Fabel anzugehören und nur solche historische Anhaltpuncte zu haben, als etwa die Geschichten von den Paladinen Carls des Großen, deren viele in den köstlichsten spanischen Romanzen glänzen. So ist Roland, als der strahlendste in der alten Sage, zu einer mythischen Person geworden, der die spätern Dichter Heldenthaten und Liebesabenteuer beliebig andichten; welcher magnetische Einfluß indessen nicht immer zur Vermehrung seiner Glorie beiträgt, da zuletzt auch manches Thörichte und Unbedeutende den Schultern des Heros aufgebürdet wird. Ob alle Romanzen aus dem Sagenkreise Carls des Großen erst aus Turpin und den ihm nachfolgenden Rittergedichten von glücklichen Dichtern zu Volksromanzen umgebildet sind, oder ob einige mit dem Fond der

alten Sage auch die Bestandtheile älterer, im Volke entstandener Lieder in sich aufgenommen haben, kümmert uns nicht, da wir wissen, daß diese Romanzen von Carls Paladinen wieder zu Volksliedern in Spanien geworden sind.

Die schönsten, klangreichsten und zartesten, aber auch die künstlichsten unter den Romanzen, welche auf historische Begebenheiten Bezug haben, finden wir vielleicht in dem interessanten Geschichtswerke, der historia de las guerras civiles de Granada. Es sind die hier untermischten Romanzen keine vollständigen Erzählungen ganzer Begebenheiten, sondern mehr lyrische Schilderungen und Anspielungen auf jene, und die Vermuthung Percy's, daß diese ganze Historia nur geschrieben sey zur Illustrirung und Erhaltung der alten Romanzen, ist in sich nicht unwahrscheinlich, besonders wenn man sieht, wie die poetische Prosa größtentheils nur eine präcise Umschreibung der in den Romanzen gesungenen Thatsachen ist. Wir verdanken dieser Geschichte die beiden herrlichen Romanzen über den Untergang des Don Aguilar, deren eine so pompös beginnt:

Rio verde, rio verde
  Quanto cuerpo en ti se banna
De Christianos y de Moros
  Muertos por la dura espada!

Y tus ondas cristalinas
  De roxa sangre se esmaltan
Entre Moros y Christianos
  Muy gran batalla se trava.

Murieron Duques y Condes
  Grandes señores de salva
Murio gente de valia
  De la nobleza de España.

Wie geschickt in seinem Patriotismus weiß der Dichter von dem für seine Landsleute unglücklichen Treffen den einen Nebenumstand, daß Don Aguilar den ihn höhnenden Renegaten tödtet, zum Hauptpuncte zu machen! Der Held sinkt im Siege:

eterna fama genara.

Ref. kennt noch keine deutsche Uebersetzung, welche den Kothurn und zugleich die Einfalt dieser Romanze wiedergäbe. Auch die englische Uebertragung von Percy entspricht nicht diesen Erfordernissen. Sie ist weder den Worten, noch dem Geiste nach getreu, indem sie, was den letztern betrifft, die spanische Schlacht-Romanze ganz wie eine zarte englische Minstrel-Ballade behandelt.

Gentle river, gentle river,
  Lo, thy streams are stained with gore,
Many a brave and noble captain
  Floats along thy willow'd shore etc.

Vor einiger Zeit stand, wenn Ref. nicht irrt, in Blackwood's Edinburgh Magazine eine getreue Uebersetzung. — Aus derselben Zeit, vom Falle des granadischen Reiches, wird uns in der eben erwähnten Sammlung eine grausige Romanze, welche ihres Inhalts und ihrer Form wegen — mit dem Refrain — der nordischen Ballade verwandt ist, die Einnahme von Alhama, mitgetheilt:

Es durchritt der Morenkönig
Die volkreiche Stadt Granada,
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bivaranella.
    Wehe mir, Alhama!

Ihm ein Schreiben ward gebracht,
Daß erobert sey Alhama,
Und er warf es in die Flammen
Und erschlug den Abgesandten.
    Wehe mir, Alhama!

Unter den Romanzen, welche mehr oder minder von dem Dichter erfunden sind, darf man nicht, wie bei den englischen Balladen, vollständige, abgerundete Geschichten, viel weniger aber in der Geschichte die plastische Personificirung einer Grundidee erwarten. Solche Umständlichkeit und Absichtlichkeit verträgt der glühende und fliegende Charakter der spanischen Volkspoesie nicht. Der Gedanke einer That, irgend ein Bild, ein lebendiges Gefühl reizt den Spanier, die Guitarre zu ergreifen, und aus der That, dem Bilde und dem Gefühle wird die Romanze. Die Wunder der Heiligen, die Leiden der Märtyrer, irgend ein Zusammentreffen von Liebenden oder Helden oder komischen Personen tritt dem phantasiereichen Spanier lebendig vor Augen, er will es festhalten und mittheilen, und da er kein Maler ist, muß die Romanze das Gemälde vertreten. Daß auch das Bild nicht immer stehen bleibt, sondern zum tableau mouvant wird, und daß es ausnahmsweise auch Romanzen gibt, welche Ver- und Entwickelungen von Begebenheiten behandeln, ändert in der Sache nichts; immer wird aber auch in diesem Falle der Erguß der Gefühle vor dem bloßen Erzählen der Begebenheiten vorwalten. Wie die shakspeareschen Tragödien den Titel „Leben und Tod Königs u. s. w." führen, so liebte auch die englische Poesie überhaupt das weite und umständliche Ausholen; dies

ist aber der spanischen Romanzenpoesie ganz entgegen. Wie die trochäische Form der Romanze das Fallen und Herabsteigen, der Jambus der englischen Ballade aber das Hinaufsteigen repräsentirt, so bleibt jene auch mehr die Entwickelung als die Verwickelung. Die Romanze Alarcos ist eine der wenigen, welche eine vollständige Geschichte mit Hebel, Katastrophe und Folgen enthält.

Ueberhaupt leuchtet daraus hervor, daß die Romanze, indem sie den Gefühlen mehr Platz einräumt, auch sich mehr dem Lyrischen nähere, jedoch im Musikalischen weniger dem eigentlichen Gesange, als dem Recitativ. Das dramatische Element tritt in den Hintergrund; auch die bildliche Form der Darstellung ist hier selten, die Relation waltet vor, aber merkwürdigerweise eine ganz musikalische. Wenn das Dramatische dem Stoffe der Romanze zu nahe liegt, um es ganz von der Hand zu weisen, so wird der Dichter doch immer das Selbstgespräch, welches das Dramatische mit dem Lyrischen vereinigt, vorziehen, und es finden sich viele Romanzen, welche nur aus Monologen bestehen. Der Held spricht seine Empfindungen aus. Oft sind die schönsten Romanzen nur Aushauchungen leiser Gedanken, deren wunderbare Lieblichkeit man aber freilich in der Uebersetzung nicht wieder versteht.

Der Witz ist eine Hauptingredienz. Wie die spanische Leidenschaft, trotz der conventionnellen Gravität, gesteigert oft alle Schranken durchbricht, wie die verlassene, die sehnsüchtige Geliebte dann, mit Hintansetzung aller aus Convenienz und Sitte gebauten Schranken, frei in Klagen und Bitten sich ergießt und jedem leisen Gedanken Worte gibt, so tritt auch der Scherz oft aus den Schranken der feinen Sitten in seine derbe Natürlichkeit zurück. Die Vorliebe der Spanier zu Gleichnissen kommt ihnen besonders in der Komik zu statten. Steigerungen, wie die folgenden, in der Romanze: Liebesbetheuerung einer Schönen, sind nicht selten:

Wenn ich Euren Willen ehre,
Wie den Sonntag ehrt der More;
Wenn ich Euren Worten glaube,
Wie wer glaubt an Jesus Christus;
Wenn Eu'r Anblick mich erfreut,
Wie des Winters Frost die Grille;
Wenn Eu'r Kuß so süß mir schmeckt,
Wie dem Juden Schweinefleisch;
Wenn ich hoch betheuern kann,
Daß, seit ich mit Euch verkehre,
Ich nicht öfter Hörner Euch
Aufgesetzt als zwanzig Mal;

Wenn Eur Zorn mich zittern macht
Wie den Schnitter Sommersglut,
Und die Scham mich röther färbt
Als die reine Lilie,
Seyd Ihr nicht höchst undankbar,
Meiner Treue so zu lohnen? u. s. w.

Welcher Witz und welche bittern Hiebe sind selbst in den einzelnen Gleichnissen dieser bunten Stufenleiter! An solchen leichten, durch einen witzigen Einfall oder Laune hervorgebrachten Romanzen ist die spanische Literatur ungemein reich. Wenn uns viele der wunderbaren Einfälle und Wendungen in denselben nicht mehr originell scheinen, so ist dies nicht die Schuld der alten Romanzen, sondern der Franzosen, durch deren Vermittelung das übrige Europa schon so lange aus den spanischen Fundgruben einzelne Tränke erhalten hat, ohne daß die Franzosen es der Mühe werth gehalten hätten, die südliche Quelle zu nennen. Wie Witz und Scharfsinn den spanischen Volksdichter zu launig sinnreichen Dichtungen veranlaßten, so trieben beide den tief und innig fühlenden Südländer auch an, Romanzen zu dichten, welche eine tiefe Bedeutung ahnen lassen. Es ist dies kein Widerspruch mit dem Obengesagten, daß ihre Dichter keine Geschichten erfunden hätten, welche nur als plastische Personificirung einer Grundidee hätten gelten sollen. Auf solchen Umwegen suchten sie nicht das Nahe zu erreichen. Die Mittel mußten bei der Hand seyn. Statt eine Geschichte zu erfinden, der sie individuelle Lebenswahrheit auf der einen Seite hätten andichten müssen, ergriffen sie die erste beste Allegorie, bei der es Niemandem einfallen konnte, daß der Dichter die sogenannte Geschichte im Ernst gemeint habe, sondern sogleich die bildliche Einkleidung erkennen mußte. Referent führt hier als Beispiel die sinnige Romanze: Amor und der Tod auf Reisen, welche in der Beauregard-Pandin'schen Sammlung mit abgedruckt ist, an.

Die äußere Form der spanischen Romanze ist hinlänglich bekannt; selten kommen künstlichere jambische Versarten statt der vierfüßigen Trochäen vor. Dagegen wechselt bei diesen die Assonanz mit verschiedenen verschlungenen Reimen. Zufolge Condes Geschichte der Araber in Spanien, ist die Form der spanischen Romanze aus arabischen Versarten hervorgegangen, indem die ersten Romanzen aus dem Arabischen übersetzt wären! Der arabische Vers bestand aus achtfüßigen Trochäen, welche zum Theil gereimt waren, häufiger aber nur durch Assonanzen Verbindung hatten, wie:

Rio verde, rio verde = quanto cuerpo en ti se banna
Di Christianos y de Moros = muertos por la dura espada.

Der Spanier hätte sonach die Verse getheilt, woraus dann die vierfüßigen Trochäen und die Unterbrechung der assonirenden Verse durch reim= und assonanzlose entstanden wären. Uns kommt es nicht zu, über die Richtigkeit dieser historischen Entstehung der Romanze zu entscheiden; jedenfalls aber kann man annehmen, daß schon historische Volkslieder unter den alten Spaniern gelebt haben, noch ehe sie daran dachten, sich dergleichen aus dem Arabischen zu übersetzen; dergleichen Uebersetzungen überhaupt erst beim Erblühen der Literatur häufig zu werden pflegen.

Jetzt ist die Romanzenpoesie bei den höhern und gebildetern Classen des spanischen Volkes verstummt. In thörichtem Dünkel auf eine fade, vom Auslande herübergekommene Poesie, haben die Spanier die Schätze ihres alten Vaterlandes vergessen. Ob im gemeinen Volke noch die Romanze lebe, ist dem Ref. unbekannt. Er kann aber nicht unterlassen, diese kurze Betrachtung über die spanische Ballade mit dem innigen Wunsche zu schließen, daß, wenn das hochherzige Volk eine Vereinigung zwischen wahrer Freiheit und der Achtung vor ihren Alterthümern gefunden, es auch zur Würdigung seiner alten, herrlichen Poesie zurückkehren möge!

Die Angelsachsen brachten ihre germanische Poesie nach Britannien und ehrten und pflegten sie, vermuthlich ohne Beimischung jener eigenthümlichen, der von ihnen unterjochten, oder in die westlichen Gebirge gedrängten Ureinwohner der Insel. Dagegen scheinen die Dänen, als näher verwandt mit den Sachsen, auf ihre geistigere Bildung auch einen bedeutendern Einfluß ausgeübt zu haben, wenn nicht die Einwirkung wechselseitig war. Die Poesie, welche die Thaten ihrer Helden pries, wurde von beiden Völkern hochgeehrt, und selbst Könige verschmähten es nicht, als Minstrels aufzutreten, wie das bekannte Beispiel Alfred des Großen lehrt, welcher, als Harfner verkleidet, in das dänische Lager schlich und vor dem Könige der Dänen sang und spielte. Percy führt diese Begebenheit, wie eine ähnliche minder bekannte, wo ein dänischer König in gleicher Verkleidung bei den Sachsen sich einschlich, als schlagenden Beweis für die Verwandtschaft der Sprache und Poesie beider Völker an. Als die normannischen Eroberer alles eigenthümlich Sächsische zu unterdrücken bemüht waren, wollten oder konnten sie doch nicht der freien Dichtung Zwang anlegen, da sie selbst aus einem nordländischen Heldenstamme entsprossen waren, welcher die Poesie den Heldenthaten gleichachtete. Auch die Normannen hatten ihre Rittersänger, und bald gingen von den Höfen der englisch=normannischen Könige die großen europäischen Rittersängerschulen aus, welche Vorwelt und Gegenwart und das ganze Leben zu einer an=

muthigen Mythe umwandelten und jede bedeutende Erscheinung in den Kreis ihrer Poesie hineinzogen. Als aber während der Kreuzzüge alle Streitigkeiten im Innern der europäischen Länder durch den gemeinsamen Eifer gegen den ungläubigen äußern Feind eine andere Richtung gewannen, und auch in England die verschiedenen Volksstämme sich vermischten, und Ein Volk und Eine Sprache entstand, da zogen auch bald Minstrels durch die reiche Insel und sangen, beiden gleich verständlich, vor sächsischen Yeomen und Herren und normannischen Rittern ihre Lieder von den großen Thaten der Vorzeit und denen der Gegenwart. Jeder Große hatte selbst Minstrels an seinem Hofe, ihre Lieder gingen aber, als Gemeingut, Mund für Mund durch das ganze Land. Lange dauerte ihr Ansehn in England, noch länger aber ihre Existenz, obgleich sie leider mit den Fortschritten der literarischen Bildung aus den Schlössern der Großen auswandern und bald sich begnügen mußten, ihre Lieder den Kreisen froher Landleute oder reicher Städter vorzusingen. Während sie selbst längst untergegangen und an ihre Stelle niedrige Bänkelsänger getreten sind, welche nur in Dorfschenken oder bei schmutzigen Gelagen der Volkshefe in größern Städten Zuhörer finden, lebt doch das Beste von ihnen noch fort, der größte Theil ihrer Lieder ist im Munde des Volkes erhalten, und der fleißige Engländer hat sie gesammelt und im Druck verewigt.

Obgleich überall poetische Gemüther aufgetreten und ihnen zunächst liegende Thaten besungen haben, so rühren doch unstreitig die meisten der ältern englischen Balladen von den Minstrels her. Wenn sich uns auch nicht historisch diese Annahme aufdrängen sollte, so würden wir doch einen starken Beweis in der Uebereinstimmung der Form aller dieser Volksballaden, so wie an fast fabrikmäßigen Kennzeichen in gewissen überall wiederkehrenden Redensarten, besonderer Betonung der Worte und dem gemeinsamen Standpuncte, von welchem aus alle diese Balladen vorgetragen wurden, auffinden. Daß aber diese Poesie nicht in eine künstliche Schul- und Zunftpoesie ausartete, verhinderte der reisende Zustand der Minstrels. Sie zogen durch das ganze Land als Handelsleute, welche in Schlössern und Hütten rohe Waaren, den Stoff zu ihren Dichtungen, einhandelten und verarbeitete Waaren, ihre Lieder, losschlugen. Während sie auf diese Weise in lebendigem Verkehr mit dem Volke persönlich blieben, mußten auch ihre Dichtungen mit den Begriffen des Volkes fortschreiten. So lange sie in den Schlössern geehrt waren, brauchten sie sich auch nicht zu scheuen, ihre Lieder in den Kreisen der Großen und Damen zu singen; erst als sie dort ganz verstoßen, unter dem Gewande der Bänkelsänger, von Schenke zu Schenke umherirrten, wurden ihre Lieder so anstößig, daß sie nur von den niedrigsten Classen des Volkes konnten angehört wer-

den. Als sie aber noch in ihrer glücklichen Zeit das Land durchzogen, waren sie bei jedem Feste, bei jeder Zusammenkunft des zu poetischer Lust gestimmten Volkes gern gesehen, und ihre Lieder blieben im Gedächtniß der aufmerksamen Hörer zurück, bis einer unter diesen sich wieder getrieben fand, das Empfangene durch den Gesang auszusprechen. Daß auf diese Weise die mannichfachsten Variationen eintreten mußten, versteht sich von selbst.

Die meisten Minstrels sollen aus dem nördlichen England, — the north country — gekommen seyn, woher auch der Dialekt der ältern Balladen sich dem breiten schottischen nähert. Die Minstrels hatten keine weitere gelehrte Bildung, als welche das historische Studium der Traditionen der großen Familien, denen sie sich anschlossen, und die Erzählungen der Angesessenen von der Vorzeit ihrer Districte ihnen darbot. Daher darf man ihren Erzählungen kaum dann trauen, wenn sie aus den jüngst verflossenen Zeiten berichten. Was der Vorwelt angehörte, ward von den frühern Minstrels weniger des poetischen Effectes, als der patriotischen Liebe für ihr Vaterland und ihre Stammfamilien wegen, entstellt. Sie zogen die Thaten unbedeutender Helden herüber auf die Häupter der von ihnen besonders Gefeierten, und umgekehrt häuften sie die übeln Werke vieler Sünder auf Ein Haupt zusammen, so daß manche historische Person als der schwärzeste Bösewicht erscheint, wenn ihn die Geschichte gleichwohl nur als verdächtig bezeichnet. Häufig wurden auch genealogisch die Großthaten von Vater, Sohn und Enkel in Eine Person zusammengezogen, eine Behandlung, wodurch dem Familienruhme wenigstens kein Abbruch geschah. Das Gerücht, — die tausendzüngige Fama, — vergrößert selbst in literarisch gebildeten Zeiten die Wahrheit um das Zehnfache. In jenen Zeiten, wo seine Wirkung bei der allgemeinern Regsamkeit für das Gemeinwohl nicht geringer erschien, war es die Fundgrube der Minstrels. Sie gaben durch das Lied dem Gerüchte eine feste Existenz und waren sicher, durch Balladen, welche Thaten vergrößerten, die allgemeines Entzücken erregen mußten, oder die Uebelthaten gehässiger Personen noch schwärzer malten, zu gefallen. Doch ist diese, auf Effect hinarbeitende Absichtlichkeit mehr die Eigenschaft der spätern Balladendichter, indem die ältern Dichtungen dieser Art, selbst wenn die Begebenheiten fingirt sind, sich durch die große Einfalt sowohl der Darstellung als der Erfindung auszeichnen.

Percy sagt in der Einleitung zu seiner trefflichen Sammlung der altenglischen und einiger schottischen Balladen von der Poesie der Minstrels: „Den kunstlosen Schöpfungen dieser alten Rhapsodisten habe ich zuweilen Proben gleichzeitiger Dichter einer höhern Gattung gegenübergestellt, solcher Dichter, welche aller Vortheile der wissenschaftlichen Bildung jener Zeiten, in denen sie lebten,

theilhaftig waren, und welche für den Ruhm und die Nachwelt schrieben. Doch wird häufig die Palme den alten irrenden Minstrels gereicht werden müssen, welche ihre Reime nur zur Begleitung der Harfe dichteten und nichts weiter bezweckten, als den flüchtigen Beifall der Umstehenden und Mittel für den augenblicklichen Unterhalt."

In einer Zeit, wo man erst anfängt die Bedeutung der Volkspoesie zu ahnen, ist dies bedingte Anerkenntniß ihrer Schönheit schon erfreulich. — In der pleasing simplicity und den many artless graces, — welche der gelehrte und mit poetischem Gefühl begabte Antiquar den alten Volksballaden zugesteht, — die höchste Schönheit zu finden, und keine Comparation zwischen niederer und höherer Poesie insoweit gelten zu lassen, als man unter jener die Volks-, unter dieser aber die auf gelehrte Bildung basirte Poesie versteht, — ist erst unserer Zeit, und zuerst vielleicht unserm deutschen Volke vorbehalten. Da es aber noch mehr erfreulich ist, aus einer weit frühern Zeit, welche ganz von dem Wahn der conventionellen Schulpoesie ergriffen war, eine ahnende Stimme über den Werth der Volksdichtungen zu vernehmen, so hält Ref. es für angemessen, hier einen Aufsatz aus dem Spectator, auf welchen Percy oft zurückkommt, und welchen er dem gelehrten (aber nicht poetischen) Addison zuschreibt, zu übersetzen. Er enthält eine theilweise Zergliederung und einen bedingten Panegyricus auf eine der ältesten englischen historischen Balladen, die schon erwähnte Chevy-Chase, und möge hier voranstehen, da auch diese Ballade selbst eine der ältesten ist *).

„Interdum vulgus rectum videt" **).

Hor.

„Auf meiner Reise hörte ich mit besonderer Lust die vom Vater auf den Sohn überlieferten Gesänge und Sagen, welche unter den Bewohnern der von mir berührten Gegenden am meisten im Gange sind; denn es ist nicht gut denkbar, daß irgend etwas den ganzen Beifall der großen Menge — obgleich das gemeine Volk darunter mitbegriffen ist — gewinnen könnte, welches nicht auch irgend wie einen gebildeten Geist anziehen sollte. Die menschliche Natur ist dieselbe bei allen vernünftigen Wesen, und was dahin einschlägt, wird Bewunderung bei jeder Gattung von Lesern finden. Boileau erzählt von Moliere, er habe seine Komödien seiner alten Haus-

*) Spectator. Monday May 21. N. 70, und Friday May 25. N. 74.

**) Ließe sich dieser Spruch nicht auch ganz anders, als Addison denkt, anwenden? —

hälterin beim Kaminfeuer vorgelesen, und hätte jedesmal den Erfolg des Stückes auf der Bühne aus der Aufnahme beim Kamine vorhergesagt. Denn immer sey das Publicum dem alten Weibe gefolgt und habe immer bei denselben Stellen gelacht."

„Ich weiß nichts, was besser den höhern Standpunct der Einfalt der Gedanken über die Art zu schreiben, welche ich die gothische nenne, verkündigt, als daß die erstere jedermann gefällt, die letztere aber nur denen, welche sich einen falschen, künstlichen Geschmack aus unbedeutenden, preciösen Autoren und Epigrammenschreibern gebildet haben. Homer, Virgil und Milton werden, soweit die Sprache ihrer Gedichte verstanden wird, dem Leser von gesundem, natürlichem Sinne behagen, der ein Epigramm von Martial, oder ein Gedicht von Cowley kaum verstehen, viel weniger es schmackhaft finden würde. — So muß im Gegentheil ein Volksgesang oder eine Volksballade, welche das Entzücken des gemeinen Volkes ist, allen Lesern gefallen, welche nicht durch falsche Bildung (affectation!) oder Unwissenheit ganz unfähig für solche Genüsse sind. Der Grund ist klar, weil dieselbe Schilderung der Natur, welche die Dichtung dem gewöhnlichen Leser empfiehlt, schön auch dem Hochgebildeten erscheinen wird."

„Der alte Gesang von der Chevy-Chase (die Jagd in den Cheviothügeln) ist die Lieblingsballade des gemeinen Volkes in England, und Ben Johnson pflegte zu sagen, er würde lieber der Verfasser derselben als aller seiner Werke seyn. Sir Philipp Sidney sagt von ihr in seinen Gesprächen über die Poesie Folgendes: — „„Nie hörte ich den alten Gesang von Percy und Douglas, ohne daß mein Herz wie durch einen Trompetenstoß wäre bewegt worden. Und doch wird er nur von einem blinden Geiger mit so roher Stimme als Manier gesungen! Er klebt voll Staub und Spinneweben jenes rohen Zeitalters seiner Dichtung: was würde er erst wirken in dem Munde eines Pindar!"" — Ich selbst bin ein solcher Bewunderer dieses veralteten Gesanges, daß ich ohne weitere Entschuldigung eine Kritik desselben geben will."

„Die größten neuern Kritiker haben den Grundsatz ausgesprochen: daß ein Heldengedicht auf irgend eine wichtige Moral, welche der Verfassung des Landes, in welchem der Dichter schreibt, entspricht, müsse basirt seyn. Homer (!) und Virgil haben von diesem Gesichtspuncte aus ihre Plane gebildet. Da Griechenland eine Vereinigung verschiedener Staaten war, welche sehr viel unter einander stritten und ihrem gemeinsamen Feinde, dem Perserkönige, durch ihre Eifersucht und Feindseligkeiten manche Vortheile darboten, so baut Homer, um die für ihre Sicherheit so nöthige Eintracht zu befestigen, sein Gedicht auf die Zwietracht verschiedener

griechischer Fürsten, welche gegen einen asiatischen Fürsten verbündet waren, und auf die verschiedenen Vortheile, welche der Feind durch diese ihre Zwietracht erringt *). — Zur Zeit der Dichtung unserer Ballade nahmen die Zwistigkeiten der Barone, die damals gleich kleinen Fürsten erschienen, sehr überhand, indem sie entweder sich unter einander, oder ihre Nachbaren bekämpften, immer aber unsägliches Unheil dem Lande brachten. Der Dichter, um von solchen unnatürlichen Bestrebungen abzuschrecken, beschreibt einen blutigen Kampf und eine furchtbare Todesscene, veranlaßt durch eine der zwischen dem schottischen und englischen Adel herrschenden Fehden. Diese Absicht erfahren wir aus den vier letzten Versen, welche, nach dem Beispiel der neuern Tragiker, eine Lehre zu Gunsten des Lesers enthalten **).

Heil unserm König, Heil dem Land!
In Reichthum, Lust und Frieden;
Und möge nie der Adel mehr
So störrig sich bekriegen!

Die zweite Absicht der großen epischen Dichter (heroic poets) war: Personen und Thaten, die ihrem Vaterlande Ehre machen, zu feiern. So war Virgil's Held der Gründer Roms; der Homer's, ein griechischer Fürst; und aus diesem Grunde mögen Valerius Flaccus und Statius, beide Römer, mit Recht ausgelacht seyn, weil sie die Fahrt nach dem goldnen Vließe und den Krieg vor Theben zum Gegenstande ihrer Epopöen machten."

„Unser Dichter fand sowohl einen Helden seines Vaterlandes aus, als er auch dessen Ruhm durch verschiedene schöne Züge hervorgehoben hat. Die Engländer besetzen zuerst und verlassen zuletzt das Feld. Die Engländer bringen nur Funfzehnhundert, die Schotten Zweitausend ins Gefecht. Die Engländer behaupten das Feld mit Dreiundfunfzig, die Schotten ziehn sich mit Fünfundfunfzig zurück. Sonst werden Alle von beiden Seiten erschlagen. Aber der merkwürdigste Umstand dieser Art ist die verschiedene Weise, wie die schottischen und englischen Könige die Kunde von der Schlacht

*) Zum Verständniß der adisonschen Kritik muß der Uebersetzer sie ganz wiedergeben, wenn er auch, wie sich nach dem Obigen von selbst ergibt, in vielen Puncten einer ganz andern Meinung zugethan ist.

**) Dieses aller Poesie widerstreitende Hervortreten einer dürren Absichtlichkeit ist glücklicher Weise überall schon längst aus den Tragödien verschwunden. Auch in dieser alten Ballade drückt der Endvers nur den frommen Wunsch des Minstrels aus, womit er dem tragischen Schlusse eine freudige Wendung geben will. Die ganze Ballade ist vielmehr patriotisch, zur Befeuerung des Muthes durch ein treffliches Schlachtgemälde, als zum Abschrecken vom Kampfe, gedichtet.

und von der großen Männer Tode, welche beide Heerschaaren anführten, aufnahmen:

Zu Schottlands König kam nun bald
Nach Edinburg die Klage,
Daß plötzlich sey durch einen Pfeil
Graf Douglas schnöd erschlagen.

O schwere Kund', sprach König James,
In Schottland weit und breit
Hab' ich nicht einen Hauptmann mehr
Von solcher Trefflichkeit.

Zu König Heinrich ward nun auch
Die Kunde bald gebracht,
Daß Piercy von Northumberland
Blieb in der Chevy-Jagd.

Gott sey mit ihm, sprach unser König,
Wenn's Beſſ'res gibt nichts mehr;
Ich glaub', ich hab' in meinem Reiche
Fünfhundert so gut wie er.

Doch soll nicht Schott' und Schottland sagen,
Ich nähme keine Rache,
Denn rächen will ich mich an Allen
In des guten Piercy Sache.

Der König hielt, was er gelobte,
Nachher bei Humble-Down:
Fünfhundert Lords und Ritter ließ
Den Tag er niederhau'n.

Und von der Andern g'ringer Zahl
Starb manches Tausend noch u. s. w.

„Wie unser Dichter eine billige Parteilichkeit für seine Landsleute zeigt, so malt er doch auch die Schotten nicht unwürdig eines so kühnen und tapfern Volkes:

Graf Douglas auf milchweißem Roß,
Gleich einem Freiherrn kühn,
Ritt vorne an vor seiner Schaar,
Deß Rüstung golden schien.

„Seine Gesinnungen und Thaten entsprechen einem Helden. Einer von uns beiden, sagt er, muß sterben. Ich bin ein Graf so gut als Du, und Du kannst keinen Grund haben, den Kampf auszuschlagen. Indessen, fährt er fort, es wäre Schade und gewiß auch Sünde, wenn so viele unschuldige Menschen unsertwegen sterben

sollten; lieber wollen wir beide unsern Zwist im Zweikampfe ausmachen:

Das duld' ich nicht, doch von uns zweien
Stirbt Einer sicherlich.
Ich kenn' Dich wohl, Du bist ein Graf,
Lord Piercy, so auch ich.

Doch glaub' mir, Piercy, Jammer wär's,
Und auch gewiß nichts Rechtes,
Wenn sich die Unsern tödten sollen,
Denn keiner that was Schlechtes.

Wohlan, den Zweikampf wagen wir,
Und jeder schont die Seinen!
Verflucht ist der, sprach Lord Piercy,
Der so was will verneinen!

„Nachdem diese tapfern Männer sich in der Schlacht und dem Zwiegefecht ausgezeichnet haben, fällt mitten in einer durch heroische Gedanken ausgezeichneten Unterredung der schottische Graf und muntert noch im Tode seine Leute auf, den Tod zu rächen, indem er ihnen als das Bitterste vorhält, daß sein Gegner ihn fallen sah.

Und damals kam ein spitzer Pfeil
Aus engelländ'schem Bogen,
Dem Grafen Douglas war ins Herz,
Er tödtlich tief geflogen.

Nie sprach er mehr ein Wort als dieses:
Frisch! lustige Vasallen!
Bald ist mein Leben nun zu Ende,
Und Piercy sieht mich fallen.

„Lustige Vasallen (merry Men) ist in der Sprache jener Zeiten nichts weiter, als ein Aufmunterungsruf für Kriegsgenossen und Soldaten. Eine Stelle im elften Buche der Virgilschen Aeneide ist bewunderungswürdig. Camilla denkt in ihren letzten Todeskämpfen, statt, wie sich von einem Krieger ihres Geschlechtes erwarten ließe, über ihre Wunde zu weinen, lediglich (gleich unserm Helden) daran, wie die Schlacht nach ihrem Tode fortdauern werde.

Tum sic exspirans Accam, ex aequalibus unam,
Alloquitur, fida ante alias quae sola Camillae etc.

Aen. 11, v. 820.

Turnus starb nicht auf so heroische Weise, obgleich unser Dichter Turnus Rede im letzten Verse vor Augen gehabt zu haben scheint:

Und Piercy sieht mich fallen.

Graf Piercy's Klage über seinen Feind ist großmüthig, schön und voller Gefühle. Ich muß nur den Leser warnen, nicht wegen der Einfalt des Styls, den man wohl einem so alten Dichter vergeben mag, die Größe des Gedankens zu verkennen.

Als er gestorben, nahm Graf Piercy
Den Todten bei der Hand
Und sprach: Graf Douglas, für Dein Leben
Verlör' ich gern mein Land.

O Christ, es blutet wohl mein Herze
Ob Deinem Misgeschicke,
Denn keinen mehr berühmten Ritter
Traf so des Schicksals Tücke.

Das schöne Bild: den Todten bei der Hand fassen, wird den Leser an Aeneas Benehmen gegen Lausus, welchen er selbst, als jener dem greisen Vater zu Hülfe eilte, erschlagen hatte, erinnern.

At vero ut vultum vidit morientis, et ora,
Ora modis Anchisiades pallentia miris,
Ingemuit miserans graviter, dextramque tetendit.

— — — „Ich fahre fort und will zu beweisen versuchen, daß die Gesinnungen in dieser Ballade außerordentlich natürlich und poetisch sind und voll jener majestätischen Einfalt, welche wir an den großen ältern Dichtern bewundern. Ich will deshalb verschiedene Stellen hersetzen, in welchen der Gedanke ähnlich denen in verschiedenen Stellen der Aeneide ist, ohne daß ich deshalb behaupten wollte, unser unbekannter Dichter habe eine Nachahmung derselben bezweckt, sondern daß er dahin geführt wurde durch denselben poetischen Genius und dieselbe Nachahmung der Natur.

Wäre dieser alte Gesang mit epigrammatischen Wendungen und Spielen des Witzes angefüllt, würde er vielleicht dem schlechten Geschmacke einiger Leser zugesagt, nie aber würde er das Entzücken des gemeinen Volkes gewonnen, noch das Herz Sir Philipp Sidney's wie Trompetenschall erfreut haben. Nur die Natur hat diese Wirkung. Sie befriedigt den vorurtheilsfreien und den ganz gebildeten Geschmack — — — — — — — — — *).

---

*) Hier sucht der Kritiker die Ballade gegen den Vorwurf Sir Ph. Sidney's, wegen des veralteten Styls, zu rechtfertigen. Percy (der Antiquar) hat aber bewiesen, daß Sir Sidney die älteste Ausgabe dieser Ballade vor Augen gehabt hat, welche bei weitem an Derbheit und Energie, aber auch an Dunkelheit vor derjenigen den Vorzug hat, welche der Zuschauer hier gebraucht hat.

„Was kann großartiger seyn, als Gedanke und Ausdruck in folgender Stanze:

Den schnellen Hirsch mit Hund und Horn
Zog Piercy aus zu jagen,
Das Kind bereu' im Mutterleib
Die Jagd in diesen Tagen.

Diese Art, alles aus jener Schlacht die Nachkommenschaft betreffende Unglück, sowohl dasjenige, welches die unmittelbar nach dem Kampfe Gebornen insoweit traf, als sie ihre Väter verloren, als auch die aus jenem Streite späterhin entspringenden Fehden herzuleiten, ist bewunderungswürdig und entspricht ganz der Denkweise der ältern Dichter.

Audiet pugnas vitio parentum
Rara juventus.

Hor. Od. 2, 1, 23.

Was ist wohlklingender und poetischer und gleicht mehr der majestätischen Einfalt der Alten, als die folgenden Stanzen:

Der stolze Graf Northumberland
Gelobte feierlich,
Drei Sommertage im schottischen Wald
Woll' er vergnügen sich.

Mit funfzehnhundert Bogenschützen,
Wohl Männer, kühn und tüchtig,
Denn jeder traf, that's irgend Noth,
Wohin er zielte, richtig.

Die Hunde rannten durch die Wälder,
Zu fahn die schnellen Hirsche,
Und laut erklang von Thal und Berg
Der Wiederhall der Pirsche.

— Vocat ingenti clamore Cithaeron
Taygetique canes, domitrixque Epidaurus equorum.

Georg. 3, v. 43.

Sieh', dorther kommt Graf Douglas schon,
Im Stahlglanz seine Leute;
Voll zwanzighundert Schottenspeer'
Marschiren her zum Streite.

Sie sind vom schönen Tividale *),
Nah' an dem Flusse Teweed u. s. w.

---

*) Das Thal der Teviot, eine Grenzlandsgegend, in welcher Walter Scott's „Lied des letzten Minstrels" spielt. Bei ihm heißt es beständig: teviotdale.

„Das in den beiden letzten Versen beschriebene Vaterland der schottischen Krieger hat eine schöne, romantische Lage. Möge der Leser die letzten sechs Verse der Ballade mit der Stelle aus der Aeneide vergleichen, und er wird finden, daß sie im Geiste Virgil's geschrieben sind.

Adversi campo apparent, hastasque reductis
Praetendunt longe dextris et spicula vibrant — etc.
Aen. 11, v. 605. 7. v. 682. 712.

Aber fahren wir fort:

Graf Douglas, auf milchweißem Roß,
Gleich einem Freiherrn kühn,
Ritt vorne an vor seiner Schaar,
Deß Rüstung golden schien.

Turnus ut antevolans tardum praecesserat agmen,
Vidisti, quo Turnus equo, quibus ibat in armis
Aureus —

Die Unsern spannen ihre Bogen,
All' englisch, treu und bieder,
Beim ersten Pfeilschuß sanken wohl
An sechszig Schotten nieder.

Von beiden Seiten drängte man,
Und jeder war ein Held,
Und mancher edle Rittersmann
Lag stöhnend auf dem Feld.

Und damals kam ein spitzer Pfeil
Aus engelländ'schem Bogen,
Dem Grafen Douglas war ins Herz
Er tödtlich tief geflogen.

Aeneas wurde auf dieselbe Weise, mitten in der Unterredung, durch unbekannte Hand verwundet.

Has inter voces, media inter talia verba,
Ecce viro stridens alis allapsa sagitta est;
Incertum, qua pulsa manu —
Aen. 12. v. 318.

„Aber vor allen beschreibenden Theilen des Gesanges sind die folgenden vier Stanzen wegen ihrer Kraft, des innewohnenden Geistes und der Natürlichkeit der erzählten Begebenheiten, die schönsten. Der Gedanke der dritten Stanze ward noch von keinem Dichter berührt, und wäre doch Homer's und Virgil's würdig.

So starben beide Edelmänner,
An Muth unübertroffen,
Als jetzt ein Schütz aus Engelland
Sah seinen Graf getroffen.

Er trug den Bogen schon gespannt,
Aus tücht'gem Holz war der,
'nen Pfeil, wie eine Elle lang,
Legt auf die Senne er.

Und auf Sir Hugh Montgomery
Zielt mit dem Pfeil er gut.
Die Gänsefeder auf dem Schaft
Tränkt sich in seinem Blut.

Von Tagesanbruch währt die Schlacht
Bis Sonnenuntergang;
Doch war das Treffen kaum vorbei
Beim Abendglockenklang.

Auch im Verzeichniß der Erschlagenen folgte der Autor dem Beispiel der größten alten Dichter, indem er nicht allein eine lange Liste der Todten gibt, sondern sie auch noch mit einer kleinen Charakteristik einiger Personen ausstattet.

Und mit Graf Douglas ward erschlagen
Sir Hugh Montgomery,
Sir Carl von Carrel flieht zu Fuß
Wohl von dem Felde nie.

Sir Carl Murrel von Ratcliff auch,
Es war sein Schwestersohn.
Sir David Lamb, so hoch geehrt,
Und ist doch nicht entflohn.

Der familiäre Klang dieser Namen zerstört die Majestät in der Beschreibung (!). Deshalb erwähne ich diesen Theil des Gedichtes nur, um die natürliche darin erscheinende Gedankenfolge zu zeigen, indem die beiden letzten Verse fast ganz wie eine Uebersetzung des Virgil's aussehen.

Cadit et Riphaeus, justissimus unus,
Qui fuit in Teucris, et servantissimus aequi.
Dis aliter visum. —

Aen. 2. v. 426.

In dem Verzeichniß der gefallenen Engländer ist Witheringtons Benehmen auf dieselbe geschickte Weise ausgezeichnet, wie der Leser durch sein Auftreten beim Anfange der Schlacht darauf vorbereitet war. Da ich indessen fürchte, ihr kleinen närrischen Leser (die ihr die Sterbescenen im Hudibras habt lächerlich gemacht gesehen) würdet nicht fähig seyn, die Schönheit zu fassen, so wage ich sie nicht abzudrucken *).

*) Da von unsern Lesern — ein Jahrhundert und darüber später — fast vorauszusetzen ist, daß sie die schlichte Einfalt in der Schilder-

Stattlich trat drauf ein Edler vor,
Witherington war sein Nam',
Sprach, nie möcht' König Heinrich ich's
Erzählen zu meiner Scham:

Daß mein Gebieter focht zu Fuß,
Und ich stand gaffend da.

Wir treffen dieselbe heroische Gesinnung im Virgil:

Non pudet, o Rutuli, cunctis pro talibus unam
Objectare animum? Numerone an viribus aequi
Non sumus? — Aen. 12. v. 229.

„Kann etwas mehr natürlich oder rührend seyn, als die Art, mit welcher er das Benehmen der Weiber beschreibt, welche an diesem verhängnißvollen Tage ihre Ehegatten verloren hatten?

Am nächsten Tag kam manche Wittwe,
Klagt' um den Gatten sehr,
Mit Thränen wuschen sie die Wunden,
Doch alles half nichts mehr.

Die blutgefärbten Körper trugen
Sie mit sich ohne Beschwerde
Und küßten tausend Mal den Todten,
Der schon lag in der Erde.

„So sehen wir, wie die Gedanken dieses Gedichtes, ganz natürlich aus dem Gegenstande entspringend, immer einfach und zuweilen ausgezeichnet edel sind, daß die Sprache oft wohlklingend, und das Ganze in wahrhaft poetischem Geiste geschrieben ist."

„Wäre der Gesang in der gothischen Manier geschrieben, — welche das Ergötzen aller unserer kleinen Geister, Schreiber und Leser ist, — würde er nicht dem Geschmacke so vieler Zeitalter genügt, und nicht Lesern von jedem Stande und Verhältnisse genügt haben. Ich bitte nur um Vergebung für den Erguß lateinischer

---

sen, so übersetzt Ref. so getreu als möglich aus der neuen und alten Ballade die betreffende Stanze:

Neuere.

Um Witherington muß ich klagen,
Vom Schmerze stumpf und dumpf;
Als ihm die Füße abgeschlagen,
Focht er noch auf dem Stumpf.

Aeltere.

Um Wetharryngton thut's Herze mir weh,
Daß sie mußten tödten ihn;
Denn als beide Beine ihm abgehau'n,
Focht er noch auf den Knie'n.

Die äl[illegible] ist offenbar charakteristischer und der Natur gemäßer.

Brocken, die ich lediglich aus Furcht, mein eigenes Urtheil über solchen Gegenstand möchte zu seltsam klingen, wenn es nicht durch Virgil's Autorität unterstützt würde, habe abdrucken lassen." —

Glücklicherweise sind wir zu einer Zeit gelangt, welche die Schönheit und das wahre Leben dieser Volksballade auch ohne Virgil's Autorität anerkennen dürfte.

England entbehrt ein großes Nationalepos. — Wohl kein Land und Volk könnte, sowohl seine romantische Geschichte, als den im Volke lebenden poetischen Sinn betrachtet, größere Ansprüche auf ein solches machen. Englands äußere geschichtliche Entwickelung ist eine fortwährende romantische Dichtung, es waltet ein Interesse von Anfang bis Ende vor, und Rundung erhält das Gedicht schon durch die abgeschlossene Lage der Insel. Bei einem so freien und noch vor einem Jahrhundert so durch und durch poetisch gesinnten und seine Vorzeit ehrenden Volke, hätte ein Nationalepos die ungeheuerste Wirkung hervorbringen müssen. Da aber der, welcher es schaffen konnte, fehlte, floh theilweise die geschichtliche Poesie in das dramatische Gebiet, wo Shakspeare Englands Könige auf der Bühne verewigte; theilweise aber mußte die Ballade das Epos dem Volke ersetzen.

Die englischen Balladen entfernen sich deshalb mehr vom Liede und nähern sich dem Epos, wie wir es bei dem angeführten Beispiele sahen. Sie sind daher theils von bedeutender Länge, theils in der Form erzählend; beides Mängel, welche man ihnen häufig, besonders im Gegensatz zu einigen der in jeder Hinsicht vollendeten schottischen Balladen, vorgeworfen hat. Auch Ref. ging von dieser Ansicht aus; jemehr er sich aber mit den altenglischen Balladen bekannt gemacht, um so mehr Entschuldigung hat er für diese Rüge gefunden.

Allerdings sind sie so lang, daß sie nach unsern musikalischen Begriffen nicht füglich gesungen werden können; viele sind auch in zwei bis drei Abschnitte eingetheilt. Wenn sie aber an der Stelle des Epos einen gewissen Cyclus von Thaten oder eine fortwährende Begebenheit erzählen sollten, so konnten sie, ohne der Deutlichkeit zu schaden, weder in der Kürze, noch durch hingestellte Bilder der Menge der Zuhörer das Vorzutragende verständlich machen. Auch ergibt sich die referirende Form aus dem äußern Verhältniß der Sänger zu den Zuhörern. Die Minstrels zogen im Lande umher und mußten, von dem sie umringenden Kreise, Neues zu erzählen, oder eine Ballade zu recitiren (welches bei ihnen einerlei war), aufgefordert, dem Begehren Genüge leisten — und erzählen; daher fangen fast alle englische Balladen mit der Redeform, welche wir mit: „Es war einmal" bezeichneten, an, z. B.:

In Irland, fern wohl über der See,
Dort wohnte ein guter König u. s. w.

Ich hörte, daß mal in Africa
Ein junger Prinz regierte,
Sein Name war Cophetua,
Den er bei Dichtern führte u. s. w.

Als Arthur anfing zu regieren,
Als König anerkannt u. s. w.

Als König Heinrich herrscht im Land,
Der zweite dieses Namens u. s. w.

Statt in medias res hineinzuführen, holt der englische Minstrel meistentheils weit aus, oder sucht doch zuvörderst die Scenery zu malen, in welcher die Ballade vorgeht; z. B.:

Zur Sommerzeit, wenn das Laub wird grün,
Und Blüthen bedecken die Erde,
Ritt König Eduard zum Jagen aus,
Zur Lust nach mancher Beschwerde u. s. w.

Besonders liebten die Minstrels hier, die Maienpracht im Walde zu malen. Die Ballade von den Räubern Adam Bell, Clym of the Clugh und William of Cloudesly beginnt:

Lustig ist es im grünen Wald
Unter des Laubes Grün,
Wo Männer jagen die Kreuz und Quer,
Und Bogen und Pfeile ziehn.

Wer erinnert sich hier nicht an das freundliche Bild, mit welchem Walter Scott seine liebliche Ballade Alice Brend beginnt? *)

Gar lustig ist's im grünenden Wald,
Wenn Amsel und Drossel singen,
Das Wild entflieht, das Bellen erschallt,
Und Hüfthorntöne klingen.

Ueberhaupt sucht sich der Erzähler erst auf festen Boden zu stellen, ehe er erzählt. Zuweilen aber tritt jenes referirende Element noch deutlicher hervor, wenn der Dichter, ganz im Angedenken an seine Stellung, wirklich die Zuhörer anredet, wie:

Hört mich an, ihr edlen Leute,
Kommt und höret meine Mähre
Von zwei kühn verwegnen Brüdern,
Wie sie nie geboren werden.

Der eine war der junge Adler,
Der andre König Estmer u. s. w.

---

*) Nachgebildet zweien altdänischen.

Aus dieser Art des Vortrages dürfte sich ein weit bedeutenderer Mangel, als die gerügten, ergeben. Der Dichter ist noch nicht Herr seines Stoffes geworden, er ist noch nicht zur reinen Objectivität gelangt. Homer ruft die Muse an, ihm den Zorn des Achilleus zu singen; die Göttin kann aber nur die Wahrheit, nicht die subjective Erscheinung verkünden. Der Minstrel dagegen ruft, nach Art der Marktschreier, die Leute herbei, um durch ihn von den Thaten zu hören. Wirklich tritt bei vielen Balladen die Subjectivitat des Dichters, meistens in der Gestalt der Parteilichkeit hervor. Es wurden aber viele derselben allein in der Absicht gedichtet und dem Volke vorgetragen, um, wie die Pamphlets unserer Tage, die Gemüther zu entflammen. Namentlich sollen zur Zeit der Reformation beide Parteien mit diesen Waffen gekämpft haben. Die von Percy mitgetheilte: „der Mord des Königs von Schottland," des Gatten der Maria Stuart, trägt diese parteiliche Absicht gleich auf der Stirne:

> Weh, Weh dir, falsches Schottenland,
> Das stets Verrath und Tück' erdenkt!
> Den besten Fürsten, der je geboren,
> Hast du bei Nachtzeit aufgehenkt.

Aber nicht alle tragen diesen Stempel von Parteilichkeit und subjectiver Beimischung. Die aus der alten Chevy Chase gegebenen Proben sind Musterbilder einer plastischen, parteilosen Darstellung; selbst der Anfang der Ballade geht auf die Hauptsache, ohne irgend Umschweife zu machen, los. Nur am Ende erlaubt der Dichter sich den frommen Wunsch, um auf befriedigende Weise das traurige Gemälde eines fruchtlosen Gemetzels zu schließen. Wenn auch wenige andere Balladen diese plastische Ruhe und Deutlichkeit gewonnen haben, so sind doch viele aus rein objectiver Darstellung des Dichters hervorgegangen.

Die mit dem Vorwurf der Länge verwandte Rüge einer zu großen Breite erledigt sich auf ähnliche Weise. Breit sind allerdings die meisten Balladen, sowohl die, welche historische Gegenstände als die, welche fingirte vortragen. Das englische Volk hatte, trotz seiner poetischen Stimmung, von je an sein porter thicked blood. Es gehörte nicht zu den leicht Beweglichen. Ein Blitz des Gedankens, ein kühnes Bild genügte nicht, ihm eine Sache anschaulich zu machen, oder wohl gar es für einen Begriff zu entflammen. Dazu gehörte eine größere Anstrengung und ein weiteres Ausholen. Umständlich, wie die Amme, welche Mährchen erzählt, muß eine Geschichte vorgetragen, und vor allem müssen die Gegenden, die Personen genau geschildert werden. Der Engländer hat Geduld, er hört alles mit an, und erst nach so abgemessenem und

alles berührendem Vortrage wird sein Blut allmälig erwärmt, und das Bild ihm anschaulich. Die Minstrels, welche doch meistentheils vor Landleuten ihre Balladen zur Harfe sangen, konnten keine schärfere Fassungsgabe bei ihren Zuhörern voraussetzen, und befleißigten sich daher der Umständlichkeit im Vortrage, welche wir Breite nennen. Wer viele englische Balladen gelesen hat, dem wird diese Eigenschaft aber bald zur nothwendigen Bedingung werden. Ein großer Ofen mag das kleine Zimmer verunzieren; je wohlthätiger aber seine Wärme auf uns wirkt, um so mehr verschwindet uns der unangenehme Anblick aus den Augen. Durch die Breite gewinnen die englischen Balladen an Gemüthlichkeit; der Leser lebt mit den lebensfrohen Gestalten.

Gewöhnlich trifft diese Dichtungen auch der aus jenem speciell hervorgehobene Vorwurf zu pomphafter Schilderungen im Einzelnen. Dies ist aber ungegründet. Im Verhältniß zu der Ausdehnung des Ganzen ist das Einzelne nicht zu umständlich ausgeschmückt, und Bürger hat bekanntlich in seinen Nachahmungen englischer Balladen sich dies bei weitem mehr zu Schulden kommen lassen.

Diese Mängel werden aber durch große Vorzüge wieder ausgeglichen, welche sich fast in allen Balladen vereinigt vorfinden.

Trotz der Breite, trotz der Länge herrscht doch überall eine rührende Einfalt. Die subjective Einmischung des Dichters mag vielleicht hier noch förderlich gewesen seyn, wenigstens für die Darstellung. Der alte Minstrel erzählte die Thaten so, wie sie seiner einfachen Anschauungsgabe sich darstellten. Meist treffen wir auf ein getreues Spiegelbild der Natur. Der Sinn des Dichters war noch kindlich und gab das wieder, was er gefunden hatte, ohne es mit besondern Farben schmücken zu wollen oder tiefere Hebel hervorzusuchen. Er erfüllte somit die erste Bedingung jeder Dichtung, er suchte nicht ein Bild für seine Gedanken, sondern er malte das Bild und überließ es seinem guten Genius und dem Sinne des Zuhörers, in dem Bilde noch etwas Höheres und Tieferes verborgen zu finden, als sich auf den ersten Blick darthat. Immer müssen wir auf die Cheviot-Jagd zurückverweisen. Was hat der Dichter anders gethan, als Bilder des Lebens — des äußern Lebens hingestellt? Wenn uns diese Bilder lebendig werden, so sind sie poetisch; können wir aber auch noch in diesen Bildern des äußern Lebens Bilder des innern erkennen, irgend eine tiefere Wahrheit, so werden sie durch diese Bedeutung für uns an Interesse gewinnen; in der Poesie möchten wir aber hierauf keine Stufenleiter des Werthes begründen.

Verwandt mit dieser Einfalt ist die zarte Gesinnung, die feine Empfindung, welche bei den meisten alten Balladen ungemein wohlgefällig den Leser anspricht, besonders wenn zugleich die Musik

der alten einfachen Sprache durch richtig verstandenen Vortrag des alten Balladenrhythmus ihm in das Ohr klingt. Bei dem derben, frohen Engländer, so trefflich durch die Type John Bulls charakterisirt, erwartet man keinen Sinn für diese Zartheit. Wirklich werden auch die spätern Balladen derber; dagegen sind aber diejenigen der ältern, welche in das romantische Gebiet streifen und Ritterabenteuer, Liebesgeschichten erzählen, mit diesem sanften Schmelz durchzogen. Ob die Minstrels, als ein zartes Sängergeschlecht, vor den derbern Gestalten der praktischen Wirklichkeit sich besonders ausgezeichnet haben, oder ob das ganze englische Volk in jenen Zeiten, wenn es Poesie galt, zarter gestimmt gewesen und erst durch den aufblühenden Handel zur Zeit der Elisabeth und durch die wüthenden Religions- und Freiheitskriege unter ihren Nachfolgern materieller geworden sey, wollen wir dahingestellt seyn lassen, da eine Untersuchung, um zum genügenden Resultate zu kommen, uns zu weit führen würde. Es mag jedoch der Einfluß der Troubadours und der andern Erscheinungen der sonnenhellen Romantik auch auf die englischen Volksbarden mild gewirkt haben.

Die südliche Halbinsel führte bei ihren Dichtern den schönen Namen the merry England, das lustige England. Wo ein Volk lustig und froh ist und jede Erscheinung, wenn sich nur irgend etwas Wohlgefälliges an ihr entdecken läßt, mit Lust betrachtet, da ist eine gute Saat für jedes Schöne zu erwarten. So lange der Engländer noch froh war, mochte daher auch der Minstrel seine Harfe mit den reinen, zarten Tönen zur Lust rühren: sobald aber trüber Wahn, Speculation und Parteienwuth die Fröhlichkeit verscheuchten, konnte auch diese sanfte Stimme nicht mehr durchdringen.

Besonders rührend ihrer Einfalt und zugleich der zarten Gesinnung wegen sind die Dichtungen treuer Liebe, an welchen die alte englische Literatur so reich ist. Man lese das zarte Gedicht the child of Elle, aus welchem Bürger seine Ballade

Knapp, sattle mir mein Dänenroß,

gemacht hat. Nicht allein in der Umwandlung des

Sir John of the north countraye

in dem

Ritter Plump vom Pommerland

hat er das zarte und doch so einfache und natürliche Lied derber gemacht, sondern überhaupt die edlen Liebenden in pommersch Leder und unpolirten Stahlpanzer gekleidet. Ferner das rührende Schmerzenslied der Liebe: Willow! willow! willow!, von Shakspeare im Othello erwähnt. Welchen Liebreiz hat die von Percy aus Bruchstücken alter Balladen zusammengesetzte Erzählung: The friar of

orders gray, deren Bearbeitung Bürgern im Bruder Graurock besser gerathen ist!

> Now Christ thee save, thou reverend friar,
> I pray thee tell to me,
> If ever at you holy shrine
> My true love thou didst see.

Bürger:

> Sie sprach: „Gelobt sey Jesus Christ!"
> „In Ewigkeit!" sprach er.
> Gar wunderseltsam ihm geschah;
> Und als er ihr in's Auge sah,
> Da schlug sein Herz ihm mehr.
>
> Die Pilgerin mit leisem Ton,
> Voll holder Schüchternheit:
> „Ehrwürdiger, o meldet mir,
> Weilt nicht mein Herzgeliebter hier
> In Klostereinsamkeit?"

Wir verkennen nicht die Schönheit der bürger'schen Verse; dennoch verliert in unsern Augen die Uebersetzung durch das Ausmalen, vor allem aber das Interesse der ganzen Ballade, indem wir im voraus erfahren, was der Engländer der Ueberraschung aufgespart hatte. In welcher ältern Dichtung kann aber die wahre Bedeutung der Weiblichkeit, die hingebende Demuth der Liebe schöner ausgesprochen seyn, als in der dramatischen Ballade, das nußbraune Mädchen? Was wir sonst an den Balladen an sich rügen, die Länge, führen wir hier nur insofern als Fehler auf, weil es uns verhindert, Proben dieser reizendsten Dichtung zu geben. Die beiden von Percy mitgetheilten Pilgerballaden: Gentle herdsman, tell to me, und: As ye came from the holy land, schließen sich jener the friar of orders gray in Zartheit und Innigkeit an. — Auch die Liebe der Frauen in spanischen Romanzen ist schön; man vergleiche aber diese Ergüsse einer Gluth, welche zu bergen die Natur zu schwach ist, mit der geläuterten, hingebenden, im geliebten Gegenstande nur lebenden Liebe der englischen Frauen, und man wird, auch ohne die Richtschnur der Sittlichkeit anzulegen, der letztern den poetischen Vorzug einräumen. Als der Geächtete in der erwähnten Ballade the not-browne maid, alles aufgeboten, um die Tochter des Barons abzuhalten, mit ihm in die Wildniß zu gehen, und zuletzt ihr gestanden, selbst schon eine Geliebte dort zu haben, erwiedert sie:

> Wenn du im Wald, deinem Aufenthalt,
> Auch hast schon's Liebchen fein,

Macht dies nicht wanken meinen Gedanken,
Treueigen dein zu seyn.
Demüthig will und sanft und still
Ich lauschen auf ihre Mienen,
Froh allermeist, wenn, was sie heißt,
Ich immer ihr kann dienen.
Und hättest du noch hundert dazu,
Wünscht' ich nur eine zu seyn;
Denn ach! mein Herz, in Scherz und Schmerz,
Liebt dich nur ganz allein.

Eine Verbindung zwischen spanischer Gluth und englischer Reinheit bildet die schöne Ballade the spanish ladys love, welche nicht allein in der Form eine spanische Beimischung, — sie ist in Trochäen geschrieben — sondern auch dem Wesen nach spanische Elemente aufgenommen zu haben scheint. Bis auf den trüben Schluß gleicht sie der vorigen.

Aber zugleich mit der Einfalt und zarten Gesinnung zeichnet die meisten alten Balladen eine innige Verehrung der Naturschönheiten aus. Selten scheint die Sonne klar durch den grauen Horizont, welcher die glückliche Insel umgibt; desto empfänglicher sind die Engländer für einen heitern Tag, wo oben der blaue Himmel, unten das üppige Grün im Lichtglanze verklärt strahlen. Jetzt wallfahrtet der Städter an solchem Tage hinaus nach Villen und Lustörtern, und die Bürger des merry old England zerstreuten sich in den üppigen Wiesen und verschlungenen Wäldern zu mannichfaltigen Lustbarkeiten. Vor allen aber weilten ihre Dichter gern an solchen Maientagen; die Blumenwiese und der frische Eichenwald waren die Scenen, wohin sie die Abenteuer ihrer Helden verlegten, und wir haben schon gesehen, daß viele Balladen mit Schilderung dieser Maiengegenden beginnen. Man wirft — und mit Recht — der englischen Poesie ihre descriptive nature vor; ein solches geistloses Abmalen der Einzelheiten einer schönen Gegend gleicht nur einer guten Registrirung, welche etwa zum Verkauf eines Landgutes vorher aufgenommen wird. Noch vor kurzem wurde in dieser Art die poetische Beschreibung eines schönen Waldes als Preisaufgabe in den Zeitungen bekannt gemacht, und es gibt Gedichte, welche Wollfabriken besingen! — Die ältern Dichter faßten sinniger die Naturschönheiten auf. Sie sahen nicht die todten Erscheinungen, sondern den Geist, welcher aus jenen sprach. Sowohl bei den Volksballaden, als auch den sogenannten gelehrten Dichtern sehen wir, daß sie selbst von dem Eindruck der Gegend ergriffen waren, und sie vermochten es, uns auch ein anschauliches Bild wiederzugeben. Merkwürdig in der Zusammenstellung, aber

folgerecht in der Entstehung sehen wir diese schönen Naturscenen als den Tummelplatz der verschiedenartigsten Wesen. Die vom Mondenlicht durchleuchteten Erlenbüsche und Auen sind die Spielplätze der Geister, und der frische, grüne Eichenwald ist der fröhliche Schlupfwinkel lustiger Räuber. Beide Arten von Freunden und Bewohnern der Natur sind in allen Balladen hoch gefeiert. Ueber die ersten aber wollen wir einen Landeskundigen reden hören: *)

„Es scheint mir in der That, als ob die ältern englischen Dichter, nach dem echten Gefühl für Natur, das sie auszeichnet, sich sehr genau an die einfache und vertrauliche Bilderwelt gehalten hätten, die sich in diesen Volkssagen findet, und deshalb in ihre Feenlehre diese beständigen Anspielungen auf das Pachterhaus und die Milchkammer, die grüne Wiese und die Quelle verwebt haben, welche unsre Seele mit den herrlichen Bildern des ländlichen Lebens erfüllt. Es ist höchst sonderbar, zu bemerken, wie die schönsten Dichtungen ihren Ursprung unter dem rohen und ungebildeten Volke haben. Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz in den Täuschungen, womit die einbildungsreiche Unwissenheit einst jeden Gegenstand bekleidete. Diese Dämmerungsansichten der Natur ziehen oft mächtiger an, als alle die, welche wir durch die Strahlen der aufgeklärteren Philosophie erhalten. Die gebildetsten und dichterischsten Gemüther sind daher immer sehr gern in diese gelegentlichen Ansichten der sogenannten barbarischen Zeiten zurückgegangen und haben aus ihnen ihre schönsten Bilder und dichterischen Hebel entnommen. Wenn wir unsere bewundertsten Dichter durchgehen, so werden wir finden, daß ihre Gemüther von diesen Volksbegriffen ganz erfüllt sind und daß diejenigen das Gelungenste geliefert, die sich ganz an die Einfachheit der ländlichen Urbilder gehalten haben. Dies ist auch der Fall bei Shakspeare's Sommernachtstraume, worin die Beschäftigungen und Vergnügungen der Feen so genau beschrieben werden, und worin alles das, was unter dem Volke über sie bekannt war, zusammengefaßt ist. So geschieht es, daß die Dichtkunst in England jeden ländlichen Ton, zur Melodie geworden, wiedergibt; so geschieht es, daß sie ihre Reize über das Alltagsleben verbreitet hat, ohne irgend etwas an eine andere Stelle zu bringen, sondern nur, indem sie die Dinge annimmt, wie sie sie findet, aber sie mit den ihr eigenen Zaubertinten verklärt, bis jeder grüne Hügel und jede Quelle, jede frische Wiese, ja jede niedere Blume voll von Gesang und Sage ist."

Wir könnten zu unserm Zwecke noch viele charakteristische Stellen dieses ausgezeichneten Werkes ausheben, von den Elfenkreisen

*) Bracebridge Hall oder die Charaktere von Washington Irving, übersetzt von Spiker. II. S. 193 u. s. w.

auf der Thauwiese, den freundlichen Hauskobolden, welche den fleißigen Mägden einen Sixpence in den Schuh warfen und für sie scheuerten und kehrten, von den Feen und kleinen Leuten, welche am südlichen Abhange der Hügel und Berge herumstreifen u. s. w.; müssen aber des gemessenen Raumes wegen unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, welches um so lieber geschieht, als dasselbe die interessantesten Berichte über die Denkmäler des alten Englands im neuen England gibt. Nur so viel noch von den Geistern. Diese Elfen, Kobolde, Zwerge und andere Elementargeister waren wirkliche Geschöpfe der Volksphantasie und meistentheils an bekannte Orte gefesselt; wenn wir dagegen in den künstlichern Dichtungen der Minstrels von furchtbaren Riesen, Feen, Drachen, Zauberern, deren Magie weit über die Elementarkräfte hinausgeht, lesen, so sind dies größtentheils nur Creaturen der romantischen Ritterpoesie, und mögen höchstens unter den dem Wunderglauben unterworfenen Wallisern wirklich im Volksglauben, nie aber mehr unter den Engländern gelebt haben, als etwa zur Belustigung der Einbildungskraft. Die englischen Volksballaden vom König Arthur und seiner Tafelrunde, voll dergleichen orientalischen Spukes, sind aller Vermuthung nach erst durch das Medium der großen Rittergedichte aus echt walesischen Sagen entstanden, haben aber durch diesen Uebergang so die Spuren der Oertlichkeit verloren, daß sogar, wie Percy zeigt, von den Minstrels die englische Grenzfestung Carlisle, corrumpirt aus dem walesischen Namen seiner Burg, dem alten Brittenkönige zur Residenz angewiesen worden. Die Minstrels bürgerten hierdurch Arthur'n in ihren Sagenkreis ein, denn um Carlisle war der Schauplatz aller Grenzabenteuer zwischen England und Schottland und der Zufluchtsort der Räuber.

Unter Wilhelm dem Eroberer wurden die furchtbaren, zum Theil noch jetzt barbarisch nachwirkenden Forstgesetze gegeben. Den normannischen proud barons gehörte theils an sich, theils als Repräsentanten des Königs, die Jagd. Der sächsische Freisaß (yeoman), welcher sich unterfing in die Rechte der Sieger zu greifen, hatte das Leben verwirkt. Je härter die Strafe, um so größer war die Versuchung und leichter die Ausführung. Die barbarische Härte des Gesetzes an sich und das vorherrschende Mitleid verursachten, daß in der Uebertretung des Gesetzes die öffentliche Meinung kein strafbares Verbrechen, sondern nur eine Selbsthülfe erblickte. Viele Landleute wurden wegen des Jagdfrevels von Haus und Hof getrieben und lebten in Schaaren zuerst als Wilddiebe, bald als Räuber, welche zum Theil gewissen Gesetzen — vielleicht vor allen dem, mehr ihre adeligen Unterdrücker, als ihre ehemaligen Standes- und Stammgenossen zu belästigen — gehorchten, in den Wäldern. Diese Geächteten (outlaws) scheinen ihrer Anzahl wegen ei-

nen förmlichen Stand gebildet zu haben. Ihr Leben in dem grünen Walde, der dem lustigen Engländer immer frischen Sinn und dem geschickten Bogenschützen immer frisches Wild darbot, scheint ihren Landsleuten als ein glücklicher Zustand erschienen zu seyn. Wenigstens preisen die schönsten und ältesten Balladen denselben. Vor allem heben sie die freundliche Localität, den frischen Humor, die Gutmüthigkeit der Räuber und ihre hohe Vollendung in der Schützenkunst hervor. Die mitgetheilten Abenteuer sind ganz volksthümlich und sehr unterhaltend. Als Promachos dieser Räuber strahlt der hochgefeierte Robin Hood und seine Schaar, Mönch Tuck, Scarlett, der kleine John, deren Heldenthaten in den Wäldern von Sherwood spielen. Durch Walter Scott's Ivanhoe ist er auch dem deutschen Leser — je mehr wir uns aber davon überzeugen, auf eine des gesunden Nationalhelden nicht ganz würdige Art — bekannt geworden. Wer aber sollte beim Anfang folgender köstlichen Ballade vermuthen, daß sie die Thaten eines Räubers besänge?

Wenn's Laub frisch glänzt und die Linde grünt,
Und die Blätter sind voll und lang,
Ist's lustig, spatzieren im schönen Forst,
Um zu hören der Vögelein Sang.

Der Grünspecht sang auf dem grünen Ast
Und wollte gar nicht schweigen,
Laut sang er und weckte den Robin Hood,
Der lag unter grünen Zweigen.

Wahrhaftig, sprach der lust'ge Robin,
Ein Traum kam Nachts mir im Schlafen;
Ich träumte, daß Freisassen zwei
Zum Kampfe hier mich trafen.

Mich dünkt, sie schlugen und banden mich
Und hatten mir den Bogen genommen;
Doch traun, so wahr ich lebendig bin,
Soll's beiden schlecht bekommen!

Träume sind Schäume, sprach der kleine John,
Schneller, als des Windes Flügel;
Tobte es noch so laut in der Nacht,
Morgen ist's still auf dem Hügel.

Auf, waffnet euch, meine lustigen Leute,
Und John, der geht mit mir;
Denn ich will suchen die beiden Schurken
Wohl auf im Walde hier. u. s. w.

Wo möchte je das Abenteuer eines derben Räubers so poetisch, phantastisch beginnen? Er träumt unter Vogelgesang im grünen Walde von zwei Feinden, welche ihn aufsuchen wollen, und seine erste Handlung beim Erwachen ist der Entschluß, beide Traumgestalten aufzusuchen und sie für die Frechheit, ihn im Traume zu erschrecken, zu züchtigen; ein Entschluß, welcher eben so launig ausgeführt wird, als der Anfang romantisch ist. Und dennoch ist Leben und Wahrheit in der ganzen Dichtung. — Den frohen Waldtummelplatz der drei Räuber, Adam Bell u. s. w., welche ganz Carlisle durch ihre Schützenkunst überwinden, sahen wir schon oben; noch mehr bewundern wir in derselben Ballade ihre Kühnheit, durch welche sie Gnade beim Könige erschleichen. Die Unterredung im nußbraunen Mädchen dreht sich desgleichen um die Beschreibung des von den Geächteten in der Waldeinsamkeit geführten Lebens. Noch jetzt, wo aus den fröhlichen Waldräubern civilisirte Highwaymen geworden sind, — eine indessen noch immer in Achtung stehende Classe — sollen die Balladen von Robin Hood und seinen Genossen Lieblingspoesien des Volkes seyn. Die bewundernden Altväter machten, um seine Kühnheit noch mehr zu feiern, den Räuber sogar zu einem Grafen von Huntington.

Neben der einfältigen Wahrheit der Gestalten, jener Zartheit der frühern Minstrels, neben den ätherischen Elfen und kerngesunden Räubern im grünen Walde wirkt der Witz überraschend und ergötzlich in vielen Volksliedern. Die erwähnten Räuberballaden haben einen guten Theil Humor; die durch die Reformation veranlaßten nicht minder. Man lese das komische Zwiegespräch zwischen Mann und Frau, betitelt: Take thy old cloak about thee; die Ballade King Edward IV and the tanner of Tamworth, voller Derbheit ihres Zeitalters; wir gaben oben den Anfang: Queen Ellinors confession. Die böse Ellinor, die Giftmischerin, bekennt vor zweien Mönchen am Sterbetage ihre Sünden, den Ehebruch und daß ihr schöner Knabe der Sohn des Marschalls, der häßliche der des Königs sey; die Mönche aber sind der verkleidete König und der Graf Marschall, welcher letztere zur eigenen Sicherheit jenem vor der Beichte den Eid abgenommen hat und so mit der Drohung davonkommt:

> Der König blickt über die linke Schulter
> Und macht ein grimmig Gesicht.
> Graf Marschall, sprach er, wär' nicht mein Eid,
> Du hingst mir sicherlich!

Die Ballade bildet eine vollendet komische Situation, ist übrigens durchaus erfunden. King John and the Abbot of Canterbury ist fast wörtlich übersetzt in Bürgers Liede:

Ich will euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig:
Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig.

Das witzige Spottlied auf die herrschenden Puritaner in Cromwells Zeit: the downfall of Charing-Cross.

Wie viel Balladen der Geschichte und welche der reinen Fiction angehören, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir begnügten uns, das Wesen der englischen Balladen kennen zu lernen, und dieses ist in beiden Arten nur insofern verschieden, als sie in der Zeit der Dichtung von einander getrennt sind. Die ältesten Balladen gehören offenbar den Minstrels an. Sie tragen alle jene Eigenschaften an sich, welche wir als Vorzüge dieser Art der englischen Poesien aufführten, und sind namentlich einfacher, als die spätern. Phantasie und Fiction mögen hier im Ganzen vor der geschichtlichen Relation vorwalten.

Wenn uns unter den englischen Volksballaden mehrere begegnen, welche die Heldenthaten der Tafelrunde König Arthur's besingen, so können wir annehmen, daß diese Lieder erst unter den spätern Minstrels populär wurden. Die großen Heldengedichte, deren Dichter die Geschichte und die bunteste Fiction so unter einander werfen, daß durch die Poesie eine neue Geschichte für das ganze romantische Abendland erwuchs, welche sich um die gothischen Kriegsgestalten des Kaiser Carl, König Arthur und die Helden der Nibelungen in wunderbarem Kreise drehet, diese Heldengedichte des Mittelalters haben aus Volkssagen und gewiß auch schon Volksballaden geschöpft; sie selbst aber und ihre prosaischen Umarbeitungen wurden wiederum die Quellen, aus welchen die Volkssänger den Stoff zu neuen Volksliedern entnahmen. Nur insofern als diese Ritterpoesien wieder zu Volkspoesien wurden, gehören sie in unser Gebiet. Welche Romanzen in Spanien dem Verfasser des Turpins und der spätern französischen, spanischen und italienischen Heldengedichte vom Kaiser Carl und seinen Paladinen den Stoff gegeben, welche gleichzeitig mit ihnen, oder welche erst aus ihnen entstanden sind, liegt außer unserm Bereich, zu untersuchen; die Balladen vom König Arthur sind aber unstreitig erst aus den Ritterbüchern, vielleicht auch erst aus den fabelhaften Geschichtsbüchern entnommen, mußten aber, da die Sage vom König Arthur noch erklang, so wie der Poesie in der Darstellung wegen, populär werden.

Um und meist schon vor der Zeit der Königin Elisabeth war mit dem Aufblühen der literarischen Bildung der Stand der Minstrels gesunken. Bei den Feierlichkeiten zu Kenilworth war der Minstrel schon eine Antiquität. Je mehr daher die Balladenpoesie auf das niedere Volk überging, um so mehr wichen die Zartheit, die Einfalt, der empfängliche Sinn für die Schönheiten der Natur einer breiten, umständlichen Darstellung. Auch sonst treffliche Bal-

laden aus dieser Zeit tragen diesen Stempel. Doch trat jetzt eine andere Seite hervor. Der englische Nationalgeist, der unter der glücklichen Regierung Elisabeths sich über den Feudalgeist erhob, zeigte sich auch in den Volksdichtungen. Während in den höhern Kreisen die sogenannt gelehrte, gebildete Poesie (more refined) blühte, wurde das Andenken jedes großen Mannes, jeder merkwürdigen Begebenheit durch die Dichtung im Volke hoch gefeiert. Die Zahl der Volksballaden aus jener Zeit ist sehr groß. Elisabeths Politik und ihre Staatsdiener waren so populär, wie es vielleicht nie ein Fürst seitdem gewesen ist. Sie, die erste Fürstin, sah das Bedürfniß ihrer Zeit ein und wurde, indem sie ihm mit Geist und Klugheit nachgab, die gefeierteste Herrscherin, die Begründerin des Wohlstandes ihres Landes. Während die gebildeten Vertreter des Landes im Parlament und im Rathe der Königin sprachen, waren die Balladen das Organ der Volksstimme. Beide harmonirten. Vaterlandsliebe war das Losungswort, und die Volksdichter schossen zugleich mit den Seehelden, einem Essex, Drake u. s. w., gegen die spanischen Batterien und nahmen mit ihnen Cadix ein. Daß der Patriotismus die Thaten noch vergrößerte, ist nicht auffallend; wohl aber, daß selbst jene Zeit, wo große Talente auf der einen, ein reger Sinn auf der andern Seite war, kein Nationalepos erzeugte, wenn man nicht zugleich auch betrachtet, daß es diese Zeit war, wo Volks- und höhere Poesie sich trennten.

Um eine Probe davon zu geben, was in den Balladen jener Zeit von der Poesie nicht verschmäht wurde, heben wir eine Stelle aus der langen Ballade Sir Andrew Barton aus. Ein Sohn des Grafen Surrey hat das Schiff des berühmten Seeräubers gekapert und nach London aufgebracht, und der König sagt, nachdem er die Belohnung der höhern Officiere ausgesprochen hat:

Nun, Peter Simon, du bist alt,
  Ich sorg' für dich und deinen Sohn.
Ein jeder Mann kriegt hundert Mark
  Für seinen guten Dienst als Lohn.
Die Königin kam nun mit den Damen
  Um des Sir Andrew Barton willen,
Sie glaubt, er sey an's Land gebracht,
  Und freut auf's Schauspiel sich im Stillen.
Doch als sie sahn den bleichen Kopf,
  Die Augen tief und bleich inwendig,
Sprach unser König: Tausend Mark
  Gäb' ich, wär' dieser Mann lebendig.
Doch weil er sich so tapfer zeigte
  Und focht mit Herz und Hand,

Bekommt jeder der Seinen zwölf Pfennig täglich,
Bis sie kommen in meines Bruders Land.

Der patriotische Dichter wollte lieber gegen die Poesie verstoßen, um nur den Lohn des Verdienstes seinen Landsleuten lebendig vorzumalen.

Von jetzt an weicht aber immer mehr das poetische Element aus der Volksballade. Jede merkwürdige, jede gräßliche Begebenheit wird in diese Form gekleidet. Der Missethäter, welcher am Galgen sein prosaisches Leben endet, wird eben durch seinen Tod ein Bürger dieses poetischen Gebiets. Der Deutsche, welchem eine solche poetische Auffassung des Lebens ganz fremd ist, kann diese Balladen, welche noch heut zu Tage von allezeitfertigen Volksdichtern verfertigt werden, nur mit den vor kurzem ausgerufenen „neuen Beschreibungen" vergleichen. Die einfältige Darstellung bleibt zwar, d. h. der Dichter nimmt den Mund nicht voll von tönenden Phrasen, fremdartigen Ausdrücken; dagegen wird jeder unbedeutende Nebenumstand in bestimmten breiten Formen vorgetragen, und in der durch Umständlichkeit ermüdenden Relation finden sich nur wenige dichterische Stellen. Auch zog der Balladenverfertiger zuweilen das classische Griechenland und Rom in seinen Kreis, ohne ihm hierdurch neuen Reiz zu verleihen.

Von der Hand gelehrter Dichter vergangener Jahrhunderte existiren zwar auch in unserm Gebiete manche Dichtungen, welche von den Engländern als gelungene aufgeführt werden, wie z. B. die berühmte Ballade Margarets Geist von David Mallet. Es ist auch nicht zu leugnen, daß diese Dichter sich bemüht haben, die charming simplicity der ältern Volksbarden wieder zu erringen; es fehlt aber diesen Balladen das auch im Tragischen immer frische Leben, die gesunde Natur, welche die ältern englischen Volksdichtungen so vortheilhaft auszeichnet. Populär konnten sie nicht werden. Es gehörte auch mehr dazu, um den Geist der alten Volksballade wieder zu erwecken, als ihre Formen und Darstellungsart treu nachzubilden.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfange des gegenwärtigen ließen sich drei Stimmen hören, welche vielleicht aus deutschen Quellen die Ahnung einer höhern Bedeutung in der romantischen Poesie geschöpft hatten. Mit diesen heiligern Gefühlen für die Poesie ließen sich Coleridge, Wordsworth, an welche sich der schwächere Robert Southby anschloß, auch im Gebiete der Volksdichtung hören und zeigten mindestens, zu welcher Poesie eine Verbindung der altenglischen Einfalt in der Darstellung mit der tiefern Anschauung des Lebens führen könne, wenn auch ihre Versuche selbst nicht populär wurden. — Coleridge, in Deutschland fast nicht einmal dem Namen nach bekannt, hat in seinem Frag-

mente, Christabel, alle Schauer der Ahnung und einer Erwartung, welche das ganze Reich der Geister uns aufzuschließen im Begriff scheint, vereinigt. Seine rymes of an old manner, erfüllt von ähnlichem Schauer, wenn auch populärer, verdienten übersetzt zu werden. Aber nur, wem der einfache Rhythmus der alten Ballade in's Ohr klingt, wage sich daran. Wordsworth's gemüthliche Dichtungen sind schon zum Theil bei uns in Sammlungen aufgenommen und durch Uebersetzungen bekannt. Wir erinnern an die sinnige, einfache Ballade: „Wir sind unser sieben."

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über die Form der englischen Ballade zu sagen. In der Regel tritt die referirende, wie wir oft zu zeigen Gelegenheit hatten, hervor. Die Relation war der epischen Natur und der Länge der erzählten Geschichten ganz entsprechend. Dennoch arbeitet sich die Poesie in einigen lebendiger hervor, und wir erblicken Bilder, als Symbole des Lebens. Ganz ohne dramatische Beimischung ist keine alte Minstrel-, vielleicht überhaupt keine Ballade, da, wenn es auch der Stempel der höchsten Ausbildung ist, das dramatische Leben doch zugleich auch in den rohesten Erscheinungen der Natur sich zeigt. Wir finden aber auch einige Balladen, welche aus einem einzigen Gespräche bestehen. Ref. führte schon beiläufig an, daß die ältern Balladen, wenn sie auch nur Relation sind, sich doch vor den spätern darin vortheilhaft auszeichnen, daß sie von aller subjectiven Beimischung sich frei erhalten und nur das Factum darstellen, höchstens mit einem frommen Wunsche schließen, während dagegen die spätern am Eingang und Ausgang langweilige, oft sehr unbedeutende Moralisationes anstellen, um das dulce mit dem utile zu verbinden.

Außer dem Refrain, welcher bald in der Wiederholung des Schlußverses, mit oder ohne Veränderungen, bald aber auch nur in einer beliebigen wiederkehrenden Wendung oder einer wiederholten Anrede besteht, finden sich in allen Minstrelballaden allgemeine Refrains im Wiederkehren gewisser Redensarten, welche auf eine zunftmäßige Verwandtschaft der verschiedenen Verfasser schließen lassen. Dergleichen stehende Typen sind beispielsweise: his (my) owne true love; my merrye men all; an angry man was he; of high degree, my little footpage; now Christ thee save; of the north countraye; das häufig gebrauchte Wort gentle etc. Hierhin rechnet Ref. auch die durch alle ältern Balladen durchgehende Eigenheit, gegen die gebräuchliche englische Betonung, den Accent auf die letzte Sylbe zu verlegen. In der Uebersetzung der Cheviot-Jagd gaben wir schon ein Beispiel in dem Verse:

Verflucht ist der, sprach Lord Piercy.

Aber nicht allein Eigennamen, sondern alle Wörter müssen sich diese

Verstellung gefallen lassen. Als Denkmäler einer Zeit, wo die Stämme noch weniger geschieden waren und die Elemente der zwei Sprachen, aus welchen die englische gebildet ist, noch gesonderter dastanden, finden sich natürlich in den Minstrelballaden viele niederdeutsche und umgekehrt rein französische Ausdrücke, welche sich auch in der Fortpflanzung von Mund zu Munde bis zur Schrift erhalten haben.

Das Metrum fast aller Balladen ist das jambische, wohin wir auch das anapästische rechnen. Die regelmäßige Form der ältern und neuern Balladen ist die aus vierzeiligen Stanzen von abwechselnd vier und drei Füßen, wo jedoch nur die dreifüßigen gereimt sind, wie folgende Stanze:

Her body then they did antomb
  When life was fled away,
At Godstowe near to Oxford towne,
  As may be seene this day.

Bei froheren Liedern trat die anapästische, tanzende vierzeilige Stanze ein, wo jedoch die Verse gleichviel Füße haben, ganz und dicht auf einander folgend gereimt sind, wie in der Ballade: Des Bettlers Tochter von Bednall-Green:

It was a blind beggar, had long lost his sight,
He had a fair daughter of bewty most bright;
And many a gallant brave suiter had shee,
For none was so comelye as pretty Bessee.

und die Ballade von der Heldin Mary Ambree:

When captaines couragious, whom death colde not dounte
Did marche to the siege of the cittye of Gaunte,
They mustred their souldiers by two and by three,
And formost in battele was Mary Ambree.

O Caledonien, ernst und wild,
Land, ganz von Poesie erfüllt!
Land dunkler Ströme, busch'ger Weiden,
Du Land der braunen Bergeshaiden,
Land meiner Väter, welche Hand
Löst wohl das kindlich treue Band,
Das fest mich hält an deinem Strand!

So redet Walter Scott sein Vaterland an, und wer wollte ihm bestreiten, daß Schottland ganz von Poesie erfüllt sey? Aber — wie nahe es auch durch Sprache und Abstammung mit England verwandt seyn mag, — die Poesie, welche hier den armen Moorbe-

wohnern das trübe Leben verschönte, war nicht dieselbe mit der des üppigen Südlandes, und es ist noch jetzt ein andrer Geist, der in dem gebildeten Edinburgh und in London die Dichter beseelt. — Ein ewiger Nebel bedeckt die Moorgründe, die grauen Felsen, das brandende Meer. Die dürftige Natur gab dem Schotten nicht den Frohsinn, welcher dem Vaterlande des Engländers den Namen des merry England erwarb. Der kalte Nebel drang bis ins Blut des Schotten und gab seinem Charakter und seiner Poesie die trübe Richtung. Anderwärts haben wir schon den Einfluß der wunderbaren Oertlichkeit Schottlands auf den Geist seiner Poesie darzulegen versucht; hier genügen wenige Worte über den, welchen sie auf den Charakter des Volkes gewann.

Wer Schottlands Geschichte auch nur flüchtig gelesen, weiß, welche finsteren und großartigen Charaktere, welche grausamen Wütheriche hier die Natur zur Zeit der feudalistischen Barbarei erzeugt hat. Das ungesellige Clima zwang den Bewohner zu Selbstbetrachtung und finsterm Brüten. Wie viele Fanatiker, während der Katholicismus herrschte, dort glänzten, eben so finstere, strenge Schwärmer traten zur Zeit der Reformation und späterhin auf, unerbittlich für eine eingebildete Religiosität und Reinheit der Sitten kämpfend. Während man bei dieser einseitigen Richtung eines kräftigen Geistes, als die Puritaner, so wie aller Kunst, auch der Poesie den Tod geschworen hatten, eine gänzliche Umwandlung des Volkes in poetischer Beziehung hätte erwarten sollen, lebte die Empfänglichkeit doch immer fort. Die niedern Stände sollen noch so bildsam seyn, daß Feinde der ossianischen Echtheit vermuthen, man habe die macpherson'schen Gesänge den Bergbewohnern, nachdem sie gedruckt waren, zu Volksliedern eingelernt. Die höhern Stände aber wetteifern in wahrer Intelligenz und heiliger Liebe für ihr herrliches Alterthum.

Zwischen Wehmuth und Schwermuth schwankte der Charakter der ossianischen Gesänge; denselben Stempel trägt auch im Allgemeinen die schottische Volkspoesie. Selten ein leichter Freudenstrahl, nie aber solche kerngesunde Fröhlichkeit, wie in den englischen Balladen. Wie bei diesen letztern Einfalt, Innigkeit und Verehrung der Naturschönheiten vorstechende Züge waren, so finden wir die beiden ersten Eigenschaften auch bei den schottischen Balladen. Sie sind überaus einfach, die Innigkeit spricht sich aber weniger irdisch aus. Es hängt Geist an Geist, denn stets ist die Furcht lebendig, daß der Tod an's Thor klopfe und den Leib abrufe. Wenn die Schilderung der erscheinenden Natur weniger Platz gewinnt, so liegt der Grund nicht in der Geringschätzung ihrer Schönheiten, sondern theils in der Dürftigkeit, — weil ein grauer Nebel das lebendige Grün verhüllt — noch mehr aber in der dem Schottländer einwoh-

nenden Poesie. Er malt nicht aus, wie der Engländer, er gibt wenige Züge und läßt dann die Phantasie des Lesers die Scenery sich selbst ausmalen. Die Rügen der Breite und Länge fallen aus gleichem Grunde weg.

Die meisten schottischen Balladen sind kurz. Wie die englischen dem Epos, so nähern diese sich wieder mehr dem Liede. Nur dem Allernothwendigsten werden Worte gegeben. Wenn der Minstrel der Engländer oft innig wird, so wird der schottische Dichter sinnig. Er faßt die Gegenstände mit geistigem Auge auf, ohne deshalb in den Irrthum zu gerathen, in der Ideenwelt ohne festen Anhalt umherzuschweifen. Im Gegentheil stellt er Bilder auf, welche deutlich den Gedanken aussprechen. Ueberhaupt entfernen sich die meisten schottischen Volksballaden von der streng referirenden Form. Viele lassen uns die bedeutungsreiche Nähe der Geisterwelt ahnen, indem sie uns getreue Bilder aus der Körperwelt vorhalten, einige aber sind vollendete Meisterwerke in der dramatischen Form. Eine bisher weniger bei uns bekannte, welche den Uebergang aus der bildlichen in die dramatische Form zeigt, stehe hier als Beispiel, sowohl ihres innern Werthes wegen, als weil, wenn sie auch Bürgern zur Lenore nicht die Veranlassung gegeben, ihr Inhalt doch in merkwürdiger Verwandtschaft mit dieser Ballade steht:

Es kam ein Geist an Margrets Thür
  Und stöhnte wie voll Gram,
Er klinkt am Schlosse hin und her,
  Doch keine Antwort kam.

Ist dies mein Vater Philipp?
  Ist dies mein Bruder John?
Ist's mein treu lieber Wilhelm,
  Aus Schottland heimgeflohn?

's ist nicht dein Vater Philipp,
  Noch ist's dein Bruder John;
's ist dein treu lieber Wilhelm,
  Aus Schottland heimgeflohn.

O süß Margret! O lieb Margret!
  Sprich zu mir, bitte, sprich!
Gieb Treu und Pfand mir, Margaret,
  Die ich einst gab an dich. —

Dein Pfand und Treu erhält'st von mir
  Nicht eher sicherlich,
Bis daß du kommst in mein Gemach
  Und küss'st mich herziglich. —

Und käm' ich in dein still Gemach,
Bin nicht von dieser Erd':
Und küßt' ich deinen ros'gen Mund,
Lebt'st du nicht lange mehr.

O süß Margret! O lieb Margret!
Sprich zu mir, bitte, sprich;
Gib Treu' und Pfand mir, Margaret,
Die ich einst gab an dich. —

Dein Pfand und Treu' erhält'st nicht eh'r
So wahr zurücke hier,
Bis du mich führst zum Kirchhof dort
Und giebst den Trauring mir. —

Mein Leib liegt fern wohl über der See
In einem Kirchhof tief,
's ist nur mein Geist, lieb Margaret,
Der aus dem Schlaf dich rief. —

Sie streckt aus ihre Lilienhand,
Um ihn nicht mehr zu quälen:
Hier hast du Treu' und Pfand, Wilhelm,
Geb' Gott Ruh' deiner Seelen.

Sie bindet ihren grünen Rock
Weit über's Knie sich auf,
Die liebe, lange Winternacht
Folgt sie des Todten Lauf. —

Ist Raum bei deinem Kopf, Wilhelm,
Raum irgendwo, zu liegen,
Beim Fuß, bei deiner Seit', Wilhelm,
Wohin ich mich kann schmiegen? —

Kein Raum beim Kopf ist, Margaret,
Kein Raum bei meinen Füßen,
Kein Raum an meiner Seit', Margret,
Mein Sarg kann mich nur schließen.

Dann krähte laut der rothe Hahn,
Der Morgen graute schon.
's ist Zeit, 's ist Zeit, lieb Margaret,
Daß du wärst fort geflohn.

[Nichts sprach der Geist zu Margret mehr,
Nur mit 'nem düstern Schrei
Verschwand er in der Wolke Dunst
Und ließ sie ganz allein.

O bleib, mein treu, treu Lieber, bleib!
Rief Margret fest, ihr Augenlied
Schließt sich, schwach wird sie, sinkt dahin,
Die Zarte, und verschied.]

Halten wir die beiden letzten, offenbar durch moderne Hand hinzugebildeten Stanzen gegen die frühern, so leuchtet der Vorzug der einfachen Volkspoesie in die Augen. Nichts finden wir von der künstlichen Malerei, der Wolke Dunst, dem Schließen der Augenlieder und allen Zeichen des Ohnmächtigwerdens, nichts vom düstern Schrei, vom Alleinlassen u. s. w. Der Dichter erzählt uns weiter nichts, als daß der Geist an die Thür gekommen und lange geklopft habe; er malt uns nicht die Angst, nicht den Schrecken der Geliebten, nicht die Einsamkeit des Kirchhofes, nicht, welche Gestalt der Geist gehabt habe; und dennoch sieht jeder empfängliche Sinn alle diese Schrecken lebendiger vor sich, als wenn Bürger beschreibt:

Und außen, horch! ging's trapp, trapp, trapp!
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! der Pfortenring
Ganz leise, leise, klinglingkling! u. s. w.

Das Ende der sonst so tief angelegten Lenore klingt für den von der Einfalt wahrer Volkspoesie erwärmten Sinn noch unnatürlicher, als der falsche Schluß der schottischen Ballade. Welche unnöthige, das unheimliche Grauen fast possierlich machende Schilderei liegt in den Versen:

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Hu! hu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe. u. s. w.

Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

Wem rieselt dagegen nicht der Grabesschauer über die Haut, wer fühlt nicht den kalten Nebel, in dem die Gestalten ungewiß verschwimmen, beim Gespräche jener beiden Liebenden? Ein Volk,

welches diese Dichtung ganz empfand, mußte einen tiefen Sinn für Poesie und Ahnung des Höchsten besitzen. Die geheimnißvolle Spannung, wie am Anfange jener Ballade, wiederholt sich in mehreren, häufiger aber ist sie begleitet von süßer, in Ungewißheit sich auflösender Schwermuth, als von drastischer Kraft. Das Meisterwerk, vielleicht die ausgezeichnetste aller Balladen, „Edward, Edward," macht hier eine Ausnahme. Das erste Geheimniß — woher das Schwert so roth sey — währt bis zur Mitte, das zweite größere — wessen noch gräßlicherer Rath den Sohn zur gräslichen That bewogen — enthüllt sich erst in den letzten Worten. Wir werden bis zur entsetzlichen Gewißheit hingehalten, nicht von düstern, verschwimmenden, sondern von den kräftigsten Bildern, welche eine solche Entwickelung erwarten lassen. Uebrigens ist nichts gemalt, der Dichter spricht nirgends, er gibt nicht einmal ein Bild an, und doch sehen wir gleich im ersten Verse ein gewaltiges vor uns:

Was tropft dein Schwert von rothem Blut,
Edward, Edward?
Was tropft dein Schwert von rothem Blut,
Und warum gehst so traurig? Weh!

Bedürfen wir erst anzuführen, daß beide Balladen Perlen sind und nicht alle Dichtungen derselben Art so den Volkscharakter aussprechen? Die schottischen Minstrels lebten im Süden ihres Vaterlandes, standen daher in naher Berührung mit den englischen, welche aus dem Norden ihres Landes entsprungen sind; daher mehr oder minder diesen verwandte Balladen. Das Grenzland (the border) lieferte ja eine eigne Sammlung und Scotts Minstrelsy of t. S. B. faßt selbst nicht alle zusammen.

Wie Walter Scott selbst sein Vaterland durch Balladen, welche im Geiste seiner ältern Dichtungen geschrieben sind und getreu Ansichten und Gefühle seiner Ahnen aussprechen, feierte, brauchen wir kaum zu erwähnen. In seinem Liede des letzten Minstrels sprach er factisch aus — vielleicht ohne der Ansicht selbst sich klar bewußt zu seyn — die Entstehung des Epos aus Balladen. Man kann zwar nicht sagen, daß die Balladen in diesem größern Gedichte in Zartheit und düstrer Sehnsucht den ältern schottischen Volksgedichten verwandt sind; sie spielen aber auch in dem rauhen Grenzlande, wo so geharnischte Rhythmen, wie folgende, den Charakter der Grenzlandsfreibeuter charakterisiren *).

Nur kurze Rast macht Delaraine,
Und läßt die Reize der Gegend gehn;

*) Aus der Uebersetzung des Ref., welche als Seitenstück zu der vorhergehenden der Jungfrau vom See in der Taschenausgabe der Gebrüder Schumann in Zwickau erscheint.

Mit dem Dolchgriff klopft er am Pfortengang,
Und klopfet laut und klopfet lang.
Der Pförtner ruft, der am Thore steht,
„Wer klopft so laut, wer klopft so spät?" —
„Ich komme von Branksome." — Der Krieger trat vor,
Und weit auf flieget das große Thor. u. s. w.

Kann eine Schilderung lebendiger seyn, als die folgende, welche den nächtlichen Ritt des geharnischten Reiters durch einen Waldstrom schildert?

Zuerst ward das Pferd tief hinuntergezogen,
Und das Wasser drang bis über den Sattelbogen.
Vom ganzen Streitroß sah man kaum
Den Nacken frei über dem Wogenschaum;
Denn ganz und gar war es in Erz gehüllt,
Und der Reiter ritt in Harnisch und Schild.
Nie hatte ein schwererer Mann und sein Pferd
Sich gegen einen nächtlichen Waldstrom gewehrt.
Der Federbusch, welcher am höchsten sitzt,
Wurde selber bis hoch oben besprützt;
Doch unverzagt durch der Jungfraun Gnade
Gewann er zuletzt das andre Gestade.

Wollten wir, uns nach dem Norden hinauf wendend, bis zu den Quellen der Volkspoesie der scandinavischen Länder zurückgehen, würden wir in ein unabsehbares Gebiet gerathen. Die ungeheuern isländischen Dichtungen, welche die Götter- und Heroenwelt umfassen, gehören nicht in unsre Betrachtung, da sie — wenn sie wirklich die Symbole eines Volksglaubens gewesen sind — einem gigantischen Vorgeschlecht angehört haben, welches mit dem unsern nur entfernt verwandt ist; wenn sie aber — nach den kritischen Bestrebungen einiger Wenigen — nur die Producte einer Dichterschule sind, auf keinen Fall hierher gehören, wo nur die Volkspoesie, deren Symbol Leben und ewige Frische ist, uns beschäftigt. Wie die Eisberge des höchsten Nordens, so sind auch die Dichtungen der Edda erstarrt. Wir bewundern diese großartigen Schöpfungen einer ungeheuern Phantasie; sie äußern aber keine Wirkung auf die lebendige Entwickelung der scandinavischen Völker mehr. Mannichfach finden wir dagegen zwar die Riesengeschlechter der scandinavischen Vorzeit mit denen der deutschen Sagen aus dem Nibelungenkreise verschmolzen, die germanischen Völker haben sich überall bestrebt, die großartigen Erscheinungen der mythischen Geschichte unter ihren Ahnen einzubürgern und ihnen durch Anweisung bestimmter Oertlichkeiten festere

Dauer zu geben; dennoch müssen wir aus unserm Kreise auch einen Sigurd und Siwart, gleich dem deutschen Siegfried, dem herrlichen Dietrich von Bern und den gewaltigen Frauen verweisen, weil, wenn sie auch ehemals mögen unter dem Volke im Gesange gelebt haben, sie doch, nachdem ihre Existenz in den verschiedenen Heldenliedern befestigt worden, aufhörten, in der immer beweglichen Lieder- und Balladenpoesie fortzuleben, oder doch ihre ursprünglich charakteristischen Züge so verschmolzen wurden, daß ihre Wesenheit verloren ging.

Der Charakter jener Heldenlieder ist ungeheuer, voll von drastischer Kraft. Wie die Nordlandshelden selbst Schmiede waren und ihre Schwertschläge denen des Hammers auf den Ambos glichen, so sind auch die Verse der Heldenlieder Ambosschläge. Keine unnütze, ja überhaupt keine Schilderung; jedes Wort ist ein Bild, oder vielmehr eine That. Nur das Allernothwendigste wird uns gesagt; in diesem Verse sind wir am Meere, im nächsten hundert Meilen davon im Königsschloß, ohne daß uns ein Wort dies andeutet; die Einbildungskraft und sogar der Verstand des Lesers wird in Anspruch genommen. Jeder lyrische Ausbruch des Gefühls ist verbannt. Es äußert sich nur in Thaten. Handlung folgt auf Handlung, oft daß sogar die Wirkung übergangen wird, weil sie sich von selbst versteht.

Auch die Balladen, besonders die dänischen, haben etwas von der Giganten-Natur des alten Heldenliedes an sich behalten. Es sind Eisenrittergeschlechter, Nachkommen nordischer Halbgötter, deren Thaten die Balladen feiern, und es war noch ein gewaltiger Schlag Menschen, unter welchen diese Balladen Volkspoesie seyn konnten, als sie gesammelt und dem Druck anvertraut wurden. Je mehr sich die Zeit der That jener mythischen Vorwelt nähert, zeigt sich eine unbändig gesunde Kraft, welche oft so mächtig wird, daß sie aus dem Gefäß hinaussprudelt und in Thaten sich äußert, welche wir dem Wahnsinn zuschreiben würden. Der Held am Königshofe haut nach langer Waffenruhe beim geringsten Anlaß einigen Rittern den Kopf ab, ohne daß dies als etwas Bedeutendes gerügt würde. Der König sendet dem Entführer seiner Tochter dreißig starke Ritter nach, um ihn zu tödten; der Entführer erlegt sie aber alle und kehrt höhnend allein in des Königs Burg zurück, worauf dieser für seinen kecken Muth ihm die Versöhnung zusichert. Auch sind die Leidenschaften noch gewaltig: Rache ist nicht zu sühnen, Feindschaft wüthet furchtbar, die Liebesflamme kann nicht gelöscht werden.

Auch sind diese Geschlechter noch in furchtbarem Bunde und Kampfe mit den Geistern der Elemente. Die Mütter zaubern für den Sohn, böse Stiefmütter verhexen ihre Stiefkinder. Dann steigen die guten Mütter aus dem Grabe empor und trösten ihre ver-

lassenen Kindlein und drohen dem schwachen Vater und der bösen Mutter. Dämonen in Rabengestalt bringen Unheil schwangern Frauen und lassen sich ihre Kinder versprechen; andere Vögel tragen die unglücklichen Liebenden über die Zinnen ihrer Burg hinaus einander zu und werden dann, nach manchen harten Proben für die besorgten Aeltern, durch den Muth zarter Frauen entzaubert und zu schönen Rittern und Jungfrauen. Es gibt Flügelkleider, mit welchen man von Norwegen nach England über das Meer fliegen kann; Fischkleider, mit denen man untertaucht bis auf den Kies im Meeresgrunde. Berggeister bewachen in verkrüppelter Gestalt die Schätze und necken die Menschen; Meerfrauen liegen auf weißem Sand am Strande der See und weissagen; gewaltige Meermänner rauben schöne Jungfrauen, die am Ufer umherwandeln, ja sogar aus den Kirchen entführen sie Bräute und tragen sie in ihre Krystallpaläste hinab, so daß man oft am Strande bei stillen Tagen die Schönen schreien hört, bis ein kühner Ritter sich anschickt, sie zu befreien. Vor allem aber ist der Elfenglaube ausgebildet. Es sind schöne, aber furchtbare Wesen, todbringend sowohl dem, der sich von ihnen verblenden läßt, als wer ihnen zu widerstehen wagt. Die schöne Ballade von Herrn Oluf ist bekannt, weniger aber die Elfenhöh, welche beide zusammen Göthen zur Dichtung des Erlkönigs die ersten Bilder mögen geboten haben. Die letztere stehe hier als charakteristisches Zeichen der dänischen Balladen:

Elfenhöh.

Ich legte mein Haupt auf die Elfenhöh, meine Augen begannen zu schlafen,
Da kamen gegangen zwei Jungfrau'n heran, wollten Rede so gern mit mir haben.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Die streichelte mir die weiße Wang', die andre thät in's Ohr mir flüstern:
„Du, steh auf, schön junger Knab, willt du dich zum Tanze rüsten!
Seitdem u. s. w.

„Wach auf, schön junger Knab, wenn du zum Tanze willst springen,
„Meine Jungfrau'n sollen das Lieblichste, das dich lüstet, zum Tanze vorsingen."

Und über alle Weiber schnell hört' ich eine ein Lied beginnen;
Der reißende Strom stand stille dabei, der gewohnt war sonst zu rinnen.

Der reißende Strom stand stille dabei, der gewohnt war sonst zu rinnen;
Mit ihren Flossen spielten die Fischlein klein, die in den Fluthen schwimmen.

Mit ihren Schwänzlein spielten sie, die kleinen Fisch' in der Fluth
allzumale,
Die Vöglein, die all in den Lüften sind, begannen zu singen im Thale.

„Hör du, schön junger Knab', und willt du bei uns bleiben,
„Da woll'n wir dich lehren Buch und Rune, darzu auch lesen und
schreiben.

„Ich will dich lehren binden den Bär, das wilde Schwein an der
Eiche Stamm;
„Der Drache, der liegt auf vielem Gold, soll fliehen vor dir aus dem
Land." —

Sie tanzten auf und sie tanzten ab, da in dem Elfen-Zug;
Da saß der schön junge Knab, gestützt auf sein Schwerte gut.

„Hör du, schön junger Knab, willt du nicht mit uns reden,
„Soll das Schwert und scharfe Messerlein das Herz in Ruhe noch legen." —

Hätte Gott nicht gemacht mein Glück so gut, daß der Hahn schwang
die Fittig sofort,
Gewiß wär' ich blieben auf der Elfenhöh bei den Elfenjungfrauen dort.

Das will ich jedem guten Gesell, der zu Hof ausreitet, sagen:
Er reite nicht nach der Elfenhöh und lege sich da nicht schlafen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn.

Wenn wir sagten, daß Göthe's Erlkönig aus diesem Liede und der Ballade Herr Oluf entstanden sey, so ist dies nicht als Rüge zu verstehen. Alle Volkspoesie ist nahe verwandt, sowohl die des einen Volkes, als auch die aller germanischen Stämme. Wenige Grundzüge kommen überall vor, und diese Grundzüge werden mannichfach von den Volksdichtern ausgeschmückt. Wir finden oft zwei, drei, vier Balladen, jede von besonderer Schönheit und Interesse, und doch sind alle nur leise Variationen Eines Grundthema's. Ein Dichter hörte den andern sein Lied von der Bezauberung des Knaben durch Elfenreize singen. Das Wesentliche war in seiner Erinnerung geblieben, und er sang dasselbe Lied nach, nur mit veränderten Worten, vielleicht auch mit der besondern Hervorhebung anderer Bilder, welche ihn mehr ergriffen hatten, oder welche ihm bedeutungsvoller erschienen. Gehen wir bei allen Balladen auf den Grundstoff zurück, so werden wir einige wenige Situationen als Grundthemata finden: der Braut stirbt der Bräutigam, Treuliebende gehen unter gegen das mächtigere Schicksal, ein vermeintes großes Unglück löst sich auf in Lust und Freude. Aelternfreude, Geschwisterlust, Lockungen dämonischer Kräfte — alles natürliche Verhältnisse. Was anders ist alle poetische Erfindung, als Variation in der Componirung? Die Farben, ja selbst die Formen sind wie

im Kaleidoskop schon vorhanden: wie hier der Zufall, so findet der Genius in der Poesie neue Lagen, neue Ansichten. Einst können auch diese Variationen erschöpft werden, die Berechnung liegt aber außerhalb menschlicher Kräfte. Je mehr der Dichter darauf ausgeht, absonderliche Situationen zu erfinden, um so mehr entfernt er sich von der Natur; pikante Situationen haben nur das Interesse der Neuheit; die Volkslieder, welche über die Zeit den Sieg davongetragen haben, beruhen immer auf den allereinfachsten Verhältnissen.

Auch die Mehrzahl der nordischen Balladen sind nur mannichfache Variationen weniger Grundthemata und unter diesen wieder des unerschöpflich tiefsten — der Liebe. Geschichten von Liebestreue, die Jungfrau geht für den Liebsten in den Tod, der Ritter trotzt der Gefahr, Menschen und Dämonen kämpfen gegen ihn, aber die Liebe siegt, wenn auch erst durch den Tod. Ueberhaupt ist der tragische der gewöhnliche Ausgang. Die heilige Dreizahl begleitet ihn zumeist; außer den Liebenden sterben noch Vater und Mutter, damit drei Leichen aus dem Thore können getragen werden. Dennoch ist, trotz dieser Neigung zum Ausleeren des Schmerzenkelchs, alles hell und klar. Kein Nebeln, kein Schwebeln, die Wehmuth wird nicht ausgesprochen; wenn die gesunden, auch im Uebermaß des Schmerzes oder der Sünde noch kräftigen Gestalten untergehen, wird dies uns lebenskräftig vorgestellt und unserm Gefühl die Trauer überlassen.

Aber auch außer den Liebesgeschichten umfaßt die nordische Ballade alle Themata von großartigen, schönen und zarten Situationen. Nur das Humoristische ist, wie es auch derb in den Heldenliedern spukt, hier ausgeschieden. Das bei allen Völkern vorkommende Lied, der Todte, der aus dem Grabe zurückkommt, um die Liebste zu suchen und zu holen, kann auch hier nicht fehlen: der Ritter Aage und die Jungfrau Else. Die Entführungen sind aber nicht allein auf Todte beschränkt, viele Balladen erzählen Entführungen; der Ritter nimmt die Geliebte zu sich auf's Roß,

Er verbirgt sie in seinen Mantel blau,
Er hebt sie auf sein Rößlein grau.

Die Weiber sind, wie sie ja auch Jungfrauen immer genannt werden, jungfräulich, sittig, zart, ohne weich, natürlich, ohne naiv zu seyn. Für den verbildet zarten Sinn dürften ihre Reden anstößig klingen, für den Kenner der unverdorbenen Natur sind es nur die Ausdrücke des reinen Gefühls.

Trotz der allen diesen alten Balladen innewohnenden Natur, dürften doch nur wenige noch als Volkspoesie gelten. Es sind die Spuren einer gewaltigern Natur, als sie unsere Geschlechter extra=

gen können. Das Volk kann die Thaten anstaunen, es wird ihm aber dabei nicht mehr gemüthlich. Namentlich konnte der allgewaltige, die Grenzen der Natur überschreitende nordische Zauber nicht lange im Glauben des Volkes bleiben, wogegen der sanftere Einfluß national bleibender Geister in Schottland auch geraume Zeit der Aufklärung trotzen durfte. Nur die Elfen und Gnomen leben noch in der Phantasie der Nordländer.

Von der kräftigen rhythmischen Form der nordischen Balladen haben wir bereits gesprochen. Das jambische Maß zweier langen, alliterirenden, in der Mitte gespaltenen Verse charakterisirt die meisten Balladen; es ist das Maß für Frage und Antwort, für die Antithesen, für die mächtigen Bilder, welche uns mit kurzen Strichen die Ballade hinwirft; aber es gehört Uebung und musikalischer Sinn dazu, um beim Lesen den eindrucksvollen Rhythmus ganz zu verstehen. Jeder Vers ist ein abgeschlossener Gedanke, und nie geht der Sinn desselben anders in den folgenden Vers über, als wenn dieser refrainartig den Sinn des vorhergehenden, gemeiniglich als Antithese zum nächstfolgenden, wiederholt, wie dieser gleichmäßig präcise Abschluß zwischen Vers und Gedanken wohl mit zum Wesen der Volkspoesie gehört, im Gegensatz zu manchen künstlichern Versarten, wo es, wie im Hexameter, zur musikalischen Vollkommenheit gehört, daß der Sinn in den folgenden Vers übergehe.

Selten ist die Form Relation, häufig dramatisch, gewöhnlich aber ein Ausgepräge plastisch hervortretender Bilder. Der nie fehlende Refrain zeigt sich auch meistentheils merkwürdig im Anfange der Ballade, indem dem Totalinhalt oder doch einem großen Theile desselben vorausgegriffen, und, ähnlich den im Nibelungenliede oft wiederkehrenden Anspielungen auf den Ausgang, mit wenigen Worten die folgende Geschichte angedeutet wird.

So trefflich und getreu auch die grimm'sche Uebersetzung der dänischen Balladen seyn mag, wäre doch eine etwas wohllautendere noch zu wünschen, damit diese Balladen auch bei uns populär werden könnten, welches bei einer schulgerechten Uebersetzung nie zu erwarten ist. Bis jetzt hatte nur Herr Oluf Popularität bei uns erhalten.

Die alte Poesie des germanischen Nordens ist nahe verwandt; die Proben der Poesien aus dem einen Stamme mögen daher auch für den andern genügen. Doch stehe, da wir noch so wenig von der eigenthümlichen schwedischen Poesie kennen, hier ein altes schwedisches Volkslied, übersetzt durch Amalie von Helwig:

Die kleine Karin diente
An jungen Königs Hof;
Sie glänzte wie ein Sternlein
Vor allen Dirnen dort.

Sie glänzte wie ein Sternlein
Vor allen Dienern dort.
Da sprach der junge König
Zur kleinen Karin so:

„Und hör', du kleine Karin,
Sag, willst du werden mein?
Ein Grauroß, goldgezäumet,
Soll dir zu eigen seyn." —

„Ein Grauroß, goldgezäumet,
Da paß' ich nicht dazu;
Gieb das der jungen Kön'gin,
Laß mich bei Ehr' und Ruh." —

„Und hör', du kleine Karin,
Sag, willst du werden mein?
Eine Kron' aus rothem Golde
Soll dir zu eigen seyn." —

„Eine Kron' aus rothem Golde,
Da paß' ich nicht u. s. w.

„Und hör', du junge Karin,
Sag, willst du werden mein?
Mein halbes Königserbe
Soll dir zu eigen seyn." —

„Dein halbes Königserbe,
Da paß' ich nicht u. s. w.

„Und hör', du kleine Karin,
Willst du nicht werden mein,
Laß in die Nageltonne dich
Alsbald ich setzen ein." —

„Willst in die Nageltonne
Mich lassen setzen ein,
So sehn, daß ich unschuldig dran,
Auch Gottes Engelein."

Sie thun die kleine Karin
Drauf in die Tonne grimm,
Des Königs junge Diener,
Sie rollten sie im Ring.

Da kamen hoch vom Himmel
Schneeweißer Tauben zwei,
Die nahmen Karin kleine,
Und stracks da wurden's drei.

Da kamen tief aus der Hölle
Kohlschwarze Raben zwei,
Und nahmen den jungen König,
Und stracks, da wurden's drei.

Wie die Ballade unter den südlichen Völkern, den Italienern und Franzosen, lebendig gewesen, müssen wir den Kennern der ältern Literatur beider Völker zu zeigen überlassen. Bedeutendes hat die neuere Zeit nicht hervorgebracht, denn alles in sich Gediegene und Lebendige arbeitet sich über den nächsten Kreis seiner Umgebung hinaus. Von allen ist wohl der Sinn des Franzosen jetzt am wenigsten für die Ballade, in unserer Bedeutung, gestimmt. Die eine: les constantes amours d'Alix et d'Alexis — einem Sujet wie Houwalds Heimkehr — ist spielend naiv, statt, wie wir von der Volkspoesie verlangen, herzlich und natürlich zu seyn.

Was uns neulich von russischen ältern Volksliedern mitgetheilt wurde *), ist nicht ohne Interesse; inwiefern aber aus diesen Uebersetzungsproben auf die russische Volkspoesie könne geschlossen werden, ist zweifelhaft, indem der Uebersetzer sich sogar erlaubt hatte, eine ganz fremde Form zu adoptiren.

Der dreißigjährige Krieg und die ihm vorhergehenden Zeiten einer traurigen Reibung und Auflösung nationaler Kräfte haben eine tiefe Kluft zwischen deutscher Vorzeit und Gegenwart gegraben, und es ist selten, daß eine Sage und ein Lied aus jener in diese durch den Mund des Volkes herübergekommen ist. Nach den Gräueln jenes Krieges und bei der modernen Cabinetspolitik hörte die Theilnahme des Einzelnen am öffentlichen, ja selbst an dem ihm zunächst stehenden Communalleben auf. Mit der hiernach unausbleiblichen Nichttheilnahme an der vaterländischen Geschichte verschwand auch das Interesse an der verwandten Dichtung. Bis zur Ueberschwemmung Deutschlands durch die Franzosen wußte das Volk im Ganzen nichts selbst von der Geschichte seiner nächsten Vorzeit. Kaum daß ein gefeierter Held, wie Friedrich der Große, länger in seinem Munde blieb, als die Invaliden lebten, welche in seinen Schlachten geblutet hatten. Wo keine Geschichte im Volke lebendig ist, da kann es auch nicht die Poesie seyn, welche aus dem Quell der lebendigen Thaten schöpft. Deutschland hat kein Nationalepos: denn ein Gedicht, wie die Nibelungen, welches Jahrhunderte lang im Staube der Bibliotheken konnte verborgen liegen, bis es durch den Fleiß gelehrter Antiquare wieder ans Tageslicht gezogen wurde, kann

*) Fürst Wladimir und seine Tafelrunde u. s. w. Brockhaus.

nicht mehr als solches gelten, wenn es nicht überhaupt zweifelhaft ist, ob es auch zur Zeit seiner letzten Schöpfung noch, vermöge seiner Bestandtheile, als nationelles anzusehen war. Unsere Zeit, unser Volk findet in dem schönen Gedichte keine einzige Beziehung auf das ihm bekannte geschichtliche Leben. Deutschland hat aber nicht einmal mehr geschichtliche Balladen; und da selbst in der neuesten Zeit die Hoffnung verschwunden ist, den großen Befreiungskrieg, welcher das Volk lebendig sah, selbst in der Volksdichtung lebendig zu erblicken, so dürfte an ein Nationalepos sobald nicht zu denken seyn.

Nicht gleich arm ist das deutsche Volksleben an Liedern. Hier finden wir eine reiche Sammlung zum Theil sehr alter Dichtungen, welche den frohen, treuen Volkscharakter aussprechen, die aber, wie es beim wahren Volksliede — dem Symbole des lebendigen Sinnes — der Fall seyn muß, im Wechsel der Generationen auch ihre Sprache umgewandelt haben, so daß sie immer noch nicht veraltet erscheinen. Manche dieser Lieder haben eine Beimischung des epischen Elementes, der Gesang waltet aber vor der Erzählung vor; es sind meist nur Andeutungen; wie es denn überhaupt scheint, als stimme Lyrik und Drama mehr mit dem deutschen Charakter, als die Epik, überein. Dagegen bewährt sich auch hier das Urtheil derer, welche es die Bestimmung des Deutschen nennen, ohne eigne charakteristische Individualität das Gute und Schöne aus der Nationalität der andern Völker genau zu würdigen und das vermittelnde Princip herauszufinden. Deutschland hat auch hier seine unparteiische Empfänglichkeit für die Dichtungen und Ansichten aller fremden Völker bekundet: spanische Romanzen, englische, schottische und dänische Balladen sind bei uns einheimisch geworden, und unsere Dichter haben in den eigenen Productionen sich bald dieser, bald jener Gattung näher angeschlossen, immer jedoch den deutschen Anhauch dem fremden Liede gegeben.

Welcher Reichthum an Volksliedern und geschichtlichen Gesängen vor der Composition der Nibelungen mag vorhanden gewesen, und welche halb historische, halb mythische Balladen in diesem Epos mögen verschmolzen seyn, geht uns hier nichts an, da es zweifelhaft ist, ob damals unter dem Volke selbst die Sagen vom Siegfried, Dietrich von Bern, den Königinnen, dem Horte u. s. w. noch lebendig gewesen, oder ob sie nicht vielmehr im gebildeten Kreise der Ritterdichter allein noch — wenigstens in der Ausbildung — gelebt haben. So viel scheint gewiß, daß aus den Nibelungen selbst keine Volksdichtungen mehr entstanden sind, wie dies doch in Spanien, England und zum Theil auch im Norden der Fall gewesen, indem Turpin und die großen Rittergedichte vom Kaiser Carl und den Rittern der Tafelrunde reichen Stoff den Roman-

ciers und Minstrels zu Volksballaden darboten und die Götter des nordischen Olymps, nur mit weniger Umkleidung, zu dänischen Balladenhelden wurden. Aber wie es in Deutschland überhaupt einem Dichter schwer wird, populär zu werden, — da selbst Bürger, alles seines Trachtens ungeachtet, zum Theil gescheitert ist, — so konnte das vollendete große Gedicht der Nibelungen auch den nur für einfache Dichtungen empfänglichen Volkssinn nicht mehr ansprechen.

Die Minnesänger schufen sich ein glückseliges Reich von Mai, Sonnenschein und Liebe. In diesem idealischen Reiche sahen sie ab von aller Wirklichkeit, welche ihnen doch, als mit Harnisch und Schwert umgürteten Rittern, oft tönend genug vortreten mußte, und schwelgten in Gefühlen, welche ihre Lieder tausendfach wiederholen. Die Gegenwart blieb ihnen fremd: sie verschmähten es, das Großartige derselben in ihren Liedern zu feiern, und diejenigen, welche sich über die Lyrik hinaus in das Epos wagten, sangen eher von den Thaten Hectors vor Troja und von dem Leben an Arthur's und Carls Heldenhofe, als von dem, was im heiligen römischen Reiche ihnen begegnete.

Von denjenigen Volksballaden, welche wir mit Bestimmtheit in das Mitteltalter setzen, behandeln wenige historische Gegenstände, und die wenigen sind ohne besondern Werth. Die von Büsching und v. d. Hagen *) mitgetheilte Erzählung: der edle Möringer, enthält wohl eine interessante Begebenheit, ist aber als Ballade ohne besondern poetischen Werth. Sie beginnt, was der Form wegen zu bemerken ist, mit den Worten:

> Wollt ihr hören fremde Mähr',
> Die vor Zeiten und eh' geschah,
> Von dem edlen Möringer,
> Wie er zu seiner Frauen sprach u. s. w.

und ist aus dem funfzehnten Jahrhunderte. Sie spielt während der Kreuzzüge, welche in Deutschland nicht so günstig auf die romantische Volkspoesie zurückgewirkt haben, als in Spanien und England. Norddeutschland scheint namentlich nicht der Sitz wahrer Volkspoesie gewesen zu seyn, wie neuerdings uns drei mitgetheilte brandenburgische Volkslieder beweisen; doch ist die patriotische Absicht der Dichter, zur Ehre ihres Landes einschlagende Begebenheiten zu beschreiben, immer lobenswerth **). Der Form wegen hier einige Proben: Casimir IV. von Pommern stürzt, schwer von einem Pfeil

---

*) Sammlung deutscher Volkslieder u. s. w. durch Büsching und v. d. Hagen. Berlin, bei Fr. Braunes 1807.

**) Deutsche Blätter für Poesie u. s. w. No. LVII.

verwundet, beim Sturm vor Königsberg in der Neumark, vom Pferde, im Jahr 1372:

Sie legten den Herrn auf'n Sägeblock
Und kehrten ihn gegen die Sonnen,
Da war sein Harnisch, fein und blank,
Mit rothem Blut beronnen.

Sie legten den Herrn wohl auf 'n Wagen
Und führten ihn hin gen Gartze,
Von Gartz nach Stettin in die werthe Stadt,
Zu einem klugen Arzte.

„O Arzt, o Arzt, Du lieber mein,
Kannst Du wohl Wunden heilen?
Ich habe der Bürger und Städte so viel,
Die will ich mit Dir theilen.“ u. s. w.

„O Bruder, liebster Bruder mein,
Nu folg' Du meinen Lehren,
Und halte Du den Markgrafen
Vor'n treuen Landesherren.“ u. s. w.

In einem andern Gedichte, das die Wiedereroberung von Angermünde durch die Brandenburger 1420, welche vorzüglich durch einen Reiteranfall des Gans Edlen von Puttlitz bewirkt wurde, besingt, sind kaum folgende Verse durch ein Bild poetisch über die trockenste Relation erhoben:

Die Gans von Puttlitz lag hinter dem Graben,
Sie streckte den Hals gar grimmig erhaben
Wohl über die Greifen alle; die Greifen
Hatten die Flügel verloren,
Die Adler thät Beben ergreifen.

Die Gans war des Muthes also voll,
Durch die Mauer brach sie hindurch wie toll,
Durch die harten Feldsteinen.
Da sie auf den Markt nun kamen,
Da waren ihrer zehn für einen.

Die Schwerter gingen den Klinker den Klang,
Herr Detlov von Schwerin ward sterbenskrank *),
Den Preis wollt' er erwerben;
Deß mußte Detlov von Schwerin
Vor seinem Erbherren sterben.

---

*) Von Seiten der Pommern.

Der Herzog seufzte, da er sah,
Daß Herr Detlov lag also vor ihm da
Gespaltet wie ein Braten:
„Ach milder Christe in Himmelreich,
Wären wir in Vierraden!“ *)

Der Schluß des Liedes spricht, ähnlich mehreren deutschen Volksliedern, vom Dichter:

Der uns dies neue Liedchen sang,
Ein Schmiedeknecht ist es, stark und lang,
Es thät ihm gut bedünken.
Ein Hämmerchen führt er in seiner Hand,
Gut Bierchen mag er wohl trinken.

Auch die aus andern Gauen Deutschlands stammenden historischen Balladen tragen diesen plumpen Charakter an sich, wie deren viele im Wunderhorn aufgenommen worden sind **). Dagegen finden wir in diesem und in der erwähnten Sammlung deutscher Volkslieder andere, wohl meistens im freundlichern Süddeutschland oder längs der Rebenhügel des Rheines entsprossene, welche, indem sie kaum dem Liede entwachsen scheinen, mit deutscher Innigkeit und deutschem frohen Sinn auch eine Zartheit vereinigen, die in den Liedern der englischen Minstrels das Ohr und den Sinn des Lesers besticht. Wir nennen hier die Ballade: Graf Friedrich (Wunderhorn II. 2 Aufl. S. 289 in zwei Dialekten) und die schöne, welche anfängt:

Es liegt ein Schloß in Oesterreich,
Das ist ganz wohl gebauet,
Von Siber und von rothem Gold,
Mit Marmorstein gemauert.

Auch diese Ballade schließt wie so viele altdeutsche:

Wer ist, der uns dies Liedlein sang?
So frei ist es gesungen:
Das haben gethan drei Jungfräulein,
In Wien im Oesterreiche.

Der Herr von Falkenstein (W. H. I. 2. Aufl. S. 255) erinnert an die Naivetät spanischer Romanzen, wie überhaupt mehrere deutsche Lieder, gleich jenen, ohne daß die Handlung aufgelöst wäre, aus der moralischen Intention des Dichters den Leser den äußern

*) Ehemals ein festes Schloß zwischen Mark und Pommern, jetzt ein hoher Thurm im Moraste, an welchen ein dürftiger Marktflecken sich anschließt.

**) Des Knaben Wunderhorn von Achim v. Arnim und Brentano.

Schluß sich selbst ziehen lassen. Dahin rechnen wir das Lied: Der Jäger und das Mädchen (Büsch. u. Hagen S. 6.) Aehnlich [S. 81] die Gefangenen.

Vielleicht die schönste aller deutschen Balladen, deren Werth schon allein ihre allgemeine Verbreitung bekundet, ist die bei Büsching unter dem Namen die Königstochter aufgeführte. Ob sie ursprünglich deutsch sey, wagen wir nicht zu behaupten, da sie im Schwedischen vorkommen soll, die Scenery und Darstellung auch an scandinavische Balladen erinnert; gewiß aber ist sie durch ihre jetzige Form ganz deutsches Eigenthum geworden. Die ungemeine Innigkeit und Zartheit zeugen, daß sie aus der drastischen Kraft einer dänischen Ballade in ein dieser fremdes Element sich bei ihrem Fortleben im Volke hineingearbeitet habe, wenn auch die auf dem ganzen Bilde ruhende lichte Klarheit an den nordischen Ursprung erinnert. Auf Ref., der sie verstümmelt schon durch Familienüberlieferung kannte, ehe er noch die vollständige Ausgabe in Büsching's Sammlung gefunden, hat sie immer den tiefsten Eindruck gemacht, und im Glauben, daß sie — wie jedes gute Volkslied, — nicht oft genug könne wiederholt werden, setzt er sie hier ganz her und stellt seinen Familientorso nebenbei.

Tradition.	Büsching und Hagen.
„Ach Mutter, liebe Mutter, Mein Kopf thut mir so weh, Laß mich 'ne kleine Weile Spazieren an dem See.“ —	„Ach Mutter, liebe Mutter, Mein Kopf thut mir so weh! Ich wollte gern spazieren Wohl an die grüne See.“ —
„„Ach Tochter, liebe Tochter, Allein lass' Dich nicht gehn; Auf, auf, Dein jüngster Bruder Der kann wohl mit Dir gehn.““ —	„„Ach Tochter, liebe Tochter, Allein lass' ich Dich nicht gehn; Mit Deinem ältsten Bruder Sollst Du spazieren gehn.““
„Ach Mutter, liebe Mutter, Mein Bruder ist so wild, Der schießt mir alle Vöglein, Die in dem Walde sind.“ —	„Ach Mutter, liebe Mutter, Mein Bruder ist ein Kind; Der schießt mir alle Vöglein, Die in dem Walde sind.“ —
„Ach Mutter, liebe Mutter, Mein Kopf thut mir so weh, Laß mich 'ne kleine Weile Spazieren an dem See.“	Fehlt.
„„Ach Tochter, liebe Tochter, Allein lass' Dich nicht gehn; Auf, auf, Deine jüngste Schwester Die kann wohl mit Dir gehn.““	„„Ach Tochter, liebste Tochter, Allein lass' ich Dich nicht gehn; Mit Deiner jüngsten Schwester Sollst Du spazieren gehn.““ —

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Meine Schwester ist nur ein Kind,
Sie pflückt mir alle Blümlein,
Die in dem Walde sind."

Die Mutter legt sich schlafen,
Die Tochter geht in Wald,
Sie geht so lang' spazieren,
Bis sie der Fischer fangt.

Sie wickelt sich in einen Mantel,
Sie senkt sich in den See;
„Ade mein Vater und Mutter,
Wir sehn uns nimmermehr." —

Da hört man klagen und heulen,
Da hört man Jammer und Noth;
Nun sind zwei Königskinder
In einer Stunde todt.

„Ach Mutter, liebste Mutter,
Meine Schwester ist ein Kind;
Die pflückt mir alle Blümlein,
Die in dem Walde sind."

Sie schlang sich um ihren Mantel,
Und ging wohl an die See;
Sie ging so lange spazieren,
Sie muß den Fischer sehn.

„Ach Fischer, guter Fischer,
Willt Du verdienen Lohn,
So greif mir aus den Wellen
Einen reichen Königssohn." —

Der Fischer warf behende
Sein Netz wohl in den Strom;
„„Sieh da, Du liebe Jungfer,
Hast einen Königssohn."" —

Sie nahm ihn in ihre Arme,
Sie küßte seinen Mund:
„Ach Schätzchen, könnt'st Du reden,
So wär' mein Herz gesund."

Was schwang sie von ihrem Halse?
Ein' Kette von Golde roth.
„Sieh' da, Du armer Fischer,
Kauf Deinen Kindern Brod." —

Was zog sie von ihrem Finger?
Einen Ring von Golde roth.
„Sieh' da, Du lieber Fischer,
Hast Dein verdientes Lohn."

Sie schlang sich um ihren Mantel,
Und sank wohl in die See.
„Gute Nacht, mein Vater und Mutter,
Ihr seht mich nun nicht mehr!" —

Da hört man Glöcklein lauten,
Da hört man Jammer und Noth:
Hier liegen zwei Königskinder,
Die sind alle beide todt.

Es scheint, als wäre die nicht gedruckte Ausgabe durch längeres Wandern noch populärer geworden. Wer aber sollte überhaupt die Vorzüge der Ballade verkennen? Die Relation ist ganz weggefal-

len, es ist alles Bild und Drama, voller Leben, Interesse, und eine süße Schwermuth durchzieht die schöne Dichtung.

Leider steht die Königstochter als die einzige in ihrer Art, in unserer ältern Balladenliteratur. Dagegen schließen sich mehrere Lieder derjenigen schottischen und dänischen Form an, welche, ganz und gar dramatisch, in gedrängten Fragen und Antworten das Interesse bis zum Culminationspuncte spannt und dann abbricht, um die gewaltige Wirkung, welche dieser Klimax auf den Hörer gemacht hat, nicht durch matte Schilderung der Scenery oder Ausmalen der Empfindung zu schwächen. Wir nennen diese Form die künstlerisch vollendetste, und als unerreichtes Beispiel in derselben, den schottischen Edward. Auch in vielen deutschen Balladen gibt sich diese Richtung mehr oder minder zu erkennen. Man sehe im Büsching S. 30 das Lied: Hans Markgraf. Die Reflexion am Schluß:

> Ist das kein Jammer? ist das keine Noth?
> Hier liegen vier Königskinder, sind todt —

begegnet uns dagegen noch in den meisten. Die Braut und das Weible ebendaselbst, S. 38 und 297, sind trefflich in der Auffassung, jedoch aus zu gemeinem Kreise. Auch in der Form vollendet ist die Großmutter Schlangenköchin (W. H. I. S. 19). Diese mit dem Geist der Dichtung so verwachsene Form findet sich auch bei heitern Gegenständen wieder. Treuliebchen wird vom heimkehrenden fremden Reiter mit dem Tode des Liebsten geneckt, bis er sich selbst ihr zu erkennen gibt. Siehe die Liebesprobe (S. 193 Büsch.):

> Es stand eine Lind' im tiefen Thal,
> Wohl oben breit und unten schmal.

Durchaus lustig ist in dieser Form die Romanze von den Schneidern gehalten (W. H. I. S. 235).

> Es sind einmal drei Schneider gewesen,
> O Je, es sind einmal drei Schneider gewesen,
> Sie haben ein Schnecken für einen Bären angesehen.
> O Je, O Je, O Je!
>
> Sie waren dessen so voller Sorgen, O Je u. s. w.
> Sie haben sich hinter ein Zaun verborgen, O Je! u. s. w.

Auch können wir nicht umhin, ehe wir uns zu den neuern Balladendichtern wenden, noch des Ritters St. Georg:

> In einem See, sehr groß und tief,
> Ein böser Drach' sich sehen ließ.

so wie der beiden zarten, echt deutschen Romanzen: Liebesdienst:

> Es war ein Markgraf über dem Rhein,
> Der hatte drei schöne Töchterlein,

welche noch jetzt im Munde des Volkes lebt, so wie des Pfalzgrafen am Rhein zu gedenken:

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der ließ verjagen sein Schwesterlein,

welcher Gegenstand auch in der Ballade: der grobe Bruder (W. H. II. S. 272) besungen ist:

Kochlebu, Schifflebu fahren wohl über den Rhein,
Bei einem Markgrafen da kehren sie ein.

Wann alle diese Balladen entstanden seyen, ist nicht mehr zu entscheiden, da sie als echte Volkslieder mit jeder Generation von neuem wuchsen und neu sich kleideten, bis sie in ihrer letzten Gestalt der Schrift anvertraut wurden. Gewiß aber reicht die früheste Erscheinung der meisten bis über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Die folgende Zeit aber, wo das Volksleben ganz erstorben, und im Gegensatze eine traurige Literatur kaum im Aufblühen war, konnten auch Volksballaden nicht erblühen, höchstens daß während einer unnatürlichen Periode der Literatur ein freies Lied sich frisch und frei aus dem Schwulst zur Poesie hinaufarbeitete. Man verachtete die Volksdichtung, während man mühsam durch gelehrte Studien sich in eine fremde Poesie hineinarbeitete. Erst auf diesem Wege gelangte man wieder zur Ballade.

Löwen, Gleim, Schiebeler, Weiß und verschiedene Andere wurden nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts als die Wiedererwecker der Ballade und Romanze gerühmt. Sie wollten aber keinesweges als Priester der Volkspoesie gelten. Aus der französischen Literatur hatten sie ihre Kenntniß jener Dichtungen gewonnen, und fest bei der Erklärung (S. 32): la naïveté est le caractère principal de la romance, so wie der: il suffit qu'il soit naïf — haltend, bestrebten sie sich nur, das alte oder neue Geschichtchen möglichst deutlich, breit und leichthin zu erzählen, auch dabei wohl merken zu lassen, wie erhaben sie selbst über den Wunderglauben, welcher dem alten Histörchen zum Grunde lag, seyen, und nur des Scherzes und der leichten Unterhaltung wegen das alte, an sich unschmackhafte Ding wieder dem Publicum auftischten. Sie vergaßen dabei der Worte des Franzosen: Une romance bien faite — — — quelquefois on se trouve attendri jusqu' aux larmes sans pouvoir dire, où est le charme qui a produit cet effet.

Die Ironie mag in gewisser Beziehung der höchste Standpunct seyn, welchen ein Dichter beim reinen Bestreben nach objectiver Darstellung der Natur erringen kann. Es ist der Zweifel, welcher alle Erdgebornen ergreift, über die absolute Wahrheit der sich durchaus widersprechenden und doch auf- — nach menschlicher

Ansicht — richtigen Grundlagen basirten Richtungen; ein Zweifel, welcher der Tragödie den Adel verleiht; ein Zweifel, zu welchem der mit Leben, Natur und Religion Befreundete die Lösung finden wird, welcher aber den Schwachen, — den Einseitigen — zu Boden drücken muß. Dem wahren Dichter, der nicht einseitig nach einem Ideale jagt, kommt die Ironie von selbst. — Aber man hüte sich, darnach zu haschen. Die absichtliche Parodie ist immer, vom poetischen Standpuncte aus betrachtet, etwas Widriges. Wer aber, um ein Kunstwerk zu liefern, mit der Absicht ausgeht, den Stoff lächerlich zu machen, zeigt schon eben dadurch, daß er jenen nicht begriffen hat; es wäre denn, daß er im Gebiete der komischen Phantastik sein Gebäude aufführen wollte. Dies war aber bei jenen Balladendichtern nicht der Fall. Sie wollten naiv — statt einfach — die alte Sage erzählen, sie wollten zeigen, daß sie selbst nicht daran glaubten, und so entstanden dann Dichtungen, welche, da ihnen alle Wahrheit des Lebens fehlt, nur für den witzigen Modegeschmack der Zeit Interesse hatten, während die schlichteste Volksballade, welche auch nur die Begebenheit ihrer Natur getreu erzählt, zu jeder Zeit anspricht. Wer kann jetzt an Balladen, wie folgende beide, Geschmack finden? Die erste aus der: Ungen. Anthologie der Deutschen, 3 Th. 1772:

Die Gleichen.

Zwei tapfre Junker waren
Im ganzen weiten Land
Vor mehr denn hundert Jahren
Als Ritter wohl bekannt.

Auf einem dieser Schlösser
Gebar sie die Mama;
Nie war die Freude größer
Beim gnädigen Papa.

Sie wuchsen, wie die Weiden,
Die nah am Bache stehn,
Und konnten schon in Scheiden
Nicht mehr die Schwerter sehn u. s. w.

Ferner die alte Sage vom Grafen von Gleichen, eine Ballade Löwens:

Graf Ludwig, seines Dorfes Lust,
Und jung an Muth und Kräften,
Ließ sich auf seine fromme Brust
Ein wollnes Kreuzchen heften,
Zu retten das gelobte Land
Aus wilder Saracenen Hand.

Der heil'ge Krieg, für Gott geführt,
Hat, reich an seltnem Reize,
Graf Ludwig's edles Herz gerührt,
Er folgt dem heil'gen Kreuze,
Sieht Palästina, betet, ficht,
Und — schlägt die Saracenen nicht.

Er wird gefangen; Fessel küßt
Der arme Graf von Gleichen;
Er muß, so gut er Graf auch ist,
Doch seinem Schicksal weichen.
In Sultans Garten muß, o Pein!
Der Graf ein Gärtnerbursche seyn. u. s. w.

Fast zur selben Zeit mit jenen, traten aber wirkliche Dichter auf, welche, wenn sie auch, aus Mangel am Studium wahrer Volkspoesie, keinen klaren Begriff von derselben hatten, doch ihre göttliche Schönheit ahneten und in ihrem Geiste dichten wollten. Bürger und die Stolberge leuchten wie herrliche Gestirne aus jener Zeit hervor. Den erstern hatte die schöne Stimme der Poesie aus Englands glücklicher Vorzeit wunderbar ergriffen, und er wollte jene Volspoesie auch auf die seines deutschen Vaterlandes übertragen. Aber so wie die Verpflanzung der für eine Nation noch so ersprießlichen Verfassung auf ein anderes Volk selten gute Früchte bringt, eben so wenig gedeiht eine solche Inoculation einer fremden Poesie.

Bürger's Vorzüge, und noch mehr die Mängel, welche ihn seinen Zweck, ein Volksdichter zu werden, verfehlen ließen, sind oft hervorgehoben und bekannt, zum Theil auch von uns selbst schon berührt. Eben so ist es ausgemacht, daß Schiller ihn von einem ganz falschen Standpuncte aus getadelt hat. Idealisiren soll kein Volksdichter; er soll die Natur darstellen, nicht ihre unbedeutenden Natürlichkeiten, sondern die Züge, welche ihr Wesen charakterisiren. Bürger idealisirte nicht, er drang aber auf der andern Seite nicht auf das Wesen der Erscheinung, sondern umbaute in seiner Schilderung dieselbe mit allen möglichen Nebenumständen, damit nur das Bild recht deutlich und mit dicken Farben in die Augen falle. Daher sind die von Bürger umgebildeten englischen Balladen ungemein stark, die zarten Fäden sind zu dicken Stricken geworden, und vor allem hat er das Volksthümliche durch Anhäufung von Interjectionen, welche im gemeinen Leben gebräuchlich sind, zu erzwingen geglaubt. Schon in ihm spukte vor das Leidwesen der neuern dramatischen Kunst, welche die Gefühle malt, statt die Erscheinungen, welche solche Gefühle wecken müssen, ins Leben treten zu lassen. Er schildert zwar das Grauen des Kirchhofs, die furchtbare

Erscheinung des Geistes — beides fast schon zu viel —; nun aber noch den Eindruck beider auf das Gemüth, welches schon allein den wahren Eindruck wieder zerstören kann. Daß Bürger sich auf diese Weise selten über die Relation erheben konnte, erhellt von selbst; daß er bei seinem Genius aber fähig gewesen wäre, durch drastische Kraft auch tiefere Wirkung hervorzubringen, dürfen wir nicht bestreiten.

Es läßt sich auch eine Entschuldigung für jenes dicke Auftragen der Farben, ohne Bürger's poetischer Anschauung Eintrag thun zu wollen, denken. Er wollte ein Volksdichter werden, d. h. einer, welcher auch für das gemeine Volk seiner Zeit verständlich wäre; das gemeine Volk seiner Zeit war aber nicht mehr so poetisch, als etwa das schottische zur Zeit, wo es im Stande war, die einfachen Schönheiten seiner Volksdichtungen zu empfinden. Der Dichter wollte daher durch anregende Beschreibungen den abgestumpften Sinn erst für die Affecte erwecken, und malte dann selbst noch die Wirkung des Schreckens, um die für poetisch reine Natur abgestorbenen Sinne wieder ins Leben zu rufen.

Unter seinen Schöpfungen ist ohne Zweifel die Ballade Lenore — obgleich alle jene Schwächen auch ihr anhaften — die tiefste und poesiereichste. Uebrigens gehört ihm, wenn er auch durch die Verse eines deutschen ältern Gedichts und des schottischen sweet Williams Ghost zur Dichtung erst angeregt wurde, die Erfindung dieser Ballade in geistiger Hinsicht. Die deutsche ist nur ein lyrischer Anklang und sieht, wie sie im Wunderhorn II. S. 19 steht, nicht ganz unverdächtig aus:

Es stehn die Stern am Himmel,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell.

Mach auf, mein Schatz, Dein Fenster,
Laß mich zu Dir hinein,
Kann nicht lang bei Dir seyn;

Der Hahn, der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weniger poetische Kraft und weniger lebendiges Feuer zeichnen die stolberg'schen Balladen aus, sie sind aber auch freier von dem Vorwurf zu überladener Colorirung. Da auch die Gebrüder Stolberg, wenigstens in ihrer productiven Zeit, den Charakter wahrer Volkspoesie nicht besonders studirt hatten, geriethen auch sie auf den Abweg, unendlich lange Balladen zu dichten. Eine schöne Ausnahme macht hiervon die Romanze:

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm,
Rudolf, den der Kampf erfreute,
Rudolf, den ganz Frankreich scheute
Und der Saracenen Schwarm.

Ihrer prägnanten Kürze und dem lebendigen Bilderreichthum verdankt sie, obgleich fast nur Relation, die Popularität, welche sie, so lange überhaupt die Liebe für die Ballade in Deutschland dauerte, genoß. Voll schöner Anklänge einer romantischen Vorzeit, milder Ritterlichkeit, und mit einer Annäherung an die dramatische Form zeichnet sich die Ballade Elise Mansfeld aus, welche den edlen Dichter, da es die Verherrlichung des eigenen Geschlechtes galt, besonders begeistern mußte. Leider enthält sie zu viel moderne Beimischung in den ausgesprochenen Sentiments (Empfindung mag Ref. es nicht nennen, weil es nur der Mode angehörige Ausdrücke sind). Die Büßende, interessant wegen der Begebenheit, ist dagegen so breit gehalten, daß allein aus diesem Grunde die Theilnahme verschwinden könnte, wenn nicht das Grauen und Schrecken, statt es zu stärken, durch die einleitenden Verse schon allein im voraus vertilgt würde:

Hört ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seyd,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter, sonder Glimpf,
Rächet seines Bettes Schimpf.

Ref. weiß, wie sehr er bei einem noch immer großen Publicum verstößt, indem er seine, wenn auch oft genug schon von Andern geäußerte, Meinung über Schiller als Balladendichter ausspricht. Aber wir müssen zur Wahrheit. Schiller hatte durchaus keinen Beruf zur Balladendichtung, da sein ganzes ideales Streben ihn von aller Volkspoesie auf immer entfernte. Sein über Bürger ausgesprochener Tadel zeigt theoretisch, die Balladen des Dichters zeugen in der That von seinem gänzlichen Verkennen dieser Poesie. Was an Bürgern zu rügen ist, die Breite, die übertriebene Schilderung, trifft Schillern in noch größerm Maße. Der Handschuh, der Taucher, der Kampf mit dem Drachen, als die bewunderten Repräsentanten seiner Romanzen und Balladen, sind theils so pomphafte Schilderungen, theils schwelgen sie so in lyrischen Ergüssen, daß jedes Element der Volksballade daraus verbannt scheint. Diese Dichtungen, welche, auch an sich betrachtet, gegen Schiller's

andere Gedichte von bedeutend geringerem poetischen Werthe sind, eröffneten einer unseligen Branche von Dichtungen auch in Deutschland das Feld, der poetischen Erzählung, welche eigentlich, als ein unglücklicher Zwitter zwischen Epos, Ballade und Novelle, das Gegengift aller Poesie ist, glücklicherweise aber, troß der neuerdings gemachten Versuche, sie wieder zu beleben, jeßt ganz verschwunden scheint. In dieser Gattung hat vielleicht Schiller das Beste geleistet, indem er uns in schönen ruhigen Formen die Fabeln des Alterthums: die Kraniche des Ibycus, Hero und Leander, Kassandra u. s. w. erzählt hat; dennoch ist zu wünschen, daß eine wahre poetische Kraft sich — wenn sie einmal zum Epischen Beruf hat, — in lebendigen Dichtungen fortan versuche. — Im Ringe des Polykrates nähert sich Schiller am meisten der romantischen Ballade; die tiefe Bedeutung der Sage selbst ließ den Dichter fühlen, daß er bei der Stange halten und allen pompösen Auswuchs vermeiden müsse. In der schönen Erzählung vom Kaiser Rudolph von Habsburg fehlt wenig, oder vielmehr — es ist nur wenig zu viel da, und wir hätten eine treffliche vaterländische Ballade. Das einzige Gedicht, welches Ref. mit vollem Rechte als deutsche Ballade möchte gelten lassen, ist der Ritter Toggenburg. Ueber den poetischen Werth dieses schönen, innigen Gedichtes ist das Publicum einig; die Einfalt der Darstellung und die dramatische Auffassung geben ihm aber auch den Charakter der Volkspoesie. — Dennoch können wir aus der einzelnen Ballade Schiller'n nicht den Beruf zum Volksdichter zusprechen: denn wenn die Volkspoesie, welche als reiche Mutter jede Richtung des Geistes als ihr Kind anzuerkennen bereit ist, auch diese ideale Sehnsucht kennt und adoptirt, so vertrug sich doch Schiller's Streben, da es nur einseitig ideal war, nicht mit der von jeder Lebenskraft sprudelnden wahren Volkspoesie.

Wie Bürger von Schiller'n an Umständlichkeit überboten wurde, so überbieten Körner's Romanzen, als sehr schlechte Nachbildungen der schiller'schen, wiederum diese an Weitschweifigkeit. Um zu sehen, wohin der Geist des Dichters sich verirren könne, lese man seine Ballade vom Kynast. Zu der an sich vollständigen Erzählung von der hartherzigen Kunigunde hat Körner noch neue Begebenheiten erfunden und mit Hervorhebung von Nebenumständen, musikalischer Diction und ermüdenden Wiederholungen das langweiligste Poem componirt, welchem den Namen Ballade beizulegen ihm beliebte.

Dem ewig jugendlichen Sänger der Harmonie des Schönen mit dem Leben war es vorbehalten, auch in der Ballade, einem seinen Bestrebungen sonst fremden Felde, den Deutschen die Vereinigung des lebendig Wahren mit dem Schönen zu zeigen. Ich will nichts von Göthe's: Sänger, seinem Fischer, dem Hochzeitliede, dem Schatzgräber, getreuen Eckart und Tod-

tenkranz sagen, Dichtungen, wo auch dem Leser wie dem Fischer im Liede:

> Das Wasser rauscht, das Wasser schwillt,
> Das Herz ihm wächst so sehnsuchtsvoll
> Wie bei der Liebsten Gruß;

ich rede allein vom Erlkönig, welchen neulich Jemand mit Recht die deutsche Normalballade genannt hat; weniger wie die deutsche Ballade ist, als wohin sie streben sollte, indem Erlkönig alle germanische Elemente und die höchste Kunstvollendung dieser Volksdichtung umfaßt. Bis auf den Namen des Dichters, beginnend mit einer Frage und kurzen Antwort, schließend mit einer gedrängten Relation des Allernöthigsten, ist die ganze Ballade Dialog, und welcher gedrängter bilderreicher Dialog, welcher Klimax in der Lockung bis zur Drohung, in der Angst bis zur Verzweiflung, im unheimlichen Grauen bis zum Entsetzen, — bis alles aufgelöst wird durch — den Tod! Stork hat zu seiner Uebersetzung des letzten Minstrels einige treffliche Worte über Erlkönig gesprochen, auf welche Ref., um nicht weitläufig zu werden, verweiset.

Auch in der neuesten Zeit sind wir nicht gerade arm an Balladendichtern. Ref. wüßte aber noch keine einzige Ballade, welche auch nur unter den Gebildeten populär geworden wäre, geschweige denn sich dem ganzen Volke mitgetheilt hätte. Was wir oben bei den neuern englischen Balladen bemerkten, gehört auch hierher. Es genügt nicht, die Form nachzubilden, selbst nicht die geistige Richtung der ältern zu adoptiren; bei fortgeschrittener Bildung und veränderten Ansichten gehören andere Hebel dazu, um eine Volksballade ins Leben treten zu lassen.

Außer andern sonst gefeierten Dichtern, welche einzelne der Popularität sich nähernde Balladen, wie Fouqué und Kind, geliefert haben, sind besonders Krug von Nidda, Gustav Schwab und Uhland zu nennen. Der erstere ist Meister in der Form, der Balladenrhythmus lebt in ihm, aber meistens gibt nur die Form seinen Dichtungen Leben, die von ihm gewählten Stoffe sind unbedeutend, wo nicht gar unpoetisch. Schwab's Dichtungen nähern sich, wenn sie auch die deutsche Vorzeit besingen, mehr den Romanzen. Innigkeit des Gefühls verräth den liebevollen Dichter, in der Form aber zerfließt er in einer schädlichen Breite, und selten tritt ein Bild lebenskräftig hervor. Uhland hat das Leben der englischen, altdeutschen, dänischen und spanischen Volksdichtung studirt und in seinen Balladen aufgenommen; doch scheint sein Feld mehr die spanische Romanze zu seyn, in welcher er Treffliches geleistet hat, z. B. „Don Massias der Verliebte.“ Offenbar hält auch er Göthe's Weise für das Medium zwischen Naturwahr-

heit und Schönheit. Im Bestreben, die Harmonie des Meisters hervorzubringen und zugleich kurz zu seyn, hat er indessen oft der Ballade den Stachel abgeschnitten, und auch bei ihm tritt selten ein Bild recht lebenskräftig vor. Seine Balladen sind liebliche Miniaturgemälde, dennoch zuweilen nicht wirkungslos. Trefflich sind: König Carl's Meerfahrt, auch klein Roland (obgleich hier die Sage noch einfacher und darum mehr ansprechend ist), und unter den im kräftigen alten Nibelungenversmaß gesungenen Balladen: des Sängers Fluch, und mehrere seiner vaterländischen Balladen. Ref. macht keine Auszüge, da Uhland's Gedichte jetzt immer mehr Leser und den verdienten Beifall finden.

Können, da es bei der völligen Trennung des Interesses zwischen Gebildeten und dem gemeinen Volke, in poetischer Beziehung, jetzt kein Volk mehr gibt, noch Balladen, welche doch auf Volkspoesie begründet sind, gedichtet werden? — Ist nicht jetzt, da von der einen Seite alle Theilnahme an der Poesie, als einer brotlosen Kunst, aufgehört hat, auf der andern man die Dichtung nur als schöne, der Erheiterung des Lebens gewidmete Kunst betrachtet, und da auf beiden Seiten der wahre poetische Glaube verschwunden ist, die Dichtung der Balladen nur eine poetische Künstelei?

Obgleich wir überzeugt sind, daß die Balladenpoesie nur durch das Hinsterben des Volksglaubens in der Achtung heruntergekommen ist, und so lange der vornehme Sinn nur die an das Ideale gränzende Dichtung verehrt, nicht wieder emporkommen wird, so glauben wir doch auch, daß es noch an der Zeit sey, Balladen zu dichten. Aber nicht jeder, der poetisches Talent besitzt, kann sich hinsetzen und sagen: ich will eine Ballade dichten. Wie alle Poesie nur auf höherer Eingebung beruht, wie das Bild im geistigen Auge des Dichters eher seinen Sinn entzünden muß, als der Gedanke zur Vollendung des Kunstwerks entsteht, so dürfte die Ballade ganz besonders, da sie meist nur der Ausdruck einer einfachen Situation, eines lebendigen Gedankens ist, eine lebendige Anschauung erfordern, welche nur selten, aber plötzlich kommt. Der Dichter warte den innern Ruf ab und glaube nicht, wenn er jede beliebige Begebenheit in Balladenform erzählt, eine Ballade erschaffen zu haben.

Zwei Erfordernisse stellen wir hierzu auf: Er nehme nur den Stoff, welcher im Volksglauben lebt, oder darin zu leben fähig ist. — Er gebe dem Stoffe eine solche poetische Gestaltung, daß sein Gedicht fähig ist, ins Volksleben einzugehen.

Betrachten wir die erste Bedingung, so kann man uns entgegensetzen, es gebe keinen im Volke lebenden Stoff, da es kein Volk mehr gibt. Die absolute Verneinung des Begriffes „Volk“

müssen wir insofern bestreiten, als es ausnahmsweise noch Gegenstände einer allgemeinen Theilnahme gibt. Wir verweisen auf den letzten Befreiungskrieg. Wie hier der Enthusiasmus beim ganzen Volke gleich groß war, so beleben ja noch immer die großen Ereignisse der Zeit, welche dem ganzen Gemeinwohl drohen, auch den stumpfsten Sinn. — Wir abstrahiren ferner von dem Pöbel, welchem alles über die Nahrungssorgen Hinausgehende fremd bleibt, und in diesem engeren Kreise des Volkes werden wir einen allgemeinen Glauben an so natürliche Verhältnisse, als uns die fingirten alten Balladen in den Liebesgeschichten, Trennungen, Wiederfindungen, Schmerz und Scherz u. s. w. bieten, nicht umsonst suchen. Wo aber das an sich Natürliche Eingang findet, wird es auch dann nicht zurückgewiesen werden, wenn es im Gewande der ältern Geschichte erscheint. Aber nicht jede an sich interessante Geschichte der Vorzeit eignet sich zur Ballade. Populären Eindruck werden nur diejenigen machen, welche in näherer Beziehung zur Gegenwart stehen. — Selbst der Glaube an ein unter- oder überirdisches Reich auf Erden ist in ganz Deutschland noch nicht so ausgestorben, als daß nicht auch die Ballade, welche ihn nach der volksthümlichen Vorstellung ausspricht, auf den Namen einer Volksballade Anspruch machen könnte. Noch ist ein Theil des Volkes in manchem Geisterglauben befangen, während unter den Gebildeten mindestens eine allgemeine Bekanntschaft mit demselben vorauszusetzen ist. Ist nicht der Glaube an die Wunder der Walpurgisnacht noch ganz volksthümlich in Deutschland? Die Ballade soll zum Theil nur das poetisch aussprechen, was im Volke lebendig ist, aber noch keine Form gefunden hat; und so entstand dem Ref. an einem stürmischen ersten Mai das folgende Gedicht:

„Liebe Mutter, heut' Nacht heulte Regen und Wind.“ —
„„'s ist heute der erste Mai, liebes Kind!““

„Liebe Mutter, es donnerte auf dem Brocken oben!“ —
„„Lieb's Kind, es waren die Hexen droben.““ —

„Liebe Mutter, ich möcht' keine Hexen sehn.“
„„Lieb's Kind, es ist wohl schon oft geschehn.““

„Liebe Mutter, ob wohl im Dorf' Hexen sind?“ —
„„Sie sind Dir wohl näher, mein liebes Kind.““ —

„Ach Mutter, worauf fliegen die Hexen zum Berg?“
„„Lieb's Kind, auf dem Rauche von glühendem Werg.““

„Ach Mutter, worauf reiten die Hexen zum Spiel?“
„„Lieb's Kind, sie reiten auf 'nem B[illegible]iel.““

„Ach Mutter, 's standen gestern im[illegible]' viel Besen!“
„„Es sind auch viel Hexen auf mi[illegible]en gewesen.““

„Ach Mutter, die Nacht hat's im Schornstein geraucht!“
„„Lieb's Kind, es hat einer das Werg gebraucht.““
„Ach Mutter, die Nacht war Dein Besen nicht zu Haus!“
„„Lieb's Kind, so war er zum Blocksberg hinaus.““
„Ach Mutter, Dein Bette war leer in der Nacht!“ —
„„Deine Mutter hat oben auf'm Brocken gewacht.““

Auch Elfen, wenn gleich der Pöbel sie nicht mehr kennt, sind noch in der lebendigen Anschauung der Menge; und dem tiefer Gebildeten geht in ihnen, wenn er sie als Naturkräfte betrachten will, ein neues Leben auf. So kann man auch sagen, daß Göthe's Erlkönig noch aus dem Volksglauben entsprossen sey, zumal da die Poesie vor ihm die lieblichen Dämonen auch in der gelehrten Welt eingebürgert hatte.

Der Dichter muß aber auch dem Stoffe eine solche poetische Gestaltung geben, daß sein Gedicht fähig ist, in's Volksleben einzugehen; daß wenige der neuern Balladen populär geworden sind, schrecke Niemanden ab, da wenige Dichter aus dem Volksglauben geschöpft haben.

Die ersten Bedingungen sind: die Ballade sey kurz, die Darstellung einfach. — Nur das Lied, welches seiner Natur nach kurz seyn muß, findet da Eingang, wo aller Poesie der stumpfe Sinn des Eigenthümers die Thür verschlossen hat. Weit mehr als anderwärts hat sich bei unsern Vorfahren die Ballade im Gewande des Liedes eingeschlichen; auch noch jetzt üben Musik und Lyrik über den Deutschen ihre Gewalt aus. Der Dichter denke daher bei der Dichtung der Volksballade daran, daß sie gesungen werden könne, und daß sie dem gemäß kurz sey. Wir sprechen den Erzählungen mit vielen Umständen und Katastrophen, nicht den Charakter der Ballade ab, in Deutschland wird eine solche aber schwerlich in's Volksleben eingehen.

Es ist eine, wenn auch verbreitete, doch falsche Ansicht, daß zum Wesen der Volkspoesie die umständliche Beschreibung der Einzelheiten gehöre. Dieser Glaube mag zum Theil mit durch Bürger's Balladen veranlaßt seyn. Freilich, wie als Grundlage aller Poesie, die Regel: pars pro toto (oder analog: das einzelne Bild statt des Gedankens eines ganzen Inbegriffs) gelten kann, so gilt sie ganz besonders bei der Volkspoesie. Wenn der Dichter aber einen Zug aus dem ganzen Schlachtgemälde hervorhebt, wenn er malt, wie die Locken des Greises im Winde flattern, so hat er damit das ganze Treffen, die ganze vom Sturm getriebene Gestalt weit lebendiger hingestellt, als wenn er ebenso genau jeden Zweikampf in der Schlacht, und wie der Wind sich in alle Falten des Rockes, Mantels und des Bartes gesetzt und den alten Mann fort=

getrieben habe, beschreibt. Alle wahre Volkslieder sind einfach, und selbst die altenglischen Balladen, welchen man das Gegentheil vorwirft, sind es, wie wir oben sahen, in mehr als Einer Beziehung.

Schon an mehreren Stellen sprachen wir von den drei verschiedenen Grundformen der Ballade. Von diesen dürfte die erstere — die Relation — den höhern poetischen Anforderungen nicht mehr genügen. Die ersten referirenden Balladen dienten in der Vorwelt dazu, das Gedächtniß einer That, so lange das Medium der schriftlichen Geschichte fehlte, zu erhalten. Jetzt, da Schrift und Geschichtschreibung blühen, fällt diese ursprüngliche Bestimmung weg. Statt der Relation tritt in den Poesien das Bild vor, die Erzählung entweicht in das Gebiet der Geschichte, des Romans, der Novelle; und eine poetische Erzählung ist — wenn man sie überhaupt als Poesie gelten läßt — mindestens keine Ballade mehr. Doch gibt es auch hier Ausnahmen. Wo das gemeine Volk noch für Poesie empfänglich ist, und doch zugleich keine wissenschaftliche Ausbildung hat, wo mithin auch noch jetzt ein Gedicht das Medium der Erhaltung des Angedenkens bilden darf, da wird auch noch jetzt, wie in alter Zeit, die Ballade als schlichte Erzählung auftreten, wie folgendes Beispiel zeigt.

Während des Krieges 1813 ward von den Bauern eines Dorfes in der Lausitz ein verdächtiger Mensch, angeblich ein russischer Spion, der, um den Kosacken den Viehstand des Dorfes anzuzeigen, sich in dasselbe geschlichen hatte, in der Art getödtet, daß ihn seine Führer von einer Brücke herab in den hoch angeschwollenen Graben stießen und späterhin beerdigten. Als sein Leichnam durch Zufall an's Tageslicht gekommen war, wurde zwar die Untersuchung eröffnet, wegen Mangel des Beweises aber wieder suspendirt. Indessen lebte das Angedenken der That, welche, als Nothwehr von der Bauerschaft betrachtet, weder Verachtung, noch Verfolgung gegen die Thäter nach sich zog, in der Umgegend fort, bis gegen acht Jahr später folgende Ballade, anonym beim Richter eingereicht, die Mörder so genau bezeichnete, daß er die Untersuchung von neuem eröffnen konnte, und bald die vollständige Ermittelung des Thatbestandes so wie der Thäterschaft erfolgte:

Mel. Ein Mädchen sah ich einst im Traum,

oder:

Ach Gott, wie geht's im Krieg' jetzt zu!

Es kam ein Ruß' nach Heil'gensee,
Der hatte großen Hunger.
Er wußte weiter nicht, wohin,
Das war sein größter Kummer.

Er kam zum Pleppet-Spieler 'rein,
Er dacht', da werden Menschen sein.
Da thäten sie ihm pochen
Auf seine ruß'schen Knochen.

Da kam ein schwarzer Kerl dazu,
Ich dacht', es wären Christen.
Das aber war ein wilder Bur *),
Der schlug ihm in's Gesichte.
Das war ein rechter grober Tropf,
Er hatt' ein' Kopf als wie ein Ochs;
Es fehlten nichts als Hörner,
Ich aber hatte Sperner. (?)

Ich dacht', es würd' nach Wehrau gehn
Wohl zu dem Amtes-Richter,
Darin geschah mir groß Versehn
Bei diesen Bösewichtern! —
Sie führten ihn wohl auf den Teich
Und machten aus ihm eine Leich'.
Das klag' ich Gott zum Himmel,
Das böse Weltgetümmel!

Sie zogen mich wohl wieder 'raus
Aus diesem kalten Wasser,
Sie zogen mir die Kleider aus,
Mein Leib, der war voll Nässe.
Sie banden mir die Hände auf
Und schmissen mich in einen Strauch,
Da ließen sie mich liegen,
Es fraßen mich die Fliegen.

Sie theilten sich in mein Habit
Und machten alles gleiche,
Dabei da war ein tauber Schmidt,
Der nahm mir auch die Pfeife;
Ein lahmer Invalid dabei,
Der sagt: es ist mir einerlei;
Der Gundling war behende,
Der nahm mir auch das Hemde.

Trotz der Unbeholfenheit im Ausdrucke sind poetische Züge, zu welchen wir auch den rechnen, daß mitten in der Relation der Geist des gemordeten Russen mehrere Male selbst spricht, in dieser merk-

*) Bauer.

würdigen Ballade nicht zu verkennen. Wir zweifeln nicht, daß auch anderwärts solche Spuren der noch lebendigen Volkspoesie zu entdecken sind, wenn sie auch selten zum Vorschein kommen.

Zunächst der Relation steht die bildliche Darstellung. Als Maler wirft der Dichter kecke Gestalten, anregende Situationen hin und überläßt es dem innern Leben derselben und dem Gefühle des Lesers, welche Wirkung sie auf ihn machen werden. Nirgends zeigt sich diese Form schöner, als in den dänischen Balladen. Jedoch dürfte sie auf diese Weise nur da gebraucht werden, wo eine kecke Kraft dargelegt werden soll. Bei zartern Stoffen bedarf es mindestens einer Verschmelzung derselben mit der Relation und dem Drama.

Wie das Drama in der Poesie als Symbol der höchsten Kunstvollendung dasteht, weil in demselben der Dichter sich zur Objectivität hinausgeschwungen hat und selbst — der Idee nach — verschwunden ist, so müssen wir auch unter den Balladen diejenigen, welche sich der dramatischen Form nähern, oder ganz Drama sind, für die vollendetsten erkennen. Erlkönig ist Drama, aber nicht so durchaus, daß nicht das ganze Gemälde noch in einem Rahmen des Dichters, wie wir oben zeigten, stände. Der schottische Edward ist durchaus Dialog, und wir vermissen zur Klarheit weder Eingang, noch Beschluß des Dichters. Welche Form vorzuziehen sey, muß dem Stoffe und dem Gefühle des Einzelnen zu unterscheiden überlassen bleiben; Referent glaubt, daß die höchste Vollendung und die größte Wirkung auch im ganz dramatischen Schlusse zu finden sey.

Wir deuten nur noch die gewaltige Wirkung an, welche in der Steigerung der Fragen, im Zögern der Antworten, bis die entsetzliche herausbricht, liegt, wie in der oft erwähnten Ballade. Die Ungewißheit, in der Dunkelheit allmälig zur entsetzlichen Gewißheit und Klarheit gesteigert, wird nie den Eindruck auf das Gemüth verfehlen. Auch diese Dunkelheit und Spannung verträgt sich mit der Einfalt der Volkspoesie, wenn sie nur nicht aus unnatürlichen Motiven bei den Haaren herbeigezogen ist. Ref. erlaubt sich hier die Mittheilung einer in schottischen Nebel gekleideten Ballade, welche jedoch auf einem Volksglauben beruht, der nicht in Schottland allein, sondern überall, wo der Geist noch den Geisterglauben gestattet, herrscht. Der Geist des plötzlich Gestorbenen irrt so lange umher, bis der Leichnam kirchlich bestattet ist:

„Was klopft an's Thor? Ueber die rothe Haide
Geht nur mein Sohn und ich, wir beide.
Wir beide wohnen in der Wildniß allein,
Mein Sohn schläft dort im Kämmerlein.
Keinen Kobold laß ich zur Thür herein.“ —

„Mütterlein, nimm mich in's kleine Haus,
Draußen weht es so kalt und graus.
Oft schon kreuzt' ich die rothe Haide,
Oft schon sahen wir hier uns Beide;
Kein Kobold ich, thu' nichts zu leide." —

„Denn Du bist ein Irrwisch und locktest in's Moor
Meine Tochter, als ich das Kind verlor.
Im Schilf, das dort am Felsen gränzt,
Da tanzt mein Kind, wenn der Mond d'rauf glänzt;
Da magst bei ihm schlafen, Du häßlich Gespenst." —

„Ich kann nicht schlafen auf welkem Gras,
Von Thau und Regen ist's kalt und naß.
Ich bin kein Irrwisch, ich bin Dir verwandt,
Deine Tochter habe ich Schwester genannt
Und hab' sie gewarnt vor des Sumpfes Rand." —

„Verwandt ist mir Niemand, Niemand werth,
Ich steh' allein hier an meinem Heerd.
Vor Fremden hätte gebellt mein Hund,
Beim Blutsfreund webelte Schwanz und Mund;
Nun starrt er zitternd nur an den Grund."

„Mutter, der alte Hund kannte bald
Die Stimme, die draußen im Dunkel schallt,
Er hatte schon sieben Jahr mich gekannt,
Seit ich ihn drüben am Kreuzweg fand.
Mutter, ich bin Dir so nah' verwandt." —

„Was hast Du mich spät in der Nacht geweckt?
Was hast Du im Schlummer die Mutter geschreckt?
Was schläfst Du nicht ruhig im Kämmerlein?
Was spukest Du draußen im Mondenschein?
Mein Sohn kann's ja nur draußen seyn." —

„Mutter, Dein Sohn steht draußen nicht,
Aber mich brachte Dein Schoos an's Licht.
Noch schläft dein Sohn im Kämmerlein,
Aber ich schwebe im Mondenschein
Und will so gern zu Dir hinein." —

„Mein Sohn, Du stehst so nahe bei mir,
Was öffnest Du selber Dir nicht die Thür?
Leicht Flechtwerk ist sie vom Elfenwald,
Und draußen weht der Wind so kalt;
O komm' in's warme Kämmerlein bald!"

„Mutter, ich steh' sehr weit von Dir,
Oeffnen kann ich nicht mehr die Thür;
Selbst wie der Wind, bin ich leicht und schwach,
Komm' nie mehr unter Dein warmes Dach;
Drum grab mir draußen ein kalt Gemach."

Ich öffne geschwind, mein liebes Kind.
Wo bist Du? — Es saust vorbei der Wind." —
— „Der Wind weht fort mich, Mütterlein!" —
„O weh, da liegt im Kämmerlein
Mein Sohn, blaß wie der Mondenschein."

Am häufigsten kommen die drei Arten der Darstellung vereinigt in den ältern Balladen vor, und es gibt Gegenstände, welche schwer in ganz dramatische Form zu bringen sind. Einige in den Geist der Balladenpoesie eingegangene Freunde wollen durchaus, auch bei der dramatischen Ballade, einen referirenden Schluß, um so gewissermaßen aus der Aufregung zu einer Beruhigung in der Form zu gelangen. Wenn auch Ref., ihrem Wunsche gemäß, gern die Schlußverse der Ballade dahin umänderte:

O weh, da liegt im Kämmerlein
Ihr Sohn, blaß wie der Mondenschein.

so scheint ihm doch im Allgemeinen eine in Zweifel, Spannung oder drastischer Kraft schließende Ballade von höherer Bedeutung, als die, wo nur durch den Schlagbaum des Dichters die poetische Welt abgeschlossen ist.

Eine Vorschrift zu geben, wie gute Balladen zu verfertigen seyn, liegt außerhalb unserm Bereich und vermuthlich auch dem der Möglichkeit. Wir nannten die Quellen, aus denen man schöpfen, so wie die Formen, in welche man den Stoff verarbeiten könne. Auch hier selbst sind nur Andeutungen erlaubt. Der gebildete Geschmack der Zeit neigt sich zu den musikalischen Schöpfungen aus dem Reiche der Empfindungen. Gern hört man Geisterstimmen als Anklänge ihrer Bewegung. Ob diese Richtung nicht zur Einseitigkeit führe, ob der Refrain (Abgesang) überall zur Erreichung des musikalischen Zweckes zu gebrauchen sey, lassen wir unentschieden. Wir fassen nur noch in kurzen Worten die Klippen zusammen, an welchen der gebildete Volksdichter scheitern kann.

Es ist dies vor Allem die Umständlichkeit, Weitschweifigkeit, der Pomp in der Erzählung. Wir haben oben genügend über diesen Abweg gesprochen. Der Bombast in der Volksballade ist grade ihr Gegengift. Er dürfte sich in ältern kaum bei denen der spätern englischen Periode finden.

Wie der lyrische Schwung und Erguß von der kindli-

chen Einfalt abführe, haben wir ebensowohl betrachtet, als wir der Lyrik, insofern sie das epische Element zum Liede auflöst, gern auf die Ballade Macht zugestanden. Eine verderbliche Beimischung des Lyrischen nennen wir es, wenn Bürger durch Hervorhebung volksmäßig klingender Ausrufungen eine Volkspoesie erzwingen wollte.

Endlich hüte man sich vor der Absichtlichkeit. Man zerstöre nicht im Suchen nach der tiefern Bedeutung die Poesie selbst. Nichts kann entfernter von aller Volkspoesie seyn, als eine dürre Allegorie. Jene ist saftig und frisch, aber geschmackvoll nur im Augenblicke des Genusses, getrocknet und in Herbarien verliert sie meistens ihren Werth.

Es ist ein unseliger, aller Poesie Zerstörung drohender Fluch, unserer deutschen Gründlichkeit anhaftend, in jedem Gedichte die Absicht sehn zu wollen. Wir können uns sogar eine ästhetische, fein und tiefgebildete Dame denken, welche, nachdem sie mit Gemächlichkeit ein schönes Volkslied durchlesen hat, ausruft: „Was liegt denn nun eigentlich darin?" — und wenn ihr keine genügende Antwort — die allerdings für die Verehrer der Poesie schwer ausfallen dürfte — gegeben wird, das Buch kalt bei Seite legt und sich Mühe gibt, den unwillkürlichen Eindruck der wahren Poesie in sich zu verlöschen. Oft liegt in der Unabsichtlichkeit die allerhöchste Poesie. Bei wie vielen göthe'schen Liedern kann man auf die Frage: „was bezweckte hiermit der Dichter?" nichts antworten, und gerade diese Lieder sprechen Sinn und Gemüth am meisten an: weil der Dichter seinem immer in schönen Phantasien lustwandelnden Genius freies Spiel zu gaukeln und scherzen ließ. Beweisen läßt es sich aber denen nicht, welche erst nach Absicht, dann nach Poesie verlangen, daß diese ohne jene bestehen könne.

Wir schließen unsern Aufsatz mit dem innigsten Wunsche, daß bald wieder der Sinn für die kindliche Schönheit der Volkspoesie möge rege werden, wo alsdann gewiß gute Balladen nicht ausbleiben werden.

Willibald Alexis.

II.

Die Lehre vom Kriege. Dritter Theil. Der Türkenkrieg, von dem Generalmajor Freiherrn von Valentini. Mit vier Planen. Berlin, J. W. Boicke. 1822. 8.

Es ist allerdings auffallend, diesen „dritten Theil der Lehre vom Kriege" unter dem Titel: der Türkenkrieg, erscheinen zu sehen:

denn man sollte denken, daß das Ganze mit dem kleinen und großen Kriege geschlossen seyn müßte. Allein der Verf. rechtfertigt sich hierüber in der Vorrede: „denn," sagt er, „der Krieg gegen die Türken macht, durch seine Eigenthümlichkeit von aller andern Kriegführung abweichend, wohl mit Recht einen besondern Theil der Lehre vom Kriege aus. Obgleich, seinem Zwecke nach, als Gegenstand des Kriegs im Großen zu betrachten, kommt doch in der Abhandlung über ihn so viel Länder-, Menschen- und Sittenbeschreibung, soviel in einer allgemeinen Kriegslehre gleichsam nur als Episode Dastehendes vor, daß eine Absonderung in einem besonderen Theile, der sich ausschließlich mit diesem nicht-europäischen Feinde beschäftigt, mir nothwendig schien, um die Lehre vom Kriege als ein wohlgeordnetes Ganze erscheinen zu lassen." Da er aber auch noch hinzusetzt, daß der noch rückständige Band des zweiten Theils wirklich, wiewohl später, erscheinen wird, so ist auch der Vorwurf gehoben, den man sonst wegen der logischen Eintheilung ihm mit Recht machen müßte, wenn man blos auf die Titel des Vorhandenseyenden blickte.

Das Buch zerfällt in fünf Hauptabschnitte: I. Die Türken vor hundert und mehr Jahren. II. Die Türken neuerer Zeit. III. Die Türken, wie sie jetzt sind. IV. Conjecturen und Resultate. Schluß. Es ist ein interessantes, genau in sich zusammenhängendes Gemälde, das der Freiherr uns aufstellt, und des Ref. Streben soll deshalb dahin gerichtet seyn, den Lesern eine verjüngte Zeichnung davon zu liefern, in welcher die Kleinheit der Deutlichkeit keinen Abbruch thue, und sich die Farben des Colorits des Originals erhalten.

In älteren Zeiten waren die Türken kriegerischer als jetzt, und es war ihnen daher nicht so schwer, Heere, die 100,000 und noch mehr Mann ausmachten, nebst einer über 100 Stück starken Artillerie ins Feld zu stellen. Zu dieser Macht zählten sich damals noch die tartarischen und scythischen Volksstämme am schwarzen Meere, die jetzt, als Kosacken, gerade gegen sie fechten. Daher kam es, daß damals jede Streiferei, Erkündigung und Fouragirung für die östreichisch-teutschen Heere, die sich auf ihre ungarische leichte Reiterei gar nicht verlassen konnten, weil deren Nation ihnen zufiel, fast unmöglich war. Nur in dichtgeschlossenen Reihen, sechs Mann hoch, wovon zwei Glieder mit Piken bewaffnet, fand sich Sicherheit für sie, so wie in dem spanischen Reiter (zwei kreuzweis gefügte Balken, deren obere Spitzen mit Eisen beschlagen sind), welchen auch noch in späteren Kriegen die Russen mitnahmen und sich damit auf allen Seiten umgaben. Um dem wilden Anfalle der im Handgemenge überlegenen Türken besser zu widerstehen, vertheilten die feindlichen Anführer Cavallerie zwischen die Infanterie und be-

fahlen, ein stetes Feuer in kleinen Abtheilungen gegen die sonst so kühnen Janitscharen zu unterhalten, die trotz dem in dichten Haufen vordrangen und mit Aexten in die spanischen Reiter hieben. So im Einzelnen geordnet, erblickte man das christliche Heer, als Ganzes, wie ein großes längliches Viereck: denn die beiden Treffen waren in den Flanken geschlossen, und in dem innern Raume befand sich das Fuhrwesen, das, abgesondert, sonst bald eine Beute der herumstreifenden Völker gewesen wäre. Die Türken dagegen hatten so wenig als jetzt eine geregelte Frontstellung oder Entwickelung, allein doch immer zusammenhängende Schwärme, die von allen Seiten wüthend vordrangen. Ihre Bedürfnisse, durch asiatische Pracht und Ueppigkeit reich und zahlvoll, waren in guter Entfernung hinter ihnen. — Werfen wir nun einen militairischen Blick auf diese seltsame Kriegführung, so springt es wohl selbst dem Laien in's Auge, daß der Nachtheil ganz auf christlicher Seite war. Das ungeheure, schwerfällige Viereck konnte sich nur langsam und ungeschickt bewegen; selbst beim Verfolgen durfte es seine Auflösung nicht wagen, da die Türken vermöge ihrer schnellen Pferde oft wiederkamen: und so war denn an Aufreibung und Vernichtung des Feindes nicht zu denken. Die Ungläubigen hingegen hatten den Angriff für sich, verloren, wenn er abgeschlagen wurde, nur wenig, konnten sich überall wieder sammeln, um von neuem zu beginnen, und richteten, wenn sie in jenes Rectangel eindrangen, ein unabsehbares Blutbad und eine unauflösliche Verwirrung an. Auf diese Weise kam General Heister um die Freiheit, nachdem sein Corps aufgerieben worden, und der Feldmarschall Veterani um Armee und Leben. — Der letzte Krieg gegen Oestreich, der mit Wiens Belagerung anfing und 16 Jahre dauerte, lief dennoch sehr unglücklich für die Türken ab. Sie verloren Ungarn, Slavonien und Siebenbürgen im Frieden zu Karlowitz (1699) völlig; mußten die von den Venetianern und Polen eroberten Länder herausgeben und Asow den Russen überlassen. Sie fanden sich mit dem Schluß des siebzehnten Jahrhunderts fast in die heutigen Grenzen verwiesen, und später trug Eugen am meisten dazu bei, daß der Halbmond sich offenbar seinem Untergange zuneigt. Daher sehen wir auch gleich den Krieg mit dieser Nation sich zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts weniger nachtheilig gestalten. Ein großer Vortheil für die christlichen Mächte lag in der bedeutenden Stärke, welche sie ihren Heeren gaben. Die frühere Schwäche war es besonders, über welche Montecuculi, dieser große Feldherr, klagte. Er verlangte 50,000 Mann, die er nie erhielt, um dem über das Doppelte stärkern Feinde die Spitze zu bieten. Der berühmte Eugen führte ihnen auch zu Anfang des Krieges 100,000 Mann entgegen; die Türken aber waren, obwohl eigentlich nur eben so stark,

doch dadurch im Vortheil: denn die Einwirkung des Klimas, die brennende Dürre am Tage, der Thau der kühlen Nächte, der Mangel an frischem Wasser, weil es an Quellen gebricht, und die Bäche austrocknen, bringen solche Krankheiten hervor, daß, bis auf die neueste Zeit herab, kein christliches Heer, im Verlauf des Feldzugs, in den Schlachten gegen Türken mit mehr als 30,000 Streitern gekämpft hat. Der Kampf selbst aber hatte, wie gesagt, dennoch eine günstigere Gestalt bekommen: denn da den Mahomedanern, vom Anfang her, nicht mehr die frühere unverhältnißmäßige Ueberzahl zu Gebote stand, so fingen sie an, verschanzte Läger zu beziehen, in denen sie mit ihrer Hauptmacht und ihren Kostbarkeiten eingeschlossen, den Vortheil des allgemeinen Angriffs aufgaben und mit der Reiterei offensive zu Werke gingen, wo sie dann, wenn diese geworfen wurde, vor der Lagerfront den Angriff erwarteten, und sobald sie auch da den Kürzern zogen, doch meist zu spät (wie gegen Eugen bei Centa), in den Schanzen Vertheidigung und Rettung suchten. Dagegen sehen wir die Christen, namentlich die Russen, ihre Taktik verbessern. Die Schlachtordnung des einzigen großen Quarrés ward von ihnen gegen die zweckmäßigen, in mehrere kleine, die bis zu zwölf Bataillons, zwar immer noch zu groß waren, vertauscht. Nun erblickte man das sonst blos sich vertheidigende Heer als angreifendes, das ehedem angreifende in der Vertheidigung; und eine solche Schlacht gegen die Türken war einer Wildeschweinsjagd zu vergleichen, wo, nachdem der einzeln anprallende Schwarm geworfen, das Rudel immer enger im Kessel zusammengetrieben wurde. — Der Feldmarschall Romanzof bemerkte den Uebelstand, der immer noch zu großen Quarrés in der Schlacht am Kugul 1769 und bediente sich kleinerer von 4 bis 6 Bataillons, die von noch kleinern unterstützt werden konnten, und welche so standen und sich bewegten, daß sie überall ein kreuzendes Feuer auf die bedrohten Puncte unterhielten. So kühlte sich denn nach und nach der Muth der Janitscharen an solch verständigen Dispositionen, und ihre Furchtbarkeit sank um ein Merkliches. Allein die leichte Reiterei, besonders die Spahis, haben sich noch bis zur spätesten Zeit in großer Achtung erhalten. Das wilde, d. h. schnelle und kein Terrain beachtende Reiten liegt in der Sitte des Volks; „über Buschwerk, Berge und Felsen kömmt die türkische Reiterei hinweg. Durch die engsten Fußsteige kömmt sie unvermuthet heraus und fürchtet keine Unordnung, weil sie der Ordnung nicht gewohnt ist. In cupirten Gegenden ist sie daher höchst gefährlich. Sie kömmt durch Oerter, durch enge Stege, die man als unzugänglich ansieht, erscheint dann plötzlich in der Flanke, im Rücken; 2 — 3 Mann kommen heraus, sehen sich um; dann sind auf einmal 5 — 600 da, und wehe dann dem Bataillon oder Quarré, das in Unord=

nung kommt, oder den Kopf verliert!" drückt sich der Uebersetzer von Veterani's Feldzügen aus; ein unterrichteter Officier und scharfsinniger Beobachter. Es ist aber überhaupt das vorzüglichste Kriegstalent des Türken, zugleich Fußsoldat und Reiter zu seyn. Verliert der Spahi sein Pferd, so geht er einstweilen zur Infanterie, und so auch setzt sich der Janitschar ohne sich zu bedenken, auf das Pferd, wenn ihm der Zufall eins zuführt. Nebst dieser, besonders bei einem nicht wohl disciplinirten Heere allerdings trefflichen Eigenschaft, ist es aber hauptsächlich das Uebergewicht in Führung der blanken Waffe, welche den Mahomedaner so gefährlich macht, und im Gefühl seiner Stärke und Geschicklichkeit darin, ist die schnell und wüthend herbeieilende Cavallerie, die wie der Wind wieder entflieht, um gleich darauf noch heftiger zurückzukehren, des Feindes Schrekken. „Es beruht die Ueberlegenheit der Türken im Gebrauch des Säbels theils auf dem Material der Waffe selbst, theils auf dem — man möchte sagen — Nationalhandgriffe, ihn zu führen. In der Faust des kraftvollsten Bauers wird der aus feinem Eisendrath geschmiedete Türkensäbel bei dem geführten Streich vielleicht wie Glas zerspringen. In der Hand des Türken, der mit der Krümme mehr schneidet als hauet, dringt er durch Helm, Curas und jede Waffe des Gegners. Daher hört man in einem Cavalleriegefecht gegen die Türken auch selten von leichten Wunden. Es ist ein bekanntes Ereigniß in der russischen Armee, daß ein Obrist vor der Fronte seines Regiments, als er die Spahis unerwartet herzustürzen sah, selbst den Säbel ziehend, das Gewehr heraus! commandiren wollte, als bei dem ersten Worte dieses Commandos sein Kopf schon vom Rumpfe herunterflog. Die feingearbeiteten Türkensäbel, wenn auch nicht ein Stück edlen Metalls an ihnen ist, werden mit zehn bis hundert Ducaten bezahlt. Die Masse, aus der diese kostbaren Säbel geschmiedet werden, nennt man Taban, und das Kennzeichen ihrer höchsten Vollkommenheit ist, wenn man mit einem Ducaten oder anderm feinen Golde, auf sie schreiben kann (S. 28)." Dessen ungeachtet hat es die russische Infanterie zu dem Muthe durch Gewohnheit gebracht, den Anfall solcher Cavallerie in dem gewöhnlichen dreigliederigen Quarré auszuhalten, obgleich zu Zeiten wohl, wie es wirklich bei dem Gefecht bei Tatariga der Fall war, ein wüthender, vielleicht durch Opium berauschter Türke auf seinem gewaltigen Roß die drei Mann einer Rotte über den Haufen wirft und eindringt. Hier findet er aber den sichern Tod, denn die besonnene Mannschaft kennt ihren Feind. Nur eine größere Anzahl solcher Tollkühner, könnte solchem Quarré gefährlich werden; vereinigte Kraft und vernünftiger Plan findet aber bei diesen Reiterschwärmen niemals statt. Besser ist dagegen die türkische Artillerie der neuern

Zeit, welche durch die Bemühungen der Franzosen sehr viel gegen ehedem gewonnen hat und sich oft mit der russischen messen kann.

Reduciren wir nun diese Schilderung beider Armeen, einer christlichen und einer mahomedanischen, auf ihre militairisch vorzüglichen Grundeigenschaften: so findet sich auf jener Seite eine bessere Anführung und Disciplin, gewandtere Taktik, tüchtigere Infanterie und mehr Ausdauer; auf dieser die größere Menge, mehr Gewohnheit des Klima's, geschicktere, schnellere Reiterei, und eine fanatische Wuth. So ist die Lage der gegenseitigen Feinde in den Hauptzügen in der neuern Zeit gewesen, und so ist sie noch bis zur Stunde, nur daß die Türken wohl eher Rück- als Vorschritte gemacht haben. Es ist aber hier noch zweier charakteristischer Züge in der Kriegführung der Letztern zu gedenken: ihrer hartnäckigen Vertheidigung der festen oder auch nur einigermaßen haltbaren Plätze, und der Grausamkeit gegen die Gefangenen. Jene gereicht ihnen zur Ehre und hat sich bei der Vertheidigung von Rustschuck, Giurschow und besonders des daselbst errichteten verschanzten Lagers auf eine glänzende Weise gezeigt, obgleich sie nichts von regelmäßigem Bastions- oder Liniensystem, Außenwerken mit bedecktem Wege und abgemessener Höhe der Werke wissen, und wo man in einer türkischen Festung dergleichen findet, man annehmen kann, daß sie in den Händen irgend einer europäischen Macht gewesen und von ihr verbessert oder von Grund aus angelegt ist, wie bei Belgrad, Widdin, Giurschow und Brailow. Im Gegentheil findet man die Orte, welche ihre Festungen vorstellen, nur mit einer hohen Brustwehr und einem tiefen Graben umgeben; die kleinen Rondele, welche hier und da vorspringen, sind mit erhöhtem Wallgange ausgefüllt und scheinen zur Aufstellung des Geschützes eingerichtet. Oben auf der Krone der Brustwehr läuft noch eine Gallerie von kleinen Schanzkörben herum, zwischen denen der Vertheidiger völlig gedeckt hindurchschießt, beim Sturme aber auf die Brustwehr tritt. Auf dieser befinden sich von Abstand zu Abstand kleine Wachthäuser von Backsteinen, mit Schießscharten, welche die breite Brustwehrkrone (das Obere des Walles) bestreichen. Aehnlicher Weise wissen sie einige Flintenschützen unten im Grabengrunde einzunisten, in welchen diese durch einen unterirdischen Gang gelangen. Gegen Wurfgeschütz graben sie sich in die Rückseite des Walles ein und pflegen die Thore ganz zu verbauen oder mit ungeheuern Traversen zu blenden. Allein dieser Mängel ungeachtet, bewahren sie den einzigen Vortheil, der darin zu erkennen ist, wir meinen die nicht unzweckmäßige, obgleich noch rohe Einrichtung für das Nahgefecht, durch die hier völlig erhaltene alte Nationaltapferkeit. Orte von der unvollkommensten Befestigung, in der europäische Truppen und Ingenieure

eine lange Vertheidigung gar nicht für möglich halten und einen angebotenen freien Abzug dankbar annehmen würden, müssen oft mit großem Aufwande von Blut und Zeit erkauft werden. Die Ruhe und Seßhaftigkeit des Türken, der sich nicht gern von seinem Platze rührt, daher wochenlang in einer Erdvertiefung oder Höhle ausharrt, dem unvermeidlichen Fatum sich hingebend, unbekümmert um das, was neben ihm vorgeht, oder der nächste Tag ihm bringen kann, mag daran zum Theil Ursach seyn. Nur panischer Schrecken, immer gewaltig wirkend bei einem undisciplinirten und leidenschaftlichen Haufen, kann günstige Ereignisse für den Angreifenden herbeiführen. So verläßt wohl eine türkische Besatzung, auf solche Weise erschreckt, in wilder Verzweiflung den Platz, wenn irgend ein Weg zur Flucht offen geblieben; und die russischen Heerführer, dies kennend, lassen auch meistentheils, wenn sie nicht an Zahl überlegen sind, was selten der Fall ist, ein solches Luftloch, um nicht in den Fall zu kommen, statt viel zu gewinnen, am Ende noch alles zu verlieren. In der Regel aber kann man darauf rechnen, daß die Türken das Aeußerste abwarten, und der Sturm, bei ihrer gemeiniglich bedeutenden Stärke und dem wahren Luxus in der Bewaffnung, dann immer so mörderisch als gefährlich ist. Jeder wohlausgerüstete Türke führt außer der Flinte mindestens noch ein Paar Pistolen und oft zwei blanke Waffen, außer dem Säbel nämlich den langen etwas gekrümmten Dolch (mit der scharfen Schneide innerhalb der Krümmung), der unter dem Namen Kinschal ihm niemals fehlt und vorzugsweise zum Kopfabschneiden gebraucht wird. Von zwei Fuß Länge ungefähr, kann man ihn dem römischen kurzen Schwerte gleichsetzen, und in den glänzenden Zeiten der Osmanen mag er im Handgemenge auch nicht minder furchtbar gewesen seyn, als jene kurze Waffe, mit welcher sich die Legionen die Welt unterwarfen. Daß der europäische Soldat mit seiner Bajonetflinte, wenn er den Wall hinanklimmt, gegen den auf Schuß, Stoß und Schnitt so gerüsteten Gegner im Nachtheil ist, bedarf keiner Erklärung. Aber auch durch Aushungerung ist ihnen kaum möglich beizukommen, und so erinnerte das oben erwähnte verschanzte Lager, in welchem der Pascha Ischapann-Oglu, Sohn eines der reichsten Fürsten Kleinasiens, den Oberbefehl geführt hatte, als es durch die eröffneten Friedensunterhandlungen am 8. December 1811 verlassen wurde, an die heldenmüthige Standhaftigkeit der Oestreicher unter Wurmser in Mantua, ja vielleicht übertraf sie solche noch. Denn die Erde war sowohl mit frischen, als mit halb in Verwesung übergegangenen Leichnamen überfüllt, zu deren Begrabung es den Türken an Kraft fehlte, und in deren Mitte sie, der pestilenzialischen Ausdünstung ungeachtet, so lange (die Belagerung hatte eigentlich für sie den 22. September begon-

nen) lebten. Unzählige, theils vor Hunger umgekommene, theils durch Kanonenkugeln getödtete Pferde lagen zwischen den Leichnamen und vermehrten noch den entsetzlichen Gestank. Die Muselmänner, welche, wie gesagt, abzogen, sahen mit ihren hagern Körpern und bleichen abgezehrten Gesichtern zwar lebendigen Gerippen ähnlich, zeichneten sich aber dem ungeachtet durch eine ruhige und würdevolle Haltung aus. Allerdings sind die Motive zu solch ruhmvoller Vertheidigung nicht immer allein aus dem Sittengesetz, wenigstens nicht von dem Befehlshaber entlehnt. Dieser, Pascha oder Aga, rechnet gewöhnlich richtiger, als mancher Commandant der neuern Zeit. Sein Reich hat ein Ende, wenn er sich ergibt; aus einem unumschränkten Herrn wird er Sclav und denen gleich, über deren Gut und Leben er bisher unumschränkt gebot. Zieht er etwa mit freiwilliger Uebereinkunft ab, so darf er sich nicht schmeicheln, gütige oder nachsichtige Richter zu finden. Die seidene Schnur oder der obenerwähnte Kinschal erwartet ihn: denn die hohe Pforte pflegt das Mißgeschick nicht minder als das Ungeschick zu strafen, und so ist's wohl erklärlich, daß er lieber fechten mag für sein Leben und seine Schätze. — Was nun aber ihre Grausamkeit anlangt, so sind sie in derselben durchaus nicht zu einer menschlichen Weise übergegangen, sondern noch ganz die alten Barbaren. Es ist nur eine Ausnahme von der Regel, daß sie Gefangene machen. Jeder Krieg gegen die Christen — die ihnen für Verworfene gelten — nimmt bei ihnen den Charakter des Vertilgungskrieges an, und so schneiden sie denn unter dem Zuspruch: „Neboissé!“ (d. h. fürchte Dich nicht!) den Lebenden wie den Todten, welche sie in ihre Gewalt bekommen, die Köpfe ab, gleich als ob es Köpfe oder Klauen von schädlichen Raubthieren wären, die an die Obrigkeit abgeliefert werden. Was man bei neuern Erzählungen bezweifelt hat, daß sie Nasen oder Ohrläppchen u. s. w. ihrer Feinde sammeln und einpökeln, ist buchstäblich wahr. Wenn die Menge der Köpfe bei glücklichen Erfolgen zu großes Volumen für die Ablieferung darbietet, so werden jene kleinen, der Conservation wegen eingesalzenen, Theile zur Beglaubigung in Säcken versendet. Die hohe Pforte zahlt Preise für solche Vertilgungszeichen, erwartet aber, wo möglich, die ganzen Köpfe, um sie mit dem gehörigen Eklat in der Hauptstadt auf Piken zu stecken.

Dieses Kanibalensystem erlangt bei ihnen einen Grad von Gerechtigkeit und erhält sich in seiner vollsten Ausdehnung dadurch, daß sie jeden Frieden mit einer nicht mahomedanischen Macht nur als einen auf gewisse Jahre geschlossenen Waffenstillstand betrachten. Leider finden wir zwar, daß dies eigentlich auch in christlichen Staaten der Fall ist, allein dort hat es einen tiefern Sinn. Die Bekenner des Propheten — so wollte er es und Osman der

Stifter des türkischen Reichs — sollen einen beständigen Krieg führen gegen die Völker von anderm Glauben. Der halbe Mond, als ein sinnvolles Zeichen (er hat die Lage des zunehmenden), soll den ganzen Erdkreis durchlaufen, alles soll zu ihm sich bekennen, oder unter sein Joch sich beugen! Daher leugnen die Türken niemals, was christliche Eroberer nicht gestehen wollen: daß, was sie in einem Kriege an Landbesitz oder festen Plätzen erwerben, ihnen zu einem sichern Fuße für fortschreitende Eroberung dienen solle; und eben in dieser religiösen Haltung ihres Volksgesetzes möchte man den Grund ihrer Größe, wie in der spätern Abweichung von demselben, den Grund ihres Verfalls suchen.

Wie wir nun hier das Einzelne der türkischen Kriegführung dargelegt haben, so wird es nicht überflüssig seyn, ihrer Marsch- und Operationsweise, wie der moralischen Ordnung ihres Angriffs, als Resultat der letzten Feldzüge gegen sie, einige Worte zu gönnen. Der Großvezier, als der Oberbefehlshaber, ist gewöhnlich nichts weniger als die Seele des Ganzen, vielmehr zeichnen sich hierin die ihm untergeordneten Paschas aus. Er erscheint mehr als der Mann, der Köpfe und Ohren in Empfang nimmt und von der Laune seiner wilden Menge abhängig ist. Sein Zelt wird aufgeschlagen, und alles lagert um ihn her nach der Weise eines Bienenschwarms. Soll die Armee marschiren, so wird der Tag und die Richtung angegeben, und jedem anheim gestellt, nach Belieben schon heute aufzubrechen. Fühlt ein Anführer sich aufgelegt zu schlagen, so thut er's auf eigne Hand. Scharmützel entspinnen sich und werden zur Schlacht, je nachdem es der Zufall will; ist dagegen die Menge nicht aufgelegt, so wird nichts aus dem Schlagen, wenn auch ein vernünftiger Zweck es erheischte. Wenn daher allerdings die Türken oft Tapferkeit zeigen, so ist dies begreiflich, da sie nicht anders in den Kampf ziehen, als wenn sie die Lust dazu treibt, wenn sie der nächtlichen oder der Mittags-Ruhe und ihren Kaffee genossen und ihre Pfeife geraucht haben. Mit dem Abend hat ihr Kampf ein Ende, da die Nacht so wenig ihr Freund ist als der Winter. Hieraus wird offenbar der Widerwille deutlich, den die Janitscharen gegen jeden Versuch äußern, sie auf europäischen Fuß discipliniren zu wollen, welcher oft schon zu gefährlichen Thronerschütterungen des Sultans Veranlassung gab. Eben so wenig als Lagerungskunst kann man bei ihnen Vorpostendienst oder besonnene Streifereien antreffen, und mehrentheils gebrauchen sie die Cavallerie, an der sie immer, gegen europäische Heere, selbst die Russen, gehalten, Ueberfluß haben, da wo Infanterie nützlich wäre. Beim Gefecht gehen die Tollköpfe voran, dann folgen die Verständigen, welche erst sehen wollen, wo die Sache hinaus will, und das Ende macht das sehr zahlreiche Gesindel, welches, wenn

es glücklich geht, blos Köpfe abschneidet und das Schlachtfeld plündert, bei schlechtem Erfolge aber voran mit davonläuft. Kommt es, daß ihr Anführer sich nach einem beabsichtigten Puncte mit der Armee verfügen will, z. B. um eine Festung zu entsetzen oder dem Feinde entgegenzugehen, so wählt er auf dem Wege, den er nehmen will, einen vortheilhaften Posten und verschanzt sich dort, was sogar geschieht, wenn nur eine Nacht daselbst zugebracht werden soll. Nun zieht er Verstärkungen an sich und erwartet des Gegners Angriff. Thut dieser keinen, so wird nach einiger Zeit etwas weiter vorgerückt, bis wieder zu einer vortheilhaften Stellung, und eben so verfahren. Läßt man ihnen auch da Ruhe, so rücken sie nach einigen Wochen, denn diese brauchen sie mehrentheils, um sich zu besinnen, wieder vor, und am Ende kommen sie bestimmt so nahe und stellen sich so, daß sie beschwerlich sind und man sich genöthiget sieht, sie in ihrem Lager anzugreifen.

Wenn wir von dieser Operationsweise, nicht aber von der Ordnung ihres Angriffs und der Marschdisposition, sie in dem ägyptischen Feldzuge gegen Buonaparte abweichen sehen, so lag dies einerseits in Napoleon's großer kriegerischer Thätigkeit, welche sie gar nicht zum langsamen Entgegengehen kommen ließ; dann aber auch darin, daß es den Mameluden und Arabern unter ihren kühnen Führern mehr Ernst war, als es gewöhnlich dem Großvezier ist, die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu bringen. Wenn jedoch die französischen Berichte von Tausenden sprachen, die von dieser flüchtigen Reiterei auf dem Platze geblieben seyen, man aber bedenkt, daß der Araber und Mameluck in einer Minute viel zu weit sprengt, Infanterie und Artillerie aber in der Zeit doch nicht oft schießen und laden kann, so ist die Gasconade nicht zu verkennen.

Zur See aber sind die Türken noch weniger gefährlich, als zu Lande. Ihre besten Matrosen waren bisher die Griechen, allein dennoch fehlte es überall beim Schiffs- und Admiralcommando. Sollten jedoch diese bei dem jetzigen Kampfe auf Leben und Tod, wie jeder echte Christ und Menschenfreund wünscht, siegen, so werden auch die Matrosen von Jahr zu Jahr noch schlechter bei ihnen werden und die mittelmäßigste Seemacht ohne große Gefahr im Stande seyn, die Dardanellen zu passiren. Schon 1807 that dies mit seinem ganzen Geschwader der englische Admiral Duckworth, ohne auch nur Ein Schiff von dem Feuer der beiden den Eingang vertheidigenden Schlösser zu verlieren, und steckte die kleine Flotte, die sich ihm entgegenstellte, in Brand. Allerdings waren es Engländer, die diese Expedition machten; man muß jedoch bedenken, daß die türkische Marine seit den sechszehn Jahren außerordentlich zurückgekommen ist und wohl fast jede Macht, wenn sie ernstlich will, jetzt

dort dasselbe leisten könnte, was zu einer allgemeinen Invasion der Türkei auch durchaus nöthig wäre.

Die Türken selbst aber ahnen es, daß eine Verbindung mehrerer christlichen Staaten gegen sie ihren Untergang nach sich ziehen würde, und es ist deshalb stets ihre Politik gewesen, ihre Feinde einzeln zu bekämpfen und immer mit dem einen Theile Frieden zu schließen, wenn es Vortheile gegen den andern zu erringen gab. Unter allen Feinden aber ist ihr furchtbarster Rußland; und dies gründet sich bei ihnen eben so auf die Macht der Meinung, als die wirkliche Ueberlegenheit. Nach einer alten, im Volke bekannten Weissagung nämlich halten es die Türken, nach ihrem unabwendbaren Fatum, für beschlossen, daß ein Nachbarvolk, für das sie die Russen nehmen, sie aus Europa vertreiben und der Herrscher dieses Volks in ihre Hauptstadt einziehen werde. Mit dem Gedanken, wieder nach Asien zu wandern, woher sie gekommen, sind die Verständigen unter ihnen ziemlich vertraut und scheinen selbst der Meinung zu seyn, daß ihr Sitz in Europa gleichsam nur als Feldlager zu betrachten sey. Bei solchen Ansichten ziehen sie natürlicherweise nicht mit dem frohen Muthe gegen Rußland zu Felde, der ein Vorgefühl des Sieges ist. Ihr bestimmt nachtheiliges Verhältniß gegen diese Macht zeigt sich aber schon dadurch, daß sie (seit Peters des Großen Zeit) eigentlich noch nie gegen dieselbe einen Angriffskrieg führten. Möchte man auch annehmen, daß sie den Feldzug am Pruth auf Anstiftung des zu ihnen verschlagenen Carls XII. angefangen hätten, so waren sie doch durch die russische Ansiedelung am schwarzen Meere und den Verkehr mit den Kosackenvölkern zuvor hinlänglich herausgefordert. Diese leichten Völker zog der spätere Krieg, von 1736 bis 1739, in dem Münnich die Hauptrolle spielte, völlig zu Rußland herüber und gab seinen Heeren auch in diesem Puncte ein Uebergewicht, das sie schon durch Taktik und Disciplin behaupteten. Hierzu gesellt sich noch, daß die Kleidung und Lebensweise des russischen Soldaten ihn zum Krieger in diesem Lande am geeignetsten macht: denn er ist im Kriege — wo der Putz der Bequemlichkeit nachsteht — zweckmäßig angezogen und verwahrt. Sein Mantel deckt ihn hinreichend, Zelte werden mitgenommen, die Kosacken aber ersetzen sie durch ihre Burken (Mäntel von Ziegenhaar oder Filz) und allerhand Zeug, das sie unter dem Sattel mitführen, und der Ueberfluß ihres Geräthes, vorzüglich die Filzdecke, dient ihnen statt des Strohs zur Lagerstätte, das man auf diesem Schauplatze nicht findet. Ebenso trägt der Genuß von sauern Speisen, die der Russe vorzüglich liebt, (Sauerkraut und Tschtschi, eine aus Rüben, Kohl, unreifen Früchten rc. bereitete Speise,) und der von magern Fischen und Vegetabilien (während der griechischen Fasten) bei, ihre Gesundheit besser

als die anderen Truppen zu erhalten. Rußland ist es auch in den neuern Zeiten allein gewesen, welches Kriege gegen die Pforte geführt hat, obgleich die Resultate niemals der gehabten Absicht entsprochen haben. Wir wollen dieselben, weil sie doch immer als gemachte Erfahrungen für die Folge von hohem Werthe sind, einer nähern Prüfung unterwerfen, jedoch, möglichster Kürze uns befleißigend, den Feldzug von 1809, der so nur die Eröffnung der folgenden war, übergehen:

Im Laufe des März 1810 schlug die russische Armee unter dem Grafen Kaminsky eine Brücke bei Kasimir *) und ging auf die Insel Ostrowa über, die mitten in der Donau zwischen Rustschuck und Widdin liegt. Diese Insel ist ungefähr 6½ Stunde lang und von verhältnißmäßiger Breite. Die Russen, erstaunt, keinen Widerstand zu finden, rückten bis in eine Schanze vor, in welcher 200 Türken gelagert waren und erst nach acht Tagen sich ergaben, da sie sowohl der Kanonen als der Lebensmittel entbehrten. So blieb die ganze Insel in der Gewalt der Russen, die nun auf beiden Seiten Batterien anlegten, um die Schifffahrt zu hemmen. Bald schlugen sie auch über den zweiten Donauarm eine Brücke und zogen auf das rechte Ufer, in der Meinung, sich mit den Serviern zu vereinigen, stießen aber unerwartet auf 2000 Mann, die der Pascha von Widdin gesendet hatte. Es entstand ein Gefecht, das die Russen nöthigte, das rechte Ufer wieder zu verlassen und sich auf den Besitz der Insel Ostrowa einzuschränken. Sobald dies der Großvezier in seinem Lager bei Schumla (Festung und Paß des Hämus-Gebirges auf dem Wege längs des schwarzen Meeres und dem von Silistria nach Constantinopel, etwa 16 — 20 deutsche Meilen von Ostrowa entfernt) erfahren hatte, überließ er sich einer unmäßigen Freude. Allein im Mai gingen die Russen mit 60,000 Mann über, besetzten das Thal der Dobrutze, die von Basardschick herabfließt, Kararma und andere Plätze am schwarzen Meere. Im Junius rückten sie bis Cara und Soular vor, 6 Stunden von Basardschick. Dies erst brachte die Türken in Bewegung. Der Großvezier schickte den Baba-Pascha, einen verwegenen, unternehmenden Mann, mit 5000 Reitern den Russen entgegen. Anfangs hatte er einige Vortheile, bald aber sah er ein, daß sie ihm viel kosteten und sein Haufen allmälig schmolz. Er faßte daher den Entschluß, sich auf Basardschick zu ziehen, von welchem festen Platz er den Graben ausbessern ließ und sich schmeichelte, die Gemeinschaft der Russen ohne besondere Gefahr beunruhigen zu kön-

*) Jede gewöhnliche Charte von der europäischen Türkei, so wie auch die bei Klein herausgekommene von Griechenland, gibt im Allgemeinen Gelegenheit, den Operationsplan zu verfolgen.

nen. Er schickte ihnen seine Avantgarde entgegen, die aber mit Verlust in den Platz zurückgetrieben ward, worauf die Russen, von keinem Feinde im freien Felde gehindert, ihre Armee in vier Corps theilten. Das eine, unter dem General Saß, bombardirte Turtukay; ein anderes, unter Langeron, griff Silistria an, das sich nach siebentägiger Belagerung ergab; ein drittes, unter Markow, war vorläufig Reserve; das vierte, welches Graf Kaminsky der ältere (Bruder des Oberfeldherrn) befehligte, zog gegen Basardschick. Baba-Pascha glaubte gegen die getheilte Macht etwas ausrichten zu können und machte mit Reiterhaufen, immer zurückgeworfen und wiederkehrend, oft neue Versuche. Endliches Resultat waren zwei Gefangene, die er nebst zwei abgeschnittenen Köpfen dem Großvezier ins Lager schickte. Großer Jubel entstand dort über den vermeintlichen Sieg; aber er war von kurzer Dauer. — Baba-Pascha rief um Hülfe, besonders um Fußvolk. Von den Russen nun eingeschlossen und unablässig bedrängt und beschossen, versuchte er Ausfälle; aber Ismael-Pascha, der die Reiterei anführte, ward mit 1300 der Seinigen gefangen. Bald sah er sich auf's Aeußerste gebracht, und Graf Kaminsky, nachdem er sich mit Markow's Corps vereinigt hatte, erstürmte am 3ten Junius den Platz. Ueber 800 Türken kamen dabei um, und 1600, mit dem Anführer, wurden gefangen. Nachdem die Russen in alle eroberte Plätze Besatzungen gelegt hatten, zog das Corps von Saß nach Rustschuck zur Belagerung. Eine Abtheilung des Corps von Langeron, unter General Sabanejef, war zuvor schon nach Rasgrad vorgeschoben worden, welcher schlecht befestigte Flecken nur einige Kanonenschüsse aushielt. Wider sonstige Gewohnheit öffneten die Türken die Thore und ergaben sich gleich. Bosniak-Aga von Rustschuk kam den gegen ihn anziehenden Russen mit einem Reiterhaufen entgegen, was ihm aber nur Einen Kopf brachte, den er dem Großvezier schickte. Kläglich zog er sich darauf wieder in seine Stadt zurück, die, ohne schützende Außenwerke, Ausfälle mit Reiterei nicht begünstigte. — W a r n a, ein durch seine Lage und Hafen wichtiger Ort am schwarzen Meere, unvollkommen befestigt, aber doch durch eine massive Mauer gegen einen Handstreich gesichert, ward so zu nehmen von den Russen blos versucht; jedoch Besatzung und Einwohner leisteten Widerstand. Dagegen fiel Geni-Bazar in ihre Hände, ein Flecken, etwas besser als Rasgrad befestiget, aber durch seine Lage auf der Gemeinschaft zwischen Schumla, Warna und Pravoda wichtig. Die Russen begannen nun die Einschließung des türkischen Lagers. Der Großvezier hatte schon einen Abgeordneten nach Basardschick gesendet und um Waffenstillstand gebeten. Von den Russen aufgehalten, kehrte er nach acht Tagen ohne bestimmte Antwort zurück. Vier Tage darauf langte indeß ein russischer Bevollmächtigter an,

um über den Frieden selbst zu unterhandeln, dessen Grundlage Abtretung der Moldau und Wallachei, des türkischen Georgiens in Asien und die Zahlung von 4000 Beuteln (200,000 Piaster, ungefähr gleich 1,000,000 Thaler), nach andern von 20,000,000 Ducaten (?), seyn sollte. Dies war zu stark, auch hielten die Türken die ganzen Unterhandlungen nicht für ernstlich gemeint und blos eingeleitet, um Zeit zu weitern Operationen zu gewinnen. Eilf Tage nach der Besitznahme von Geni-Bazar durch die Russen, die unterdeß von allen Seiten vorrückten, schickte indeß der bedrängte Großvezier auf's neue einen Friedensboten. Es war der Scheik Effat-Effendi, der nicht in dem furchtsamen Tone seines Vorgängers redete; auch hatte das türkische Heer 7000 Janitscharen Verstärkung erhalten. Man konnte sich nicht einigen; der Effendi ging zurück, und der Großvezier, der nun die Aussicht zum Frieden verschwunden sah, war bereit, sich zu schlagen. Am 22sten Junius setzte er sich daher zu Pferde und machte mit 10,000 Reitern einen Austritt nach der Ebene, rechts vorwärts Schumla, zu einem Gehölze, in dessen Nähe Ibrahim-Nazir Batterien hatte. Ueberzeugt, von dieser Seite angegriffen zu werden, ließ er die eine Viertelstunde entfernten Höhen von Sandjak-Tepeler mit 800 Mann besetzen und erlaubte 150 Reitern, sich mit der russischen Division zu messen, die von Geni-Bazar her im Vorrücken war. — Wir werden weiter unten Gelegenheit nehmen, unsern Lesern eine Schlacht mit den Türken ausführlich zu schildern, und beschränken uns deshalb hier mit dem Anführen des Resultats von einer Begebenheit, die ganz anders hätte ausfallen müssen, wenn der russische Oberfeldherr selbstthätig gewesen wäre und nur mittelmäßige Dispositionen gemacht hätte; denn die kriegerischen Talente, welche der Großvezier entwickelte, waren unter der Kritik. Nachdem also die Unterhandlungen abgebrochen worden, gab Kaminsky am 22sten Junius einen Tagsbefehl, in welchem von dem gekommenen Tage der Rache, von Ausrottung und Aufreibung des allgemeinen Feindes der Christenheit gesprochen wurde. Allein — man opferte in den Tagen vom 23sten und 24sten Junius bei Schumla 1800 Menschen, verließ die von den Generalen Levis und Ilowoisky blutig errungenen verschanzten Anhöhen wieder, zog die ganze Armee zurück und faßte den minder gefahrvollen Entschluß, den Großvezier auszuhungern, der, wie man wissen wollte, an allem Mangel litt. Der Verlust der Türken betrug bei allen Angriffen auf ihr Lager nur 500 Mann, 1100 aber waren verwundet. — Unterwerfen wir den Feldzug Kaminsky's bis hierher einer Kritik, so zeigen sich folgende auffallende Fehler: Zuerst, daß er bei dem ersten Uebergange auf das rechte Donauufer so wenig Kräfte in's Gefecht brachte, daß blos 2000 Türken ihn zurückzutreiben und in der Operation

aufzuhalten vermochten; dann das Säumen vom März bis in den Mai, Verlust von acht Wochen der besten Jahreszeit, die auch dort im Jahre 1810 vortrefflich war; hierauf die Nichteinnahme von Warna, welche erst sehr leicht gewesen wäre, indem die eingeschüchterten Türken selbst sich auf die Bedingungen von Silistria ergeben wollten, die man ihnen aber nicht zugestand und so zuletzt gar nichts erhielt; endlich des Oberfeldherrn schwankendes Benehmen vor Schumla, wo er schon durch seine Untergenerale in Vortheil gesetzt war, wo er selbst erklärt hatte, den Sieg an sich reißen und alles zerschmettern zu wollen, und wo er mitten im Gefechte, ohne daß es schlimm ging, gerade das Gegentheil that, sich zur Aushungerung entschloß. Jeder Unparteiische muß finden, daß nicht in den Truppen, nicht in den Generalen, nicht in den Zufällen, sondern einzig in der psychologischen Natur des Grafen Kaminsky es lag, daß bei so glücklichem Anfang so wenig Vollendung sich ergab. Und dennoch war dies derselbe Kaminsky, der als junger General 1806 und 1807 sich ausgezeichnet und als selbstständiger Feldherr 1808 mit Glück und Kühnheit Finnland erobert hatte. In der Blüthe seiner Jahre, unabhängig an der Spitze einer großen Armee, sah man in ihm den dereinstigen würdigen Gegner Napoleon's. Wir setzen hinzu: dies sah wahrscheinlich nur der russische Stolz; denn Eigenschaften, würdig, mit den kriegerischen Talenten Napoleons zu buhlen, erblicken wir in seinem Thatenleben nicht, obgleich er später in einem weit bessern militairischen Lichte erscheint und sich besonders in der Schlacht von Battin als einen äußerst entschlossenen und consequenten Feldherrn zeigt. — Wir fahren jetzt in der abgebrochenen Darstellung der Kriegsbegebenheiten fort. Es war, wie oben gesagt, dem General Saß die Belagerung von Rustschuck übertragen worden. Sein Corps, obgleich durch vier Bataillons und eine Artillerie-Colonne von dem Langerons, so wie durch eine Flotille auf der Donau verstärkt, war nicht stark genug, den Ort von fast einer Meile im Umfange und das gegenüberliegende Giurschow vollständig einzuschließen. Dies kann auch einigermaßen den fehlerhaften Angriff entschuldigen, der gegen die stärkere, d. i. östliche Seite unternommen war. Auch hatten sich die Ingenieurs nicht fähig gezeigt; und obgleich die günstige Gelegenheit da war, die Tranchée in großer Nähe zu eröffnen, waren sie doch mit der ersten Parallele 800 Schritt entfernt geblieben. Der Oberfeldherr hatte seine Unzufriedenheit über dies und mehreres Andere bezeigt, General Saß aber noch sechs Bataillons und eine Artillerie-Colonne verlangt, um die Belagerung mit Nachdruck zu betreiben. Bei der erwarteten Ankunft Kaminsky's aber und dessen kundgewordenen Absichten fürchtete jener, ihn die Früchte der bisherigen Anstrengungen genießen zu sehen, und schmeichelte sich, die Mauerkrone vorher selbst erwer-

ben zu können. Sein am 21sten Juli mit vier Angriffs-Colonnen unternommener Sturm mißlang und kostete 900 Mann.

Indeß hatte der Oberfeldherr schon am 18. Juli die Bewegung angefangen, durch welche die Einschließung von Schumla in eine bloße Beobachtung verwandelt ward. Eine Abtheilung, unter General Manteuffel, hatte bei Kadikioi auf dem Wege nach Rasgrad gestanden. Zwischen ihm und dem Hauptcorps, das auf der Straße von Silistria lagerte, stand Prinz Carl von Mecklenburg-Schwerin mit einer kleinen Abtheilung; Graf Kaminsky der ältere mit seinem Corps bei Pravadá; General Woinow zwischen ihm und Eski-Stambul; General Langeron bei Dschumaja. Alle diese Corps und Abtheilungen wurden nunmehr abgerufen, ihnen die Verbrennung der zu verlassenden Dörfer (wozu? eine schädliche Maßregel; man findet jene dann nicht wieder, wenn sie gebraucht werden können) anbefohlen und das Beobachtungscorps unter dem Befehl Kaminsky's des ält. bei Tschesmelá, zwei Stunden von Schumla auf dem Wege nach Silistria, zurückgelassen. Graf Langeron bei Kadikioi deckte ihm die rechte und General Woinow bei Kosludschi die linke Flanke, indem er zugleich Warna beobachtete und Basardschick besetzt hielt. Die Avantgarde unter dem General Sabaneew ward bei den sogenannten rothen Häusern am Wege von Schumla nach Rasgrad postirt. Obwohl diese ganze Bewegung in der Nacht geschah, so war doch am 19. Juli die Minderung der Truppen dem Großvezier nicht entgangen und er hoffte durch Ueberwältigung des rechten Flügels, des Corps von Langeron, Nutzen daraus zu ziehen. Ob nun wohl Langeron Befehl bekommen hatte, nach Rustschuck dem Oberfeldherrn zu folgen und eine gute Stellung bei Rasgrad zu nehmen, demzufolge er nur auf dem rechten Flügel noch fünf Bataillons, sieben Escadrons, zwei Kosakenregimenter und eine halbe reitende Batterie hatte, so richtete doch gegen diese der Großvezier nichts aus, sondern ward mit großem Verlust nach hartnäckigem Gefecht, in dem sich das Corps von Langeron sehr auszeichnete, dabei aber 180 Todte und 530 Verwundete verlor, zurückgeschlagen. — Nach der Verstärkung, welche der Graf Kaminsky nach Rustschuck geführt hatte, mochte die dasige Belagerungsarmee ungefähr 20,000 Mann betragen, mit denen der Platz nun vollständig eingeschlossen werden konnte. General Saß übernahm das Commando auf dem linken Donauufer und lagerte mit einer Abtheilung vor Giurschow. Die Inseln oberhalb auf dem Strome wurden besetzt. Am meisten aber, um der Festung die Zufuhr von den Plätzen oberhalb abzuschneiden, trug die Flotille bei, die schon früher, trotz aller Schwierigkeit des Schiffens stromaufwärts, zwischen den türkischen Batterien hindurch nach der obern Seite gesegelt war und sich daselbst stationirt hatte. Fünf Fahr-

zeuge, die theils in den Grund gebohrt, theils gestrandet waren, hatte die gefährliche Fahrt gekostet. Es schien, daß es des Oberfeldherrn Wille war, bald nach seiner Ankunft zu stürmen, und er daher die mühsamen Belagerungsarbeiten für überflüssig hielt, die ihn zwar mit Sicherheit, nach seiner Ansicht aber zu langsam zum Ziel geführt hätten. Dennoch verzögerte sich die Ausführung; denn mancherlei blieb bei dem Unternehmen zu bedenken. Die türkische Besatzung ward auf mindestens 10,000 Mann geschätzt, und außerdem war ein großer Theil der Einwohner bewaffnet und im Vertheidigungsstande. Rustschuck besteht, wie die meisten türkischen Städte, größtentheils aus abgesonderten Häusern in einem Hofraum, von hohen, starken Mauern oder auch Erdwällen und Hecken umgeben. Für den fanatischen, seinen Harem vertheidigenden Muselmann sind das eben so viele Citadellen. Ein großer Theil der Einwohner besteht zwar aus Bulgaren von christlichem Glauben, die sich jedoch für ihr Eigenthum oft eben so wie die Türken schlagen. Auch einige ansehnliche Gebäude, viele Moscheen und ein festes Schloß im obern Theile der Stadt am Donauufer konnten zu hartnäckiger innerer Vertheidigung benutzt werden. Es war daher zu bedauern, daß die zehn Tage, die noch bis zu dem verunglückten Sturmangriff mit nutzlosem Schießen und Zögern des halben Entschlusses verliefen, nicht zu einer zweckmäßigen zweiten Attaque in aller Form der Ingenieurkunst verwendet wurden. Gelegenheit, diese zu entwickeln, war vorhanden; allein der leitende Ingenieur sah alle Schwierigkeiten und Nachtheile für den Angriff gerade da, wo er am vortheilhaftesten zu bewerkstelligen war, und nach seiner Versicherung sollte die sogenannte Bresche auf der angegriffenen Fronte vollkommen ersteigbar seyn. Indeß, es war ein großer Theil der Armee von frohen Hoffnungen beseelt, und wer wohlbegründete Besorgnisse hegte, mochte sie wenigstens nicht laut werden lassen. Des Oberfeldherrn Haltung war geeignet, Muth und Zutrauen einzuflößen. In großer Uniform beritt er das Lager am Tage vor dem Sturm und redete zu jedem Regiment passende Worte, je nachdem es alten Ruhm zu behaupten oder neuen zu erwerben hatte. Er ermahnte zur Ordnung und Besonnenheit, wenn man in die Stadt gedrungen sey, ertheilte die nöthigen Verhaltungsbefehle und schärfte den Soldaten, wie dies bei solchen Gelegenheiten mit Recht immer geschieht, ein, sich beim Angriffe nicht mit Schießen aufzuhalten. Sie zu dem großen Tage würdig zu bereiten, übertrug er den Popen. So erschien der dritte August, der, als Namenstag der Kaiserin Mutter, auch für Rußland ein hochgefeierter Festtag ist. Um 4 Uhr früh sollte der Angriff in fünf Colonnen auf allen Fronten zugleich geschehen und mit einem lebhaften Feuer aus allen Batterien beginnen. Der Bresche gegenüber, in der Sappen-

spitze, wartete der Graf des Moments und gab das verhängnißvolle Zeichen. Die Türken, nicht unvorbereitet, antworteten mit lebhaftem Kanonen- und Wurffeuer um so unerwarteter, als man fast all ihr Geschütz demontirt glaubte. Wosniak-Aga hatte aber, nach jedes klugen Commandanten Weise, sich nicht in ungleichen Kampf mit den Batterien des Belagerers eingelassen, sondern seine Kräfte weislich für den entscheidenden Augenblick gespart. Ein über Gebühr starkes und anhaltendes Kleingewehrfeuer auf allen Angriffsseiten war das erste böse Omen. Die frohe Botschaft, daß einige Colonnen in die Stadt gedrungen wären, ward bald durch die Klagen niedergeschlagen, daß die Soldaten im Graben sich mit Schießen in die Luft aufhielten und nicht die Leitern hinanzubringen wären. Das Beispiel der Officiere (334 wurden auf der Brustwehr getödtet oder verwundet) und mehrerer Braven, die rühmlich den Wall hinanklommen, blieb fruchtlos; sie alle fanden den Tod. Theils hinter dem Wall in Massen, theils einzeln versteckt in den Schlupfwinkeln auf Wallgang und Brustwehr lauerten die Türken und widerstanden leicht so schwachen Angriffen. General Graf Sievers — allgemein betrauert — ließ sich an der Spitze seiner Colonne todtschießen, konnte jedoch diese nicht zum Vormarsch bewegen. Bei vollem Tage, um 6 Uhr, wehten noch überall die türkischen Feldzeichen. Jetzt ließ der Oberfeldherr die Reserve anrücken. Der General Essen befolgte diesen Befehl nur mit 2 Bataillons, deren Versuch gegen die obere Seite der Stadt eben so fruchtlos ablief. Indeß war doch die Colonne des Generals von Saß daselbst zum Theil über den Wall gekommen, hatte aber Mühe, die steile Böschung hinab in das Innere der Stadt zu gelangen, wo die Türken und Bulgaren die Häuser und Gehöfte festhielten. Hierin fand auch wohl der Oberfeldherr Grund zu neuer Hoffnung und auf alle Fälle Entschuldigung, noch etwas an das Gelingen zu setzen. Die Kosaken seines Gefolges mußten dem General Saß in aller Geschwindigkeit eine Menge Faschinen bringen, um sich damit Stufen den Wall hinab zu bereiten und den angeblichen Graben zu füllen, den man als ein noch zu übersteigendes Hinderniß angab. Weit entfernt aber, diesen Gebrauch davon zu machen, benutzten die Soldaten dies Material zur Deckung auf dem Wall und unterhielten dahinter ein zweckwidriges Flintenfeuer. — Alle seine Adjutanten entsendete der Oberfeldherr an die Colonnen mit dem Befehl, den Sturm fortzusetzen, und äußerte endlich die Absicht, sich selbst zu der nächsten Colonne auf die Sturmleiter zu begeben; dem Kundigen aber ward klar, daß er die Sache bei sich selbst schon aufgegeben hatte und, ohne eben das Loslassen vom Angriff bestimmt anzubefehlen, den wie von selbst eintretenden Rückzug wollte geschehen lassen. Das Feuer ließ nach, wie bei dem Verlust und der

Verkrümelung vieler Einzelnen natürlich war, welche der Oberfeldherr in der Tranchée, in der er langsam nach dem linken Flügel zuschritt, ob sie verwundet, untersuchen und, war dies nicht der Fall, zurückkantschuhen ließ. Hiermit ward einige Zeit ausgefüllt, worauf es in manchen Lägern allein nur ankommt. Während bei den Russen die Kraft zum Angriff abnahm, hatte bei den Türken die zur Vertheidigung Zuwachs gewonnen, indem durch den Pascha von Giurschow Verstärkung auf Schiffen herübergesendet worden war. Der volle Rückzug ward nach dreistündigem Gefecht um 7 Uhr auf allen Puncten angetreten und glücklicherweise durch keinen feindlichen Ausfall verfolgt. In dem Zustande, worin sich die Armee befand, hätte ein solcher die Existenz des Ganzen in Gefahr setzen können. Zwei Dragonerregimenter (die übrige Cavallerie war zur Observation nach außen versendet) und der vom General Essen außer Gefecht erhaltene Theil der Reserve machte die einzige Hoffnung aus. Der Verlust ward auf mehr als 8000 Mann geschätzt, von denen der größere Theil todt oder verwundet im Graben und auf dem Walle geblieben, eine kleine Anzahl aber lebend dem Feinde in die Hände gefallen war und wider die Gewohnheit menschlich und fast anständig behandelt ward. — Ref. hat die Geschichte dieses unglücklichen Sturmes absichtlich etwas weniger gedrängt erzählt, als es zum Verständniß allgemein nöthig war, um den Lesern das Bild eines solchen kriegerischen Ereignisses überhaupt, besonders aber gegen die Türken, vor Augen zu bringen. Die Einfachheit, Klarheit und Präcision der Schilderung beurkundet, daß sie von einem Theilnehmer und zwar von einem so ausgezeichneten Krieger entworfen wurde, als der General von Valentini ist. Wenn wir nun uns eine Kritik dieses Sturmes erlauben, so läuft diese darauf hinaus, daß weder der Oberfeldherr, noch sein Geniecorps, noch seine Soldaten das thaten, was eigentlich sie thun sollten; und da ist es allerdings niemals zu verwundern, wenn die Sachen schief gehen. Wir sehen zuerst den Grafen Kaminsky zehn Tage lang zaudern; das ist für einen christlichen General zu lange! Wir sehen ferner, daß sein Ingenieur ohne Talent, aber dabei, wie oft bei beschränkten Köpfen der Fall, voll Hartnäckigkeit ist. Dennoch ändert der Oberfeldherr an Ort und Stelle das Angriffssystem nicht. Es scheint, daß er nicht viel von Fortification verstanden hat. Dann aber mußte er wenigstens so viel Einsicht haben, sein Zutrauen einem andern kenntnißreichern General für diesen Fall zu schenken. Napoleon, Wellington hätten es anders gemacht, und dennoch hatte Kaminsky noch späterhin einen solchen militairischen Ruf, daß man in allem Ernste glaubte, Buonaparte habe ihm in seinem Winterquartiere in Bucharest (1810 — 1811) Gift beibringen lassen. Daß die Truppen ihren eignen tapfern Officieren nicht auf die Sturmleiter folgten, daß sie gegen

den Befehl sich mit Flintenfeuer auf dem Walle (die von Saß Corps) aufhielten und die Faschinen nicht zum Herabkommen in die Stadt brauchten, zeugt nicht günstig für ihre Disciplin; zumal da es bekannt ist, wie gehorsam der russische Soldat gewöhnlich den Befehlen gehorcht. Allein eine große Entschuldigung für den gemeinen Mann liegt, wenn wir so sagen dürfen, in seinem Instinct. Ohne Kenntniß, ohne geregeltes Nachdenken hat der geübte Feldsoldat aller europäischen Heere einen durch Erfahrung gewonnenen eigenen Tact. Er fühlt es gleichsam, ob die Anstalten, welche der Höhere entwirft, zum Zwecke führen, ob der Widerstand der Kraft gewachsen sey, oder nicht, und selten irrt er sich. Gefühle aber, noch dazu Vorgefühle von Unglück und Tod, sind im Flinten- und Kanonenfeuer so wenig wegzudemonstriren, als das heroische Beispiel eines Sievers u. s. w. von Erfolg war. Der erste, durch den Mangel einer gangbaren Bresche schlimme Eindruck, das Stocken und Aufhalten mit Gewehrfeuer entschied in der ersten halben Stunde bereits gegen den Sturm. Daß aber Kaminsky da schon den Rückzug nicht antreten ließ, kann man ihm praktisch deshalb nicht zum Vorwurf machen, weil es fünf Colonnen waren, welche auf verschiedenen Seiten angriffen, er also nicht sofort die Nachrichten von allen erhalten konnte und es unklug gewesen wäre, eher zurückzugehen, als bis die Gewißheit über das Mißlingen aller fünf Angriffe bei ihm ankam. Nach fünf Viertelstunden aber (also ein Viertel auf sechs Uhr, wo es im August heller Tag ist) mußte er dies wissen und da Blut schonen, wo keine Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs sich ergab. Die Fortsetzung des Sturms war nun mehr intellectuellen Ursachen als militairischen zuzuschreiben, z. B. der Wunsch, am Namenstage der Kaiserin eine glänzende That zu thun u. s. w. Als nun doch später noch auf einen Moment der Glücksstern für ihn zu leuchten schien, da Saß sich des Walles bemächtigt, möchten wir der Meinung des Generals von Valentini nicht beistimmen, daß der General Essen wohlthat, den Befehl, mit der Reserve dort vorzudringen, nur mit zwei Bataillons auszuführen: denn ein tüchtiger Nachdruck an jenem Orte würde doch den auf dem Walle Streitenden Muth gemacht und sie veranlaßt haben, in die Stadt hinabzustürzen. Doch geben wir zu, daß, wie sich alles gestaltete, es so besser war, da Essens zurückgehaltene Reserve nur fast die einzige Hoffnung war, auf die der Oberfeldherr sich im Fall eines Angriffs des Feindes stützen konnte. Von diesen Betrachtungen gehen wir zu dem tapfern Vertheidiger, Bosniak-Aga, über.

Daß dieser nach abgeschlagenem Sturm keinen Ausfall unternahm, mochte in seiner politischen Klugheit begründet seyn. Er war nämlich mehr ein Verbündeter und zweideutiger Alliirter der

Pforte, als ihr gehorsamer Unterthan. Ihm konnte also an der Vernichtung des belagernden Heeres nicht so viel liegen, als an Schonung und Erhaltung seiner Streitkräfte, um bei erwartetem Ersatz die bisherige Selbstständigkeit gegen den Großvezier zu behaupten. Ueberdies war auch sein Verlust nicht unbedeutend und seine Kriegsmacht bestand, wie wir oben gesagt, mit aus Einwohnern, die nicht gern außerhalb ihres Bezirks fechten. Nach beliebter Weise beschränkten sich demnach die Türken darauf, das gewohnte Kopfabschneiden an Todten und Verwundeten zu üben und noch außerdem — auch ein humaner Gebrauch! — vermittelst Haken die noch im Graben Lebenden zu fassen und über die Brustwehr hereinzuziehen. Indeß gingen die Tüken doch einen Waffenstillstand von einer Stunde ein, von beiden Theilen gewünscht, um die Todten zu begraben. Bulgarische Einwohner erschienen hierauf im russischen Lager, den Verlust und die Stimmung der Armee zu erkundschaften. Sie wurden körperlich gezüchtigt, sagten aber nichts aus; dagegen man von einem alten Türken herausbrachte, daß er von einem Haufen komme, der acht Stunden davon entfernt im Walde liege und Verstärkung erwarte, um etwas zu unternehmen. Indeß fingen die Kosaken den wichtigsten Boten Bosniak-Aga's an den Großvezier, und obgleich sie ihn in der Donau getödtet, so wurden doch die Depeschen gerettet. 4000 abgeschnittene Köpfe und einige gefangene Officiers gab der Aga als Zeugen seines Siegs an, übertrieb die Stärke der Belagerungsarmee weit und setzte seinen Verlust, wahrscheinlich aus Politik, auf 6000 Mann, behauptete zugleich, nur noch auf zehn Tage Munition und Lebensmittel zu haben; eine Angabe, die nur den Großvezier zum Entsatz bewegen sollte. „Wir haben," schreibt er mit orientalischem Pompe, fast das Augenlicht verloren über das Bestreben, die endliche Hülfe zu erblicken." Die Hoffnungen, zu denen das Schreiben im Allgemeinen berechtigte, wurden von der Siegesbotschaft erhöht, die an demselben 7. August von dem Grafen Kaminsky d. ält. einkam. Den 2. August war er in seiner Stellung bei Tschesmelá von dem Großvezier mit 30,000 Mann angegriffen worden, hatte ihn aber mit Verlust von 3000 Mann zurückgeschlagen und noch außerdem einen Pascha und 150 Mann zu Gefangenen gemacht und 38 Fahnen erobert. Den Russen hatte dieser Sieg 1400 Mann an Todten und Verwundeten gekostet.

Indeß bildete sich ein Kern von türkischer Macht an der Jantra, den der Oberfeldherr nicht dulden konnte und in der Geburt zu ersticken beschloß. Deshalb entsendete er den General Kulnef mit 6000 Mann mit dem Auftrage, den Feind zu recognosciren und, wenn es thunlich sey, zu schlagen. Dieser fand die Türken in einer durchschnittenen Gegend im Thale der Jantra bei dem Dorfe

Bella. Sie hatten sich zu beiden Seiten eines Ravins gelagert, da, wo die Straße nach Tyrnowa läuft, und mit ziemlicher Einsicht ihre verschanzte Position genommen. Die Recognoscirung, welche gewaltsam durch Gebüsche unternommen wurde, ergab, daß, um den Feind zu vertreiben, man seine Schanzen erstürmen müsse. Dies aber wollte Kulnef nicht, weil der unglückliche Sturm auf Rustschuck noch in zu frischem Andenken war. Auch war es nicht des Oberfeldherrn Absicht, welcher sich darüber so ausdrückte: „Nos soldats se dégoûtent non seulement de tout ce qui est audacieux, mais même de ce qui est un peu suspect.“ Der General zog sich daher in der Nacht zurück, von der Hoffnung geschmeichelt, der Feind würde ihm folgen. Allein dazu fühlte sich dieser wahrscheinlich noch nicht stark genug, denn er erwartete erst mehrere Haufen, die auch nach und nach ankamen und sich auf gleiche Weise ansiedelten und verschanzten. Muktar, der Sohn des berüchtigten Ali-Pascha von Janina, war mit im Anzuge gegen die Russen und es schien eine Uebereinkunft zum Entsatz Bosniak-Aga's im Werke zu seyn, indem man vom 19. bis zum 25. August das Belagerungs-Corps vor Rustschuck fast jede Nacht allarmirte, auch die andern erwähnten Haufen bis zum Dorfe Battin vorrückten. Bei dieser Lage der Dinge beschloß der Oberfeldherr, dem Kriege eine andere Wendung zu geben. Zu dem Ende berief er seinen Bruder, Kaminsky d. ält., mit seinem Corps herbei, wodurch allerdings der Großvezier Gelegenheit erhielt, sich mit auf die Belagerungsarmee zu werfen. Er that dies jedoch nicht, sondern begnügte sich mit Entsendung eines Corps unter dem Seraskier (Feldherrn, der unmittelbar unter dem Großvezier befehligt,) Kuschanz-Ali, so daß die an der Jantra befindliche Macht — denn Battin liegt nahe an der Jantra — von den Gefangenen auf 40,000 Mann angegeben wurde. Sehnlichst erwartete man nun Kaminsky d. ält., und er rechtfertigte sich durch den beschleunigten Marsch von Silistria bis Rustschuck, 14 Meilen weit, durch Zurücklegung desselben binnen drei Tagen. Sein Corps war 12,000 Mann stark und vereinigte sich mit Kulnefs 6000 Mann und der Abtheilung von Uwarow. Mit dieser ansehnlichen und an Geschütz (an 100 Stück) dem Feinde überlegenen Macht sollte der Graf die feindliche Hauptmacht angreifen. Den 27. ward das türkische Lager recognoscirt. Dieses hatte, über die ganze Gegend hervorragend, das Ansehen einer förmlichen Festung. Der Zugang war auf geradem Wege beschwerlich, weil man einige steile Gründe und tiefe Hohlwege zu passiren hatte. Daher ward beschlossen, mit dem Haupttheile des Corps um diese Gründe herumzumarschiren und so dem Feinde, in Flanke und Rücken zu kommen; der Rest aber sollte ihm gerade auf den Leib gehen und festhalten, damit er nicht auf das

Belagerungs-Corps sich würfe. In der Nacht auf den 28. August ward dieser Anordnung gemäß aufgebrochen. Die zum Umgehen bestimmte Hauptcolonne mußte fast zwei Meilen auf der Heerstraße nach Tyrnowa marschiren, ehe sich ein brauchbarer Weg nach der beabsichtigten Richtung fand. Nach vier Stunden Marsches darauf befand man sich dem feindlichen Lager gegenüber, nur durch einen möglicher Weise in Front zu passirenden Grund davon getrennt. Die feindliche Seite war so überhöhend, daß man kein Geschütz mit Vortheil aufführen konnte. Deshalb ließ der Befehligende nur einen Theil dieses Corps aufmarschiren und den Rest, unter Kulnef, die Umgehung noch weiter links fortsetzen. Man nahm nun wahr, daß der Feind zwei verschanzte Läger hatte, die sich wechselseitig vertheidigten. Auf diese Weise befand sich das russische Centrum vor der längsten Seite der feindlichen Stellung, General Illowoisky stand in der linken Flanke und Kulnef sollte in der rechten stehen; letzterer konnte aber dahin nicht gelangen, weil die Front des zweiten Lagers zu lang war und er zu weit hätte marschiren und sich von den andern Corps entfernen müssen. Auf der linken Flanke waren mehrere kleine Hügel, welche General Illowoisky, Anführer der Kosaken und Befehlshaber des russischen rechten Flügels, nahm, mit Geschütz besetzte, unter dessen Feuer die Infanterie in Quarrés vorrücken ließ und seine Kosaken nach allen Seiten ausbreitete. In ähnlicher Art kam auch Kulnef mit seinem linken Flügel in's Gefecht. Der Feind machte ein lebhaftes Artilleriefeuer und unter gewaltigem Allahgeschrei einige Ausfälle aus seinem Lager mit Cavallerie, die wie ein Schwarm wilder Gänse die russischen Quarrés umgab, auf erhaltenes Feuer aber eben so schnell zurückprallte. Die russische Cavallerie folgte, auch schwärmend, ward wieder geworfen und verfolgt, und so abwechselnd. Dabei verloren die Türken zwei Fahnen, die Trophäen dieses Tages. Kaminsky schickte aus dem Centrum beiden fechtenden Flügeln Verstärkung, so daß er nur sechs Bataillons und ein Dragonerregiment Reserve behielt. Die feindlichen Verschanzungen, die sehr stark schienen, hielt man für zu gefährlich zu stürmen. Was daher zu thun sey, darüber waren die Meinungen der Generale getheilt. Illowoisky verlangte nur noch einige Bataillone, mit denen er in die Rückseite, wo die Schanzen offen schienen, einzudringen hoffte. Allein die Ansicht, daß, wenn dies fehlschlüge, der Ausgang gar zu nachtheilig werden könnte, behielt die Oberhand; der Rückzug ward für die Nacht beschlossen und das Ganze sollte wieder nur für eine große Recognoscirung gelten. Der Tag hatte den Russen 300 Mann gekostet. Erst am andern Tage Mittags, den 29., langten die Truppen, erschöpft von dem forcirten Hin- und Hermarsche, im Lager an, von dem sie aufgebrochen waren. —

Der Oberfeldherr war unzufrieden mit der Expedition seines Bruders; er hatte den Bericht von einem Siege, aber nicht von bloßer Recognoscirung erwartet. Die Türken, nach ihrer gewohnten Diplomatie, konnten nun jenen Siegsbericht nach Constantinopel ergehen lassen und das Gerücht von russischem Waffenunglück sich durch ganz Europa verbreiten. „Die Expedition sey noch nicht zu Ende; er werde selbst kommen!" ließ er sagen, und langte auch wirklich noch selbigen Tages bei seines Bruders Corps an. An General Woinow nach Silistria war schon der Befehl ergangen, mit seinen 5000 Mann schnell herbeizueilen, und ohne Zögern sollte dann der Feind mit gesammter Macht angegriffen werden, ehe der Großvezier vielleicht keck geworden und etwa mit seiner Armee von Schumla herabkäme. — Gleich nach seiner Ankunft nahm der Oberfeldherr des Feindes Stellung flüchtig in Augenschein, welches auch hinreichte, vorläufig zu beschließen, den rechten türkischen Flügel (gegen den Kulnef operirt hatte) noch weiter, als es geschehen war, zu umgehen und ihm, wo möglich, ganz in den Rücken zu kommen. Um zu erkundigen, ob daselbst die Verschanzungen auch zugänglich wären, wurden gewandte Aufnehmer aus dem Generalstabe, unter Bedeckung einiger Kosakenregimenter, abgeschickt, und sie brachten in 24 Stunden ein Bild von der Gegend zurück, das man nicht besser wünschen konnte. Die Zeichnung ersetzte die Stelle der Wegweiser, deren man ganz entbehrte, da Landeseinwohner anzutreffen zu den Seltenheiten gehörte. Am 4. September langte das Corps von Woinow an und defilirte gerade nach dem Observationscorps des ältern Kaminsky. Am 6. brach die Armee auf. Die Marschdisposition blieb im Hauptsächlichen, wie die letzte gewesen war. Des Oberfeldherrn Bruder befehligte jetzt das Corps, welches auf des Feindes linkem Flügel diesem auf den Leib rücken sollte, allein nun ein schlimmes Spiel hatte, indem jene Höhen, die früher Illowoisky besetzte, nun vom Feinde verschanzt waren. Kuschanz-Ali, der Seraskier, stand in diesem neuen Lager, und andere kleinere Haufen behaupteten ähnliche Verschanzungen bis zur Donau hin, wo ihre Flotille lag. Dagegen war Muktar-Pascha in das vom Seraskier für ihn geräumte Lager gerückt. Demnach war die ganze Stellung der Türken, was zum Verständniß der nun folgenden Schlacht nöthig wird, folgende: Ihren rechten Flügel machte eine sehr lange und ganz rechts bis an einen ziemlich steilen Abhang herumgebogene Verschanzung aus. In der Kehle war sie, weil der gedachte Abhang in dem Rücken der Position fortlief, offen. Ein Stück davon, im Centrum lag die zweite, überall geschlossene Schanze und nach dem linken Flügel erstreckten sich, bis zur da fließenden Donau, vier kleine Verschanzungen, wovon zwei auf den Höhen lagen, die früher Illowoisky genommen, die beiden andern

aber, wo die äusserste in Redoutenform, in der Tiefe sich befanden. Hiergegen brach das russische Corps des rechten Flügels auf und bezog in ziemlicher Entfernung davon, dem feindlichen linken Flügel gegenüber, ein Lager, so, daß sein rechter sich nahe an die Donau erstreckte. Der Oberfeldherr mit dem Hauptcorps marschirte dagegen so, daß er sich in drei Treffen, die Cavallerie vorauf, dem rechten Flügel der Türken entgegenstellte und mit seinem andern Corps einen vorgebogenen Haken formirte, dessen Winkel ungefähr dem feindlichen Centrum gegenüber war. Diese Aufstellung war in Verbindung mit dem Angriffe gewählt; denn da sie auf einem Abhange genommen worden, der, wenn man den an ihm hinstreichenden Grund links ließ, einen freien Zugang gegen die Verschanzungen erlaubte, so sollte die Schlacht mit dem geraden Vorrücken der einen Colonne des Hauptcorps eröffnet werden, die andere Colonne indeß den Grund, sich links ziehend, da, wo er erst anfing, passiren und so weit als möglich in Flanke und Rücken gehen. Der ältere Kaminsky mit seinem Corps sollte erst später (um 10 Uhr Morgens) seinen Angriff in Front machen und ihn durch drei Kanonenschüsse ankündigen, wo dann schon das Hauptcorps, der Disposition zufolge, so nahe am Feind in Bereitschaft stünde, daß die Sache schnell entschieden wäre. Unter diesen Anordnungen für den folgenden Tag kam der Abend heran und der Feind ward absichtlich wenig beunruhiget. — Früh, den 7. September, ging der Commandirende selbst mit der ganzen Cavallerie vor. Bald war man im Angesicht des feindlichen Lagers und in einem lebhaften Kanonenfeuer. Die regulaire Cavallerie ward möglichst verdeckt gestellt, die Kosaken aber umschwärmten das ganze Lager und drangen besonders gegen Flanke und Rücken in dem erwähnten Grunde vor. Hier kam ihnen die türkische Reiterei entgegen und es engagirte sich ein Plänkergefecht. Indeß war die russische Infanterie herangekommen und die eine Colonne hatte sich in Quarrés entwickelt, während die andere unter Kulnef den Grund passirte und vorerst dessen jenseitige Höhe besetzte. Die Türken zogen sich aus dem Grunde nicht eher zurück, bis sie durch Kleingewehr- und Kartätschenfeuer zurückgetrieben wurden. Hierauf marschirte Kulnef weiter bis in den Rücken des Feindes, die erste Colonne aber, bei der der Oberfeldherr war, nahte sich mit den Quarrés und der Artillerie dem Lager bis auf tausend Schritte. Unterdeß kanonirte man den Feind von vorn und in der Flanke mit Erfolg; er erhob ein rasendes Allahgeschrei in seinen Schanzen, blieb aber mit Artilleriefeuer nichts schuldig. Jedoch war ihre Anzahl zu gering, um großen Schaden zu thun. Das Kleingewehrfeuer wirkte noch weniger, obgleich es den Feldherrn und sein Gefolg erreichte. Man konnte mit bloßem Auge erkennen, daß die Verschanzungen unbe-

deutend waren; allein nicht nur hinter der Brustwehr, sondern auch im Graben standen die Türken in starken Massen, also zwei Etagen Feuer, und dazu der sanft ansteigende Bergrücken, der alles Feuer so wirksam macht, vielleicht auch noch etwas Respect von Rustschuck her! Während dem es, wie beschrieben, beim Hauptcorps stand, hatte das Gefecht auf dem rechten Flügel unter Kaminsky dem ält. schon einen höhern Grad von Lebhaftigkeit erhalten. Er hatte zur bestimmten Zeit die neu angelegten Verschanzungen, jedoch mit ziemlichem Menschenverlust, durch seinen äußersten rechten Flügel erstürmt und dadurch die bekannten Höhen genommen. Von hier aus hatte der General den General Uwarow rechts entsendet, um sich auf der andern Seite des türkischen Lagers, als die von Kulnef besetzte, festzusetzen, wodurch dem Feind der Weg nach der Donau versperrt und zugleich Gelegenheit eröffnet wurde, ihn im Rücken der beiden großen ersten Verschanzungen zu beschießen, die er noch muthig hielt. Nicht so glücklich war Kaminsky's des ält. linker Flügel gewesen. Der Versuch, die alte, von allen Seiten geschlossene Verschanzung zu stürmen, war mißlungen und Illowoisky tödtlich dabei verwundet worden. Er breitete sich daher, so weit dieser Flügel ausreichte, in Quarrés auf der Ebene aus. Auch ein Angriff Kulnef's gegen des Feindes äußersten rechten Flügel war mißglückt, obwohl eine Angriffscolonne wirklich in den Rücken der Schanze schon eingedrungen war. So war es Nachmittags 4 Uhr geworden und mehrere Generale machten die Bemerkung, daß es nicht gut sey, dem Feinde so ganz allen Rückzug abzuschneiden. Vielleicht hätte der Oberfeldherr den Feind gern abziehen lassen, allein dieser Abzug war ungewiß und Kaminsky's Ungeduld mehrte sich, als er die Stellung seines ganzen Heeres übersah und bemerkte, daß die mißliche Periode eines Stillstands in der Unternehmung eingetreten war. Deshalb ließ der Graf den Befehl ergehen: „um 5½ Uhr solle von allen Seiten angegriffen werden; der Angriff auf der Rückseite aber solle der Hauptangriff seyn und daselbst müsse das Lager erstiegen werden."

Diese Angriffsseite war gewählt worden, weil dort die Verschanzungen nicht völlig geschlossen waren, wahrscheinlich weil der Feind den steilen Abhang für ein bedeutenderes Hinderniß, als eine schwache Brustwehr hielt. Und wirklich schien die gewählte Angriffsseite die stärkste zu seyn; auch vermehrte der dort schon einmal abgeschlagene Sturm den Widerwillen der Generale gegen einen neuen Versuch. Der Feldherr ward gegen die gemachten Einwendungen unwillig, doch begab er sich, auf Zureden des Prinzen Eugen von Würtemberg, selbst dahin, um die geschilderten Schwierigkeiten in Augenschein zu nehmen. Allein er wiederholte nur sodann den Befehl zum Angriff kategorisch, und dem General Kulnef, der

vielleicht zu heftige Gegenvorstellungen machte, ward zum Leidwesen der ganzen Armee der Säbel abgenommen. Punct 5½ Uhr führte nun General Sabaneew zwei Colonnen zum Sturm die steile Höhe in der Gegend des Dorfes Battin hinauf, das, von russischen Jägern besetzt, in Flammen stand. Uwarow unterstützte von seiner Anhöhe den Angriff durch ein wohlunterhaltenes Kanonenfeuer. Die Angriffscolonnen waren im heftigsten Kleingewehrfeuer und der Erfolg noch ungewiß, als der Commandirende sich wieder nach seinem ersten Standpunct vor die feindliche Front begab. Im Hinreiten aber, eben als er aus dem Grunde auf die Höhe hinauf wollte, brach Muktar-Pascha mit seiner Cavallerie (sie hatte an einem Ravin des Bergabhanges gestanden) hervor und überschwemmte den ganzen Grund im Ru, so daß Kaminsky beinahe gefangen worden wäre. Ein ganzer Schwarm Infanterie, meist Albaneser, folgte. Auch aus der linken Flanke desselben Lagers stürzte ein solcher Schwarm und warf sich nach einem der Donau zulaufenden Grunde. Es war dies Muktar-Pascha's ganzes Corps auf der Flucht, das nur die Absicht hatte, bei seiner Rettung, denn Sabaneew war endlich ins Lager eingedrungen, die Straße nach Tyrnowa zu gewinnen. Dies glückliche Ereigniß war jedoch im russischen Centrum noch unbekannt und des Feindes Flucht konnte deshalb um so mehr für einen offensiven Ausfall gehalten werden, da auch auf der Brustwehr ein gewaltiges Getümmel von Türken mit Allahgeschrei und Flintenfeuer stattfand. Aber auch diese stürzten bald den andern nach, und nun ward vom Obergeneral sogleich das zunächst den Fliehenden befindliche Quarré entwickelt, um ihnen Kartätschen- und Flintenfeuer zu geben. Das Beste aber thaten Alexandrinsky-Husaren und die liefländischen Dragoner; sie hieben auf die Ausreißenden ein und ereilten sogar die türkische Reiterei, deren Pferde zwar viel schneller, doch nicht so dauerhaft sind, da die Verfolgung über eine deutsche Meile sich erstreckte und nur durch die Nacht beendigt wurde. Selbst reitende Artillerie mehrte im Nachsetzen des Feindes Ungemach und Blutbad. Während dem ließ der Graf Kaminsky die Quarrés gegen das Lager vorrücken, worin man wegen anbrechenden Abends nicht erkennen konnte, daß schon die Fahnen Mahomeds niedergeworfen waren. Bald ertönte das Siegesgeschrei; alles, was noch in den Schanzen war, mit Ausnahme von etwa einigen hundert Mann, ward niedergestoßen, diese Gefangenen vor die eroberten Kanonen gespannt und dem Feldherrn im Triumphe vorgeführt. Dies war der entscheidende Sieg bei Battin, und in dieser Schlacht, dünkt es uns, habe der Graf Kaminsky seine Feldherrngröße wiederum beurkundet. Es war sehr recht, daß er sich unzufrieden mit der Expedition seines Bruders zeigte, denn um blos zu recognosciren, hatte er ihn nicht kommen lassen. Die Disposi-

tion, die er zur Schlacht gab, zeigt sich dem Terrain entsprechend; tüchtig war es, um 4 Uhr, als das entstand, was man „die Schlacht steht" nennt, schnell einen Entschluß zu fassen und nicht etwa wieder Zeit zu verlieren; und Energie bewährte es, sich nicht durch Einwendungen und Bedenken der nächsten Generale irre machen zu lassen. Uebrigens bemerken wir noch aus einer Note des Verfassers, daß Kaminsky groß genug dachte, den Vorfall mit dem sehr achtbaren General Kulnef auf diesen keine weitere Folgen haben zu lassen.

Ob nun wohl ein großer Sieg errungen war, so hatte sich dennoch das andere, rings verschanzte Lager noch gehalten und es ward beschlossen, dasselbe den andern Tag überall mit Geschütz zu umgeben und allein durch Feuer die Uebergabe zu erzwingen. Dahin ließ es jedoch Achmet-Pascha (der an der Stelle des gebliebenen Seraskiers befehligte) nicht kommen und bat um freien Abzug, der ihm natürlich verweigert wurde. Wollte er nicht verdursten, so mußte er alle Bedingungen eingehen, und diese waren Kriegsgefangenschaft mit seinen 4 — 5000 Mann, jedoch Behaltung alles Privateigenthumes, mit Einschluß der Pferde. Außer den 14 Stücken Geschütz, Ueberfluß von Proviant, Waffen, Kleidern, Pferden, Kameelen u. s. w. eroberte man 200 Fahnen und das Wichtigste, die Flotille mit vielen reichbeladenen Fahrzeugen voll Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Nun mußte Rustschuck allem Anscheine nach in kurzer Frist fallen. Alles berechtigte zu der Hoffnung, den bis dahin verdorbenen Feldzug noch auf eine glänzende Weise zu beschließen. Graf Kaminsky glaubte nicht eher zur Offensive schreiten zu können, als bis er durch die Einnahme von Rustschuck sich ungehindert bewegen könne. Daher begab er sich mit dem größten Theile seiner siegreichen Truppen wieder zur Belagerung zurück und überließ es einem schwachen Corps unter dem General Grafen St. Priest, durch Verfolgung die Donau aufwärts die Früchte des Sieges zu ernten. Dieser nahm die ansehnliche Stadt Szistowa im Donauthale durch Aufforderung ein: denn nur einige Kanonenschüsse und Bombenwürfe warteten die Türken ab, ehe sie sich auf Bedingung des Abzugs ohne Waffen und nicht wieder gegen Rußland zu fechten, ergaben. Vierzig Kanonen auf den Wällen und die Flotille auf der Donau mußten sie zurücklassen. Auf gleiche Weise war St. Priest im Begriff, Nicopel, zwei Meilen weiter aufwärts der Donau, zu nehmen, als er zum Hauptcorps zurückgerufen ward. Der Grund hierzu lag in einem blinden Lärm von der Annäherung des Großveziers, von der nahen Ankunft des Sultans selbst und dem Hatti-Scherif, einem Befehl, der jeden Pascha verpflichtet, mit seinem Volk der heiligen Fahne Mahomeds zu folgen. Nach mehrern Unterhandlungen, welche in dieser Zeit der Oberfeldherr mit

dem Commandanten von Rustschuk anknüpfte und die sich erst an gegenseitigem Stolz zerschlugen, kam durch des Grafen Langeron Vermittelung endlich am 26. September eine Capitulation zu Stande, unter Bedingungen, wie sie für die Vertheidiger nicht vortheilhafter können gedacht werden. Ein Thor der Festung ward den Russen eingeräumt, doch vierzehn Tage für die gänzliche Räumung der Besatzung und der türkischen Einwohner mit Hab und Gut ausbedungen. Die dazu nöthigen Wagen, 2—3000, mußten ihnen gegeben, Artillerie und Fahnen jedoch, bis auf Bosniak-Aga's eigenen Roßschweif, den man ihm aus Achtung ließ, zurückgelassen werden. Diese gelinde Capitulation, dann das Aufhalten des Grafen Priest in seiner glücklichen Expedition, die Heranziehung von Markow's Corps, die Zerstörung des blühenden freundlichen Szistowa bis auf den Grund — waren sämmtlich Folgen von den falschen, sich durchaus nicht bestätigenden Nachrichten, deren wir eben erwähnt haben.

Fünfundzwanzig Tage köstliche Zeit waren seit der Uebergabe von Rustschuk verloren gegangen und Witterung aller Art eingetreten. Man hielt es nicht für rathsam, länger im Felde zu bleiben, indem im vorigen Feldzuge die Cavallerie und das Fuhrwesen hierdurch bedeutend gelitten hatte, und hierauf vorzüglich die späte Eröffnung der diesjährigen Campagne geschoben wurde. Deshalb sollten jetzt die Winterquartiere zeitig bezogen und der nächste Feldzug desto früher eröffnet werden. Der Zug nach Nicopel, wohin die Armee am 21. October aufbrach, konnte demnach schon als die wohlüberdachte Schlußscene betrachtet werden, da die ansehnliche Stadt geeignet war, einem Theil der Armee ein leidliches Unterkommen zu gewähren. Eine Division blieb in Rustschuk, eine in Nicopel und eine in Silistria, über die der Generallieutenant von Essen den Befehl erhielt. Der übrige Theil der Armee ward in die Moldau, Wallachei und Bessarabien vertheilt und das Hauptquartier in Bucharest genommen, wo der Oberfeldherr erst am 23. November seinen Einzug hielt. Generallieutenant Saß bezog die Winterquartiere in der kleinen Wallachei und für seine Person in Crajowa. In der großen Zwischenzeit, welche diese Dislocation einnahm, hatte Kaminsky indeß dem General Woronzow eine Streiferei gegen Tyrnowa aufgetragen. Dieser war auch bis über den kleinen Balkan, etwa zwölf Meilen von der genannten Stadt, vorgedrungen und hatte von mehreren bedeutenden, hier liegenden, aber nicht besetzten Städten, als Plewne, Loffscha und Selby durch seine Kosaken Meldung erhalten; allein die im Gebirg eintretende Regenzeit hinderte das Weitere; auch zeigte sich schon jetzt der Nachtheil der Säumniß seit der Räumung von Rustschuk, indem diese den Türken, welche freien Abzug erhielten, da sie keine Freiheit mehr hatten, es fast zur Nothwendigkeit machten, sich anderwärts in Bul-

garien anzusiedeln und so gleichsam im Felde zu bleiben. Dazu kam noch, daß Bosniak Willens war, mit seinen 17000 aus Rustschuck gezogenen Seelen sich nach Tyrnowa zu werfen; ein Fall, der sofort zur Beschleunigung einer Operation gegen den Großvezier, um dessen Verkehr mit den bulgarischen Paschas zu hindern und möglichst seinen Rückzug zu veranlassen, bestimmen mußte. Von alle dem geschah aber nur wenig, nämlich halbe Maßregeln, die keinen allgemeinen Erfolg herbeiführen konnten. Zwar hatte man in Tyrnowa Bosniak nicht, dagegen aber den Pascha von Giurschow aufgenommen, und derselbe Mittel gefunden, sich ansehnlich zu verstärken. Bei Wrazza, auf dem Wege nach Sophia, waren die Söhne des Ali Pascha mit ihren Haufen eingetroffen, und im December nahmen die Türken sogar wieder von Loffcha Besitz und vereitelten dadurch Kaminsky's Absicht, ihnen auf diesem für ihre Existenz so wichtigen Punct, bei der nächsten frühen Eröffnung des Feldzugs zuvorzukommen. Um also diesen Platz wieder zu nehmen, wurden bei Nicopel Truppen versammelt und die Expedition dem General St. Priest aufgetragen. Jedoch sollte sie nur das Vorspiel zu einer größern Unternehmung gegen die Plätze im Balkan seyn, zu der 40 Bataillone mit nur weniger Artillerie und an Cavallerie blos Kosaken bestimmt waren. Wenn Loffcha genommen, sollte Priest, so glaubte man, die Unternehmung auf Tyrnowa und Selby fortsetzen, Prinz Eugen aber mit dem zweiten, sich bei Rustschuck versammelten Corps unterdeß auf Plewne marschiren und von da gegen Wrazza losgehen. Die Absicht schien auf Sophia und Grabowa gerichtet, wo man den Großvezier vermuthete. — Bereits aber war die Zeit eingetreten, wo der französische Einfluß auf die Türken sich zeigte, und das Verhältniß Frankreichs zu Rußland sich feindselig gestaltete. Vier Divisionen von der Moldauarmee waren deshalb nach dem russischen Polen abgerufen und die Nothwendigkeit ziemlich bekannt, sich, wenn es nicht zum Frieden mit den Türken komme, auf eine reine Defensive zu beschränken! Indeß war St. Priest nicht müßig gewesen. Er hatte Loffcha, nach einer Recognoscirung und Beschießen, am dritten Tage früh Morgens mit halbem Ueberfall genommen und der Besatzung einen Ausweg nach Selby gelassen, den ein Theil zur Flucht benutzt, der andere aber sich in eine große Moschee, mitten im Orte, geworfen hatte, wo er sich Abends ergab. Am 14. Februar langte diese glückliche Nachricht im Hauptquartier zu Buchareſt an, und jetzt sollte Prinz Eugen von Würtemberg sich in Marsch setzen. Allein ein entsetzliches Winterwetter machte es unmöglich, so daß zwei bereits aufgebrochene Regimenter wieder umkehren mußten, nachdem sie viele Leiden ausgestanden hatten. Als sich nach acht Tagen das Wetter besserte, war bereits der Befehl eingegangen,

das ganze rechte Donauufer zu räumen, die bulgarischen Städte, bis auf Rustschuck, zu schließen, und diesen Platz blos als Brückenkopf zu behaupten. Diese Nachricht sowohl, als die schwere Krankheit des Oberfeldherrn, die ihm auch binnen wenig Monaten den Tod brachte, lähmte die Fortsetzung der Operationen. Kutusow, sein glücklicher Nachfolger, ward erwartet, und der einstweilige Stellvertreter konnte sich nicht aufgelegt zur Fortsetzung einer zusammengesetzten Unternehmung fühlen, die nach ihrer Natur nicht mit einem einzigen glänzenden Streiche zu beendigen war.

So endigte der Feldzug 1810, dessen geringer Erfolg, wie unsere Leser aus der eben mitgetheilten Geschichte desselben nun selbst beurtheilen können, hauptsächlich lag: in der oftmaligen Unentschlossenheit des Oberfeldherrn; in einem Mangel an bestimmtem Plan, an gründlicher, vielseitiger Ueberlegung und deren desto raschern consequenten Ausführung, und in fortificatorischer Unwissenheit, vereint mit der Beharrlichkeit, erst Rustschuck besitzen zu wollen, ehe eine größere Operation vorzunehmen wäre. Hätte man weniger gesäumt, oder wenigstens nach der Schlacht bei Battin nur ein Beobachtungscorps vor Rustschuck gelassen, und wäre, während steter Verfolgungen der Geschlagenen durch ein Corps, mit der Hauptmacht unmittelbar gegen den Großvezier marschirt, so würde, unterstützt durch den ersten Schreck, der die Türken immer betäubt, die Sache ganz anders gekommen seyn.

Um den Feldzug für 1811, zu dem wir uns jetzt wenden, wenigstens defensiv günstig zu führen, wurden Nicopel und Silistria geschleift, Rustschuck aber als Brückenkopf beibehalten, und Wall und Graben in besten Stand gesetzt. General Kutusow hatte im März das Obercommando übernommen, und im April verließen die russischen Truppen (vier Infanterie- und zwei Cavalleriedivisionen, in vier Corps getheilt) die Winterquartiere, um Anfangs Mai auf den bestimmten Versammlungsorten einzutreffen. Das erste und beträchtlichste Corps, unter Graf Langeron, bildete am Saborafluß bei dem Dorfe Senteschty den Mittelpunct der Armee. Den rechten Flügel befehligte Generallieutenant v. Saß mit seinem Corps bei Krajowa. Die Vorposten dehnten sich von der österreichischen Grenze bis an den Altfluß aus. Dem Generallieutenant v. Woinow war der linke Flügel anvertraut. Sein Corps versammelte sich bei Obileschte in der Wallachei. Das vierte Corps stand unter Essen und hatte in Rustschuck überwintert. Außerdem befand sich noch eine Abtheilung von 3000 Mann in Servien unter dem Generalmajor Grafen v. Drurk und Saß's Oberbefehl. Die ganze Hauptmacht war demnach auf dem linken Donauufer. Der neue Großvezier Achmet, ein tapferer Krieger, brachte theils durch Ueberredung, theils durch Strenge eine Armee von 60,000 Mann nebst

78 Geschützen zusammen, welche Waffe sich bei den Türken vervollkommnet hatte. Im Junius setzte er diese Armee in Bewegung und näherte sich Rustschuck. Der russische Oberbefehlshaber ließ hierauf Langeron vorrücken und am 22. Juni bei Giurschow lagern, wo er selbst sein Hauptquartier nahm. Allein da die Gefangenen, welche jetzt der Generallieutenant Woinow, der zu Beobachtung des Feindes mit einem Cavalleriecorps über die Donau gegangen war, aussagten, daß der Großvezier sich anderthalbe Meile von Rustschuck verschanze, daß er Ismael-Bey mit 20,000 Mann nach Widdin detaschirt, dagegen aber über 20,000 Mann neue Verstärkung erhalten und die Absicht habe, sich wieder in den Besitz der genannten Festung zu setzen; so beschloß Kutusow den 1. Juli über die Donau zu gehen, und stellte wirklich in der Nacht vom 1sten zum 2ten seine Armee, vier Werste vorwärts Rustschuck auf dem Wege nach Rasgrad, in Schlachtordnung auf. Den rechten Flügel, der an die Felsgründe des Lommflusses gestützt war, commandirte Essen; den linken, welcher sich an einen Thalgrund lehnte, Langeron; sämmtliche Cavallerie Woinow, und die Artillerie Generalmajor Nowack. Der Oberfeldherr war in der Mitte. Die Infanterie stand in Quarees in einer Linie, mit gehörigen Zwischenräumen zu Kreuzfeuern; die Cavallerie in Front hinter der Infanterie.

Den 2. Juli Morgens rückten die Türken, unter Begünstigung eines starken Nebels, vor, um nach Zertheilung desselben eine Hauptrecognoscirung vorzunehmen. Ein hitziges Cavalleriegefecht entstand hierdurch, in welchem die Russen zuerst der Uebermacht weichen mußten; allein es gelang ihnen doch, durch den Muth und die Geschicklichkeit Woinow's, die Türken wieder zurückzutreiben. Damit hatte die Armee bis zum 4. Juli Ruhe. An diesem Tage aber griff der Großvezier die russische Armee in der Absicht an, sie zu umgehen und während des Gefechtes Rustschuck, das indeß General Reswoy mit 4000 Mann besetzt hielt, mit stürmender Hand zu nehmen. Die Avantgarde hielt den ersten ungestümen Anfall mit so viel Unerschrockenheit als Tapferkeit aus, und das Gefecht wurde allgemein. Der Hauptangriff des Großveziers war gegen den linken Flügel gerichtet, doch wußte er diese Absicht sehr geschickt zu verbergen, indem er zuerst die Mitte und den rechten Flügel mit großer Lebhaftigkeit angriff und gegen erstere eine Batterie schweren Geschützes aufführen und mit Kartätschen feuern ließ, während die Spahis, mit dem ihnen eigenen Umgestüm, sich auf den russischen rechten Flügel warfen. Immer und überall wurden sie zurückgeworfen. Doch der Großvezier glaubte den günstigen Zeitpunct zu erblicken. Er ließ durch vierzig Kanonen ein mörderisches Feuer auf die Mitte unterhalten, den rechten Flügel stets beschäftigen und den Kern seiner Cavallerie sich auf den linken

Flügel stürzen, unter Begünstigung eines tiefen Thales, das wir oben erwähnt haben. Mit Blitzesschnelle war die russische Cavallerie in die Flanke genommen und zurückgeworfen, ohne daß jedoch die Infanterie einen Zoll breit Terrain verlor. Die Türken waren so kühn, durch die Zwischenräume der Infanteriequarrees durchzusprengen, wurden aber von diesen aufs lebhafteste beschossen. Dennoch konnte das Dragonerregiment Kinburn dem Andrang nicht widerstehen, es brachte das weißrußländische Husarenregiment und zwei Kosakenregimenter mit in Unordnung und zum Weichen. Diese Cavallerie litt bedeutenden Verlust und verlor von der ihr zugetheilten Artillerie eine Kanone. — In diesem kritischen Augenblick ließ General Kutusow durch das siebente Jägerregiment die Höhen besetzen, welche auf dieser Seite (die des linken Flügels der Russen vom Schlachtfelde) Rustschuck umgeben. Die Schnelligkeit und Ordnung, womit dies tapfre Regiment den Befehl vollzog, setzte dem Angriff Schranken. Zu gleicher Zeit führte der Generaladjutant v. Benkendorf das tschauganewsky'sche Uhlanenregiment zum Angriff, und die geworfene Cavallerie sammelte sich und folgte dem kräftigen Rufe des herbeieilenden Woinow. Das petersburger Dragonerregiment war zur Verstärkung herangekommen, und so ward der Feind angegriffen und bis unter das Feuer der Infanterie geworfen. Seine Flüchtlinge verbreiteten Furcht und Verwirrung in der ganzen ottomannischen Armee, und diese war durch die kühnsten Anführer nicht mehr zu halten, sondern eilte nur rückwärts, das verschanzte Lager zu gewinnen. Ihre Schanzgräberinstrumente und sechs Pulverwagen ließen sie im Stich und 600 Todte und 900 Verwundete auf dem Platze. Die russische Armee folgte dem Feind bis an sein verschanztes Lager, in welches mit den Fliehenden einzudringen und so die Niederlage vollkommen zu machen, wohl möglich gewesen wäre. Allein der Oberfeldherr schien der Hoffnung Raum zu geben, der Feind werde sich aufs neue aus seinen Verschanzungen hervorwagen; da dies aber nicht geschah, ging er in die nämliche Stellung zurück, in der er die Schlacht angenommen. 14000 Russen hatten mit einer auserlesenen Armee von 60,000 Türken gekämpft und in allem 800 Mann verloren.

Kutusow zog in Erwägung, daß seine Armee zu schwach sey, um die dreifach stärkere im verschanzten Lager anzugreifen; daß er durch unvermeidliche tägliche Scharmützel immer mehr und mehr geschwächt werden würde; daß auf einen unglücklichen Fall selbst für Rustschuck zu fürchten sey und er genöthigt würde, über die Donau zurückzugehen, wenn der Großvezier nur einen Theil seiner Armee stehn und den andern Miene machen ließ, über diesen Strom zu setzen. Rustschuck aber erforderte wenigstens 10,000 Mann Besatzung, welches die Hälfte der gesammten Streitkräfte

ausmachte. Um solche im freien Felde dem Feinde entgegenstellen und jeden seiner Versuche vereiteln zu können, faßte Kutusow aus allen obigen Gründen den Entschluß, gleich über die Donau zurückzugehen. Noch am 4. Juli um Mitternacht ließ er das Lager abbrechen und nach Rustschuck marschiren, welches er am 5ten ebenfalls verließ, nachdem alles Geschütz und die verschiedenen Vorräthe nach dem linken Ufer gebracht worden waren. Die Stadt wurde größtentheils abgebrannt und dadurch 635 bulgarische Familien, die nach dem Abzuge der Türken im September 1810 dort zurückgeblieben waren, ihre beschädigten Häuser ausgebessert, Aecker und Weinberge bestellt hatten u. s. w., ihres Wohnsitzes beraubt, nachdem sie ihre bewegliche Habe aufs linke Donauufer gebracht. Die Festungswerke blieben unversehrt, bis auf einen Theil der unbedeutenden alten Burg, den man in die Luft sprengte. Ein Gleiches in Hinsicht der Wälle zu thun, war in der Eile verabsäumt worden, und man bedauerte nunmehr, daß die Absicht des Grafen Langeron, während seines kurzen Oberbefehls vor dem Anlangen des neuen Feldherrn, nicht war ausgeführt worden, die Festungswerke von Rustschuck eben so wie die von Silistria und Nicopel zu schleifen und dafür einen starken Brückenkopf anlegen zu lassen. Dies hätte der Armee, die von Widdin bis zum Ausfluß der Donau ins schwarze Meer, eine Strecke von mehr als 100 Meilen zu beobachten hatte, eine unverhältnißmäßig große Besatzung erspart und dem Feinde nicht wieder eine Festung im verbesserten Zustande überlassen, die im vorjährigen Feldzuge den Russen 12000 Mann gekostet hatte.

Nach dem Rückzuge über die Donau lagerten die Russen den Trümmern von Rustschuck gegenüber, Giurschow in der linken Flanke habend. Die türkische Armee bezog ihr Lager auf den schönen Höhen und Weinbergen dicht unterhalb Rustschuck, wovon Bosniak-Aga, bei des Großveziers Armee befindlich, sogleich wieder Besitz nahm.

In der kleinen Wallachei setzte am 3. August bei Widdin Ismael-Bey über die Donau und verschanzte sich auf ihrem linken Ufer hinter Morästen und Strauchholz, die ihn von dem General Saß trennten, der übrigens alle Versuche des Feindes vereitelte, um in das Innere des Landes vorzudringen. Indeß wurde dem Oberbefehlshaber seine Lage, dem Großvezier gegenüber, bedenklich, da er durch Gefangene erfuhr, daß er immerfort Verstärkungen erhalte und sogar schon zum Uebergang über die Donau Fahrzeuge in Bereitschaft habe. Dies veranlaßte ihn, seine zwei Divisionen Reserve, die am Pruth und Dniester in der Moldau stand, nebst sechs Kosakenregimentern Befehl zu senden, zu ihm zu stoßen. Ehe aber diese ankamen, hatte der Großvezier schon seinen

kühnen Plan ausgeführt und die Donau, Angesichts der russischen Armee, auf eine ausgezeichnet denkwürdige Weise passirt. In der Nacht vom 8ten zum 9. September, wo es sehr dunkel war, landeten die Türken, vier Werste *) oberhalb Giurschow, und griffen dort eine Redoute an. General Sabanejew eilte mit der Reserve schnell dahin und zwang, nach tapferer Gegenwehr, die Feinde, sich wieder einzuschiffen. Dies war aber nur der Scheinangriff: denn während man sich auf diesem Puncte herumschlug und russischer Seits an keinen andern Uebergangspunct dachte, setzten die Türken noch drei Werste weiter oben wirklich über die Donau, verschanzten sich in dem Strauchwerk und hatten schon 2000 Mann und vier Kanonen herüber, ehe es bemerkt wurde. Jetzt griff man zwar zu drei verschiedenen Malen mit Macht und Muth dieses Retranchement an: allein das Feuer der Türken darin und das Kreuzfeuer ihrer auf dem rechten Ufer wohlgestellten Batterien vereitelte alle Anstrengung, und gegen Mittag waren schon 6000 Mann und sechs Geschütze in der Schanze. Der Verlust der Russen betrug bereits 500 Todte und 1600 Verwundete. Dem Scharfblicke des Generals Sabanejew war indeß der wahre Punct nicht entgangen. Er hatte sich, eine Werst oberhalb des linken Flügels der Schanze, derselben im hohen Schilf und Gesträuche bis auf Kartätschenschußweite genähert, daselbst eine Batterie auffahren lassen und so den übergesetzten Truppen nicht nur alle Gemeinschaft mit dem rechten Donauufer, sondern auch den auf dem linken Ufer befindlichen Zugang zur Donautränke verwehrt, indem Kartätschen das ganze Ufer bestrichen. Mehrere schwer verwundete Türken, die gefangen wurden, sagten einstimmig aus, daß ihre Gefährten im Retranchement gewiß alle den Tod finden würden, indem das russische Kanonenfeuer sowohl das Wasserschöpfen als Uebersetzen und Tränken hindere, und alles im Lager, bei der großen Hitze, an brennendem Durst leide.

Sabanejew war Willens, auf diesem Puncte während der Nacht eine starke Redoute anlegen zu lassen und sie mit Artillerie u. s. w. gehörig zu besetzen, eine Reserve von allen Waffen unfern derselben aufzustellen, und bat endlich noch den Oberfeldherrn, seine Flotille heraufsegeln zu lassen, um auch im Rücken und noch kräftiger, als schon geschehen, dem Feinde zuzusetzen, dessen Loos wahrscheinlich Uebergabe auf Discretion gewesen wäre. Von alle dem that aber der Oberfeldherr nicht nur nichts, sondern befahl, zu aller Erstaunen, vielmehr Sabanejew, während der Nacht seine vortheilhafte Stellung zu verlassen, und ließ das Corps von Langeron einen Halbzirkel um die feindliche Verschanzung bilden, wobei er

*) Ein Werst = 1500 Schritt.

den General Essen mit seinem Detaschement an sich zog. In der zweiten Nacht wollte er endlich die Flotille heransegeln lassen, um das Retranchement zu zerstören. Allein nun war dies beendigt und mit zwölf Kanonen versehen; die Flotille mußte unverrichteter Sache, mit Verlust eines Fahrzeugs, wieder abziehn. Kurz, am 18. September waren 30,000 Mann und 50 Kanonen auf dem linken Donauufer, wo sich der Großvezier mehrentheils und am Tage immer, aufhielt. Zwei andere türkische Lager waren am rechten Donauufer, auf der Halbinsel, die daselbst durch den Lommfluß gebildet wird. Hier sah man auch das Paradezelt des Großveziers, die Zelte der Minister und Kriegscommissaire, und alle Kaufleuteh atten daselbst ihre Niederlage.

Die so sehnlich erwartete Verstärkung der oben erwähnten Reserve langte endlich an, und nun hatte seinerseits der Großvezier den Fehler begangen, den günstigen Augenblick entwischen zu lassen und sich zu sehr mit Vollendung seiner Verschanzungen beschäftigt, statt Fortschritte zu Wiedereroberung der Wallachei zu machen, was bei der damaligen Schwäche der russischen Armee mit Leichtigkeit geschehen konnte. Achmet galt für einen über die Gewohnheit gebildeten Türken: er hatte die Vertheidigung von Brailow früher mit Ruhm geführt und sich mit großer Aufmerksamkeit auch alle Gebräuche und Vortheile der europäischen Kriegskunst anzueignen gewußt, soweit sie sich absehen lassen; aber ein wirklicher Feldherr war er deshalb doch nicht. Gegen Ende Septembers machten die Türken starke Ausfälle, um die Russen von ihren Verschanzungen zu entfernen; allein sie liefen fruchtlos ab. Man sieht nun von beiden Seiten die Armeen sich bald gegen einander bewegen, bald wieder verschanzen, ohne daß etwas Entscheidendes vorgefallen wäre. Endlich gelang es den dringenden Bitten mehrerer Generale und Officiere vom Generalstabe, Kutusow zu vermögen, eine Expedition auf das linke Donauufer unternehmen zu lassen. 8000 Mann, unter dem Generallieutenant Markow, wurden übergesetzt, um die dort auf der Höhe befindlichen Türken zu verjagen, Rustschuck zu nehmen und den Großvezier dadurch von allen Verbindungen mit dem jenseitigen Ufer abzuschneiden. Ob nun wohl der General v. Markow auf eine unbegreiflich langsame Weise bei dieser Unternehmung zu Werke ging, welche ihrer Natur nach mit größter Schnelligkeit betrieben werden mußte, um geheim zu bleiben und dadurch zu überrumpeln, so waren diesmal doch die Muselmänner wie mit Blindheit geschlagen, und Verwirrung und Bestürzung herrschte im Lager, als sich endlich die Russen vor demselben zeigten. Alle Officianten u. s. w. flohen sofort, und die wenigen türkischen Truppen welche vorrückten, leisteten beinahe gar keinen Widerstand, stürzten sich in größter Unordnung nach Rustschuck und überließen das mit Reichthümern an-

gefüllte Lager, nebst der am Donauufer aufgepflanzten schweren Artillerie, den Russen. Es würde leicht gewesen seyn, in die schlecht verwahrte und beinahe ganz unbesetzte Festung einzudringen: aber Markow war zu wenig von der wahren Lage der Dinge unterrichtet und begnügte sich, das gegenüberstehende, am rechten Donauufer befindliche türkische Lager mit der genommenen Artillerie zu beschießen. Der ganze Angriff kostete russischer Seits nur acht Todte und Verwundete. Obgleich die Türken sich auch in Rustschuck nicht sicher hielten und weiter flohen, so ließ doch Markow diese Festung ganz außer Acht und setzte blos die oben erwähnte Kanonade fort, welche auch von den das Lager einschließenden Russen der andern Seite nun eröffnet wurde, aber ohne Erfolg blieb, da man keinen Sturm wagte, der wahrscheinlich gelungen wäre, indem die Truppen voll Muth und begierig auf eine ähnliche Beute, als ihre Cameraden, zu stürmen wünschten, die Türken aber sich in Bestürzung und Niedergeschlagenheit befanden. Wundert man sich über die Unentschlossenheit des russischen Anführers, so muß man noch mehr erstaunen, daß der Großvezier nicht besser von dem Ueberfalle unterrichtet gewesen, indem es ihm an Spionen in einem Lande nicht fehlen konnte, dessen Edelleute besonders den Türken sehr ergeben sind. Dazu kommt noch, daß die Expedition schon acht Tage zuvor gar kein Geheimniß war und jeder Marketender davon sprach, so daß selbst aus Buchareſt der dort residirende französische Consul in einem Briefe davon den Großvezier unterrichtete, der jedoch den Kosaken in die Hände fiel und an Kutusow überbracht wurde, welcher aber, als feiner Hofmann, selbst späterhin nichts darüber gegen den Consul erwähnte. — Dieselben, denen es gelungen war, den Oberfeldherrn zu dieser Expedition zu bringen, baten ihn nun dringend, der unterhalb Giurschow liegenden Flotille den Befehl zuzuschicken, mit einbrechendem Abend die Donau heraufzusegeln und sich unterhalb dem verschanzten türkischen Lager so vor Anker zu legen, daß der Großvezier nicht aus selbigem entwischen könne. Oberhalb war dies bereits durch die von Turno gekommene Flotille geschehen. Aber auch hierzu war Kutusow nicht zu bringen. Der Großvezier rettete sich daher, von der Nacht begünstigt, in einem Kahne nach Rustschuck, nachdem er den Nachmittag vorher auf einen Waffenstillstand hatte antragen lassen, der, nach Versicherung, den Frieden nach sich ziehen sollte. Diesen verweigerte jedoch der Oberfeldherr und ließ erst in folgender Nacht die Flotille heraufsegeln, nachdem der Vogel aus dem Käfich entschlüpft war. Es ist wohl mit Zuversicht anzunehmen, daß, wie auch Einige behaupten, dies von Kutusow absichtlich geschah, indem er, bekannt mit den türkischen Gebräuchen, da er eine Zeitlang Gesandter in Constantinopel gewesen, wußte, wie ein eingeschlossener Großvezier

nicht die Macht habe zu unterhandeln; und da der damalige sehr für den Frieden gestimmt war, er ihm geflissentlich den Weg nach Rustschuck offen gelassen habe. Auch kam am 28. October wirklich ein Friedenscongreß in Giurschow zu Stande, wo von Seiten Rußlands der Minister Italinsky und der Etatsrath Fonton, unter der unmittelbaren Leitung von Kutusow, und von der Pforte Galib-Effendi, Stellvertreter des Großveziers, der Ordukadissi oder oberste Richter, Hamid-Effendi, Janitscharengeneral und Demetrius Morusi, erster Dollmetscher, sich einfanden. Bis diese Uebereinkunft, welche die Uebergabe des türkischen Lagers zur Folge hatte, stattfand, war der Feldzug in der kleinen Wallachei äußerst hitzig und mit abwechselndem Glücke geführt worden, das sich zuletzt für die Russen erklärte. General v. Saß hielt mit einer Handvoll Leute den Feind in Respect und vereitelte in sieben verschiedenen Gefechten Ismael-Bey's Plane, welcher 20,000 Mann Türken anführte. Die Lage des Generals v. Saß schien Kutusow so bedenklich, daß er in der Mitte des Septembers, wo er selbst ins Gedränge gekommen war und keine Verstärkung abschicken konnte, v. Saß befahl, die Provinz dem Feinde zu überlassen und sich mit ihm bei Slobodsea zu vereinigen. Es gereicht indeß dem General zum größten Ruhme, diesen Befehl nicht befolgt und sich gegen einen vierfach überlegenen Feind nicht allein vertheidigt, sondern zuletzt Ismael-Bey genöthigt zu haben, sich wieder nach dem rechten Donauufer zurückzuziehen. Mit den eröffneten Friedensunterhandlungen erhielten alle Detachements Befehl, sich wieder aufs linke Donauufer zurückzuziehen, und die Truppen rückten in die ihnen so nöthigen Winterquartiere.

Auf diese Weise endigte sich der russisch-türkische Feldzug von 1811, wo beide Armeen Beweise von Tapferkeit, Ausdauer und Standhaftigkeit an den Tag gelegt hatten. Glänzende Beweise der kaiserlichen Zufriedenheit erhielt Kutusow, und auf seine Empfehlung wurden alle Generale, Officiere und Soldaten mit Avancements und Ehrenzeichen belohnt. — Ref. aber ist geneigter, diese dem Oberfeldherrn erwiesenen Auszeichnungen mehr in der Zufriedenheit seines Souverains mit seinen diplomatischen als militairischen Eigenschaften zu suchen. Denn als General hatte er höchstens ziemlich leidlich temporisirt, ein in damaliger Lage Rußlands immer vorzüglich zu schätzendes Talent. Nicht sein Degen, sondern seine Feder hatte die Türken besiegt; noch mehr wohl seine kluge Beredtsamkeit, seine schlaue Gewandtheit in den Unterhandlungen, wo er so gut mit Ernst und Nachgiebigkeit abzuwechseln wußte, daß er selbst einmal die Unterhandlungen abbrach und scheinbar den Feldzug wieder eröffnete, auch den türkischen Bevollmächtigten die Weisung gab, Buchareſt zu verlassen, was diese jedoch nicht thaten. Der wirkliche, am 28. Mai 1812 unterzeichnete Friedenstractat

wurde jedoch nicht von Kutusow, sondern vom Admiral Tschitschagow vollzogen, indem jener auf schmeichelhafte Weise nach Petersburg eingeladen war, den Dank des Vaterlandes einzuernten. Mit scharfer Einsicht in das Charakteristische dieses Feldherrn sagt General v. Valentini S. 182: „Werfen wir aber einen Blick zurück auf Kutusow's letzten Feldzug gegen die Türken, um das Verdienst dieses glücklichen Feldherrn nach wahrem Werthe zu würdigen: Die Eigenschaften des reiflichen Ueberlegens und kräftigen Handelns wollen wir ihm nicht absprechen. Was er aber dabei dem Rath und der Hülfe seiner Mitfeldherren verdankt, geht aus dem Inhalte unserer Erzählung genugsam hervor. Die Namen Langeron, Sabanejew, Woinow, Woronzow u. a. m., die in diesem Feldzuge sich auszeichneten (wir setzen noch vorzugsweise Saß hinzu), wurden auch unlängst wieder an der untern Donau und am Pruth erwartungsvoll genannt. Was aber unserm Feldherrn Kutusow allein gebührt und aus seinem innern Wesen hervorzugehen scheint, das ist die politische Klugheit, die Erfolge der Waffen stets auf den Hauptzweck zu leiten, den kleinen Vortheil fahren zu lassen, wenn er vom Ziele entfernt, und die Menschen und die Verhältnisse richtig zu beurtheilen. Die einzelnen Züge, aus denen ich dies Bild zusammensetze, werden meinen Lesern im Laufe dieser Erzählung nicht entgangen seyn. Mehr aber noch dürfte der erfolgreiche Feldzug von 1812 gegen Frankreich die Richtigkeit meiner Schilderung beweisen: denn nicht unwahrscheinlich ist die Behauptung, daß der übermüthige Napoleon, durch die Schlauheit seines Gegners, der ihm Friedenshoffnungen geschickt vorzuspiegeln wußte, verleitet ward, in Moskau zu verweilen, bis der Winter eintrat, der auf dem unvermeidlichen Rückzuge unter diesem Himmelsstrich das Verderben seiner Armee herbeiführen mußte."

Wir haben die Geschichte der Feldzüge von 1810 und 1811 unsern Lesern dargelegt, um, wie wir im Eingange erklärten, aus den daraus geschöpften Erfahrungen Resultate für einen künftigen Krieg mit der Pforte ableiten zu können. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn auch jetzt die Hoffnung ganz verschwunden ist, einen baldigen Krieg gegen diesen wahrhaften und steten Feind der Christenheit ausbrechen zu sehen, doch die Politik einer spätern Zeit — und wie schnell ändert die Politik nicht ihre Ansichten und muß sie ändern! — ihn doch noch mit Ernst eröffnen und so ausführen wird, daß Europa endlich und die schönsten Provinzen dieses civilisirten Erdtheils dadurch von den barbarischen Kopfabschneidern befreit werden, und der legitime Sultan seinen Polsterthron in Asien, wohin er gehört, aufschlägt. Zu einem solchen Resultate, das der Menschheit und Christenheit zu gleicher Ehre gereichen würde,

gibt nun im Verfolg des vorliegenden Werkes der General v. Valentini seine eignen, auf kriegerische, an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen, Kenntniß des Landes und der Bewohner gegründeten Ansichten, mit stetem Zurückkommen auf das, was unumgänglich in der Natur der Sache dieses von allen andern Gattungen so verschiedenen Krieges liegt, und entwickelt den dies bezweckenden Operationsplan nach allen seinen Theilen. Und dies zusammengenommen ist es, was wir jetzt ausheben und gedrängt zusammenstellen wollen, ehe wir uns zum Schlusse wenden.

Das Hämusgebirg, von den Türken der Balkan genannt, dessen Fuß etwa 10 Meilen von der Donau anhebt und jedem Marsche auf Constantinopel ein für höchst gefährlich gehaltenes Hinderniß in den Weg legt, ist nicht so bedeutend als sein Ruf. Von fern gesehen, erscheint es ungefähr wie der Donnersberg und die Vogesen bei Kaiserslautern, mit welchem Gebirg es in Hinsicht des Bodens, der Erzeugnisse von Laubholz und Wiesewachs und seiner großen Plateaus, zu vergleichen seyn dürfte. Sind die Wege über dasselbe schwieriger, so liegt dies in der Natur des minder bewohnten und angebauten Landes. Doch geht aus den Karten, so unzuverlässig sie auch von diesem Schauplatz sind, und aus Beschreibung der Reisenden hervor, daß angebaute Thäler und Dörfer, weche die Passage erleichtern, vorhanden sind. Der gewöhnliche Weg der Couriere und Reisenden nach Constantinopel geht über Schumla, das man als die Pforte des Balkan und das Thermopylä der Türken betrachtet. In allen neuern Kriegen war daselbst, wie wir gesehen haben, das Feldlager des Veziers. Die russischen Heere, wenn sie nach Constantinopel zu gehen gedachten, sind nie weiter als bis hierher gelangt. Daher hat der Punct eine Art strategischen Rufs erhalten, den er auch auf gewisse Weise verdient, indem die Wege von Rustschuck, Silistria und Ismael von der Donau und von Warna und mehrern Puncten des schwarzen Meeres, so auch von Tyrnowa über Osmanbahar und aus andern Hauptthälern von Bulgarien, daselbst zusammenlaufen, und sich wieder in mehrere Wege über das Gebirge scheiden. Hierzu kommt noch eine günstige Localbeschaffenheit, welche dem Orte allerdings eine nicht unbedeutende Festigkeit gibt. — Von Schumla nach Constantinopel sind 43 deutsche Meilen. Der Hauptweg geht längs einem Thale über Pravodi, welches auch eine ziemlich ansehnliche Stadt ist. Hier erst ersteigt der Weg den eigentlichen Balkan, in welchem man die Stadt Aidos als Stationspunct findet, etwa drei Märsche von Schumla entfernt. Mit ungefähr noch zwei Märschen würde man wieder einen Stationspunct, die rumilische Stadt Faki, erreichen, wo man das Hämusgebirg überschritten hat und ein milderes, bebauteres und wegsameres Land

betritt. Die Karawanen, die zwischen Adrianopel und Constantinopel in 5 — 6 Tagereisen gehen, lassen schon auf einen Verkehr und alle die Vortheile schließen, welche Handelsverbindungen auch Kriegsoperationen gewähren. Unstreitig würde eine russische Armee bei einem künftigen lebhaften Invasionskriege bis ins Herz des osmanischen Reichs, diesen Weg zu ihrer Operationslinie erwählen. Doch müßte das türkische Heer, das man jederzeit bei Schumla voraussetzen darf, vorher geschlagen oder wegmanövrirt seyn. Beides mißlang, wie wir oben gesehen haben, dem Oberfeldherrn Grafen Kaminsky im Feldzuge 1810. Unfehlbar würde aber Letzteres, als das Sicherste, gelingen, wenn, während die Hauptarmee sich dem türkischen Heere nah gegenüberstellte, bereit, jede gegebene Blöße zu nutzen, ein anderes Armeecorps, das bei Nicopel oder Rustschuck über die Donau gehen müßte, den Weg über Tyrnowa, gerade auf Adrianopel einschlüge. Nur mit Naturhindernissen, die jedoch durch einige hundert Pionniers bei der Avantgarde zu überwinden seyn würden, dürfte man auf diesem wirklich vorhandenen, aber wenig gebahnten Wege über den Balkan, zu kämpfen haben. Vielleicht würden die Geschütze auf der Gebirgspassage auseinandergenommen und auf kleine Landwagen geladen werden müssen, wie man sie in der Wallachei findet, die überall fortkommen. Tyrnowa, eine Stadt in der man wohl eine türkische Besatzung finden würde, müßte genommen und zu einem Zwischendepot eingerichtet werden. Die Lebensmittel auf den 3 — 4 Märschen über den Balkan trägt der Soldat, die Reiterei zugleich ihre Fourage. Etwas, um den eisernen Bestand (derjenige, der immer vorhanden für Nothfälle seyn muß) zu ergänzen, kann auf kleinen Wagen und Saumthieren mitgeführt, und grüne Fouragirung (gleich vom Felde weg, doch ist sie den Rossen allerdings oft gefährlich) mit benutzt werden. Vor allem werden in den einigermaßen bewohnten Gegenden, wo viel Viehzucht getrieben wird, die Heuhaufen aushelfen, die man häufig in den Thälern und Feldern findet. Nur ist die Jahreszeit hier zu beachten. Bis zur eintretenden brennenden Sonnenhitze wächst das Gras fast mannshoch, und die Heuerndte ist früher als im nördlichen Clima. Später, im hohen Sommer, bei gewöhnlich eintretender Dürre, ist der Boden wie abgesengt. Nicht ein Grashalm mehr sproßt empor, und die Thäler, selbst namhafte Bäche trocknen aus. Es dürfte daher der Frühling, etwa vom Monat April an, denn eher findet man keine Weide, die zweckmäßigste Jahrszeit zu einem lebhaften Feldzuge auf diesem Schauplatze seyn.

Demnach finde die heiße Jahrszeit die christliche Heersmacht schon im Besitz der bedeutendsten Stations- und Gemeinschaftspuncte, vornämlich der Hauptstädte, in welchem dann für die Bedürfnisse der Truppen in Stand- und Durchzugs-Lägern gesorgt

werden kann. Adrianopel, das von unserm über Tyrnowa anrükkenden Armeecorps überrascht werden muß, ist eine große volkreiche Stadt, mit Mauern und Thürmen, noch von den Römern befestigt. Hier muß man gleich nahe heranrücken, mit einer brusquen Attaque bald Bresche legen und stürmen. Vor allem aber kann man gewiß annehmen, daß der Großvezier mit seinem Heere von Schumla zurückeilen wird, dem bedrängten Ort zu helfen oder doch Constantinopel zu decken. Da muß denn jene Armee, die ihm gegenübersteht, ihm tüchtig in den Eisen liegen und durch eine starke, umgehende Abtheilung schon Vorsprung gewonnen haben. — Daß dies geht, bewies uns der Feldzug Kaminsky's, wo das russische Heer schon dem türkischen bei Schumla in dem Rücken war und auf dem Wege nach Constantinopel stand. — Es ist bekannt, daß die Türken bei einem Rückzuge solcher Art nicht an regelmäßiges Fortschaffen der Vorräthe und des Lagergeräthes denken, und nur jeder für sich sorgt; daher wird alles dem verfolgenden Heere in die Hände fallen und ihm einen Ueberfluß von Subsistenz liefern. Hauptsächlich aber muß das Corps vor Adrianopel, auch wenn die schnelle Einnahme des Orts nicht gelungen wäre, gleich eine starke Abtheilung auf den Weg nach Faki vordetaschirt haben, der türkischen Armee vor Schumla die Hauptgemeinschaft und Zufuhr abzuschneiden und sie in Empfang zu nehmen, wenn sie auf ihrem bald nothwendigen Rückzuge vom Balkan herabkömmt. Nur Flüchtlinge werden den Schrecken nach Constantinopel bringen, den man möglichst schnell benutzen muß, weil wir wissen, daß die Türken im Schreck und der Bestürzung an keinen Widerstand denken, und also ihnen nur ja keine Zeit zu gönnen ist, sich hiervon vorerst zu erholen. Die Hauptarmee, die auf dem beschriebenen Hauptwege über Schumla vorrückt, muß aber eine Abtheilung links seitwärts detaschiren, welche, in Verbindung mit einer auf dem schwarzen Meere auszurüstenden Flotille sich der Küstenplätze, von Warna an und weiter vorwärts, je nachdem die Armee vorrückt, bemächtiget. Das nothwendige Kriegsmaterial für die Landarmee, vornämlich den Munitionsbedarf zur Schlacht und Belagerung, muß diese Flotille mit sich führen. Sollte Warna, als ein fester Ort von einiger Bedeutung, Widerstand leisten, so darf man sich weder zu Land noch zur See mit ihm aufhalten; einige Bataillons und bewaffnete Fahrzeuge bleiben zur Blokade zurück, und die Flotte mit Landungstruppen muß gleich weiter in den Meerbusen bei Missevria oder Burgas einlaufen und sich dieser bekannten Hafenplätze bemächtigen. Von letzterm zeigt die Karte einen Weg nach der Hauptstraße, den Balkan hinauf, woraus zu schließen, daß Burgas ein Stapelplatz ist, wo die Schiffe ausgeladen, und die Handelsgegenstände zu Lande weiter geschafft werden. Auf diesem

Querwege kann also die Armee mit dem Nöthigen versorgt werden. Burgas muß daher zum festen Depot eingerichtet, und was zu einem Karavanen-Transport — an die Stelle des Proviant-Fuhrwesens in andern Ländern — nöthig, daselbst zusammenzubringen seyn. Der Weg, den zu dieser Küstenoperation, zu Lande von Warna aus, unsere Abtheilung marschirt, soll sehr schwierig seyn; daher möge sie, als blos mitwirkend, die Festsetzung unserer Flotille zu erleichtern, auch nur aus leichten Truppen — Jäger-Regimentern, Kosaken, leichter Artillerie — bestehen.

Der strategische Aufmarsch, bis zu welchem die Bewegungen der Armee combinirt werden müßten, dürfte daher seyn:

1) auf dem linken Flügel eine Abtheilung der Armee bei Burgas festgesetzt, die Flotille daselbst stationirt und die Recognoscirung längs der Küste zu Wasser und zu Lande weiter vortreibend.

2) Die Hauptarmee bei Faki, und ihre Avantgarde bis Kirklissi vor.

3) Auf dem rechten Flügel das Seitencorps bei Adrianopel, mit einer Abtheilung weiter rechts im Thal der Maritza, und die Avantgarde auf dem Wege nach Constantinopel, etwa bis Babaschky, d. h. bis an denselben Bach, an welchem Kirklissi liegt, damit beide Avantgarden mit einander Verbindung haben.

In dieser Stellung wären denn einige Tage Ruhe nöthig, die zugleich zur Ergänzung des Heers und Materials aus den Depots, zur Sicherung der Gemeinschaft und zur Vorbereitung kräftigen, aber besonnenen Weiterschreitens zu benutzen wären. Erleichtert werden alle diese Aufgaben, wenn auf jedem Operationswege eine Abtheilung mit dem nöthigen Nachschub an Kriegsmaterial den vorangezogenen Armeecorps um einige Tagemärsche folgt, unterwegs Besatzung einlegt, wo es möglich ist, als mobile Colonne dient (d. h. wo sich etwa einzelne oder mehrere Feinde und Unruhestifter blicken lassen, diese aufhebt, verfolgt, zerstreut und ähnliche, auf die Ruhe und Ordnung im Rücken der Armee abzweckende Maßregeln ausführt) und bei endlicher Vereinigung mit der Armee den Ersatz in aller Hinsicht gewährt. Nur wenige Tage des Haltens würden dann nöthig seyn, um in eine neue Linie vorzurücken, in welcher die Flotte vielleicht den Hafen von Mudia einnehmen, und die gesammte Streitkraft zu Lande sich bei Araba-Burga vereinigen, dann aber ohne langes Zaudern auf Constantinopel losgehn würde. Jedoch müßte unerläßlicher Weise eine Reserveabtheilung in Adrianopel stationirt, und durch stetes Heranziehn und Sammeln von Ersatzmannschaft und Nachzüglern möglichst

stark erhalten werden. So wie dieser Ort das Hof- und Feldlager der erobernden Sultane war, als sie die unglücklichen griechischen Herrscher in Constantinopel, fast ein Jahrhundert hindurch, wie umsponnen hielten, bis sie ihrem Reiche ein schreckbares Ende machten, so müßte er nach einem verhängnißvollen Kreislauf der Dinge auch wieder der Hauptsitz (?) der wiedererobernden christlichen Macht werden, die aber nach überdachtem Plane und mit gehörigen Mitteln nur so viel Tage als dort Jahre bedürfen wird, die Sache zu Ende zu bringen. Die Aufgabe für diese Reserve-Abtheilung ist, das Land im Rücken der Armee zu organisiren und durch Entsendungen die Städte Philippopolis, Lofscha, Sophia u. s. w., sey es durch Gewalt der Waffen oder Unterhandlung, sich zu unterwerfen. Hier würden die zahlreichen Griechen in diesen Städten und die Mitwirkung der Servier den kräftigsten Vorschub leisten.

Es ist jedoch, ehe wir unsern Lesern den Verfolg dieses eben so genialen als gründlich militairisch erwogenen Operationsplans mittheilen, wohl an der Zeit, die Frage, die sich wohl jedem sogleich aufgedrängt hat: „wie viel Truppen sind zu dem allen nöthig?" zu beantworten. Gen. v. V. glaubt, und wohl mit vollem Rechte, daß es nicht sowohl auf die große Stärke als auf den gehörigen Ersatz ankommt. Auch heut zu Tage dürfte Montecuculi's Forderung von 50,000 Mann Streitern an dem Schlachttage um so mehr zureichen, als die Türken keine so großen Heere als ehedem mehr ins Feld stellen, die Organisation der europäischen aber in neuerer Zeit, wo jetzt eine gut ausgebildete Infanterie den Hauptbestandtheil ausmacht, und nicht mehr so viel Cavallerie erforderlich ist, das Verhältniß noch günstiger gestaltet. Damit nun die Hauptarmee, am Tage der Schlacht, ihre 50,000 Mann gewiß auf dem Fleck beisammen habe, rechnet der General außer diesen noch für das an die schwarze Meerküste detaschirte Seitencorps und die als Reserve folgende Abtheilung, 30,000 Mann; also diese Armee = 80,000 Mann. Jenes andere Seitencorps aber, das, wie wir früher gesehen haben, über Tyrnowa auf Adrianopel vorgedrungen, müßte, weil es selbstständig nicht von der Armee unterstützt werden könnte und mehrere Plätze zu nehmen hätte u. s. w., mit der vorangehenden Division als Avantgarde und einer als Reserve, auch 60,000 Mann betragen. Mithin bedürfte es zu der ganzen Operation über den Balkan nicht mehr als 140,000 Mann. — Allein, um sich den Rücken zu sichern und die Plätze an der Donau, welche die Türken noch inne haben, zu beobachten und nach und nach zu erobern, dürften noch 60,000 Mann erforderlich seyn, welche, je nachdem Letzteres nach und nach gelungen ist, eine vorrückende Reservearmee bilden und die Communica-

tion mit der vorwärts operirenden Armee auf eine solche Art begründen, oder auch wiederherstellen, wenn sie etwa auf Momente verloren gegangen ist. Mit diesen 200,000 Streitern, die nur vor Ende des Feldzugs wieder ergänzt werden müssen, wird ein thätiger, die Vorurtheile der Vorzeit nicht achtender Feldherr ohne Zweifel die Eroberung der europäischen Türkei, wenn nicht im ersten, doch gewiß im zweiten Feldzuge vollenden. Bei der hier vorausgesetzten Eintheilung und dem wirklichen Vorhandenseyn der Armee ist eine ängstliche Sorge für die Gemeinschaft nicht nöthig. Den Rücken durch eine blockirende Reserve-Armee im Großen gesichert, muß der über den Balkan gehende Feldherr sich nicht um kleine Störungen streifender Räuberhorden auf seinen Communicationen kümmern, das Ziel „Constantinopel" liegt vor ihm, und, mit dem Gebirg im Rücken, muß er sich Hannibal in Italien dünken!

Wir nahen uns jetzt Constantinopel, aber ehe wir daran denken dasselbe zu umschließen und hart zu bedrängen, ist es nöthig in Kleinasien zu landen, indem der Bosporus nur als ein breiter Strom anzusehen ist, den man passiren muß, um den ganzen Platz zu belagern. Deshalb hat sich indeß die längs der Meeresküste mitgegangene Flotille an die asiatische Meeresküste zu begeben und diejenigen Truppen, welche nicht unumgänglich zur Besatzung von Warna, Burgas ꝛc. dienen, einzuschiffen. Unter der Protection einer hinlänglichen Anzahl Kriegsschiffe, die in den Häfen des schwarzen Meeres auszurüsten sind, geschieht die Landung, und es muß Scutari, dem Serail gegenüber liegend, genommen werden. Die Küstenvertheidigung der Türken wird als schlecht geschildert, und die einzigen Wehrmittel sind die alten Schlösser Rumili und Anadoli-Hissar, die höchst unzulänglich den Bosporus bewachen. Die erst ausgeschifften Kosaken- und Jäger-Regimenter werden, wenn sie vorerst noch zu schwach und ohne Artillerie sind, um gleich Scutari zu nehmen, bis an einen Terrainabschnitt vorgeschoben, um zu hindern, daß nicht asiatische Haufen Mittel finden, der Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. (Wir nehmen an, daß bis 30,000 Mann durch fortwährende Ueberschiffung auf die asiatische Küste gebracht werden können, wovon ein Theil von der concentrirten Hauptarmee, die mit vor den Umgebungen von Constantinopel erscheint.) Die Hauptstadt wird nunmehr auf dem europäischen Ufer möglichst eingeengt. Es kommt darauf an, sich so nah als möglich festzusetzen und ihr das Quellwasser abzuschneiden, das sie aus meilenweit entfernten Wasserbecken, mittelst künstlicher Leitungen, empfängt. Mit Durst aber sind die Türken am meisten zu zwingen. Die in der Umgebung liegenden Dörfer und vortheilhaften Terrains würden stark zu verschanzen, und die Truppen die solche vertheidigen, durch

rückwärts gelagerte zu unterstützen seyn, damit der hitzige Muselmann sich an diesen kleinen Gegenfestungen den Kopf zerstoße und auch ein Theil der Belagerungs-Armee, in letzter Reserve noch weiter rückwärts gelagert, der Ruhe genießen könne. Der Grundriß *) von Constantinopel zeigt, daß dies sehr gut geht, indem Meierhöfe und Dörfer in geringer Weite vorliegen, das hohe Terrain von morastigen Gründen durchschnitten wird, die nach der Stadt auslaufen und so enge Zugänge bilden. Die Vorstadt Pera übrigens hat gar keine Mauer, und würde, auch auf türkische Manier befestigt, nicht großen Widerstand leisten.

Nach den Grundsätzen einer zweckmäßigen, nach außen wirkenden Vertheidigung, würde sich diese Localität auch auf der entgegengesetzten Landseite benutzen lassen. Vorzüglich springt die längs dem Hafen sich dehnende lange Vorstadt Ejub in die Augen, welche mit ihren Umgebungen von morastigen Ravins, schmalen Rükken und vorliegenden Dörfern und Höfen, einen zum festen Lager sich eignenden Terrainabschnitt bildet, von welchem das hochgelegene Dorf Topdschilerkoi der Schlüssel ist. Vor der Front liegt die ausgedehnte Ebene von Daudpascha, die jetzt als einzige Fläche umher der Tummelplatz der Spahis seyn könnte. Von diesem Puncte aus gleich zum Sturm geschritten, wenn die Spahis zurückgetrieben sind, könnte Ejub ein zweites Montmartre werden, das die Hauptstadt ohne Blutvergießen in unsere Hände brächte. Werde nun aber diese Höhe von den Türken streitig gemacht oder verlassen, so müssen immer, so wie man sie hat, engeinschließende Werke auf ihr gleich angelegt werden.

In Kleinasien indeß rückt die eigentliche Observations-Armee von 50,000 Mann bis an den Sakarifluß, etwa drei Märsche weit vor, wobei ein Corps in die rechte Flanke gegen das olympische Gebirg zu poussiren ist, um die Türken da möglichst hinüberzutreiben **). Dann hätte man einen durch Naturhindernisse gesicherten Terrainabschnitt, in welchem man sich militairisch festsetzen und unter den im Lande wohnenden Juden, Griechen und Armeniern eine regelmäßige Regierung und Verwaltung einführen könnte. Das Corps, welches die rechte Flanke deckt, würde sich etwa bei Isnik (dem alten Nicäa) festsetzen. Das weitere Vordringen wird bis auf den Herbst verspart, wo Constantinopel schon gefallen ist, man aber in Asien noch Bursa am Fuße des Olymps innehaben

---

*) Die 2 Plane, welche in Hammer's Werke: Constantinopel und der Bosphorus, Pesth, bei Hartleben 1822, herausgekommen, dienen vorzüglich zur Einsicht.

**) Büsching's Geographie und Charten irgend eines gewöhnlichen Schulatlas.

muß, damit die Türken unsere Kolonie nicht stets von da aus beunruhigen. Ueberall decke man sich nur durch feste Läger, Schanzen und Citadellen.

Indeß wird die Noth in Stambul den höchsten Gipfel erreicht haben. An den Fontainen, wenn sie noch nicht alle versiegt sind, wird sich das Volk um das Trinkwasser schlagen, die Janitscharen aber, bei geleerten Magazinen, auf Pferdefleisch reducirt seyn. Die Nichttürken sind wahrscheinlich schon von dem wüthenden Muselmann ermordet oder gewiß doch zum Verhungern verdammt. Die Menschlichkeit sowohl als der eigne Vortheil dürfte den Belagerer auffordern, es bis dahin nicht kommen zu lassen, und lieber den Osmanen einen freien Abzug mit Habe und Familie anzubieten, den sie zuverlässig gern annähmen. Wird nur alles öffentliche oder großherrliche Eigenthum dem Sieger überliefert, oder mit einer namhaften Contribution abgekauft, so können beide Theile zufrieden seyn, zumal wenn der Angreifende die Zeit des Abzugs, der seiner Natur nach wohl Wochen und Monate dauern kann, benutzt, seine Eroberungen in Kleinasien weiter zu treiben. Mindestens die Hälfte der Armee muß dann gleich über den Bosporus gesetzt, bei Scutari ein Lager bezogen, ein Armeecorps aber mit hinlänglichen Mitteln zur Expedition auf Bursa abgeschickt werden. Damit jedoch die aus Constantinopel abziehenden Türken diese Belagerung nicht stören und überhaupt in Ordnung ziehen müssen, ist der Ort und ein etappenmäßiger Weg dahin, in der Capitulation zu bestimmen. Solches einzurichten wird den Kosakenpartien und türkischen Behörden überlassen. Hierzu würde das alte Doryläum, jetzt Eski-Scheher, vorzuschlagen seyn, wohin der Weg über Ismid (Nicomedien) längs des Sakariflusses führt. Sie liegt am Prusakflusse, und hier dürfte demnach vor der Hand sich die osmanische Macht festsetzen. Werden aber noch in diesem Feldzuge Bursa und die Pässe des Olymps erobert, so kann es für den künftigen verspart werden, sie von dort zu vertreiben *). Diese Vertreibung aber dann vorzunehmen ist auf jede Weise zu rathen, indem wir früher gesehn haben, wie die Türken gern wiederkommen und die verlornen Plätze einnehmen. Deshalb ist ein Feldzug noch nöthig, zu welchem, wenn Rußland ihn allein führt, die anatolische Küste des schwarzen Meers sich als natürliche Basis darbietet. Es kommt dann darauf an, die türkische Armee aufzusuchen und durch eine gewonnene Schlacht über die Gebirge (das olympische und Emirgebirg) zu werfen. Ein Corps aber müßte sie vorläufig am Pru-

---

*) Die gewöhnlichen Charten reichen hier nicht zu, um ein deutliches Bild zu geben, und der Verf. empfiehlt den Büsching und eine Charte Kleinasiens aus der alten Welt zur Hülfe.

taksflüsse in der Front beschäftigen, den eroberten Landstrich sichern und nach erfochtnem Siege die Städte Eski-Scheher und Kiutahya besetzen oder belagern. Folge von so einem Siege wäre dann die Unterwerfung des ganzen vormaligen Bithyniens, d. i. des heutigen nördlichen Anatoliens, zwischen der Küste und dem Gebirge. Angora ist darin der Hauptort und auch wegen seines Handels berühmt. Die hohe Pforte wird ihren Sitz in Karahissar am Mäanderfluß oder tiefer in Caramanien, etwa in Konia (Cogni, d. i. vor Alters Iconium) nehmen müssen, wo schon früher das Hof- und Feldlager der türkischen Großherrn, ehe sie Europa heimsuchten, gewesen.

Dürften wir noch andere europäische Mächte, außer Rußland, im Kriege gegen die Türken mitwirkend denken, so macht sich die Eroberung von Kleinasien, nachdem Constantinopel bezwungen ist, leichter. Eine abendländisch-christliche Macht würde bei Smyrna landen und sich dieses basirenden Hafenplatzes bemächtigen. Von hier nach Karahissar gehen die Karavanen in sieben Tagen; eine Armee wird daher ohne Schwierigkeit dahin gelangen. Von da nach Angora sind wieder sieben Tagereisen, auf welchem Wege dann aber die russische Armee schon cooperirte, um nach gemeinschaftlichem Zweck die Türken von dem Taurus zu treiben.

Hier endet eigentlich der Operationsplan, welcher die Eroberung von Constantinopel und zur Sicherung derselben, die der asiatischen Küste und Bithyniens bezweckt; der Verf. aber fängt ihn von §. 61. S. 196 noch weiter auszudehnen an und es als eine allerdings sehr wünschenswerthe Sache vorzustellen, wenn Griechenland, Aegypten und Syrien die Freiheit vom muselmännischen Joche erlangten, und ihnen überhaupt alle Küstenländer, also auch die nordafrikanischen Raubstaaten abgenommen würden. Da jedoch diese Idee, so schön sie ist, nicht Bezug auf das Eigentliche dieses Werkes hat, so lassen wir sie dahingestellt seyn, gedenken jedoch mit einigen Worten der originellen Aeußerung des Gen. v. V., die Vertheidigung der so eroberten Länder einem militairischen Koloniestaate anzuvertrauen. — Allerdings haben, sagt er, die christlichen Nachbarstaaten der Türkei nicht mehr, bei ihrer verbesserten Kriegskunst: das zu fürchten, was ihnen in früherer Vorzeit widerfuhr: allein dennoch dürfte man die Waffen schwerlich in jenen Kolonien aus der Hand legen, welche die Mutterstaaten noch mehrere Menschenalter hindurch zum allgemeinen Schutze werden aufstellen müssen. Hier dürfte vielleicht die Wiederhervorrufung der früher bestandenen christlichen Ritterorden, und ihre Vereinigung und Umformung, den Ansichten des Jahrhunderts angemessen, an ihrem Orte seyn. Indem der neue militairische Staat durch seine Zungen mit allen europäischen Mächten ver-

zweigt wäre, würde das ihm zum Besitz angewiesene eroberte Land, weit entfernt ein Zankapfel zu seyn, vielmehr unter ihnen ein Vereinigungsmittel seyn können. Die ganze Uebervölkerung von Europa würde daselbst bequeme Ansiedelung, die thatenlustige Jugend aber Gelegenheit finden, sich die Sporen zu verdienen. Eine solche praktische Kriegsschule, am entfernten Ende des civilisirten Continents, dürfte dem Ganzen ersprießlich seyn, und man würde nicht nöthig haben zu wünschen, daß zur Belebung des kriegerischen Geistes, dann und wann unter den christlichen Staaten selbst Fehde entstehe. Der zweckmäßigste Sitz für diesen christlichen Ritterorden scheint der zu erobernde Landstrich von Kleinasien zu seyn, und die Insel Rhodus war schon früher der feste Punct der nachmaligen Malthesei, von wo sie das mittelländische Meer rein hielten.

Zum Schluß verwahrt sich der Gen. v. V. noch gegen den Vorwurf, als habe er durch sein Werk die Leser in ein chimairisches Land geführt, und beruft sich zum Beweis dagegen auf die Einrichtungen Oestreichs und Rußlands, wovon erstere Macht in Kroatien und dem Bannat, letztere aber in der erst unlängst erschaffnen Militair-Kolonie im südlichen Theile seines Reichs, Aehnliches in der Wirklichkeit aufgestellt haben; auch Kaiser Paul wohl mehr als flüchtigen Theil an der Wiederherstellung des Maltheser-Ordens genommen habe, als er das Großmeisterthum desselben mit seiner Krone verbinden wollte. Allein es dünkt Ref., als ob der geistreiche Verf. diese Verwahrung durchaus für geschichts- und welterfahrne Leser nicht nöthig gehabt hätte. Seine Ansicht über ein solches Etablissement ist glänzend und auf den natürlichsten Grund gebaut, nämlich die Vertheidigung in die Hände einer militairischen Corporation zu geben, die außer an die Ehre, auch an den Besitz gebunden ist, und daher durch doppelte und die stärksten Hebel angetrieben wird. Dazu kommt, daß dieser Orden sich im Geist des Jahrhunderts modificirt, und nicht die Ahnen-, wohl aber die Thaten-Probe der letzten Kriege, sey sie nun unmittelbar mit dem Degen, oder auch mit Wort und Feder, jedoch erfolgreich geführt, bei den ersten Stellen den Ausschlag geben müßte. Eine ähnliche, aber weit begrenztere Idee hatte, wie man sagt, ein eben so kräftiger als großer Staatsmann unserer letzten Zeit, welcher beabsichtigte die Grenzprovinzen gegen Frankreich auch einem zu schaffenden Orden anzuvertrauen, eine Idee, die hier wohl am unrechten Orte war.

Wenn wir nun einen Blick auf das Ganze des geschilderten Werkes werfen, so gestehen wir mit Vergnügen, daß darin sich dieselbe Genauigkeit, Gründlichkeit und große Umsicht abspiegelt, die das Charakteristische aller Schriften des Freiherrn v. Valentini ausmachen. Es ist keine ideelle Welt, in die er uns führt; es ist viel-

mehr die Erfahrung und die Kenntniß über einen Gegenstand so gesteigert, daß er uns ideal erscheint. Doch nur auf den ersten Moment: denn sobald wir die nöthigen Hülfsmittel zum Studium herbeischaffen und nun alles überlegen und abwägen, kurz, mit Ernst und Vorsicht ins Innere dringen, werden wir bewogen, ja bezwungen, einzugestehn: es ist alles ganz natürlich, und sobald nur die Feldherrn einig sind, die Truppen gut gebildet und die Generale ihre Pflicht thun, kann es im Ganzen gewiß nicht fehlen. Das Einzige, was wir einigermaßen in diesem 3ten Theile der Lehre vom Kriege vermissen, ist die sonst so strenge logische Ordnung, indem die eigentlich zusammengehörenden Stücke oftmals vereinzelt sind und die unmittelbare Uebersicht erschweren. Wir haben hier gesucht, durch abgeänderte Ordnung diesem, wie es uns scheint, nicht ganz unbedeutenden Uebelstande abzuhelfen. Vier Plane sind dem Buche beigefügt: „1) Skizze des Kriegsschauplatzes zwischen Rußland und der europäischen Türkei und Schumla, mit dem verschanzten Lager des Großveziers im Feldzuge 1810." Bei jener sind die Namen der Orte nicht immer ganz übereinstimmend mit denen im Werke; ferner wäre zu wünschen, daß zum Nachsehen auch das kleine Stück Donau und Gegend von Dojan bis zum Ausflusse ins schwarze Meer, darauf wäre. „2) Die Belagerung von Rustschuck, im Sommer und Herbst 1810. 3) Schlacht von Battin, am 7. September 1810. 4) Schlachten der Russen gegen die Türken bei Rustschuck im Feldzuge 1811, unter Kutusow." Zu ihnen sämmtlich befinden sich erklärende Notizen an des Buches Ende. Die Zeichnung der Karten ist gut, Papier und Druck untadelhaft, nur scheint S. 60, Z. 17 v. o. und S. 67, Z. 11. v. u. zweimal Freiherzigkeit für Feigherzigkeit zu stehen und einen sonderbar entgegengesetzten Sinn zu bilden.

Der Verfasser nimmt mit diesem Theile (s. Vorrede S. IV) Abschied von den Lesern; ein Abschied, der ihnen gewiß sehr schmerzlich fällt, da sie denselben nur haben achten und lieben lernen können. Achten, wegen seiner entwickelten Kenntnisse und Ansichten; lieben, wegen der Einfachheit seines Gebens und seiner großen Bescheidenheit. Wohl wird ein Geist, wie der des Gen. v. V., welcher so ausgezeichnete Documente desselben niedergelegt, nicht ganz die Feder aus der Hand legen; für jetzt sehen wir mit Erwartung dem 2ten Bande des zweiten Theils der Lehre vom Kriege entgegen, der „aus Rücksicht auf eben obwaltende Zeitverhältnisse," noch zurückgehalten worden; ein „anscheinender Uebelstand welchen zu rechtfertigen der Verfasser sich auf das Beispiel ähnlichen Verfahrens von hochgeachteten und selbst classischen Schriftstellern berufen würde, wenn er nicht durch Nennung solcher Namen den Schein von Anmaßung fürchten müßte, sich mit ihnen

auf eine Linie zu stellen." Unsers Bedünkens bedarf der Autor keine Berufung auf ein Beispiel und noch weniger Furcht vor Anmaßung dabei, denn er ist selbst classisch! 19.

III.

Uebersicht der neuesten französischen Philosophie.

Fortsetzung des in Nr. XIV. S. 384 abgebrochenen Aufsatzes.

1) Histoire comparée des systèmes de philosophie, considérés relativement aux principes des connaissances humaines, par *M. Degerando*, Membre de l'institut de France. Deuxième édition, revue, corrigée et augmentée. Tom. I—IV. 8. Paris, 1822, 23.

2) Rapport de la nature à l'homme et de l'homme à la nature, ou Essai sur l'instinct, l'intelligence et la vie, par *M. le Baron Massias*. Tom. I — III. 8. Paris, 1821, 22.

Die Geschichte der Philosophie ist, ungeachtet mehrerer sehr achtungswürdigen Bearbeitungen der neuern Zeit, unter denen wir nur das verdienstvolle Werk des verstorbenen Tennemann nennen, doch noch ziemlich hinter der Idee zurückgeblieben. Die Geschichtschreiber derselben tragen noch viel zu sehr die Farbe und das Gepräge ihrer eigenen Zeit, der unter ihnen herrschenden Ansichten und Meinungen. Sie können es nicht übers Herz bringen, den Bericht von dem Gedankengange eines oft um Jahrtausende von ihnen entfernten Denkers aufzuzeichnen, ohne ihr eigenes Gutachten über den Gehalt seiner Leistungen hinzuzufügen. Anstatt sich in die Grundanschauungen desselben zu versetzen und von diesen aus seine ganze Gedankenreihe in solcher Verknüpfung darzustellen, daß die Ueberzeugung erwächst, es lebte in jedem eine eigenthümliche Idee, und es konnten so heterogene, durch verschiedene Quellen uns zugeführte Fragmente, wie die fossilen Knochen längst untergegangener Generationen, einst kräftige Glieder einer organischen Gestalt seyn, beharren sie hartnäckig auf neueren Anschauungs- und Denkweisen, und stellen so natürlich die Objecte unter eine falsche Beleuchtung. Entweder sind sie Skeptiker, und dann stimmen sie Klagen an über die dogmatische Zuversicht dieses oder jenes Forschers; oder Eklektiker, und dann freuen sie sich, daß hier und da mancher gute und nützliche Gedanke erscheint; oder sie haben

ein bestimmtes, abgeschlossenes und unverbesserliches System, es sey das Leibnitz-Wolfische, Kant'sche oder Schellingische. Dies legen sie dann als Maßstab an alle andere Vorstellungen an, sie vergleichen unaufhörlich: bald finden sie eine Aehnlichkeit mit den Monaden, eine Ahnung der transscendentalen Aesthetik, eine Spur, welche, wenn man ihr nachgegangen wäre, hätte auf den Unterschied der Dinge an sich und der Erscheinungen, oder auf den kategorischen Imperativ leiten können; endlich eine gelungene Schilderung der intellectuellen Anschauung u. dergl., ohne zu bemerken, wie sehr sie sich dadurch ihr eigenes Geschäft verderben und die Reinheit historischer Forschung trüben. Beobachteten sie unbefangen, was um sie vorgeht, so würden sie inne werden, daß, noch ehe sie mit ihrem Werke ans Ende sind, ihr classisches System schon durch ein anderes verdrängt ist, oder auf das heftigste bekämpft wird, und daß das neue mit eben demselben Rechte zum Maßstabe genommen wird, wie das ihrige, und eben deshalb dieselben Objecte, nach ganz verschiedenen Maßen bestimmt, auch ganz abweichende Verhältnisse geben müssen, so daß wieder ein Act der Vergleichung nöthig wäre, um das Richtige zu finden. Der moderne Physiker, der mit baconischem und newtonischem Fernrohr nach dem dunklen Himmel der Vergangenheit blickt, ist nicht abgeneigt, außer dem Leucipp, Demokrit und Epikur, alle andere Körper für glänzenden Dunst zu halten; dem Naturphilosophen sind Pythagoras und Platon die beiden Sonnen des Alterthums, deren und noch vieler anderer Glanz vom kritischen Standpunkte aus durch das Leuchten des Aristoteles überstrahlt wird. Indem so jeder eine eigene Ordnung festsetzt, wird die Stelle aller verrückt, bis zuletzt jeder sich auf seine Hand die Gruppen bildet, je nachdem es Laune oder Zufall mit sich bringen. Endlich vermißt man in den bisherigen Bearbeitungen noch gar sehr die Stetigkeit der Darstellung. Jeder einzelne Denker ist zwar als ein freies Wesen, das, was er geworden ist, größtentheils durch sich selbst: man darf allem, was in Religion, Verfassung, Sitten, Sprache des Volks, zu welchem er gehört, auf ihn einwirken mag, doch keine zwingende Kraft zuschreiben; allein, erregend so wie hemmend wirkt es doch: es bietet ihm Stoffe, die gegen manche Formen des Geistes ganz spröde sind, so daß man behaupten muß: das System eines Denkers sey, ob zwar Kunstwerk und Product der höchsten Gedankenfreiheit, dennoch zum Theil durch Nothwendigkeit gewirkt, und es walte das unerbittliche Schicksal, oder vielmehr die Vorsehung auch über die Systeme der Philosophen. Die Geschichte der Philosophie muß die Systeme nicht blos als etwas Fertiges vorführen, sondern auch die Genesis derselben, wenigstens muthmaßlich, berichten, damit man erkennt, wie es sich nach und nach gestaltet hat. Es gibt nur

wenige, welche ihre Ideen so sehr in einem abgeschlossenen Werke niederzulegen suchen, wie **Spinoza** in der Ethik, oder **Kant** in der Kritik der reinen Vernunft — die meisten vertheilen sie unter mehrere Werke, man kann in der Bildung derselben mehrere Epochen unterscheiden. Bald erhoben sie sich von der Dunkelheit zur Klarheit, sie befestigten das schon wankende Gebäude, rissen weg, setzten an; bisweilen vermochten sie selbst nicht dasselbe gegen die Angriffe anderer zu schützen; sie verließen es wie ein unreifes Jugendwerk und gingen zu andern Lehren über — oder ihre Productionskraft fiel in die Jugend, und das höhere Alter brachte statt vollendeter Meisterschaft, Ermattung.

Nicht minder lehrreich ist das Verhältniß eines Systems zu dem unmittelbar vorhergehenden. Der interessanteste Punct ist hier die Art, wie eins durch das andere angeregt wurde und entweder dieselbe Idee weiter verfolgte, aus dunklen Umgebungen hervorzog, von überflüßigem Beiwerk befreiete, in bestimmterer Form ausprägte, anwendete; oder wie, indem die originelle, energische Darstellung des Urhebers dazu diente, die ganze Einseitigkeit seines Standpuncts zu enthüllen, die Nothwendigkeit einleuchtete, einen andern zu suchen, und dieser eben so auf einen dritten leitete; wie der Geist zu neuen Irrthümern oft unerwartet hingerissen wurde und in excentrischer Bahn sich um die Wahrheit bewegte, dieselbe jetzt, wie durch eine gewaltige Centrifugalkraft getrieben, scheinbar ganz aus den Augen verschwand; aber dann plötzlich wieder ihr näher kommend als je, und ein ganz neues Gebiet der Natur oder des Geistes in überraschender Klarheit auffassend.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen dürfte wohl hervorgehen, wie manches in der Geschichte der Philosophie noch zu wünschen übrig ist, und wie demnach jedes neue Werk, das redlich bemüht ist, dieselbe der Vollkommenheit näher zu bringen, vom Publicum mit Dank aufzunehmen sey. Dazu rechnen wir ohne Bedenken die Schrift Degerando's. Die erste Ausgabe derselben erschien bereits 1804 in 3 Bden. in 8. und von Tennemann ins Deutsche übersetzt, Marburg 1806—7. 2 Bde. Sie befriedigte schon damals ein wesentliches Bedürfniß der französischen Literatur, *Deslandes's* histoire critique de la philosophie, ed. II. Amsterd. 1737—56. IV. Voll., das einzige umfassende Werk derselben, weit hinter sich zurücklassend. Die Lobsprüche, welche ihr der verdienstvolle Tennemann ertheilte, waren der Wahrheit ganz gemäß. Die vorliegende zweite Auflage verdient sie noch in reicherem Maße; wie denn schon der größere Umfang derselben, die mehr ins Einzelne gehende Untersuchung beweist, indem mit dem vierten Bande erst die Scholastik beendigt ist. Ueberall ist Quellenstudium sichtbar, wobei oft die zum Theil einzigen Schätze

der pariser Bibliothek glücklich benutzt sind. Der Styl ist leicht, elegant, lebhaft, malerisch und verdient deshalb vor der schwerfälligen, trocknen, ausspinnenden und gar zu gewöhnlichen Schreibart der deutschen Historiker, und selbst Tennemanns, ohne Widerrede den Vorzug; der Verf. verirrt sich selten in kleinliches, unfruchtbares Detail, sondern hält sich an die wesentlichen Momente und richtet sein Augenmerk besonders auf die Hauptprobleme der Philosophie, auf Ursprung, Gewißheit und Umfang der menschlichen Erkenntniß und die Genesis der Systeme, — kurz, es ist keine der Anforderungen, welche man an eine Geschichte der Philosophie zu machen berechtiget ist, ganz unbefriedigt geblieben. Freilich entdeckt man auch noch bedeutende Mängel, die indessen bei einem so schwierigen und umfassenden Unternehmen kaum zu vermeiden sind, so wie es denn auch nach solchen Vorgängern, wie Tennemann, dem der Verf. sehr vieles zu verdanken, offen gesteht, leichter war, in diesem Fache etwas Vollkommneres zu leisten.

Wir wollen unsere Leser mit dem Inhalte näher bekannt machen. Ganz eigenthümlich ist demselben die Vergleichung der verschiedenen Systeme und das Bestreben, vermittelst der Geschichte ein neues, auf Erfahrung sich stützendes Lehrgebäude zu errichten. In der Vorrede drückt er sich darüber folgendermaßen aus: „Wenn es in der Philosophie einige Hauptprobleme gibt, welche, den Keim aller andern enthaltend, auf dieselbe großen Einfluß ausüben und die letzten Thatsachen zu ihrer Anflösung hergeben; wenn die Meinung, welche die Philosophen sich von diesen Hauptproblemen gebildet haben, die ganze Richtung und Folge ihrer Gedanken bestimmt hat; wenn diese Fundamental-Fragen herausgefunden, aufgezählt und bestimmt werden können: — so hätte man ein einfaches und sicheres Mittel, die ersten Bedingungen und wesentlichen Charaktere einer Lehre anzugeben und die Ausdrücke festzusetzen zur Bezeichnung eines der wichtigsten Gesetze der intellectuellen Welt. Vergliche man hiernach die verschiedenen Bestandtheile einer einzigen Lehre, so erhielte man gleichsam den Schlüssel zu derselben, das sie alle vereinigende Band, man würde gewissermaßen eins werden können mit dem Geiste, dem sie ihr Entstehen verdanken. Hielte man hierauf diese Lehre wieder an andere, so könnte man sich in den Besitz einer natürlichen Methode ihrer Classification setzen, und wenn man die Geschichte der Philosophie, in Beziehung auf die verschiedenen Secten, ihren Ursprung, ihre Erfolge, ihre Kämpfe mit andern studirt, so kann man mit Hülfe derselben Principien den eigentlichen Punct ihrer gegenseitigen Abweichung, die Ursache ihrer Opposition, den Ursprung der Differenz genau bestimmen und auf den einfachsten Ausdruck zurückbringen und so die Entscheidung herbeiführen, wodurch sie entweder verdammt oder unter einander vereinigt wer-

den. Die auf diese Weise erhaltene Einsicht in den Gang des menschlichen Geistes bildet ein praktisches Gesetz für die Behandlung und Anwendung der Wissenschaft, gleichsam die Regeln einer bessern Lebensordnung für unsern Geist." Dies ist das Ziel des Verf. bei der Abfassung dieses Werks. Der Mittelpunct und die Angel aller philosophischen Untersuchungen ist hiernach: die Principien der menschlichen Erkenntniß festzusetzen. Dies ist die wahre erste Philosophie des Baco und Descartes. Es zerfällt sein ganzes Unternehmen in zwei Aufgaben. Die erste ist eine einfache historische Darlegung der verschiedenen, von den Philosophen in Beziehung auf die Principien der menschlichen Erkenntniß ausgedachten Systeme, nebst Angabe des Verhältnisses zu allen daraus hervorgegangenen Meinungen; die zweite, eine kritische Analyse derselben Systeme, wo ihre Motive entgegengesetzt sind und ihre Wirkungen mit einander verglichen werden. Hier werden die Ergebnisse des ersten Theils der Untersuchung als eben so viel Thatsachen und Erfahrungen betrachtet, die durch methodische Vergleichung der Motive, der Beweise, der hervorgebrachten Wirkungen ein neues Licht auf die Fundamentalfragen werfen und unsere Wahl für dasjenige System bestimmen können, welches unter allen die Probe am besten besteht. Dieses Werk ist daher anzusehen als ein Versuch der experimentalen Philosophie.

Erster Theil.

Cap. I. Von der Geschichte der Philosophie im Allgemeinen. Die Geschichte der Philosophie ist das Gemälde des Fortschrittes des menschlichen Geistes oder wenigstens die erhabenste Partie in demselben. Sie umfaßt seine edelsten Arbeiter, seine tiefsten Gedanken, diejenigen Untersuchungen, welche den gewaltigsten Einfluß auf alle Zweige der menschlichen Erkenntniß gehabt haben. Sie schließt sich an die Geschichte der Sitten und die allgemeine Geschichte an, ergreift die bürgerlichen Revolutionen oder folgt ihnen, nimmt daran wesentlichen Antheil oder empfindet ihre Wirkungen. Sie enthüllt uns die Beschäftigungen der glänzendsten Genies aller Zeitalter und Völker, um das menschliche Wissen aufzuklären. Sie ist die Mutterwissenschaft der andern. Doch scheint der erste Blick auf dieselbe diese großen Hoffnungen nicht zu erfüllen. Kaum hat man das Chaos so verschiedener Meinungen entwirrt, so eröffnet sich ein unerwartetes Schauspiel. Eine Menge von Hypothesen, größtentheils zufällig errichtet und plötzlich wieder niedergerissen; Abweichung der Meinungen, die um so empfindlicher wird, je mehr sich die Geschichte entwickelt; Secten, Parteien, unabsehbare Streitigkeiten; unfruchtbare Speculationen; Irrthümer, aufrecht erhalten und durch blinde Nachahmung fortgepflanzt; einige Entdeckungen, langsam gemacht und mit falschen Ideen untermischt;

Revolutionen, in jedem Zeitalter angekündiget und niemals ausgeführt; eine Folge von Lehren, die sich einander stürzen, ohne grössere Festigkeit zu erlangen; — die menschliche Vernunft, so sich stets herumdrehend in einem traurigen Cirkel von Abwechselungen und sich zu einigen glücklicheren Epochen nur erhebend, um bald in neue Verirrungen zurückzufallen; Erfahrung und Raisonnement, gemeiner Menschenverstand und Speculation, sich scheinbar stets bekämpfend und sich über alle Puncte gegenseitige Blösse gebend; der Idealism im Handgemenge mit dem Materialism; die Philosophie exaltirt durch den Dogmatism, bis zu dem Punct, wo sie ihren Ansprüchen keine Schranken mehr setzen kann, und dann hingerissen durch den Skepticism in den Abgrund eines absoluten Zweifels, nach einem unverrückten Stützpuncte verlangend, umgeben von lauter intellectuellen Gegenständen, suchend einen sichern Weg zur Wahrheit und stets in ihren Wünschen und Hoffnungen betrogen: — würde dieses alles nicht das erste Resultat unserer Nachforschungen seyn?, die Frucht des Studiums dieser so berühmten Zeitalter? Scheinen dann nicht die Beschuldigungen der Verleumder der menschlichen Vernunft gegründet, und sammeln wir aus diesen Untersuchungen nichts, als einen Skepticism ohne Heilmittel und müssen an der Bestimmung der Philosophie verzweifeln? — Auch wenn nur dieses das Resultat wäre, so müßten wir es annehmen; wir hätten wenigstens gelernt, uns selbst zu mißtrauen. Es bietet sich aber auch noch ein erfreulicherer Gesichtspunct dar. Die ersten Systeme sind Versuche, worin der menschliche Geist seine Kräfte übt; ihre Unvollkommenheit muß neue erzeugen, damit er zur Entdeckung der Wahrheit geschickt wird. Auch die Naturwissenschaften haben eine Reihe von Jahrhunderten hindurch dasselbe Schicksal gehabt. Und selbst die Irrthümer sind nicht durchgängig falsch und willkürlich; in vielen Meinungen ist eine Ahnung der Wahrheit sichtbar, und sie sind nur deswegen irrig, weil sie mangelhaft und einseitig sind. (Wir setzen hinzu: oder weil sie einen Gedanken, der nur Ein Hauptmoment seyn darf, neben andern, oder wohl gar nur eine untergeordnete Stelle verdient hätte, zum Fundament des Ganzen machten, oder weil sie, der Sprache nicht genug mächtig, das richtig Gedachte zweideutig ausdrückten, oder bei der Kindheit der Naturwissenschaften durch höchst mangelhafte Inductionen schließen mußten. Ja, sieht man nicht noch in unsern Tagen in der Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie u. s. w. für unumstößlich gehaltene Theorien verschwinden und andere, wenigstens in den wesentlichsten Puncten, verändert? Endlich: wie oft wurden nicht die Philosophen wegen der Wahrheit von Priestern und politischen Gewalthabern unterdrückt, verfolgt, mit den widerlichsten Farben geschildert? Welchen Kampf hatten sie nicht oft zu beste-

hen mit der Unwiſſenheit, den Vorurtheilen und dem Aberglauben der Völker?)

Unter Philoſophie will der Verfaſſer nicht jedes Nachdenken des Menſchen über das Univerſum und ſich ſelbſt verſtanden wiſſen, ſondern die höheren und fruchtbareren Verſuche, das Studium der allgemeinen Theorie und Geſetze, durch welche die menſchliche Vernunft ſelbſt regiert wird, die Zurückführung auf Principien, wodurch die Philoſophie ſich als Wiſſenſchaft conſtituirt. Wir werden daher, fährt er fort, bei denjenigen Lehren verweilen, die einen in ſeinen Elementen gebundenen Körper bilden, deſſen Ganzes geordnet iſt, die die Form der Demonſtration angenommen oder, mit einem Worte, als wahre Uebungen der menſchlichen Vernunft gezeigt haben. Die alten Ueberlieferungen der Weiſen Indiens, Aegyptens ꝛc. gehören der Kindheit des menſchlichen Geiſtes an und der erſten Periode der Wiſſenſchaft. Dies iſt derſelbe Fall mit den Geheimlehren. Wir werden uns hier darauf beſchränken, das auf ſolche Art Entſtandene in dem Moment zu ergreifen, wo es ſich auf einem unſern Beobachtungen zugänglichen Theater gezeigt hat, wo ſich echte Documente und entwickelte Syſteme vorfinden. Dies iſt der Fall in Griechenland. Dabei werden wir einen flüchtigen Blick (?) auf die Quellen werfen, aus denen die erſten griechiſchen Schulen die Elemente zu ihren Begriffen genommen haben. Dieſe erſte Periode geht bis zum Sokrates. Die zweite geht bis zum Tode des Sokrates. Sie iſt durch eine vollſtändige Revolution ausgezeichnet, in welcher die ſchöpferiſchen Genien wirkten; die Periode der claſſiſchen Muſter. Die dritte Periode befaßt den Verfall Griechenlands, die Erſcheinung des Chriſtenthums und die erſten Jahrhunderte nach demſelben, ſo wie die alexandriniſchen Schulen. Die vierte die Fortſchritte der Araber, das Zeitalter Carls des Großen und die ganze ſcholaſtiſche Philoſophie. Die fünfte endlich die neuere Philoſophie. In der erſten Periode ſucht man die Principien in der Natur der Dinge, in der zweiten in der Natur der Wiſſenſchaft, in der dritten erſtrebt man neue Geſichtspuncte durch Erleuchtung, Ekſtaſen; die Philoſophie ſoll zum Inſtrument religiöſer Dogmen dienen; dies iſt die Periode der myſtiſchen Lehren und der contemplativen Philoſophie. Während der vierten glaubt man das Princip der menſchlichen Erkenntniſſe bloß in den logiſchen Formeln, im Kunſtgeflecht der Sätze entdeckt zu haben. Dies iſt das Reich der Axiome. Endlich in der fünften gründet man die Philoſophie auf das Studium des menſchlichen Geiſtes; man entdeckt und vervollkommnet die große Kunſt der Methoden. Forſcht man nach dem wahren Puncte der Trennung, womit das Auseinanderlaufen der Secten beginnt, ſo findet man, daß er im Weſentlichen in dem Kampfe

erscheint, der seit dem Anfange der Philosophie begann zwischen der Erfahrung und dem Raisonnement, den Sinnen und der Reflexion, den Thatsachen und den Principien, dem Instincte und der Speculation, zwischen den menschlichen Ideen und dem Zeugnisse der Natur, — oder in dem Bedürfnisse, diese scheinbar entgegengesetzten Auctoritäten mit einander zu versöhnen.

Cap. II. Von den Geschichtschreibern der Philosophie. Unter den hier aufgeführten Quellen des Alterthums vermissen wir mit Bedauern den Simplicius, der zwar nur ein Erklärer des Aristoteles war, aber uns dennoch einige Bruchstücke von großem Werth aufbehalten und viele lehrreiche Winke gegeben hat. Unter den Neueren werden besonders die Arbeiten der Deutschen ausgezeichnet, und unter diesen besonders Tennemann. Nach großen Lobeserhebungen fügt der Verf. die gewiß im Ganzen nicht unrichtige Bemerkung hinzu: „Wie er an die Schulen seiner Zeitgenossen kommt, da wird er mehr ein Sectirer, als Geschichtschreiber. Durch dieses Motiv verliert er von seiner Unparteilichkeit, die Arbeit verräth auch weniger Wahl und die Ausführung wird schwächer. Die kantische Terminologie macht den Genuß des Werkes schwieriger." Und indem er dankbar erkennt, wie viel er den Deutschen verdankt: „Die Franzosen haben eine vertrautere Bekanntschaft mit der englischen Literatur, als mit der deutschen, ungeachtet sie mit diesen in innigern und mannichfaltigern Verhältnissen stehen. Die zu gewöhnliche Form der deutschen Schriften, insonderheit in philosophischen Gegenständen, und der Mangel an Klarheit und Eleganz, welche für jene eins der ersten Bedürfnisse des Geistes sind, entfernen sie von ihnen, — aber sie werden darin oft erhabene Gedanken, tiefe Gefühle und mühsame Arbeiten sammeln."

Cap. III. Erste Periode. Vom Ursprunge der Philosophie. Die Philosophie ist zugleich eine Wissenschaft und Kunst. Angesehen als Wissenschaft, ist ihr erstes Object das Studium des Menschen selbst, seine moralische und intellectuelle Natur: denn der Mensch ist für sich selbst der Mittelpunct jeder Erleuchtung und der Ausgangspunct einer jeden Nachforschung. Ihr zweites Object ist das System der Wesen, es sey nun in den Verhältnissen des Menschen zu ihnen oder in den allgemeinen Verhältnissen, durch die sie unter einander selbst vereiniget sind, folglich in der Allgemeinheit der Gesetze des Universums, in der Verkettung der Ursachen und Wirkungen und in der Abhängigkeit, wodurch alle Wirkungen an die erste Ursache gekettet sind. Betrachtet aber als Kunst, ist ihr Object die Anwendung der durch jene erste Reihe von Untersuchungen erhaltenen Wahrheiten, die Ausbildung und Uebung der beiden Ordnungen unserer Vermögen — sie ist dann die Gesetzgeberin des Verstandes und Willens. Ihr Anfang fällt dem-

nach mit dem Anfange der Reflexion zusammen. Auch ersieht man hieraus, warum die praktische Philosophie der theoretischen vorhergegangen ist. Das Bedürfniß zu handeln ist viel dringender, als das zu erkennen; es entfaltet sich unter viel mannichfaltigern und verschiedenern Formen. Dem Bedürfniß der Erkenntniß nachgebend, bewegt man sich gegen die Objecte, die es befriedigen können, lange vorher, ehe man sich fragt, wie man sich derselben gesetzmäßig befriedigen will. Erst die wiederholte Erfahrung begangener Irrthümer, das Nachdenken, welches die Vernunft zu der Selbstbeobachtung hinreißt, läßt die Nothwendigkeit dieses Studiums ahnen und dringt auf Leitung der Versuche. S. 209. Die äußern Phänomene erregen anfangs die Aufmerksamkeit nur insofern, als sie die enge Sphäre der unumgänglichen Bedürfnisse des Lebens berühren; in ihrer Folge verbinden sie sich untereinander auf eine ganz mechanische Weise; der Wilde, ein gleichgültiger Zuschauer, beobachtet sie entweder gar nicht, oder erwartet blos ihre gleichförmige Wiederkehr, weil er an ihre Folge gewöhnt ist; je mehr Beständigkeit und Regelmäßigkeit sie darbieten, desto weniger bemerkt er es; nur wenn sie, so zu sagen, an ihn anstoßen, einen empfindlichen Punct seiner ganzen materiellen Existenz verletzend, der die Gleichmäßigkeit in ihrer Folge plötzlich unterbricht, verräth er einiges Erstaunen — er fängt an zu beobachten, er sucht nach einer Erklärung, nach Mitteln, ihre Rückkehr vorherzusagen. Die Furcht scheint seine erste Lehrerin gewesen zu seyn; Krankheiten, Landplagen, große Ereignisse der Natur machen seine Physik und Theologie — und diese beiden sind noch ganz mit einander vermischt. Dabei schöpft er aus den einfachsten, ihm bekanntesten Analogien und der täglichen Erfahrung die Begriffe der Ursachen. In sich selbst erkennt er ein selbstthätig Wirkendes; so begreift er auch ähnlich wirkende Ursachen und schreibt ihnen nur ein nach seinem eigenen Bilde gemodeltes Wesen und ähnliche Motive zu. Nach derselben Analogie verfährt er bei seinen Ideen über die Seele und ihre Vermögen. Er vermischt sie mit den Functionen des organischen Lebens und dem Princip der materiellen Kräfte. S. 219. Und doch sind diese ersten so schwachen und verwirrten Meinungen der Keim der ersten Systeme, die ersten, noch rohen Umrisse derselben!

In dem Folgenden wendet sich der Verf. zu dem Orient. Die glücklichen Gegenden Asiens, Aegyptens und Phöniciens scheinen der erste Schauplatz der Civilisation gewesen zu seyn. Die Schönheit des Himmels, der durch die Fruchtbarkeit des Bodens erzeugte Ueberfluß begünstigten die friedlichen Uebungen, welche so viel zur Bildung des menschlichen Geistes beitragen. Hier haben sich weitläufige Reiche gebildet, es sind große Städte entstanden, in ihnen ausgedehnte, mannichfaltige gesellige Verhältnisse, Reichthum und

Luxus; und wenn auch oft der despotische Wille der Monarchen die Stelle fester geschriebener Gesetze vertrat, so wurde doch eine Art von Ordnung und Regelmäßigkeit eingeführt, und mit dem Gehorsam Sicherheit und innere Ruhe. Dies sind die Umstände, unter denen sich eine kleine Zahl Begünstigter den wissenschaftlichen Arbeiten unterzieht. Das mächtigste Agens ist hier die Einbildungskraft. Sie treibt den Menschen über die Vergangenheit und Zukunft hinaus. Durch die gegenwärtigen Erscheinungen nicht befriediget, verlangt sie eine Erklärung derselben, sie versucht, bis zu ihrem Ursprunge aufzusteigen. S. 242. Die stete Erzeugung der belebten und organischen Wesen scheint nichts als eine Folge fortgesetzter Umwandlungen derselben Elemente zu seyn. Die Idee der Schöpfung stellt sich deshalb dem Geiste des Menschen anfangs nicht dar. Er unterscheidet blos Materie und Werk, eine vorher existirende, aber ungeformte Materie, die verschiedene Formen enthält und wo die Urelemente wechselsweise herrschen. Es wechseln die Formen, aber das Universum bleibt. So entstanden die ersten kosmologischen Systeme bei den ältesten Völkern. Ueberraschend ist hier die Analogie in dem alten Glauben der Völker. Die Indier, Chinesen, Chaldäer, Aegypter, Perser rc. haben sie alle angenommen; sie finden sich auch nachgebildet bei den Etruskern und den ersten Bewohnern Griechenlands. S. 245. Eben so interessant ist, daß diese ersten Begriffe des Geistes das Daseyn eines rein geistigen Bedürfnisses bezeugen. Sie sind gar nicht an physische und habituelle Gewohnheit gebunden. — Die Theogonien waren die natürliche Folge oder vielmehr selbst der Ausdruck der Kosmogonien. Allmälig aber bildete sich eine zweite Reihe von Ideen und Bedürfnissen. Zu der durch Wißbegierde eingeflößten Unruhe des Geistes kam noch der moralische Instinct, der, den Menschen von der Würde seiner eigenen Natur unterrichtend, ihn trieb, eine höhere Natur zu suchen und sich mit ihr in Verbindung zu setzen. In dem religiösen Bedürfnisse suchte er Nahrung für seine Neigungen, eine Stütze für seine Schwäche, eine Perspective für seine Hoffnungen. Nun fing auch bald der Kampf an zwischen diesen beiden Reichen von Ideen, die ihren Ursprung in den Sinnen und der Reflexion haben; ein Kampf, der in der Folge nur durch die tiefsten Meditationen ausgeglichen werden konnte. Damit begann auch der Kampf zwischen Geist und Materie. Man trug ihn auf das Aeußere über; die große Scene der Natur schien sich in zwei Regionen zu theilen, eine geistige und materielle. Alles schien diese Theilung zu begünstigen. Dort ist Einheit, hier Mannichfaltigkeit; dort wohnt ein actives und selbstthätiges Princip, hier ist alles passiv. In den ältesten Zeiten siegte der Sinn über die Reflexion und folglich die Materie über den Geist. Dieser mußte daher sei-

nerſeits auch ſiegen. Allein ehe dieſer Triumph erlangt wurde, zeigten ſich beide Gegenden gewiſſermaßen parallel und unabhängig von einander. Materie und Geiſt wurden Rivale, Feinde und zugleich beide ewig, und alle Contraſte knüpften ſich an den großen Contraſt, welcher durch den Gegenſatz von Licht und Finſterniß bezeichnet wurde. Beide Gegenſätze ſchienen um ſo mehr auseinanderzutreten, je mehr man ein einziges Princip ſuchte. Daher das berühmte Syſtem von zwei Principien, welches ſich vom Anfange an bei ſo vielen Völkern zeigt: in der phyſiſchen Natur der Gegenſatz zwiſchen thätigen und leidenden Kräften, in der moraliſchen Welt, oder vielmehr in dieſer und jener der Kampf zwiſchen der wirklichen Ordnung und der ſcheinbaren Unordnung, in uns ſelbſt der Kampf zwiſchen der Reflexion und den Sinnen, zwiſchen den Leidenſchaften und der Vernunft. Der Gegenſatz des Guten und Böſen begünſtigte die Vorausſetzung, daß alle Ereigniſſe aus zwei entgegengeſetzten Quellen entſpringen. Dieſe Hypotheſe hatten inſonderheit die Perſer aufgeſtellt. Endlich erſchien Zoroaſter, der die Idee der erſten Urſache auf die abſolute Einheit zurückführend, ſie ganz von der Materie entkleidete und auf der Spitze der Leiter der Weſen das ehrwürdige und reine Bild der höchſten Intelligenz glänzen ließ. Das Feuer, das Licht wurden nun Symbole, um die unermeßliche Thätigkeit des erſten Princips und der ihm entſtrömenden Wiſſenſchaft und Weisheit zu bezeichnen. Dies war unſtreitig der größte Fortſchritt, den die Philoſophie im Alterthume machte. Dieſe Einheit, dieſes ganz geiſtige und immaterielle Princip findet ſich auch bei den Indiern und Chaldäern. Die Einheit präſidirte im ganzen Syſtem der Weſen, die geheimnißvolle Zweiheit wurde das Bild des Contraſtes, die Dreiheit das Symbol der ewigen Harmonie; ſie bezeichnete die dreifache Macht, der Schöpfung, der Erhaltung und Zerſtörung, die Harmonie der höchſten Macht, der höchſten Güte und Weisheit. Das berühmte Syſtem der Emanation ſtammte aus dieſer Grundidee. Durch ſie wurde das Univerſum mit Geiſtern bevölkert; ſie bildeten eine glänzende Kette, deren Ringe ſich einander umfaßten und zuletzt in die höchſte Einheit verloren. Der erſte Monotheism war eine Art von Pantheism. Man betrachtete die menſchliche Seele als ein Element aus dieſer überſtrömenden Quelle. Von hier war nur noch ein Schritt zur Einbildung, daß ſie in directer und dauernder Verbindung mit dem allgemeinen Geiſte ſtehe, daß ſie in und durch ihn ſehe, begreife, denke, und ihre Handlungen nichts anderes ſeyen, als Fortſetzungen oder Reflexe jener göttlichen. Das Syſtem der Emanation war den Aegyptern, Phöniciern, Chaldäern, Perſern und Indiern gemein. (So allgemein möchte dieſe Behauptung ſich wohl nicht durchführen laſſen.) Den Idealism nahmen die Weiſen

dieser beiden letzten Völker an. Die Kühnheit und Größe ihrer Ansichten setzt uns in Erstaunen. Sie gleichen den riesenhaften Monumenten, die Zeugen der ersten Jahrhunderte und älter, als die geschichtlichen Nachrichten, noch aufgerichtet stehen. Die Natur stellte sich in der menschlichen Vernunft abwechselnd unter zwei allgemeinen Formen dar, beide von der Einbildungskraft entworfen und insofern gewissermaßen sich vereinigend, obgleich sie sonst entgegengesetzt schienen. Die eine bestand in der Personification der allgemeinen Gesetze, die andere in der Vergeistigung der sinnlichen Phänomene; jene führte den Vorsitz bei den Kosmogonien, die andere bei dem System der Emanation.

S. 267. Dies wirft auch Licht auf die älteste Geschichte der griechischen Bildung, welche mit der der orientalischen Völker viel Aehnlichkeit hat. Die Entwickelung war hier langsamer und die Ueberlieferungen von andern Völkern entlehnt. Auch hier nahm die Wissenschaft bei ihren ersten Schritten die Poesie zur Führerin und Auslegerin. Die Theogonien Homer's und Hesiod's personificirten die Mächte der Natur, die orphischen Mysterien pflanzten aus den Speculationen, welche das System der Wesen vergeistigten, entsprungene Lehren fort, und die Gnomiker lehrten die praktische Weisheit, deren Zweck war, die Gesellschaft zu ordnen und das Betragen der Individuen zu leiten. Die Mythologie der Griechen war, wie die der andern Völker, eine Uebersetzung und Sinnbild von Verwandlungen, die man durch die Einbildungskraft sich erschaffen hatte, um die Revolutionen des Universums zu erklären; Allegorien, in denen die Naturkräfte personificirt wurden. Der ursprüngliche Werth dieser Symbole ist um so schwerer zu errathen, als sie aus einer ausländischen Quelle entsprangen. Die Griechen schöpften zu gleicher Zeit von mehrern andern Nationen, und durch Vereinigung so heterogener Elemente wurde die neue Mischung nur um so trüber. Geschichtliche Erinnerungen, Erzählungen von dem Leben der berühmtesten Männer vermischten sich mit den Sinnbildern für himmlische und irdische Revolutionen; die Dichter bemächtigten sich dieser brillanten Vorstellungen, sie verfügten darüber nach den Rechten des Genies, mit der Freiheit einer Kunst, der das Erfinden, das Combiniren, das Modificiren, um zu verschönern, eigen ist. Man verlor daher immer mehr die Spuren der Ideen, welche andern Allegorien eingedrückt waren, aus den Augen. Doch erhielten sie zugleich bei den Griechen ein ganz neues Leben: es waren nicht mehr unzusammenhängende, bizarre und düstere Bilder, sondern elegante, harmonische, unendlich mannichfaltige Combinationen; liebenswürdige Genien bevölkerten und belebten die Lüfte, die Erde, die Gewässer, athmeten aus den Pflanzen, beschützten alle Künste. Es war wie

ein feierliches Fest, das unaufhörlich auf dem Theater der Natur wiederholt wurde.

So viel Interessantes auch dieser Abschnitt enthält, so hat er uns doch nicht ganz befriediget. Man sieht, der Verf. ist mit den besten Schriften über diesen Theil der Geschichte bekannt, er prüft und folgt dem eigenen Urtheile, aber er citirt nicht genau, so daß es zweifelhaft bleibt, welche Stellen er im Einzelnen vor Augen hatte. Er unterscheidet nicht genug die verschiedenen Zeiten und Völker und, was die Hauptsache ist, er prüft die Quellen nicht genug, aus denen uns diese Nachrichten zugeflossen sind. Schlüßlich bemerkt er über die Mysterien, nach Angabe der Hypothesen von Pluche, Dupuis, Warburton, Meiners, Creuzer, Duwaloff (Duwaroff) u. a.: man könne als ziemlich ausgemacht Folgendes annehmen: „Erstens: Nach der einmüthigen Aussage der noch vorhandenen Zeugen wurde der höchste Grad derselben von der Mittheilung gewisser Lehren begleitet. Zweitens: Diese Einweihung bezweckte die Reinigung der Seele und die Erhebung des Geistes. Drittens: Man trug darin das Dogma von zukünftigen Belohnungen und Bestrafungen vor, und dem zufolge ertheilte man der ersten Ursache die Attribute eines höchsten Richters. Viertens: Man lehrte Verschiedenes über die Phänomene und Gesetze der Natur. Fünftens: Man trug die Dazwischenkunft der Genien, der geistigen Diener des höchsten Urhebers aller Dinge vor und behauptete demnach eine Welt der Intelligenzen. Sechstens: Man unterhielt sich höchst wahrscheinlich darin über göttliche Dinge und den Ursprung aller Wesen.“ — Man sieht, der Herr Verfasser befolgt in der Ausmittelung der Geheimlehren des Alterthums die Methode seiner Vorgänger. Ohne indessen den Verdiensten der Neuern um die Aufhellung der Mysterien, unter denen besonders der gelehrte, combinationsreiche Creuzer hervorragt, zu nahe zu treten, kann man doch behaupten: es ist darin noch gar manches zu wünschen übrig. Das, worin wir noch nicht befriediget worden sind, besteht in Folgendem. Erstens: Was man als den Inhalt der Mysterien vorträgt, ist ein sehr mannichfaltiger, zum Theil aus ganz heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzter Stoff. Vieles davon kann so nicht Glied eines und desselben Gedankensystems gewesen seyn. Und ein solches, wenigstens in den Hauptmomenten Zusammenstimmendes zu erwarten, ist man berechtiget, da ja in den Geheimlehren die tiefsinnigsten Speculationen in sinnbildlicher Hülle sollen vorgetragen worden seyn. Man findet Zeugen zusammengestellt, die weit, zum Theil um mehrere Jahrhunderte, auseinanderliegen, von ganz ungleicher Glaubwürdigkeit. (Hier verfährt auch selbst Creuzer bei weitem nicht mit der gehörigen Kritik und Umsicht.) Möchte man doch genauer untersuchen, wie sich diese Zeu-

gen gegen einander verhalten; welchem der erste Rang, der zweite, der dritte zukommt; was als unbezweifelt echte Mysterienlehre anzusehen ist; was als wahrscheinlich, als ungewiß; was ihnen blos nachgeredet worden seyn kann von Hörensagen, aus Neid, Verleumdung, Haß und Bosheit? — wahrscheinlich mit von profanen Priestern, welche durch Ausbreitung derselben für ihren Vortheil fürchteten? Ein Dogma, das auf diese Weise als echte Geheimlehre ausgemittelt worden, ist zugleich ein negatives Kriterium jeder andern, denn das derselben Widersprechende kann kein Dogma desselben Systems gewesen seyn. Zweitens: die Geschichte der Mysterien zieht sich durch einen großen Zeitraum hindurch, (man nehme nur die griechischen Mysterien von ihrem Ursprunge bis zum Zeitalter Plutarch's) in welchem das Menschengeschlecht große Erschütterungen, zum Theil gänzliche Umwälzungen erfuhr. Es fragt sich: blieben die Mysterien allein sich immer gleich, oder gab es in ihnen, auf ähnliche Weise, wie in neuern Geheimlehren, verschiedene Systeme innerhalb der Grundidee? und wenn dies, dann auch eine verschiedene Sprache, Symbolik, Ritual? Inwiefern findet man nun in dem Bisherigen Spuren des einen oder des andern? Inwieweit konnten philosophische Lehren, es sey geweihter oder profaner Denker, Dichter, in Beziehung auf die mythische Hülle oder die wechselnde Form des Staats, wenn doch große praktische Lehren in den Mysterien sollen vorgetragen worden seyn, auf das eine oder andere Einfluß haben? Drittens: Man könnte durch die Methode des Gegensatzes vielleicht auf manches geleitet werden. Die Mysterien sind der Gegensatz zum Profanen. Ein vernünftiger Mensch legt in Mysterien nieder und verbirgt theils durch das Ceremoniel der Aufnahme vor Laien, theils durch eine Stufenleiter von mehreren Graden, vor dem möglichen Mißbrauche durch die Eingeweihten selbst, nur dasjenige, was entweder den herrschenden Vorstellungen der Menge, oder den Mächtigen, es sey der weltlichen oder geistlichen Regierung, zuwider ist und deshalb ohne Gefahr öffentlich nicht gelehrt werden darf. So kann es ein Mysterium geben in Religionslehren, im Philosophischen, im Politischen. Kennte man nun das Profane in den verschiedenen Perioden genau, so könnte man daraus mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit auf das Mysteriöse schließen.

Cap. IV. Hier kommt der Verf. auf Thales und die ionische Schule. In Griechenland war das Verhältniß der Forscher zu den Priestern günstiger, als im Orient, weil der Kastengeist weniger drückte und größere Freiheit herrschte; eine unentbehrliche Bedingung zum Aufschwunge des Geistes in der Philosophie. Mit Bewunderung, ja beinahe Stolz bemerkt man, daß die ersten Philosophen, welche diese Periode erleuchten, entweder unter den Be-

gründern oder unter den Verfechtern der Freiheit figuriren. Bei den Orientalen war die reproductive Einbildungskraft herrschend, welche mit Lebhaftigkeit die Spuren sinnlicher Eindrücke darstellt. Und dies war die Wirkung des Klima's, der Sitten, der Verfassung und anderer Ursachen. Dies ist der Grund, daß alle ihre Productionen etwas Bizarres haben, daß ihre Erdichtungen oft monströs sind, selten unter einander verbunden, daß man darin keine Stetigkeit, keine Verkettung bemerkt. Die Farben sind lebhaft, aber die Schattirungen vernachlässiget; die Gemälde sind nach keinem bestimmten Plane geordnet, die Zeichnung ist, so zu sagen, mit lauter gebrochenen, obgleich oft kühnen Linien gemacht; sie haben keine Contouren, keine Symmetrie, keine Verhältnisse. Bei den Griechen dagegen zeigt sich viel mehr architektonische, schöpferische Einbildungskraft. Sie entlehnt die glänzenden Farben zu ihren Gemälden von der Natur, aber sie durchdrang auch das Geheimniß, das die Natur überall in ihren Werken ahnen läßt. Sie strebt immer nach dem Ideal, welches der höchste Typus des Schönen, der Mittelpunct aller Accorde ist, das aus dem Bunde der Grazie, der Einfachheit, der Symmetrie und der Größe hervorgeht. Durch diese Begeisterung belebt und veredelt sie die Künste. Etwas später wirkte zu demselben Resultate die Beredsamkeit. Der Redner wendet sich an das menschliche Herz und die Vernunft und muß beide studiren. Aus diesem Ganzen aller Umstände und Verhältnisse entstand bei den Griechen eine Art philosophischer Erziehung; der Geist der Beobachtung, die Reflexion erwachten und man versuchte sich immer mehr in der Abstraction und Deduction.

Dieses neue Zeitalter, welches die Geburt der speculativen Philosophie bezeichnet, beginnt mit Thales. Mit Recht wird hier bemerkt: „Thales habe sich das Göttliche, die Handlung der ersten Ursache, mit der Materie nicht sowohl vermischt, als vielmehr verbunden gedacht." Nach unsrer Meinung verschwinden alle Dunkelheiten, welche aus den so abweichenden Nachrichten entsprungen sind, fast gänzlich, wenn man die Lehre desselben so faßt: Das Weltall ist ein lebendiges, mit göttlicher Kraft erfülltes. Durch die ewige Wirksamkeit derselben wurde alles gebildet und wird noch gebildet. Das Substrat derselben ist das Wasser; daher alles aus einem wässerigen, d. i. flüssigen, feuchten Keime entsprungen ist. Der Ausdruck ὕδωρ scheint noch der unvollkommenen philosophischen Sprache anzugehören. An Thales schließt sich Anaximander an, der das Unendliche als Princip aller Dinge setzt. Auch hier bemerkt der Verf. ganz richtig: man habe dabei nicht an ein Abstractes, an das Ideal aller Verneinung der Grenzen zu denken, sondern an ein Substantielles, den Raum durch seine Gegenwart

Erfüllendes. Der Grundgedanke des Anaximander war allerdings nichts anders, als eine scharfsinnige Fortführung des thaletischen, aber doch in der bestimmten Formel neu und ein wirklicher Fortschritt als versuchte Abstreifung des Sinnlichen. Denn wer jenen anerkannte, mußte auf die Behauptung kommen: alles Endliche ist aus dem Unendlichen entstanden durch einen schöpferischen Act desselben; aber deshalb doch nicht außer demselben, weil sonst das Unendliche nicht das Unendliche wäre. Das Unendliche ist mithin das wahrhaft Seyende, aus welchem und in welchem alles Endliche ist. Das Wasser ist in der That nur Vermittlungsglied, Organ; das wahre Princip ist das Unendliche. Auch die Lehre des Anaxagoras ist zwar kurz, aber mit vieler Gründlichkeit behandelt.

Cap. V. Von der Schule des Pythagoras. Zuerst etwas über die Schwierigkeit in der Erforschung ihrer Lehren, so wie über das Originelle, Außerordentliche, und Einflußreiche derselben. Auf der einen Seite ein strenger mathematischer Geist, auf der andern viel Mysteriöses, Symbolisches, eine durch Enthusiasm exaltirte Einbildungskraft, wodurch die moralischen Ideen ein Uebergewicht über die physischen Kenntnisse erhielten. Pythagoras und seine Schule ahneten die Geheimnisse der Mathematik; allein unbekannt mit der wahren Methode derselben und hingerissen durch Begeisterung, betrachteten sie die mathematischen Begriffe nicht als ein Instrument des Geistes, sondern als Typus, als Substanz der Dinge und die Zahlen als Principien der Wesen. So wurde die Folge der Zahlen der Typus der successiven Erzeugung der Dinge. Sie trugen die Eigenschaften der Zahlen auf die Objecte selbst über, und die mathematischen Formeln wurden in positive Naturgesetze verwandelt. Man unterschied dabei gar nicht die verschiedenen Classen von Objecten, auf welche sie anwendbar sind. Die moralischen Begriffe sind gar nicht commensurabel. Dadurch wurden die Grenzen zwischen dem Physischen und Moralischen ganz verwirrt.

Cap. VI. Die Eleaten und Heraklit. Aus dem Bisherigen ist ersichtlich, daß man lange philosophische Lehrgebäude errichtet hatte, bevor man daran dachte, die Kräfte des menschlichen Geistes auszumessen. Die Logik war in die dogmatischen Systeme eingehüllt. In der eleatischen Schule bemerkt man zuerst den Anfang von systematischen Untersuchungen über die Natur der menschlichen Erkenntniß, zugleich mit dem Ganzen ihrer Lehre, aber doch als eine besondere Wissenschaft hervortretend. Und dies ist ein eigenthümlicher Charakter dieser Schule. Sie erregt um so größeres Interesse, als ihr System der absoluten Identität in drei verschiedenen Epochen durch originelle Denker reproducirt worden ist, durch Giordano Bruno, Spinoza und Schelling. Die Eleaten

forschten zuerst nach der Ursache der Existenz der Dinge. Die Lösung dieses Problems suchten sie in Vernunftwahrheiten: sie wollten a priori, blos durch die Kraft des Gedankens entscheiden, wie die Dinge seyn könnten und müßten; aber weniger exaltirt, als die Pythagoräer, und methodischer, trieben sie ihre Speculation weiter und gaben ihr eine strengere Verkettung und ernstere Form. So kamen sie auf den Hauptsatz: alles, was existirt, ist dem Wesen nach eins, und dieses Wesen ist an sich ein einziges, ewiges, unveränderliches und unvergängliches. Xenophanes, Parmenides, Melissus und Zeno bilden zusammen eine einzige, untheilbare Gruppe, welche die Idee einer einzigen, absoluten und reellen Substanz, als Basis der Philosophie, annimmt. Heraklit unterschied sich von ihnen besonders dadurch, daß er mehr Physiker war und ausführlicher und deutlicher zwei Ordnungen der Dinge, zwei Welten unterschied: eine unsichtbare, intelligible, der Vernunft allein zugängliche, und eine physische, den Sinnen erfaßliche.

Zweiter Theil.

Cap. VII. Empedokles, Leucipp und Demokrit.

Empedokles eröffnet eine neue Aussicht, indem er die Elemente der Jonier und des Heraklit beibehält und noch ein viertes hinzufügt, die Erde. Die Urtheilchen dieser vier Elemente, untheilbare, unveränderliche, ewige, stammen von der Einheit, d. h. sie sind darin von Ewigkeit eingeschlossen und noch vermischt, und sondern sich erst später. So ist die Einheit eine Art von Chaos. Auch scheint er eine Theorie der Empfindungen versucht zu haben. Einen ausgezeichneten Rang unter den Denkern verdient er demungeachtet nicht, wohl aber als Dichter und eifriger Vertheidiger der Freiheit seiner Vaterstadt. Mehr als alle vorhergehende verdienen Leucipp und Demokrit den Namen der Physiker. Leucipp unterschied zuerst das, was man später qualitates primas et secundas nannte. Er bemerkte in der Natur Substanzen, Formen, Bewegung, Mannichfaltigkeit derselben und Veränderungen durch die Bewegung, und außerdem den Raum, das Leere, ohne welches sie nicht würden stattfinden können. Die weitere Verfolgung dieses Gedankens führte ihn auf sein System: Alle Körper sind Aggregate, theilbar. Dies setzt aber voraus ein Element, das an sich weder zusammengesetzt noch theilbar ist. Dies sind die Atome. Es gibt nach ihm zwei Principien der Dinge, ein positives und negatives oder privatives, das Reelle in dem Raume und das Leere. Alles ist auf diese Weise mit Nothwendigkeit entstanden, ein Mechanismus beherrscht die ganze Natur. So glaubte er Vernunft und Erfahrung zu vereinigen und entwickelte diese Principien mit großer Strenge. Weniger streng war er in der Anwendung dieser Lehre. So war er in der Psychologie entschiedener Materialist.

Demokrit entwickelte und vollendete dieſes Syſtem. Er entwarf die erſten Umriſſe einer Theorie der Einbildungskraft und war, wie ſchon Tennemann bemerkt, gewiſſermaßen der Vorgänger Locke's, wenn man anders zwei ſo ſehr auseinanderliegende Zeiten mit einander vergleichen darf. Die Art und Weiſe aber, wie er ſich das Verhältniß zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit dachte, iſt noch ſehr in Dunkelheit gehüllt. Der Herr Verf. rechnet den Leucipp und Demokrit auch zu den Eleaten und nennt ſie zum Unterſchiede von jenen älteren die zweite eleatiſche Schule oder die phyſiſche. Dieſe Claſſification möchte ſich indeß ſchwerlich rechtfertigen laſſen, da die Gleichheit des Vaterlandes problematiſch iſt, der Geiſt der beiden Syſteme aber noch mehr von einander abweicht. Sehr richtig wird aber dann bemerkt: „beide hätten noch nicht die wahre Methode gehabt. Die älteren oder die Metaphyſiker waren conſequenter, hatten eine ſtrengere Logik: aber die Abſurdität ihres Reſultats (?) ſetzte auch mehr das Fehlerhafte ihres Verfahrens ins Licht. Die jüngere hielt ſich blos an Hypotheſen: allein ſie hatte das Verdienſt, eine wichtige und wahre Unterſcheidung zwiſchen den verſchiedenen Ordnungen von Vorſtellungen feſtzuſetzen, obgleich ſie zugleich dieſelbe mißbrauchte. Die erſte verirrte ſich in den Idealism, die zweite verfiel in den Materialism. Mit dieſen Schulen und ihrem Auseinandertreten wurde zugleich die Theilung der Wiſſenſchaften eingeleitet. Die erſten Eleaten bildeten einen frappanten Contraſt zu der ioniſchen Schule, die zweiten nähern ſich derſelben mehr. Dieſe phyſiſchen Eleaten unterſcheiden ſich von den Joniern in mehreren weſentlichen Puncten. Die erſtern ſuchten, obwohl ſie die Phänomene in zwei große Claſſen theilten, doch alles aus einer einzigen Reihe von Geſetzen, dem Mechanism, zu erklären. Die Jonier dagegen nahmen die Maſſe der Phänomene in ihrer Totalität und ſuchten ſie auf einmal durch gemeinſame Geſetze zu erklären. Sie bezogen den Begriff der Urſache auf die Intelligenz, ſie erblickten in ihr das Princip der Bewegung, der Kraft, die Quelle der Ordnung. Die phyſiſchen Eleaten ließen in den Phänomenen des Univerſums keine Wirkung geiſtiger Urſachen zu, ja überhaupt gar keine Urſache im eigentlichen Sinne des Worts. Endlich die Jonier gaben vor, entdeckt zu haben, was die Dinge an ſich ſelbſt ſind, was ſie waren und wie ſie angefangen haben und verändert worden ſind. Die phyſiſchen Eleaten dagegen ſuchten zu entdecken, warum ſie ſo ſind, wie ſie erſcheinen, und wie ihr wahres Weſen von ihrer Erſcheinung unterſchieden iſt." Dieſe Vergleichung dürfte in mehreren Puncten eine Einſchränkung leiden. Es würde aber dieſes hier zu weit führen.

Cap. VIII. Die Sophiſten. Gegen das Ende der achtzigſten Olympiade erfuhr die Philoſophie bei den Griechen eine Re-

volution. Sie verließ ihr bisheriges Heiligthum, ſie zeigte ſich öffentlich, ſie bemühte ſich populär zu werden. Aber ſie verſchlechterte ſich in dieſer Verwandlung, ſie verlor an wahrer Würde, was ſie an ſcheinbarem Erfolg, an äußerem Glanz gewann. Dieſe Revolution war das Werk der Sophiſten. Die Sophiſten bildeten nicht eine eigentliche Schule, ſondern eine Claſſe, eine Art Philoſophen und Redner. Sie unterſchieden ſich von ihren Vorgängern beſonders durch das Eigenthümliche ihres Unterrichts und machten zuſammen mehr ein Handwerk, als eine philoſophiſche Akademie. Drei Urſachen wirkten vorzüglich zur Erzeugung dieſer neuen Secte. Die erſte war der Einfluß, den zu der Zeit, als Athen im Culminationspuncte ſeines Glanzes ſtand, aber ſich ſchon nach dem Untergange neigte, die Beredſamkeit erhielt. Zweitens der Mißbrauch, den ſie von der Philoſophie machten. Ihre Schüler waren junge Leute, Söhne aus den angeſehenſten und reichſten Familien Athens, die einſt eine Rolle im Staate ſpielen wollten, durch alle Mittel, wodurch man Einfluß bei einem ſinnreichen, aber leichtſinnigen und leidenſchaftlichen Volke erlangen konnte. Ihre Abſicht war nicht, wahrhaft weiſe oder ſpeculative Philoſophen zu werden, ſondern nur geſchickt, geübt in der Kunſt, zu discutiren und die Gemüther zu lenken. Und weil ſich die Sophiſten ihre Lehren theuer bezahlen ließen, ſo verlor die Philoſophie ihren edlen und uneigennützigen Charakter, ſie wurde gewiſſermaßen feil. Endlich vergiftete ſie der glückliche Erfolg ihrer Lehren noch auf eine andere Weiſe. Sie überließen ſich nicht den einſamen Studien und der ſtillen, angeſtrengten Forſchung der ältern Weiſen, ſie ſuchten ſich in den Stand zu ſetzen, unterrichtet zu ſcheinen und andere zu verführen. Die Wiſſenſchaft wurde auf die tumultuariſche Weltbühne verpflanzt, Eitelkeit und Begierlichkeit trieb ſie an, Schätze zu ſuchen, das Studium der Moral und Politik dem der Natur, eine beredte, glänzende Dialektik einer ſtrengen Logik vorzuziehen. Dazu kam noch, die Philoſophie war für Athen bis jetzt eine ausländiſche Pflanze, es gab ſchon mehrere Schulen, über welche die Entſcheidung ſchwer wurde. Die Sophiſten waren aus der einen oder andern hervorgegangen, der Ruf ging vor ihnen her, und das erleichterte ihre Herrſchaft. Man kann zwei Arten von Sophiſten unterſcheiden. Die einen waren weſentlich Redner, die andern übten ſich beſonders in der Dialektik. Der größte Theil von ihnen widmete ſich nicht ganz der Philoſophie im eigentlichen Sinne, es war eine Sorte herumziehender Profeſſoren, die zugleich Unterricht in allen Wiſſenſchaften und Künſten gaben. Nur wenige von ihnen beſchäftigten ſich vorzüglich mit der Philoſophie, und dieſe kommen hier allein in Betracht. Solche waren Protagoras, Gorgias, Prodikus von Ceos, Kritias, Hippias. Die Mo-

ral ordneten sie der Politik unter; sie suchten in ihr nicht das Rechte, sondern das Nützliche. Sie bedienten sich zweier verschiedener Methoden: der einen zu Auseinandersetzungen, die mehr rednerisch als dialektisch waren; der andern bei Streitigkeiten, aber mehr zum Angriff als zur Vertheidigung. Mehrere unter ihnen entwickelten hierbei viel Talent und Kenntnisse. Nach Platon waren sie in der Darstellung sehr geübt, sie drückten sich mit großer Eleganz aus. Sie erzeigten indessen auch der Philosophie einen nicht unbedeutenden Nutzen. Sie machten die geistige Cultur allgemeiner, das Studium der Naturwissenschaften, der Mathematik und freien Künste; sie vervollkommneten die Sprache und Literatur; die Philosophie trat aus dem vertrauten Cirkel ans Tageslicht, sie wurde Gegenstand öffentlicher Discussionen; man trug sie vor in Prosa, in einer eleganten, leichten, verständlichen Sprache. Insonderheit, und dies war ein Hauptpunct, wurde das Fundamentalproblem von der Gewißheit und Realität der menschlichen Erkenntniß mehr hervorgehoben.

Cap. IX. Sokrates. Wenn Luxus, Verunreinigung der geselligen Institute, Verdorbenheit der Privatsitten die Sophisten herbeigeführt und deren verderblichen Einfluß begünstiget hatten: so trugen auch die Sophisten ihrerseits dazu bei, diese Verdorbenheit allgemeiner und tiefer zu machen. Die Idee, beiden zu steuern, war der Begeisterung eines wahren Weisen würdig. Auch in allen bessern Menschen lebte die Ueberzeugung, daß es eine edlere Laufbahn für die menschliche Vernunft und festere Resultate geben müsse. Aber mit welchen Schwierigkeiten war eine solche Reform verbunden! Nur Sokrates konnte sie bewerkstelligen; ein Mann, in welchem sich Genie, Charakterstärke und Tugend in einem seltenen Grade vereiniget fanden. Die Philosophie zeigte sich in ihrer Reinheit durch unwiderlegliche Thatsachen in dem Leben dieses Weisen. Seine Opferung drückte seiner Lehre das letzte Siegel auf. Der Zweck derselben war: die Philosophie auf die Moral zu gründen, und die Moral auf das Zeugniß des Gewissens. Der Mensch sollte in sich selbst einkehren, um die Wahrheit in ihrer Quelle zu entdecken. Kein Philosoph hat bei der Nachwelt eine gerechtere, einstimmigere und dauerndere Verehrung gefunden, als dieser. Das einzig würdige Ziel der Philosophie war nach ihm: die Gesellschaft und in ihr die Humanität, um die Menschen aufgeklärter zu machen und dadurch auch besser und glücklicher. Er bemühte sich die ganze Philosophie aufs neue zu construiren, indem er bei der Erforschung der Wahrheit einen festen Ausgangspunct suchte. Dies war die herrschende Idee desselben. Die Quelle aller Wahrheit ist die Selbsterkenntniß. Dabei bediente er sich der Methode, welche von ihm den Namen der sokratischen erhalten hat. Auch

ist er als der wahre Schöpfer der philosophischen Sprache anzusehen (wenigstens der Moralphilosophie). Von seinen zahlreichen Schülern gehören nur diejenigen hieher, welche im Geiste desselben, entweder die älteren Systeme unter neuen Formen zu erwecken, oder neue, dauerhaftere zu begründen suchten. — Der wissenschaftliche Charakter des Sokrates hätte freilich noch besser hervorgehoben werden können.

Cap. X. Die Cyniker, die Cyrenaiker, die Schule von Elis und Megara. Sie sind nicht sowohl durch das merkwürdig, was sie uns hinterlassen haben, als weil sie die Keime der Fortschritte enthielten, die später gethan wurden. Antisthenes und Aristipp nahmen jeder eine Maxime aus der sokratischen Schule und ertheilten ihr eine absolute Strenge, einen ausschließenden Werth. Daher der so frappante Contrast zwischen zwei Schülern desselben Lehrers.

Cap. XI. Platon und die erste Akademie. Man bemerkt anfangs mit Erstaunen, daß der größte Theil der Schüler des Sokrates gar keine vollständigen und originellen Systeme versucht hat, da doch durch Sokrates die ganze Basis der bisherigen Lehren erschüttert worden war. Aber es war dieser Versuch auch sehr schwer. Es bedurfte dazu nicht blos eines Menschen von ausgezeichneten Fähigkeiten und insonderheit von der Geisteskraft, welche allein den schöpferischen Geist macht, sondern er mußte auch auf der Höhe eines aufgeklärten, an Ueberlieferungen reichen Zeitalters stehen; bekannt seyn mit den Forschungen so vieler origineller Denker; die Gelehrsamkeit in ihm mußte dem erfinderischen Genie das Gleichgewicht halten. Ein solcher war Platon. Er verdankte dem Sokrates sehr viel; aber Sokrates bedurfte auch eines Platon, damit der Keim, welchen er in ihm niedergelegt hatte, sich in seiner ganzen Fruchtbarkeit entwickelte. Man entdeckt in dem Schüler wie in dem Meister ein starkes moralisches Gefühl, welches geläutert und erhöhet wurde durch seine innige Verbindung mit einem tiefen religiösen Gefühle. Platon befolgte die sokratische Methode und brachte sie gleichsam auf die Bühne. Er glaubte, der Moment sey gekommen, seinen Speculationen einen freieren Aufschwung zu geben; er erhob sich bis zu den erhabensten Regionen der Theorie und glaubte, das Mittel gefunden zu haben, die Klugheit mit der Kühnheit und Großheit der Gesichtspuncte zu verbinden. Manchmal findet er sich von Wolken umgeben, oder er treibt die Feinheit der Beobachtung bis zur Subtilität, aber er verschwendet auch alle Schätze der schönsten Sprache der Welt, um seine Ideen würdig darzustellen. In dieser Beziehung ist er ein bewunderungswürdiger Künstler. In Platon vereinigten sich die glücklichsten und zugleich verschiedensten Talente, so daß es schien, als habe die Natur in ihm das schönste

Genie bilden wollen, das die Philosophie der Menschheit dargeboten hat. Er besaß im höchsten Grade Kunsttalent; die Inspiration, welche aus den Idealen schöpft, das Talent der Nachahmung, welches die beobachteten Objecte so anschaulich darstellt; die Lebhaftigkeit des Gefühls, welche sie mit glänzenden Farben bekleidet; Geschmack, Sinn für Harmonie und Proportion; Tact für das Schickliche; zugleich aber das eminente Abstractionsvermögen, das großen Denkern eigen ist. Er weiß mit dem umfassendsten Blick zugleich eine unzählige Mannichfaltigkeit von Objecten zu ergreifen; in seinem ganzen Plane ist eine merkwürdige Großheit ausgedrückt; er bemerkt in einem Princip die entferntesten Folgen; niemals waren bis zu ihm die einzelnen Untersuchungen durch eine so enge und umfassende Kette mit einander verbunden. Und zugleich enthüllt er in dem Scharfsinn seiner Bemerkung, der Feinheit der Beobachtungen, der Delicatesse der Unterscheidungen die geübteste Dialektik. Poesie und Philosophie waren in ihm aufs innigste vereiniget. Er hat uns köstliche Schriften hinterlassen. Er behandelt in ihnen die wesentlichen Probleme der Wissenschaft, umfaßt alle Zweige der moralischen Wissenschaften und verknüpft alle, auch die verschiedensten, durch ein enges Band. Hierauf werden auch die Schwierigkeiten berührt, mit denen der Leser seiner Werke zu kämpfen hat. Auch in Beziehung auf das Esoterische und Exoterische seiner Lehre, worüber so viel gestritten worden, wird das Richtige so ziemlich getroffen: daß sich dieser Unterschied mehr auf die Form der Darstellung, als auf die Ideen bezog. Die Theorie der menschlichen Erkenntniß ist der Mittelpunct seiner ganzen Lehre. Die Psychologie war ihm die natürliche Einleitung in die Philosophie. Durch beide führt er in das Heiligthum seines Systems, die berühmte Ideenlehre. Diese hat der Verf. im ganzen sehr bündig dargestellt; doch bleibt noch einiges zu wünschen übrig. Der Herr Verf. kann sich hier von den Vorstellungen seiner Landsleute nicht losmachen, welche unter Ideen ganz gewöhnliche Vorstellungen verstehen, und sie eben so wie jede andere entstehen lassen. Deshalb betrachtet er die Ideenlehre als eine schöne Fiction, die mehr in das Gebiet der Kunst, als der Wissenschaft zu gehören scheine, da sie keine rechte reelle Basis habe. Er bezieht sich sogar hier, nach Tennemann's Anleitung, auf die kantische Ansicht von den Dingen an sich und in der Erscheinung.

Cap. XII. Aristoteles. Wer in derselben Sphäre, in welcher Platon so groß war, glänzen wollte, konnte es nur auf eine andere Weise, durch Prüfung, ruhige Beobachtung, Unterscheidung des Verschiedenen. Man begreift, warum Aristoteles und Platon nicht sympathisiren konnten. Aristoteles warf sich zum Rival und selbst zum Richter des Platon auf, und scheint es nie sich

selbst gestanden zu haben, wie viel er diesem verdankte. Er citirt ihn oft, aber mehr um ihm seine Irrthümer aufzumutzen, als um die Ansichten bemerklich zu machen, welche er ihm verdankt; und wenn auch seine Sprache nicht bitter ist, so ist sie doch auch nicht die der Dankbarkeit. Er hätte doch es anerkennen sollen, wie unendlich viel er einem solchen Lehrer verdankt. Andere äußere glückliche Umstände begünstigten ihn vor seinem Lehrer. Nachdem er mit außerordentlichem Fleiße alles, was seine Vorgänger gedacht hatten, gesammelt, klärt er dadurch sich selbst auf, vergleicht sie, kritisirt, zweifelt, wählt, entscheidet für das eine oder andere. Zum Platon verhält er sich ungefähr wie der Kritiker zum Künstler. Welch ein Zeitalter, wo Sokrates, Platon und Aristoteles auf einander folgten! Leider ist der Text seiner Werke noch sehr unvollkommen! Dieses, so wie die Mannichfaltigkeit seiner Werke und die Dunkelheit der Schreibart, macht es schwer, ihm zu folgen. Die unter dem Namen des Organon bekannten Werke machen allein ein Ganzes. Wir bringen alle seine Werke unter drei Gesichtspuncte: a) wir untersuchen, wie er sich vom Platon trennte und worin er ihn bekämpfte oder berichtigte; b) wir setzen seine Theorie aus einander über verschiedene Zweige der menschlichen Erkenntniß, und c) wir geben eine Uebersicht seiner Vorschriften in den Künsten, welche zum Instrument derselben Wissenschaften dienen. Das Erste betreffend, richtet Aristoteles seine Hauptangriffe auf den Mittelpunct des platonischen Systems, die Ideenlehre (Im ganzen stimmt der Hr. Verf. dem Aristoteles bei, da auch er die Ideen für eine unbegründete Hypothese nimmt; uns hingegen scheint Platon nicht in der Sache, sondern nur in der Form gefehlt zu haben. Er gibt nirgends eine erschöpfende Darstellung, sondern seine Lehre ist in vielen Stellen seiner Werke zerstreut, er bezeichnet sie durch verschiedene Formeln, welche in verschiedenen Verbindungen auch Verschiedenes auszudrücken scheinen, und sondert nicht genug die Idee als Urtypus der Dinge von der Verdunkelung derselben in dem menschlichen Geiste, so daß er oft die menschliche und göttliche Idee zu verwechseln scheint). Aristoteles sucht deshalb nach einer andern Quelle der Erkenntniß und findet sie in der Erfahrung. Durch Hülfe der Erfahrung die Ursachen aufzusuchen, oder die Theorie der Causalität ist der wesentliche Unterschied zwischen seiner und der platonischen Lehre. Doch ist er hierin keineswegs klar, bestimmt und befriedigend. Er unterscheidet viererlei Ursachen, die aber nicht genau von einander unterschieden sind, und vermischt sie hernach wieder. Bewunderungswürdig war der Umfang seiner Kenntnisse; seine Schriften bilden eine wahre Encyklopädie aller Wissenschaften, und doch kennen wir nur einen Theil derselben. Er ordnet und theilt sie in theoretische und praktische. Die Psychologie

allein umfaßt eine ganze Reihe von Schriften, wovon die vorzüglichste die von der Seele ist. Den Begriff der Seele entlehnt er aus der Metaphysik. Sie ist ihm Entelechie. Die erhabenste Wissenschaft und durchaus speculativ ist ihm die Metaphysik, die Kenntniß der ersten Principien und Ursachen. Es gibt eine doppelte Classe von Principien: Principien des Verstandes und der Dinge außer uns. Und diese letztern haben entweder ein gemeinschaftliches Wesen, oder sind zuletzt wieder in der ersten Ursache, dem Wesen an sich, gegründet. Daher zerfällt die Metaphysik in die Wissenschaft der rationellen Principien, die Ontologie und Theologie. Die erste und zweite gehen aber oft in einander über. Er unterscheidet das Wesen per se und per accidens, die Materie und Form, die Realität und Privation, die Macht und den Act des Wirkens, die Substanz und die Qualität. Aber schon Plutarch und Simplicius bemerken, daß seine Formen viel Aehnlichkeit mit den platonischen Ideen haben; auch ist er hier keineswegs der behutsame, zurückhaltende Forscher, er spricht vielmehr in einem ganz entscheidenden Tone, gleich als ob er beim Ursprung der Existenz zugegen gewesen und in das Heiligthum eingeweiht worden, wo das Mögliche bereitet wird. Die Theologie behandelte er zuerst als eine besondere Wissenschaft. Hier eröffnet sich ein großes und schönes Schauspiel für den Freund der wahren Philosophie. Aristoteles und Platon, sonst so entgegengesetzt, sind hier einig. In der Physik verirrt er sich ebenfalls. Hier gibt er den abstracten Begriffen einen reellen Werth, den sie nicht haben können. Seine allgemeine Physik ist nichts als eine Nomenclatur solcher abstracter Begriffe. Materie, Form und Beraubung sind ihm Principien der Dinge. In den praktischen Wissenschaften schwebt ihm Ein Ziel vor: die Thätigkeit des freien und vernünftigen Wesens. Er theilt sie in Ethik, Politik und Oekonomik. Auch hier unterscheidet er sich in wesentlichen Puncten von Platon. In der Moral und Politik zeigt sich sein Genie in seiner ganzen Größe. Bewunderungswürdig ist er, wenn er in der Ethik die menschlichen Tugenden aufzählt, definirt, classificirt. Menschenkenntniß, Umgang mit der gebildeten Welt, Studium der Geschichte haben ihm Thatsachen und Beobachtungen im Ueberfluß geliefert. Die Tugend bezeichnet er als Mäßigung, und auch hier scheint er sich dem Platon zu nähern, wieweit er sich auch anfangs von ihm entfernt hat: denn er setzt die Tugend zugleich in die Aehnlichkeit mit dem, welcher die höchste Vollkommenheit ist. In seinem Organon ist besonders die Theorie der Schlüsse bewunderungswürdig. Es ist aber darin, so wie im ganzen Organon, viel Weitschweifiges und Unfruchtbares, von dem gar nicht einzusehen, welchen reellen Nutzen die Wissenschaften davon haben.

Cap. XIII. Epikur. Nach Platon und Aristoteles öffnete sich eine neue, zwar weniger imponirende, aber dennoch sehr interessante Scene. Vier Schulen: die Stoa, Epikur, die Skeptiker und die neue Akademie erscheinen auf einmal. Beinahe kein Philosoph war das Object so entgegengesetzter Urtheile wie Epikur. Und in der That stellt sich seine Lehre von zwei ganz verschiedenen Seiten dar und scheint zwei entgegengesetzte Elemente in sich zu schließen. Drei Umstände scheinen vorzüglich zur Erzeugung seines Systems beigetragen zu haben: der Charakter der bisherigen Schulen, wodurch viele Personen nicht befriediget wurden, die damals herrschenden Sitten und die Individualität Epikurs. Er hatte eine entschiedene Abneigung gegen Gelehrsamkeit, so wie gegen Poesie und Beredtsamkeit. Damit entbehrte er aber auch aller Vortheile jener Studien; alles in ihm war kalt, todt, selbst in der Anempfehlung einer Lehre, die nur das individuelle Glück will, ist er trocken, ohne alle Grazie; das reine Vergnügen, das er als das höchste Gut preist, ist ohne Reiz. Um sein System zu beurtheilen, muß man von seiner Moral ausgehen. Er ist ein erklärter Feind der Speculation; er begreift nicht, wie man die Wissenschaft um ihrer selbst willen studiren könne; er verlangt ein nächstes Ziel, ein positives, individuelles. Dieses ist das menschliche Leben und in ihm menschliches Glück. Alle Menschen verlangen darnach, und nur wenige erreichen es. Dieses Glück ist das höchste, das absolute, ideale, wodurch alle Wünsche der Seele befriediget werden. Dieses ist aber nur ein Eigenthum der Götter; dem Menschen ist ein bedingtes, eingeschränktes, gemischtes Glück beschieden, und dieses besteht in dem Vergnügen. Um es zu erreichen, sind drei Bedingungen nothwendig: erstens die Ausübung der Tugend, worin die Gesundheitslehre der Seele besteht; zweitens eine sichere und aufgeklärte Vernunft, die uns in der Wahl der Mittel leitet, das Glück zu genießen; drittens Kenntniß der Natur, um uns von allen Vorurtheilen und abergläubischen Vorstellungen zu befreien, die unserer Ruhe nachtheilig seyn könnten. Hierzu gehört besonders die falsche Meinung des Pöbels, woraus Furcht vor den Göttern entsprungen, und die Aussicht auf den Tod. Der wahrhaft Fromme ehrt die Götter nicht aus Furcht, oder Hoffnung irgend einer Belohnung, sondern aus Pflicht, wegen ihrer unendlichen Vollkommenheit (sonderbar und widersprechend, wie der Verf. mit Recht bemerkt, da ja der Mensch ihnen nichts verdankt). Noch unglücklicher ist Epikur in der Wahl des Gegengiftes wider die Todesfurcht: denn der Gedanke, daß der Tod nur eine Beraubung sey, ist gewiß nicht geeignet, den Menschen zu trösten. Und eben so wenig seine Naturphilosophie, wo alles in der Natur ohne Mitwirkung der Götter vorgeht. Damit fällt jedes Band zwischen

Göttern und Menschen weg, und mithin auch der Grund zur Verehrung der erstern.

Cap. XIV. Pyrrhon und die Skeptiker. Die Producte der Vernunft fordern die Kritik auf, wie die der Künste. Auf Menschen, welche bejahen, folgen welche, die zweifeln, durch die Wirkung desselben Geistes des Widerspruches und der geistigen Unruhe, die in unserer Natur liegen. So auf den Dogmatism der Skepticism; von beiden kann man sagen: post equitem sedet atra cura. Pyrrhon war zwar nicht der erste Skeptiker, aber er stellte den Skepticism offener und vollständiger dar, als seine Vorgänger. Er suchte die Principien der bisherigen Systeme zu stürzen. Sextus Empiricus hat uns in den Pyrrh. Hypothyp. eine vollständige und methodische Uebersicht dieses kritischen Systems gegeben. Pyrrhon verwarf nicht die Wahrheit an sich, sondern behauptete nur: man habe sie bis jetzt noch nicht gefunden. Man müsse daher zwar sein Urtheil zurückhalten, aber auch in der Erforschung der Wahrheit beharren. Sein Skepticism war weit entfernt von dem absoluten Zweifel, der Entmuthigung, welche an jedem Erfolg der Kräfte des menschlichen Geistes verzweifelt. Er erkannte die Auctorität des gesunden Menschenverstandes an, der Gesetze und Gebräuche, insonderheit die der Moral, und folgte dem Gefühl, welches ihre Vorschriften in das Herz des Menschen gepflanzt hat. In dieser Beziehung hat er selbst mit dem Sokrates viel Aehnlichkeit; es scheint, als wollte er die Principien desselben aufs neue in Wirksamkeit setzen und seine Kritik gegen die Schüler desselben richten, die sich von der Lehre des Meisters so sehr entfernt hatten. Darauf bezieht sich auch die Lobrede Timon's, seines Schülers. Aber sein Zweifel hatte gar nichts von der Ironie und Verstellung des Sokrates. Sein Skepticism hat mehr Aehnlichkeit mit dem Idealism, als dem absoluten Zweifel; ja in der Art und Weise, wie er den Glauben an Gott begründet, stimmt er auffallend mit der Lehre des Deutschen Kant überein.

Dritter Theil.

Cap. XV. Zeno und die Stoiker. Zeno aus Cittium, beurtheilte den Geist seines Jahrhunderts sehr richtig. Er erkannte die doppelte Tendenz zur Erschlaffung der Sitten und Entmuthigung der Vernunft, und wollte ein Gegenmittel aufbringen und, durch Verbindung beider, das wankende Ansehen der Wahrheit und der Tugend zugleich befestigen. Platon und Aristoteles hatten sich, nach seiner Meinung, zu sehr von der Sphäre des Positiven, im Leben Anwendbaren entfernt. So konnten sie keine große Wirkung aufs Volk hervorbringen. Die Cyniker dagegen waren zu bizarr, zu sehr Sonderlinge. Dadurch stießen sie die Menschen von sich. Die Stoi-

ker bezweckten Popularität und Widerstand gegen die Erschlaffung ihrer Zeit. Deshalb trat Zeno als Gegner des Epikur auf und gründete die Moral auf die Verachtung des Vergnügens. Doch hatte er kein sehr erfinderisches Genie. Bald erhebt er sich mit Platon, bald steigt er zu den materiellen Ideen des Heraklit herab, bald entlehnt er Hypothesen vom Pythagoras, oder verwickelt sich in die Subtilitäten der Eleaten; er fügt meistens blos Einzelnes, Abgerissenes zu den Lehren seiner Vorgänger, und selbst, wenn seine Ansichten neu sind, sind sie doch selten fruchtbar. Die Weisheit ist nach den Stoikern das höchste Gut des Lebens. Die Philosophie ist das Streben darnach. Zur Erreichung derselben ist dreierlei erforderlich: gesunde Vernunft, genaue Kenntniß der Dinge und ein fleckenloses Leben. Aus dieser Vollkommenheit des Urtheilens (des Denkens), der Erkenntniß und des Handelns entspringen drei Theile der Philosophie: Logik, Physiologie (Naturphilosophie) und Ethik. Die Logik ist die aristotelische, nur mehr vereinfacht. Dem Skepticism setzte er besonders die Gemeinbegriffe entgegen, welche sich der allgemeinen Zustimmung erfreuen. Ueberhaupt suchte er den Skepticism ganz niederzudrücken. Alles im Wissen sollte ein einziger, tastbarer, solider Körper seyn. Dies war der Grund, warum die Stoiker in eine Art des Materialism verfielen. Das ganze Universum sey ein organisirter Körper, dessen Seele die Gottheit sey, ein ätherisches, feuriges Wesen. Dieselbe bezeichnen sie oft durch Natur. Sie ist ihnen die Eine unendliche Verkettung aller Ursachen zu einem Ganzen, und der Natur folgen das höchste Gesetz des Geistes. Aus der Zahl der Güter und Uebel jedes sinnliche Vergnügen und Schmerz zu entfernen; nur das als gut zu betrachten, was es schlechthin ist, ohne Rücksicht auf Umstände und Verhältnisse, also nur die Tugend, als bös nur das Laster; und so den moralischen Menschen von jeder Knechtschaft und äußern Abhängigkeit zu befreien; ihn zugleich von der nicht weniger schrecklichen Sclaverei der Leidenschaften zu erlösen; den Sieg des Sittlichen, Anständigen über das Nützliche zu befördern; den Blick des Menschen immer auf die höchste Vollkommenheit zu richten; vor seinem Geiste den Codex einer allgemeinen, ewigen, göttlichen Gesetzgebung zu entfalten, und so die Tugend auf die Pflicht zu gründen, unabhängig von jedem persönlichen Interesse: dies war die kraftvolle Moral, welche Zeno seiner Zeit vor Augen legte. Sein Nachfolger war Kleanth, der wenig hinzufügte. Selbständiger und systematischer war Chrysipp.

Cap. XVI. Die neue Akademie. Wie der Kampf der Stoa gegen die Schule des Epikur, eben so interessant ist der zwischen der Stoa und neuen Akademie. Zwischen der neuen Akademie und den pyrrhonischen Skeptikern gibt es aber nach Sextus

Empirikus einen bedeutenden Unterschied. Die Pyrrhonier wollten nichts entscheiden; die Akademie behauptete ganz zuverlässig: alles sey unbegreiflich, aber einige Vorstellungen seyen wahrscheinlich, andere unwahrscheinlich, und selbst unter den wahrscheinlichen gebe es verschiedene Abstufungen. Sie stellte die Akatalepsie als das Princip ihres allgemeinen Zweifels auf; d. i. die Unmöglichkeit, etwas mit Evidenz und Sicherheit zu erkennen. Diese ist der Schlüssel zu ihrem ganzen Systeme. Der Urheber dieser Lehre war Arkesilaos. Besonders zeichnete sich Karneades aus. Jemehr sich Chrysipp bemühte, die stoische Lehre durch Dialektik zu stützen, desto mehr bemühte sich Karneades, diese Stützen niederzureißen. Er besaß eben so viel Klarheit als Sagacität. Die Akademie war ganz nahe daran, die Theorie des Wahrscheinlichen zu finden: allein sie ahnete nur einige Principien derselben.

Cap. XVII. Dritte Periode. Die griechische Philosophie in ihrer Verpflanzung nach Alexandrien. Bund der verschiedenen Schulen. Die Philosophie, welche in der ersten Periode so viel originelle und kühne Versuche, in der zweiten vollständige und systematische Lehrgebäude erzeugte, wird in der dritten stehend und geräth in Verfall. Der erfinderische Geist ist erlöscht; man reproducirt, commentirt, combinirt und macht die früheren Lehren fruchtbar durch verschiedene Anwendungen. In den Ländern aber, wohin die griechische Philosophie verpflanzt wurde, hatte sie alle Reize der Neuheit. Wegen des Mangels an Originalität in dieser Periode, braucht man in der Darstellung viel weniger ins Detail zu gehen, als bei den vorhergehenden. Durch Verpflanzung der Philosophie auf einen fremden Boden sind neue Elemente in sie gekommen; dadurch ist ein Amalgama entstanden, aus welchem neue Systeme entsprungen sind, wenigstens in der Form. Eklekticism und Synkretism sind diese Systeme. Die Philosophie schließt sich an eine neue positive Religion an, die christliche, und erhält durch sie ein bestimmtes Ziel, Formen, Grenzen. Das Interesse dieser Periode besteht vorzüglich in der Betrachtung: wie die in Griechenland entstandenen philosophischen Lehren angewendet worden sind auf die Wissenschaften, die Künste und das gesellige und politische Leben. Alexandrien trat gewissermaßen an die Stelle Athens. Die Poesie und Beredtsamkeit gingen hier nicht der Philosophie voraus, sondern entwickelten sich gleichzeitig mit ihr. Es konnte daher unter ihnen auch nicht dasselbe Verhältniß entstehen, wie in Griechenland. Fast alle ausgezeichnete griechische Systeme fanden hier Anhänger. Das größte Verdienst der alexandrinischen Gelehrten, wodurch ihre Bemühungen eine merkwürdige Epoche in der Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnen, bestand in den reißenden Fortschritten der positiven Wis-

senschaften. Ausgezeichnet war insonderheit die Blüthe der Geographie, Mathematik, Astronomie und Anatomie. Um so auffallender ist es, daß die Physik noch in der Wiege blieb. Auffallend ist auch der Unterschied in der Schreibart. Man bediente sich der griechischen Sprache, aber statt der eleganten Einfachheit jener unsterblichen Muster erschienen Affectation, Ziererei, Trockenheit und Spitzfindigkeit.

Cap. XVIII. Die Philosophie der Römer. In Rom kam die Philosophie in neue Verhältnisse, sie erfuhr neue Einwirkungen. So mußten auch andere Resultate kommen. Allein auch hier wurde sie stehend, auch hier entstanden Annäherungen der verschiedenen Schulen, Auswahl, Combination. Vergleicht man das Schicksal der Philosophie in Griechenland und Rom, so zeigt sich ein auffallender Contrast. Dort entstand die Philosophie mit der Freiheit und entwickelte sich mit ihr: hier keimte das Studium derselben, als die Freiheit unterging, und verbreitete sich in dem Maße, als der Despotism sein Joch fühlbar machte und die Welt unter dasselbe beugte. Die politische Freiheit hatte in Rom einen ganz andern Charakter, als in Griechenland: sie war nicht das Werk der Weisheit seiner Gesetzgeber, sondern das Resultat des Charakters und der Sitten. Rom verachtete anfangs die Künste der Einbildungskraft und die Uebungen des Geistes, man cultivirte keine anderen Künste als die der Politik und des Kriegs. Für die Speculation hatte man gar keinen Sinn. Man hielt sie für eine unbesonnene, unnütze, ja sogar gefährliche Unternehmung. Auch selbst die lateinische Sprache in ihren kühnen Inversionen, elliptischen Formen und äußerster Gedrängtheit schien wenig geeignet zu den methodischen und ruhigen Arbeiten der Meditation. Sie war noch ganz arm zur Bezeichnung metaphysischer, logischer, moralischer Wahrheiten. Als aber die Römer Griechenland bezwungen hatten und mit den Schätzen ihrer Literatur bekannt wurden, konnten sie nicht mehr gleichgültig gegen dieselben bleiben. Sie begriffen jetzt, daß sich Cultur des Geistes mit kriegerischer Kraft verbinden, daß sie der Politik dienen und ihrem Ruhm einen neuen Glanz verleihen könne. Das Studium griechischer Literatur wurde Modesache. Indessen blieb die Philosophie immer ein ausländisches Gewächs. Man studirte sie nicht um ihrer selbst willen, sondern weil man sie für ein nothwendiges Stück der Erziehung hielt. Auch war es ein Unglück, daß sie gerade zu der Zeit eingeführt wurde, als Rom geistig zu sinken anfing. Ausgezeichnet sind die Verdienste des Cicero, der als der eigentliche Begründer der Philosophie unter den Römern angesehen werden kann und mit den Griechen wetteiferte.

Cap. XIX. Die letzte Entwickelung des Skepticismus. Aenesidemus gab eine neue Entwickelung des pyrrhoni-

schen Zweifels. Er schien selbst die neueren Akademiker noch für Dogmatiker zu halten. Er suchte zu zeigen, daß wir uns in völliger Unwissenheit befinden über die Wahrheit, die Ursache, die Kräfte, den Zufall, die Bewegung, Entstehung und Vergehung, und daß, insonderheit in Beziehung auf Bewegung und Empfindung, sich unsere Vorstellungen ganz widersprechen. Doch nimmt er gewisse Ideen von Heraklit an. Er schließt mit dem Resultate: wir können kein Object durch irgend einen Sinn in seiner wirklichen Reinheit erkennen, so wie es an sich ist, sondern nur in einer Mischung und relativ. Damit sind wir aber allen Täuschungen ausgesetzt. Nach Sextus Empirikus, der für diese Periode besonders lehrreich ist, war nunmehr der Skepticism auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht und bildete ein in sich geschlossenes System.

Cap. XX. Ursprung der Mystik, jüdische Lehren, Gnostiker. Die alten Ueberlieferungen Asiens, die oben erwähnt worden, waren nichts als zerstreuete Keime, isolirte Begriffe, ohne Verbindung unter einander. Jetzt war der Moment gekommen, wo sie in das Gebiet der eigentlichen Philosophie treten und der Brennpunct neuer Systeme werden sollten. Der Ursprung der unter dem Namen des Eklekticismus, der alexandrinischen Philosophie, des neuen Platonism bekannten Systeme ist eins der schwierigsten und wichtigsten Probleme in der Geschichte des menschlichen Geistes. (Hierauf prüft der Verf. die verschiedenen, zur Erklärung derselben aufgestellten Hypothesen.) Der Zusammenfluß der moralischen Ursachen, welche dieses sonderbare Phänomen hervorbrachten, ist leichter zu bestimmen. Das religiöse Gefühl ist eine Art Instinct, es ist auch das gebietende, obschon vernünftige, einer hohen Philosophie. Aber in seinen Eingebungen folgt es nicht den Fortschritten der Erkenntnisse: bald scheint es zu schlummern, bald erwacht es wieder in ganzer Kraft, und wenn es erwacht ist, nimmt es oft plötzlich einen desto größeren Aufschwung, je weniger es vorher befriediget worden; es zerstört das Gleichgewicht, bewirkt eine Explosion und reißt alles mit sich fort. In dem Maße, als philosophische Einsichten sich verbreiten, in dem Maße wächst auch das Bedürfniß, dieselben an die religiösen Ideen zu knüpfen, um desto leichtere Aufnahme unter den Menschen zu finden. Die alte Mythologie war zu grob, zu sinnlich, als daß sie hätte einen aufgeklärten Philosophen fesseln und die Wünsche eines wahrhaft religiösen Gemüths befriedigen können. Hierzu war nur die christliche Religion geeignet. In dem großen Kampfe zwischen Christenthum und Heidenthum suchten die Anhänger beider Waffen in der Philosophie und bemühten sich sie zu ihrem Vortheile zu verwenden. Man verband die Philosophie mit den mystischen Ueberlieferungen der Indier, Perser, Aegypter rc., mit den verschiedenen jüdischen

Secten und mit dem Christenthume. Unter den philosophischen Lehren nahmen an dieser Verbindung Theil: die mystische Lehre des Pythagoras, die Ideenlehre und Theologie Platons und die Metaphysik des Aristoteles. Eine Verbindung der heiligen Bücher der Juden mit griechischer Philosophie und Literatur versuchten Aristobul und Philon. Dieser hielt sich besonders an Platon, entlehnte aber auch mehreres aus Pythagoras, Aristoteles und Zenon. Hierauf folgt einiges von den Manichäern und Gnostikern.

Cap. XXI. Die Neu-Platoniker. Auch hierüber mehrere interessante Bemerkungen.

Vierter Theil.

Cap. XXII. Die Kirchenväter. Die Einführung des Christenthums ist das schönste Schauspiel in den Annalen der Civilisation und das wichtigste Ereigniß in der Geschichte der Menschheit. Die Idee der Gottheit erschien in ihm in ihrer ganzen Reinheit und Größe. Die Philosophie war durch langes Nachdenken dahin gekommen, über die natürliche Theologie und Moral wahre und weise Lehren aufzustellen; aber diese Lehren, langsam entwickelt und vervollkommnet, mit größeren oder geringeren Irrthümern vermengt, den Streitigkeiten preisgegeben, trennten die ausgezeichnetsten Geister, sie konnten das Eigenthum nur weniger Denker bleiben, aber niemals in die Menge übergehen. Aber gerade diese entwürdigte, vergessene Menge bildete gleichwohl die Masse der menschlichen Gesellschaft, und sie, auf welche die Beraubung, die Arbeit, die Duldung, welche das Christenthum prediget, schon drückte, eben diese Menge wurde durch das Christenthum erhoben, während es die Mächtigen erniedrigte; alle sollten nur eine Familie von Brüdern bilden. Dieses Ideal der Religion zeigt uns die Geschichte realisirt in der ersten Kirche. Als das Christenthum anfing große Eroberungen zu machen, als es in seinen Schoos die ausgezeichnetsten Menschen aufnahm, so lehrte das Interesse an der Religion selbst die Dinge aus einem andern Gesichtspuncte betrachten. Man urtheilte: die Philosophie könne die Ausbreitung des Evangeliums befördern oder hindern. Die Philosophie hatte eine ganz neue Rolle zu spielen. Sie wurde der Theologie einverleibt und beinahe von dem religiösen Unterrichte verschlungen. In der ersten Periode dieser großen Epoche erblickt man die Kirchenväter und christlichen Gelehrten in zwei Hauptclassen getheilt. Die eine nahm die Philosophie an, billigte sie in einer gewissen Beziehung, cultivirte das Studium derselben, aber ordnete sie dem Range nach dem Christenthum unter, zum Dienste ihres Interesses; die andere verwarf, tadelte, bekämpfte sie. Jene erblickten in ihr eine nützliche Alliirte, diese eine gefährliche Gegnerin. Der ersten konnte sie

drei wichtige Dienste leisten: a) sie konnte als eine Einleitung ins Christenthum gebraucht werden, welche das Bedürfniß seiner erhabenen Wahrheiten einflößte; b) sie konnte die theologischen Dogmen erläutern; c) vortreffliche Waffen an die Hand bieten zur Bekämpfung heidnischer und ketzerischer Lehren. Wie sehr schien sich auch nicht die Philosophie, wie sie aus den Händen des Sokrates gekommen, und der Geist der Religion, deren Zweck die Verbesserung und das Glück der Menschheit war, gegenseitig die Hand zu bieten! Die zweite Classe hingegen fürchtete von ihr dreierlei Gefahr: 1) durch Begründung der natürlichen Theologie und der blos aus der Vernunft entlehnten Moralprincipien schien sie die Offenbarung als überflüssig entfernen oder wenigstens dem Ansehen derselben das Gleichgewicht halten zu wollen; 2) entsprungen aus dem Heidenthum, angewendet zur Rechtfertigung seiner Lehren, konnte sie sich leicht wieder mit demselben vermischen; 3) sie streuete den Saamen der Ketzerei in dem Christenthume aus. Unter diesen Ansichten zeigte sich diejenige zuerst, welche der griechischen Philosophie eben nicht günstig war. Man hielt sich dabei nicht genau an diese oder jene bestimmte Lehre, erkannte nicht die Autorität dieses oder jenes Meisters an, sondern traf eine Auswahl; alles was mit dem Geiste des Christenthums verträglich war, wurde angenommen. Justinus Martyr war der erste, welcher die Philosophie auf eine vorzügliche Weise cultivirte. Die Philosophie, sagte er, ist eine große Gabe, sie führt uns zu Gott, und wenn sie auch nicht überall mit dem Evangelium übereinstimmt, so hat sie doch eine große Verwandtschaft mit demselben, und ist entsprungen aus der göttlichen Vernunft, die uns bei unserer Geburt eingepflanzt worden. Alle diejenigen, welche mit dieser Vernunft einstimmig gedacht haben, sind Christen, auch wenn sie keine Kenntniß vom wahren Gott hatten. Es war gleichsam eine Vorausempfindung der wahren Lehre. So bei Sokrates, Platon u. a. Clemens von Alexandrien erklärte sich öffentlich für einen Vertheidiger der griechischen Philosophie. Sein Schüler war der berühmte Origenes. Dann von Arnobius, Lactantius u. a. Man bemerkt, daß die Kirchenväter in ihrem Urtheile über die profane Philosophie in dem Maße strenger werden, als das System der Neu-Platoniker sich mehr ausbreitete. Die kirchenhistorischen Schriftsteller des fünften und sechsten Jahrhunderts, welche die Philosophie cultivirten, lassen sich in zwei Classen theilen; die ersten gaben dem Platon den Vorzug, die andern dem Aristoteles. Die erste Classe ist die zahlreichste und enthält die berühmtesten Namen. An der Spitze steht der große Augustinus; Redner, Geschichtschreiber und Philosoph, widmet er den großen Interessen der Religion seine ganze Thätigkeit. Ueber ihn ausführlicher. Dann von

mehreren anderen, ſo wie von den Ariſtotelikern, unter denen Boethius ausgezeichnet iſt, der, gleich einer fleißigen Biene, den Saft aus mehreren philoſophiſchen Syſtemen zog. Hierher gehört auch Caſſiodor.

Cap. XXIII. Vierte Periode. Verfall der philoſophiſchen Studien, Schickſal der Philoſophie bei den orientaliſchen Griechen. Dieſe Periode iſt die unfruchtbarſte unter allen. Cap. XXIV. Schickſal der Philoſophie unter den Arabern während des Mittelalters. Im Ganzen auch anziehend und belehrend geſchildert. Cap. XXV. Urſprung der Scholaſtik. Von den Schwierigkeiten des Studiums der Scholaſtik. Die Werke der Scholaſtiker machen allein eine zahlreiche Bibliothek aus. Die Alberts des Großen 21 Bde. in Fol., die des Bonaventura 18, des Thomas 23, des Duns Scotus 12, und viele noch unedirte Manuſcripte derſelben ſind in der königl. Bibliothek zu Paris. Die Exemplare derſelben ſind ſelten, ſie ſind an verſchiedenen Orten zerſtreut. Die Schreibart derſelben iſt ſehr dunkel, die philoſophiſchen Begriffe ſind in theologiſche Abhandlungen verflochten, und vermiſcht mit den mühſamſten Auseinanderſetzungen. Es bedarf nicht blos einer ungewöhnlichen Geduld, um ſich an dieſe Unterſuchung zu machen, ſondern auch eines ſeltenen Scharfſinns, um mitten unter ſo dichten Wolken die Ausſicht hervortreten zu laſſen, die noch einigen Werth haben kann. Und wenn man nun auch durchgedrungen iſt, welche Schwierigkeiten entſtehen nicht, dieſe Früchte das Publicum genießen zu laſſen, beſonders in unſern Tagen, wo man vor allem Klarheit in den Ideen, Eleganz in den Formen, Nutzen in der Anwendung, kurz drei Dinge verlangt, welche der Philoſophie der Schulen durchaus fehlten. Daher iſt das Gemälde dieſer Periode nicht vollſtändig. Das Mittelalter zerfällt natürlich in zwei große Perioden. Die erſte beginnt mit dem Untergange des occidentaliſchen Reichs, die zweite um die Mitte oder gegen das Ende des 11. Jahrhunderts. Die erſte iſt in jeder Beziehung ohne allen Vergleich unfruchtbarer, alles iſt viel einförmiger in Beziehung auf den Unterricht, auf die Führer des menſchlichen Geiſtes und die äußern Formen. Die zweite zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, alle durch merkwürdige Veränderungen ſowohl in der Wiſſenſchaft als im Politiſchen und Geſelligen ausgezeichnet. Die erſte iſt es durch ein plötzliches Erwachen des menſchlichen Geiſtes, durch die Wiederkehr des Unterſuchungsgeiſtes, die Schöpfung der Univerſitäten, den berühmten Kampf zwiſchen den Nominaliſten und Realiſten. Hierher fallen: die Freiheit der italieniſchen Städte, die Gerechtſame der Communen in Frankreich, die erſten Kreuzzüge, die Troubadours. Die zweite fängt an mit der Regierung Friedrichs des Zweiten.

Hier glänzen Albert der Große, Thomas von Aquino, Roger Bacon. Man lernt den Ariſtoteles näher kennen, es iſt das Reich der Chevalerie, das Jahrhundert Dante's, England erhält die magna charta, Frankreich die Nationalverſammlung, Spanien die Cortes, Deutſchland ſein jus publicum. Die dritte geht vom Anfange des 14. Jahrhunderts bis zur Eroberung Conſtantinopels durch die Türken. Dies iſt das Zeitalter des Petrarca und Boccaccio. Der Streit zwiſchen Nominaliſten und Realiſten wird durch Occam fruchtbarer, die Studien erneuern ſich, die Geburt der helvetiſchen Freiheit, die Rivalität zwiſchen Frankreich und England, die Verſetzung des heiligen Stuhls nach Avignon füllen den Zwiſchenraum aus; die religiöſen Zwiſte regen ſich im Schoos der Kirche. Die während dieſer ganzen drei Abſchnitte herrſchende Philoſophie hat man mit dem Namen der ſcholaſtiſchen belegt. Die Charaktere dieſer Philoſophie ſind folgende: erſtens, ſie war auf ein Princip der Nachahmung gegründet. Man commentirte, raiſonnirte, aber prüfte nicht, man ſtellte Theſen auf, nicht Probleme. Zweitens, ſie beugte ſich unter das Joch der Autorität und verzichtete auf wahre Unabhängigkeit. Drittens, ſie war zugleich dem religiöſen Unterrichte untergeordnet, der Theologie ganz eingepflanzt; in ihr fand ſie ihren Stoff, ihr Ziel, ihre Regel und Grenze; dadurch wurde ſie eben ſo ſtehend wie die religiöſen Dogmen. Viertens eine Folge hiervon war, daß das Studium der Philoſophie der Geiſtlichkeit aufbehalten blieb; dadurch entſtand ein ähnliches Phänomen wie bei den indiſchen Caſten. Fünftens, die Philoſophie nahm zum erſten Mal eine Methode an, aber ſie hatte dieſelbe nicht frei gewählt, ſie wurde für ſie eine Feſſel und nicht eine Führerin; unglücklicherweiſe ward ſie auch unvollkommen und unrichtig verſtanden: ſie diente wie eine mechaniſche Regel und nicht wie ein Licht für den Verſtand, und die Strenge ihrer Formen und der complicirte Apparat derſelben vermehrte das Unbequeme in der Anwendung. Sechstens, ein blinder abſoluter Dogmatism war die unvermeidliche Folge hiervon. Die Streitigkeiten hatten wenig Fruchtbares; man disputirte nicht, um ſich aufzuklären, ſondern um ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Siebentens, das Studium der Phyſik und Geſchichte war ganz in Vergeſſenheit, und wo ſie ſich blicken ließen, unterwarfen ſie ſich abergläubiſchen Vorſtellungen. Achtens endlich, alle die Geiſtesvermögen, welche ſich in den Künſten der Einbildungskraft entfalten und durch Muſter des Schönen die Begeiſterung des ſchöpferiſchen Genies unterhalten, und durch Geſchmack noch vervollkommnet werden, lagen in einem tiefen Schlummer. Dadurch wurde der Gang des menſchlichen Geiſtes der umgekehrte des Alterthums. Dazu kam die Darſtellung derſelben in einer todten Sprache und einer größtentheils barbari-

ſchen Schreibart. Die Herrſchaft des Ariſtoteles dagegen iſt kein ſo ausgezeichnetes Merkmal der Scholaſtik, als die Geſchichtſchreiber gewöhnlich annehmen: denn Platon war bekannter, als man glaubt.

Die folgenden Abſchnitte Cap. XXVI—XXVIII enthalten nun noch eine detaillirtere Darſtellung der Scholaſtik in den einzelnen Perioden, die wir hier übergehen können. Wir glauben durch dieſe Ueberſicht gezeigt zu haben, wie intereſſant und der ſorgfältigſten Prüfung werth dieſe Schrift des verdienten Verf. iſt. Dieſe in allen einzelnen Puncten hier vorzunehmen, würde die dieſer Zeitſchrift geſteckten Grenzen weit überſchreiten. Der Beendigung derſelben ſehen wir mit Verlangen entgegen. Druck und Papier ſind gut. Um ſo unangenehmer ſind die Druckfehler in der Citation, beſonders deutſcher Namen.

Nro. 2. Die Schrift des Herrn Baron Maſſias hat uns weit weniger angeſprochen. Zwar enthält auch ſie viel Geiſtreiches, und dieſes ſcharf, piquant, oft originell ausgedrückt: allein die ganze Darſtellung iſt zu abgebrochen, ſie ſpringt plötzlich in eine ganz andere Gedankenreihe über, kehrt dann auf einmal durch einen eben ſo großen Sprung zu der erſten zurück, und erregt dadurch eine ſonderbare Gedankenverbindung; was um ſo ermüdender, angreifender iſt, als ſich in dem ganzen voluminöſen Buche nirgends Ruhepuncte finden, ſondern alles in Einem Athem fortgeht. Wir wollen uns daher damit begnügen, eine Ueberſicht des Ganges des Verf. zu geben, es unſern Leſern ſelbſt überlaſſend, ob ſie ſich dadurch zu der ſorgfältigeren Lecture des Buchs hingezogen, oder davon abgeſchreckt fühlen.

Tom. I. Das allgemeinſte Geſetz der Natur iſt das, welches alles, was exiſtirt durch Action und Reaction, im Gleichgewicht erhält und belebt. Selbſt der Allmächtige hat geurtheilt: daß ſeine Glorie nicht könne allein bleiben, ſondern müſſe geoffenbart und reflectirt werden durch die Schöpfung. Das Univerſum iſt dieſes Geſetz in Thätigkeit. Das Ganze wirkt auf die Theile, und die Theile wieder auf das Ganze zurück. Eine einzige Kraft würde ſich in ihrer eigenen Thätigkeit verlieren, wie die Bewegung in den unelaſtiſchen Körpern. Dieſer Antagonismus der Wirkungen (Kräfte), die ſich gegenſeitig abſtoßen und anziehen, erregt ihre Thätigkeit und treibt ihre Gewalt bis auf den Punct, wo ſie, auf das Höchſte geſteigert, den Erguß bewirkt, um die Einheit der Wirkung in der erhabenſten Macht hervorzubringen und dem Individuo die höchſte Summe des Lebens zu ertheilen. Der Menſch iſt offenbar dieſer binairen Einheit unterworfen. Sein Gehirn, ſein Herz, ſeine Lungen, alle ſeine vorzüglichſten Organe ſind doppelt. Selbſt der Gedanke kämpft gegen den Ausdruck, mit dem er untrennbar bekleidet iſt. Im Menſchen gibt es zwei Menſchen, in

seiner Organisation zwei, in seiner Seele zwei Seelen und zwei Willen; die Anatomie und Moral geben uns dasselbe Resultat. Da wo sich diese beiden Actionen begegnen, bildet sich die Einheit und das Centrum der Individualität. Wir athmen das Aeußere ein, und athmen Theilchen unseres Wesens aus, und sind so zugleich Glieder des Universums und für sich seyende Wesen. Ueberall, wo es Individualität gibt, gibt es eine allgemeine Kraft, welche auf dieselbe einfließt, sie belebt, antreibt. Und dies ist der Instinct. Mens agitat molem. Diese göttliche Flamme belebt alles. Die Dichter selbst sprechen durch Inspiration. Sie sind Ausleger dessen, was ist, der Wahrheit. Der Instinct ist nichts Erworbenes, sondern er bezeichnet das primitive, das Grundgesetz. Er ist das Hauptmoment bei den Lebensfunctionen. Seine erste Verrichtung ist die Assimilation. Hiervon ausführlicher, so wie von dem Klima und den Nahrungsmitteln, welchen Einfluß dieses alles auf die äußere und innere Organisation hat, wie dadurch der Charakter gebildet wird und mit den Umgebungen übereinstimmt. Dann dabei die treffende Bemerkung S. 67—69, daß die Natur den physischen, geselligen und moralischen Menschen gleichzeitig anlegt, und demnach auch die physische, geistige und moralische Erziehung Hand in Hand gehen müssen. Der Mensch ist nicht blos aus Verhältnißstücken zusammengesetzt, keine Mosaik, sondern aus Einem Stück gebildet. Dann viele Beispiele aus der Naturgeschichte über die Gewalt des Instincts; über die Geschlechter, besonders das weibliche; über Gleichheit und hierbei ein Blick auf die Lehre des Helvetius, über den Typus in der Naturentwickelung, über die Begriffe der Natur und des Universums, und mehreres gegen das System des Spinoza, als eines durchaus falschen, über Sympathie, Sensibilität und Irritabilität, über Entwickelung des physischen und moralischen Menschen, und hier eine ausführliche Prüfung des Systems Rousseau's, welches, weit entfernt das natürliche zu seyn, vielmehr der Natur entgegen sey. — Aber alles in einer sonderbaren Ordnung, in stetem Ueberspringen von dem Physischen zum Moralischen, und umgekehrt. Nach unserer Meinung müssen die physischen und psychischen Phänomene erst jedes für sich aufgefaßt und auf allgemeine Gesetze bezogen werden, und erst dann kann man beide mit einander vergleichen, um zu sehen, inwiefern sie sich einander erleuchten und gegenseitig bestimmen.

Tom. II. Von dem Menschen in seinem Leben und der geistigen Natur. Der Mensch ist nach der Unendlichkeit seines Geistes seinem Schöpfer ähnlich, im Einzelnen aber und insofern er begrenzt ist, der Natur; er ist alles in Beziehung auf die letzte Theilung der Materie, nichts in Beziehung auf das Ganze und den Schöpfer; er wurde zwischen zwei Unendliche gestellt, um an

beiden Theil zu nehmen und den Uebergang zu bilden. Wenn sein Wesen ganz geistig, rein, englisch gewesen wäre und durch sein irdisches Gewicht nicht gegen die Materie gravitirt hätte, so würde er angezogen und absorbirt worden seyn durch das göttliche Wesen, die Sonne der Intelligenzen. Aber so zwischen beide gestellt erhielt er die Freiheit, um das Gleichgewicht zu brechen, sich herabzulassen bis zu den Thieren, an die er durch einen Theil seiner Organisation gebunden ist, oder sich bis zur Göttlichkeit zu erheben, welche ihn durch ihren Hauch belebt. So fällt oder steigt der Luftschiffer, je nachdem er den Ballast behält oder auswirft, mit dem sein Nachen beschwert ist. Wo Wirkung ist, ist auch Leiden. So auch im Menschen. Er besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Substanzen, einer thätigen und leidenden. Man mag sich martern wie man will, man wird es niemals begreifen, wie ein Körper durch seine eigene Kraft auf sich selbst wirkt: aber der Wille thut es, er ändert sich wesentlich, er will das Gegentheil von dem, was er liebt, und entscheidet sich gegen seine natürliche Neigung. Er befiehlt der Materie und zwingt sie zu gehorchen. S. 19. In dem Moment, wo die Organisation so sehr gesteigert worden ist, daß sie in Verhältnisse kommt mit einem wesentlich untheilbaren Centrum, d. h. einem geistigen, entsteht ein Individuum. Hierbei über zusammensetzende und zerstörende Bewegung; die erste ist krummlinigt mit unendlichen Modificationen. Ueber Impulsion und Repulsion, als die Ursachen aller organischen und unorganischen Modificationen. Dann über Raum und Zeit, die Laboratorien des Lebens, von den Grenzen der Intelligenz, den geistigen Kräften des Menschen, dem doppelten Ich, dem wahrnehmenden und seiner selbst bewußten, vom Ich und Nicht-Ich, den Functionen des Geistes, dem Wahrnehmen, der Aufmerksamkeit, dem Gedächtniß, der Einbildungskraft, der Reflexion, und dabei gegen das System des Comte Destutt de Tracy. Urtheilen nennt er (S. 80) die Existenz eines Dinges bejahen; vergleichen, die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zweier oder mehrerer Objecte suchen; raisonniren, von der Aehnlichkeit mit dem einen zu der Unähnlichkeit mit dem andern fortgehen. Hierauf mehreres gegen Condillac's Lehre, welche als sehr fehlerhaft dargestellt wird, so wie gegen das System Gall's, bei einer sehr ausführlichen Darstellung der Lehre von der Sinnlichkeit. Hierauf folgen die Grundlinien einer Theorie der Wahrheit, aber alles auch hier in einem gar losen Verbande, gleichsam in einer porösen Darstellung. S. 135. Alles, was aus dem Ganzen unserer Vermögen mit Nothwendigkeit hervorgeht, ist wahr; alles, was die Menschen in allen Zeiten und an allen Orten geglaubt haben und noch glauben werden, ohne ihre moralische und physische Constitution zu verändern, ist wahr; was aus der Ver-

nunft und dem Bewußtseyn hervorgeht, ist wahr; was man glauben muß, ist wahr, selbst wenn per impossibile die Falschheit desselben dargethan werden könnte. S. 139. Alle unsere Ideen entspringen aus der Perception bei Veranlassung der Empfindungen. Wir empfinden nur das Widerstehende. Der Widerstand ist daher die allgemeinste Empfindung, der erste Entwurf aller andern. Was widersteht, ist ein Körper. Wo sollte der Geist, die reine und einfache Substanz, die Idee der Materie hernehmen, wenn nicht aus der Materie selbst? Die Materie erregt in uns unmittelbar die Idee des Widerstandes und der Ausdehnung. Beide setzen sich gegenseitig voraus: was widersteht, ist ausgedehnt, und was ausgedehnt ist, widersteht. Beide sind die primitiven Eigenschaften der Körper. Aus unserm Ich entspringen die geistigen Gesetze, aus der Ausdehnung und dem Widerstande (dem Ich der Materie) die Gesetze der tangiblen Welt. Dadurch werden wir in ganz bestimmten Modificationen afficirt, und erhalten so Materialien zum Denken. Hierüber folgen mehrere feine Bemerkungen, und, S. 178, die Natur, welche unser Geist der Analysis unterwirft, gibt nur drei große Resultate: die Materie, die Bewegung und die Intelligenz. In der letzten besteht der Vorzug des Menschen. Er hat den moralischen Sinn, den Instinct des Schönen, Wahren und Guten, den dreifachen Ausdruck derselben Idee. Dadurch ist der Mensch eines reinen und erhabenen Vergnügens fähig, dem nichts in der leiblichen Organisation nur ähnlich ist. S. 180. In der Natur findet man hiervon überall den Widerschein, weil der höchste Baumeister in sie Typen, Muster gelegt hat, die sowohl die beweglichen als unbeweglichen Gruppen der Dinge, wiewohl unvollkommen, ausdrücken. Das sichtbare Schöne ist nichts anderes als der Geist der Natur, sich offenbarend durch die Form. Das Ideal des Schönen ist die Offenbarung des Urtypus, nach welchem das sichtbare Schöne gebildet ist in unserm Geiste. Das moralisch Schöne ist die Offenbarung der Güte, des Glücks, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Dankbarkeit zwischen uns, der Natur und der Gottheit, hervortretend im Gewissen. Wir sehen nicht alles in Gott, wie Mallebranche will, sondern nur in uns selbst, aber wir erblicken in uns und außer uns nichts als das Werk des geistigen Princips des Universums. Hierauf ausführlich über die Sprache. Sie ist nicht unmittelbar göttlichen Ursprungs, sondern nur durch secundäre Ursachen gewirkt. Die Natur bietet die mannichfaltigsten Töne zur Nachahmung dar. Die Bilder der Objecte, welche sich im Geiste malen, und ihre Verhältnisse sind schon ein inneres Sprechen. Ueber die Nachahmung der Objecte in den Hieroglyphen, und dann in Sylben und Buchstaben. Dann von den Künsten als durch

Nachahmung entsprungenen, ein Blick auf ihre Geschichte und dann wieder ein Sprung ins Moralische.

Tom. III. Von dem geselligen Menschen. Die Principien und Theorie der Gesellschaft muß man in der Familie suchen, denn die Familie ist das Element der Gesellschaft. Was die Familie erhält, erhält auch die Gesellschaft. Die Natur bringt die Familie hervor, die Familie erzeugt die Gesellschaft, die Gesellschaft die Regierung. Die Familie besteht aus drei Elementen: dem Vater, der Mutter und den Kindern. Die Regierung also, wo drei Mächte sich das Gleichgewicht halten und einander unterstützen, stammt von der Natur. Gibt es eine natürlichere Form der Regierung? Alles im Universum, in der Familie und den geselligen Einrichtungen strebt nach der Einheit der Direction; die Kraft geht verloren, wo diese fehlt. Das System der Welt bewegt und erhält sich unter den erhabenen Gesetzen der Monarchie. Wenn Demokratien und Aristokratien kräftig handeln wollen, müssen sie sich einen Chef geben. Rom suchte in den gefahrvollsten Zeiten sein Heil in der Ernennung eines Dictators. Das Königthum, diese große Abstraction der Würde und Gewalt aller, vereiniget in einem einzigen, treibt die Gesellschaft zu ihrer Bestimmung, der Vervollkommnung des Menschen. Deshalb sind aber doch auch die Republiken bestimmte und gesetzmäßige Verfassungen, denn die Natur ist nicht so ausschließend, und wie zwar die sphärische Form die vollkommenste scheint, aber dennoch nicht alle Körper darnach gebildet sind, so sind nicht alle Staaten monarchisch, und die Republiken verdanken bisweilen ihr Daseyn der Nothwendigkeit. Die Glieder einer jeden Gesellschaft können nicht umhin ihre Erhaltung und ihr eigenes Wohl zu wollen, um deren willen die Gesellschaft errichtet worden ist. Die Realisation dieses Wunsches ist die Sanction des stillschweigenden Vertrags, welcher jede Regierung legitimirt. Dieser Vertrag und dieser Wunsch konnten in den ersten Gesellschaften bestimmt dargelegt werden; in den großen werden sie stillschweigend vorausgesetzt. Wie in der Familie, so hat auch die Natur drei unterschiedene Elemente in jede Gesellschaft gesetzt. Jede Gesellschaft erzeugt eine natürliche Aristokratie. Der Würdigste darunter ist der König. Die natürlichste der Gesellschaften ist daher diejenige, in welcher es einen Chef gibt, einen Adel und einen Körper der Nation. In diesen dreien gibt es einen doppelten Willen, den instinctiven oder persönlichen, und den allgemeinen oder vernünftigen. Aber da der erste immer die Oberhand über den zweiten erhält, so würde die Gesellschaft Gefahr laufen, durch den Egoism der einen Gewalt zu Grunde zu gehen, wenn sie nicht durch die beiden andern aufrecht erhalten würde. Streng genommen, gibt es nur zwei Regierungen: die eines einzigen, und die aller. Die Regierung aller ist im eigent-

lichen Sinne nicht realisirbar. Der Despotism ist keine wahre Regierung, sondern ein Mißbrauch derselben, nichts als ein Reich der Gewalt; die unbeschränkte Aristokratie ist auch Despotism, oder vielmehr es sind deren mehrere. Wenn die rein demokratische Regierung existiren könnte, so würde sie auch in sich selbst das Princip ihrer Erhaltung haben. Sie kann sich aber der theoretischen Vollkommenheit nur in kleineren Staaten nähern. Die constitutionnelle monarchische Regierung hat zum Princip den Nutzen aller. Deshalb ist sie die beste. In ihr sind die Elemente aller andern enthalten. Das Volk, unfähig zu regieren, hat doch alle Eigenschaften, um seine Repräsentanten zu wählen, durch welche es seinen Einfluß bewirken kann. Der König, dessen Würde erblich ist, ist unverletzlich, er leitet die Armee und die öffentlichen Geschäfte, ernennt zu den Ehrenstellen, ertheilt Würden, von ihm strömt die Gerechtigkeit aus. Die erbliche Pairschaft steht zwischen beiden. Sie hat Kraft genug, um einer jeden der übrigen Gewalten zu widerstehen, indem sie gemeinschaftliche Sache mit einer von beiden macht. Die reine Aristokratie und Demokratie, welcher eine von den drei Gewalten mangeln, sind in einem beständigen Kriege der Armen gegen die Reichen begriffen. Sie haben blos conventionnelle Eigenschaften, die Monarchie allein natürliche. Jene sind genöthiget sich ihrem Wesen fremdartige Interessen zu schaffen; in der constitutionellen Monarchie dagegen ist das Interesse der drei Gewalten auch das aller einzelnen. Berichtigung der falschen Ideen Rousseau's. Ueber Natur- und Völkerrecht, über Eigenthum und Nießbrauch, über Gesetze und ihre Beschränkung, über das Recht der Lebensstrafe, der Begnadigung, des Kriegs, der Eroberung, und die Grenzen desselben, hier zum Theil mit Widerlegung der Ideen Montesquieu's, dem der Herr Verf. übrigens die größten Lobsprüche ertheilt. Dann über Ehen in politischer Beziehung. Monogamie ist für alle Racen ein Gesetz der Natur. Hierauf wird wieder gehandelt von den Constitutionen, wobei der Verf. einen Blick auf andere Völker und die Geschichte wirft. Dann folgt ein Entwurf der Staatswirthschaftslehre, bis ans Ende des Werks. Dieser letzte Theil hat vor den beiden ersten den Vorzug einer größern Einheit, eines bestimmteren Plans, einer consequenteren, stetigeren Durchführung.

IV.

Tableau des révolutions du système politique de l'Europe, depuis la fin du quinzième siècle, par M. *F. Ancillon*. Nouvelle édition, revue et corrigée par l'auteur. Quatre Tomes. Paris, Anselin et Pochard, 1823. 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks, welche in den Jahren 1803 bis 1805 erschien, ward damals mit vielem Beifalle aufgenommen. Man rühmte die Einsicht, das Urtheil, die Auswahl, die Darstellung, und richtete Einwendungen nur gegen Einzelnes. Der Verf. hat sich (was wir ungern vermissen) über das Verhältniß dieser neuen Ausgabe zur frühern nicht ausgesprochen; wir glauben daher recht zu thun, wenn wir annehmen: das Werk sey im Ganzen dasselbe geblieben, und die Besserung beziehe sich nur auf jene gerügten Einzelheiten. Sollte es, bei der Gleichheit alles Wesentlichen, auf diesen oder jenen Leser jetzt einen ganz andern Eindruck machen, so würde es zunächst ihm und den veränderten Weltverhältnissen zuzuschreiben, dann aber allerdings zu prüfen seyn: ob das frühere Lob oder der allerneuste Tadel einseitig und übereilt war. Wenn ein Recensent sich hierüber nach bester Ueberzeugung ausspricht, thut er nur seine Schuldigkeit; bringt ihn aber die Verschiedenheit seines Standpuncts dahin, abweichende Ansichten von vorn herein als Ergebnisse eines kalten Herzens oder verdorbenen Gemüths darzustellen, so setzt er sich nicht nur der Gefahr aus, eben so gemißhandelt zu werden, sondern hat, wenn auch der Verf. es ruhig duldet, gewiß sein Recht und seine Pflicht überschritten. Wir hoffen, Herr Ancillon wird nicht finden, daß eine feindselige Gesinnung unsere Urtheile erzeugt und unsern Ausdruck bestimmt hat, ob wir gleich in manchem von ihm abzuweichen veranlaßt sind.

Jedem der vier Bände ist eine Abhandlung vorangeschickt. Aus ihnen ergibt sich, wie der Verf. über Inhalt und Form der Geschichte und insbesondere seines Werks denkt. Die vierte Abhandlung, welche wir zuerst erwähnen, handelt von dem Nutzen der Geschichte. Diese befriedigt eine natürliche und löbliche Wißbegier des Menschen, ist eine Schule der Sitten, eine Vorrathskammer heilsamer Erfahrungen und schützt am besten gegen den Mißbrauch allgemeiner Ansichten und verführender Theorien. — Daß der Verf. jedoch mit der falschen Philosophie, nicht zugleich die wahre verwirft, ist aus andern seiner Schriften bekannt. Philosophen und Geschichtforscher müssen ihm beistimmen, wenn er sagt: allen Völkern dieselben staatsrechtlichen Formen aufdringen wollen, und behaupten, daß es nur eine einzige Verfassung gebe, welche zur Regel und zum Muster dienen könne und solle, heißt die Natur quälen, und beweisen,

daß man sie nicht kennt, heißt das Unermeßliche dem kleinen Maßstabe eines beschränkten Geistes unterwerfen und die Völker auf das Folterbett des Prokrustes bringen.

Die zweite Hälfte der Abhandlung enthält eine scharfsinnige Gegeneinanderstellung des Geschichtschreibens bei den Alten und bei den Neuern; und mit Recht behauptet der Verfasser, daß die Schwierigkeiten für unsere Tage sehr zugenommen haben. Doch kann Rec. unmöglich den Stab über sich selbst brechen und mit Hn. Ancillon erklären: die Geschichte des Mittelalters sey aussi douteuse, que rebutante. Es fehlt keineswegs so sehr an Quellen, daß man über die Hauptereignisse nicht bis zur geschichtlichen Wahrheit gelangen könnte; man müßte denn diese vorzugsweise auf gewisse Anekdoten, Curiositäten, Hofränke und dergleichen gründen wollen, was manchem Theile der französischen Geschichte einen eigenthümlichen, gewiß aber nicht den höchsten und ächtesten Reiz gibt. Denn der Blick wird dadurch nur zu oft von dem Wichtigern abgelenkt, der höhere Gesichtspunct aus den Augen verloren, und der irrige Glaube erzeugt: die Schicksale des menschlichen Geschlechts hingen nicht von großen Menschen, und in letzter Stelle von der Vorsehung Gottes ab, sondern von kleinen Leuten und ärmlichen Zufällen. In jener, wie in so mancher andern Zeit, fehlen zwar Geschichtschreiber des ersten Ranges: allein die von Hrn. Ancillon so hart getadelten Chroniken wurden zum Theil von sehr gebildeten, genau unterrichteten Männern geschrieben; und Otto von Freisingen, Villeharduin, Joinville und ähnliche führen weit gründlicher und angenehmer zur Wahrheit, als das parteiische Geschrei des Constitutionnel und Drapeau blanc. Allerdings findet sich, wie der Verf. sagt, hier Gift und Gegengift neben einander gestellt: aber beides ist zuletzt Gift, was von zweien Seiten her den gesunden Nahrungsstoff verdirbt. Auch können wir nicht einräumen, daß der Satz: Concurrenz erzeuge die Vollkommenheit der Arbeit, selbst hier und überhaupt auf alle geistige Bestrebungen und Erzeugnisse unbedingte Anwendung finde. Sollte sich aber jener Ausdruck „rebutante" nicht auf die Quellen und die Beschäftigung mit denselben, sondern auf den Inhalt der Geschichte des Mittelalters überhaupt beziehen, so würden wir noch bestimmter widersprechen. Die Gründung der germanischen Reiche, die Ausbreitung des Christenthums, die Kriege mit den Muhamedanern, der Kampf zwischen Kirche und Staat, die Erneuerung der Künste und Wissenschaften, dies, und wie vieles andere, scheint uns vielmehr von höchstem Interesse zu seyn; und wenn einseitige Vorliebe uns nicht zu sehr verblendet, so möchte man wenige Abschnitte der Geschichte finden, die anziehender und reicher wären, als die Zeit der Hohenstaufen.

Nicht minder lehrreich als die erste Abhandlung, ist die dem zweiten Bande vorgesetzte, über geschichtliche Unparteilichkeit; wo sich der Verfasser zunächst und mit Recht gegen die Meinung erklärt: daß der Geschichtschreiber in dem Maaße vollkommen werde, als er sich seiner Persönlichkeit entäußere oder vielmehr keine habe. Nur eine oberflächliche Entgegensetzung des Subjectiven und Objectiven, eine untergeordnete Ansicht über das Wesen der Wahrheit, führt zu so leeren Abstractionen, welche die lebendigste That des Menschen in das Geschäft einer bloßen Maschine verwandeln möchten. Ist Raphael minder wahr und schön, weil bei ihm die Gestalten anders erscheinen, als bei Leonardo? Mozart ein Stümper, weil er die Töne anders zu einander gesellt, wie Händel? Tacitus unwahr, weil er die Ereignisse anders behandelt, als Livius? Jede ächte Aufgabe der Kunst und Wissenschaft verlangt eine eigenthümliche Lösung, und diese wird nicht minder bestimmt durch die Persönlichkeit des Künstlers, als durch den sachlichen Inhalt. Suchen wir die geschichtliche Wahrheit nach jenen untergeordneten Begriffen und negativen Kennzeichen, so stehen Geschichtschreiber wie Ferreras, le Bret und Wagenaer, weit über Thucydides, Livius und Davila.

Die Weisungen, welche der Verf. hinsichtlich der zu erwerbenden Unparteilichkeit gibt: gegen oberflächliches Forschen, Vorurtheile, leidenschaftliches Absprechen u. s. w. sind sehr richtig und verständig; nur kann auf diesem Wege allein das Ziel nicht erreicht werden, sobald das punctum saliens, das historische Genie fehlt. Dies erkennt und ordnet, vermöge des göttlichen Funkens, leicht die sonst erdrückende Masse von Thatsachen, vertreibt durch allseitig ausströmendes Licht die falschen Schatten und stellt, wie mit einem Zauberschlage, ein lebendiges Bild der Wahrheit hin: während Unbegabte graben und suchen, kitten und flicken, auftragen und abwischen, ohne irgend eine deutliche Gestalt zu Tage zu fördern. Allerdings wird, wie der Verf. sagt, die Beurtheilung leichter und die etwanige Parteilichkeit minder gefährlich, wenn der Geschichtschreiber den Geist und Standpunct seines Werkes selbst angibt: allein völlig gerechtfertigt ist durch die bloße Angabe keins von beiden, so wie die Darstellung selbst sich über die ausgesprochenen Grundsätze erheben, oder hinter ihnen zurückbleiben kann.

Die erste und dritte Abhandlung des Verfassers haben den eben angedeuteten Zweck, und dürften sich, ihrem wesentlichen Inhalte nach, auf folgende Hauptsätze zurückbringen lassen. Der sogenannte Stand der Natur ist, in dem gewöhnlichen Sinne, nie allen geselligen Verhältnissen vorausgegangen; wohl aber gibt es einen Zustand der letzten, wo die Rechte und

Pflichten durch keine physische Gewalt (force physique) verbürgt sind. Kraft (force) und Recht sind Ideen, die sich zurückstoßen; eine kann nie die andere begründen. Indeß ist die Kraft die natürliche Bürgin des Rechts, sie gibt ihm Wesenheit und schützt sein Daseyn; ohne dieselbe ist das Recht unsicher und nichtig (précaire et nul) ein leeres Wort, ein wahres Fantom. Die Sittenlehre sichert nicht gegen den Mißbrauch, welchen die Menschen von ihren Kräften machen können; nur das Daseyn einer öffentlichen Gewalt läßt Recht und Gerechtigkeit herrschen. Für die verschiedenen Staaten besteht keine öffentliche Gewalt dieser Art; jeder ist alleiniger Richter und Vertheidiger seiner Rechte. Eben so wenig kann eine überwiegende, alle andern zwingende Macht, oder ein höchster für alle Staaten gebildeter Gerichtshof, oder irgend eine bestimmte Form der Verfassung diese Uebel ausrotten. In der Politik ist aus dem, was jemand thun kann, immer darauf zu schließen, was er thun wird. Wer uns Böses zufügen kann, will es uns zufügen, oder wird es wollen. Man darf sich nicht auf die Tugend verlassen: sie ist zweifelhaft und zweideutig, oder geheim und unbekannt (ou douteuse et équivoque, ou secrète et inconnue). Daher liegen und lagen folgende, schlechthin natürliche Sätze aller Politik zum Grunde: Wer durch die Ueberlegenheit seiner Kräfte und nach seiner ganzen Lage uns Böses zufügen kann, ist unser natürlicher Feind: wer hingegen nicht uns, wohl aber nach Maßgabe seiner Kräfte und Stellung unserm Feinde Schaden zufügen kann, ist unser natürlicher Freund. Nur Gleichheit der Interessen begründet (II, 351) richtige und dauerhafte Verbindungen. Das Maß der Macht (puissance) eines Volks ist der einzige Maßstab seiner äußern Sicherheit; die Macht allein verbürgt das Daseyn, die Freiheit, die Rechte der Völker. Jene zu erhöhen, auszudehnen, zu befestigen, sollen sie alle und jede Mühe und Sorgfalt anwenden; und im Fall es ihnen auf diesem Wege nicht gelingt, der Masse (la masse) ihrer Gegner das Gleichgewicht zu halten, so müssen sie durch geschickte Bündnisse eine ungefähr gleiche Masse zu bilden suchen. So entsteht das System des Gleichgewichts, oder vielmehr (um den Gedanken des Unbeweglichen, Stillstehenden auszuschließen) das allein richtige und zureichende System der Kräfte und Gegenkräfte, forces et contreforces.

In diesen wichtigen Sätzen scheint uns Wahres und Falsches so vermischt zu seyn, oder doch die Möglichkeit der Mißdeutung so nahe zu liegen, daß wir sie einer nähern Prüfung unterwerfen müssen. Einverstanden sind wir mit dem Verf., daß weder das Traumbild des Naturstandes, noch ein äußerer Gerichtshof, noch eine einzelne Verfassung, noch die alle Formen zerstörende Uebermacht irgend eines Staats vollkommene Gewähr für die Würdig-

keit und Dauer der geselligen Verhältnisse gibt. Wir sind ferner überzeugt, daß die Vernachlässigung der Kräfte eine schwere Sünde ist, die sich immerdar straft, und Sitte und Tugend nur zu oft von den Staaten hintangesetzt worden sind. Allein dies alles berechtigt den Verf. nicht, die Lehre von den Kräften so allein herrschend in den Vordergrund zu stellen und von ihr die einzige und alleinige Hülfe zu erwarten. Mit großem Unrecht wird das Streben nach Macht, als das unbedingt richtige und höchste an die Spitze gestellt: denn auf diesem Wege muß zuletzt einer der Mächtigste werden und die übrigen in Fesseln schlagen; nach dieser Ansicht werden viele der schönsten Erscheinungen, der trefflichsten Staaten als unbedeutend zur Seite geschoben, ihr Bestreben als ein verfehltes bezeichnet, oder ihnen ein Ziel vorgesteckt, das ganz unerreichbar, also thöricht ist. Statt der mannichfachsten Eigenthümlichkeit, der verschiedenartigsten Zwecke, soll eine Richtung allein vorherrschen, den Werth, die Freiheit, die Sicherheit bestimmen; S. Marino und Hamburg sollen sich mit Frankreich und Rußland in einen Wettlauf der Macht einlassen, oder während diese Riesen im Sturmschritte zuschreiten, sich unter einander anfassen, um eben so schnell vorwärts zu kommen. Solche Multiplication durch allerhand kleine Verbindungen führt, ohne höhere Grundsätze und Bürgschaften, nie zum Ziele, und erst durch diese entscheidet sich: ob und inwieweit das Streben nach Macht, die Verbindungen, die Zwecke natürlich und preiswürdig, oder frevelhaft und nichtswürdig sind. Den Satz des Verf.: ohne Kraft ist das Recht unsicher und nichtig, ein leeres Wort, ein wahres Fantom; könnten wir, im Angedenken an den plötzlichen Sturz der kolossalen Macht Napoleons, umkehren und sagen: ohne Recht ist auch die größte Kraft hinfällig, und die Begeisterung für das Recht vervielfältigt die Kräfte auf eine, oberflächlichen Beobachtern fast unglaubliche Weise.

Die Wahrheit liegt aber gewiß an einer mittleren Stelle, und wenn es der Raum verstattete, würden wir den strengen Beweis versuchen: daß jedes Gebäude echter Politik schlechterdings auf der Dreieinheit der Kraft, des Rechts und der Religion beruht, und die Vernachlässigung irgend eines dieser Elemente, so wie das übertriebene Vertrauen auf dasselbe mit Zurücksetzung der andern, schlechterdings nachtheilig und zerstörend wirkt. Nach unserer Ansicht wird die Kraft nicht blos durch die Kraft geregelt und verklärt (welche homöopathische Cur überhaupt nicht anschlägt, sondern nur zerschlägt), sondern sie findet in Recht und Sittlichkeit ihr besseres Reinigungsmittel; und wenn diese während der Stürme überhört werden, so hebt die Religion in höhere Regionen empor, wo sie nicht treffen, und sichert vor kleinmüthiger Verzweiflung wie vor

eitlem Hochmuthe. Nur auf diesem Wege wird sich finden lassen, was das wahre Interesse sey und ob nicht zwei, bei gleichem Streben, gleich sehr im Bösen befangen sind; es wird die Natürlichkeit der Verbindung nicht nach der bloßen Dauer und am wenigsten nach den Grundsätzen bestimmt werden, welche dem Verf. als die schlechthin natürlichen erscheinen. Die unbedingte Annahme, daß jeder, der uns Böses thun könne, es wolle und werde, ist in solcher Ausdehnung nicht wahrer, als die, daß jeder, der uns Gutes thun könne, es wolle und werde. Zuletzt löset sich aber der Gegensatz, dem der Verf. so viel Gewicht beilegt, unsers Erachtens, in nichts auf, weil jeder, der uns nützen kann, uns auch schaden kann, und umgekehrt. Oder wenn sich hiegegen einige scheinbar widerlegende Beispiele herbeikünsteln ließen, so ist doch die daraus ganz allgemein hervorgehende Lehre, daß alle und jede Nachbarn immerdar natürliche Feinde sind, von der Art, daß man sie sowohl im Privatrechte, als im Staats- und Völkerrechte unbrauchbar und verwerflich nennen muß.

Sollten diese Einreden den Verf. gar nicht treffen und unsererseits auf Irrthum beruhen, desto besser: wir würden dann nur den Wunsch doppelt lebhaft äußern, daß durch eine Umarbeitung dieser Abhandlungen allen Mißverständnissen selbst geneigter Leser vorgebeugt, und ihnen durch Berücksichtigung aller neuern Erfahrungen und Ereignisse doppelter Werth gegeben werde. Auch behaupten wir, daß der Verf., ungeachtet häufiger Beziehungen auf diese ungenügende Theorie, sehr oft, im Widerspruche mit derselben, die höhern und unsers Erachtens richtigen Ansichten und Grundsätze im Laufe der Geschichtserzählung (z. B. II, 222) geltend macht und von solchen Stellen aus sich allerdings rechtfertigen, nicht aber zugleich Inhalt und Ausdruck jener Abhandlung unbedingt festhalten kann.

Die Eintheilung eines geschichtlichen Werkes in größere und kleinere Perioden, in Bücher und Capitel gehört zu den schwierigsten und wichtigsten Aufgaben eines Geschichtschreibers. Ist sie vernachlässigt oder mißlungen, so helfen alle übrige Mittel nicht, Klarheit und übersichtlichen Zusammenhang in die Erzählung zu bringen; ist sie mit Geist entworfen und festgehalten, so verschwinden unzählige Anstöße dergestalt, daß man glauben könnte, es finde sich alles von selbst, ohne Mühe und Nachdenken. Und doch zeigt die Erfahrung, daß es mehr Geschichtschreiber gibt, welche fleißig forschen, sorgfältig ihre Sprache bilden und eine edle Gesinnung zeigen; als solche, die einer künstlerischen Auffassung ganzer Zeiträume, einer sinnvollen Gruppirung des Zerstreuten, einer organischen Gliederung des Mannichfaltigen fähig sind. So wie etwa in den Logen des Raphael jedes einzelne Gemälde ein geschlossenes Werk bil-

det, und wiederum die ganze Reihe ein großes, in sich einiges Gedicht ist: so sollen die einzelnen Hauptstücke eines geschichtlichen Werkes eigenthümlich begrenzt und kleinere Kunstwerke seyn, aus denen das große Ganze erwächst. Was in einem von jenen zur Seite oder im Hintergrunde steht oder perspectivisch verkürzt ist, tritt nächstdem in den Mittelpunct und Vordergrund; und so wenig der Maler alles wie an einer Schnur, ohne Abstufung und Gruppirung neben einander hinstellen darf, eben so wenig der Geschichtschreiber. Allerdings gibt die Zeitfolge eine sehr wichtige Regel der Anordnung und wer sie vernachlässigt, wird sich und andere täuschen, ja belügen; wer aber die Thatsachen allein nach jener Sand- und Wasser-Uhr ablaufen läßt, wird aus seiner Ebene nie zu den Höhen echter, geschichtlicher Kunst gelangen. Schon um deswillen, weil ja vieles zu gleicher Zeit geschieht, was nicht auf einmal erzählt werden kann, tritt die Forderung einer höhern Anordnung unerläßlich hervor und es muß z. B. in der neuern Geschichte entschieden werden, ob der Norden oder Süden, der Osten oder Westen voranzustellen sey, oder wie man sie, um ein volles Licht des Tages zu erzeugen, verbinden müsse.

Der Verf. hat, unsers Erachtens, hinsichtlich all dieser schwierigen Aufgaben ungemeine Geschicklichkeit und echt historisches Talent gezeigt: wir sind mit seinen Hauptabtheilungen, den kleinern Abgrenzungen, dem Zusammenhalten großer Massen, dem Abkürzen der Kriegsgeschichte u. s. w. ganz einverstanden. Jedes Capitel gibt eine Anschauung, ein Bild, hat, wie wir verlangten, einen Mittelpunct und schließt sich doch wiederum als Glied dem größern Ganzen zweckmäßig an.

Dieses bedurfte einer Einleitung; deshalb wird kurz an das Wesentliche der Völkerwanderung erinnert, mit Lebhaftigkeit Arabien und Muhamed geschildert, Carls des Großen Person und Wirksamkeit angemessen gewürdigt und hierauf von der Hierarchie, dem Lehnswesen und den Kreuzzügen gesprochen.

Mit Recht erkennt der Verf. an, daß die Hierarchie, sofern ihre Macht nicht auf der äußern Gewalt des Schwertes beruhte, eine höchst merkwürdige, ja erhabene Erscheinung war, daß sie in jenen Jahrhunderten die Christenheit zusammenhielt und oft gegen Barbarei und weltliche Tyrannei schützte; daß sie durch die Ausbildung der einzelnen Theile und ihre Verknüpfung zu einem Ganzen ein Meisterstück aller Systeme ward. — Auch den Klöstern läßt der Verf. die ihnen in neuern Zeiten oft versagte Gerechtigkeit widerfahren, wogegen wir einige Einwendungen gegen seine Darstellung des Lehnswesens und der Kreuzzüge nicht unterdrücken können.

Wenn er von jenem behauptet: es habe keinem Volke erlaubt,

mächtig und furchtbar zu werden, so ließe sich mit nicht minderer Wahrheit sagen, es habe keinem Volke und keinem Fürsten erlaubt, seine Nachbarn erobernd anzufallen. Und so verwandelt sich der Tadel in ein Lob, welches der Verf. selbst einräumt, indem er äußert (I, 182): daß die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts eintretenden Veränderungen zu jener unseligen Neigung hindrängten. — Ueberhaupt ist die Ansicht ganz irrig: zur Zeit des Lehnswesens habe nur die Gewalt statt des Rechts (I, 107) regiert, in den folgenden Jahrhunderten sey das Licht aufgegangen, seit dem sechszehnten der Sonnenschein immer heller und heller geworden, bis (man wisse nicht, wie und warum?) die Sonnenfinsterniß der französischen Revolution eingebrochen. Eine nähere Forschung zeigt, daß gar viele Verhältnisse in Staat, Kirche, Sitten u. s. w. im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte besser, gesunder, trefflicher waren, als im vierzehnten und funfzehnten, und an Schattenseiten der spätern Jahrhunderte fehlt es doch wahrlich auch nicht. Wollen wir Friedrich I. und II. nicht über Friedrich III. setzen, Innocenz III. über Alexander VI.? War Deutschland mächtiger zu den Zeiten der Hohenstaufen, oder während des dreißigjährigen Krieges? Frankreich glücklicher unter Ludwig dem Heiligen, oder zur Zeit der Ligue? Italien tüchtiger in seinem einfach-großen Widerstande gegen Friedrich I., oder zur Zeit seiner künstlichen, ja frechen Politik beim Anfange des sechszehnten Jahrhunderts? Spanien gerechter in seiner offenen Fehde wider die Mauren, oder in der nichtswürdig hinterlistigen Verfolgung und Ausrottung unter Philipp? — Mit diesen leicht zu mehrenden Fragen wollen wir keinesweges den unbedingten Vorzug jener früheren Jahrhunderte erweisen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß Verdammungen und Seligsprechungen, so kurzweg und allgemein gefaßt, für den Kenner keinen Werth haben und den Liebhaber nur irre leiten.

Gegen die Declamationen wider das Lehnswesen, nach Art der französischen philosophisch-politischen Schule, und gegen die übertriebenen Lobpreisungen desselben, nach Art ihrer Gegenfüßler (die ihnen doch nahe verwandt sind), schützt nichts so gut, als eine gründliche geschichtliche Kenntniß. Aus derselben folgt aber auch, daß, wenn der Verf. das Lehnswesen in Polen dans son intégrité (I, 242) findet, er es unmöglich in den germanischen Staaten als gleich betrachten und beurtheilen kann. Wenigstens ist nach unserer Ueberzeugung ein himmelweiter Unterschied zwischen den deutschen und slavischen Einrichtungen und in Polen nur die verkehrte Alleinherrschaft eines Standes, eine Adelsdemokratie, nie aber das vorhanden gewesen, was wir echtes Lehnswesen nennen.

Aus ähnlichen Gründen sind wir nicht mit der Darstellung der Kreuzzüge einverstanden. Der Verf. nennt sie maladie, ma-

nie, fanatisme, folies longues et sanglantes, pieuses folies, Erscheinungen, hervorgehend aus einer idée fausse, même absurde, unternommen ohne vernünftigen und zureichenden Grund pour des intérêts chimériques. — Zuvörderst scheinen uns manche dieser Ausdrücke, besonders in ihrer Wiederholung, der Würde und Ruhe der Geschichte nicht angemessen; dann aber gehen sie, was freilich noch wichtiger ist, aus der alt hergebrachten Ansicht hervor, welche, abgesehen von deutschen Darstellungen, selbst in Frankreich durch Michaud's Werk fast allen Credit verloren hat. Wenn wir, sagt der Verf. S. 159, unsern Maßstab bei Beurtheilung jener Zeiträume anlegen, so verfallen wir gewiß in Uebertreibungen: allein diese Regel ist von ihm keineswegs überall befolgt worden. Nur ein moderner Maßstab erlaubte, das Seyn und Wesen der Kreuzzüge in der geschehenen Art als verwerflich zu bezeichnen; nur ein solcher konnte es als Hauptgewinn aufzählen, daß man des lumières précieuses sur les productions der Küsten des Mittelmeers erwarb, und als eine Wohlthat, daß man neue Bedürfnisse kennen lernte (S. 159, 161, 165, 176); nur ein solcher ließ den größten Nachdruck auf die Lehre von der Arbeit und ihrer Theilung legen und den politischen Gesichtspunct als den allein richtigen aufstellen.

Daß uns dieser Gesichtspunct, wie ihn der Verf. entwickelt, nicht genügt, haben wir schon oben bemerkt, und seine Unzulänglichkeit beweiset sich auch an der diesmaligen Anwendung. Wenn wir auch zugeben wollten, daß nach dem Systeme der contre-forces weder Gottfried von Bouillon, noch Friedrich I., noch Richard Löwenherz, noch Ludwig IX. Grund hatten, eine Hand aufzuheben, daß für Deutschland, Frankreich, England damals so wenig von den Türken zu befürchten war, als 1823: gäbe es denn nun gar keine andere Aufregung des Geistes, keine Stimmung des Gefühls, keinen Grund des Handelns, als jenen calcul de haute politique? Schlug Gott wirklich in seinem Grimm Millionen mit bloßem Wahnsinn, als sie die unendlichen Leiden ihrer asiatischen Mitchristen beendigen wollten? Ist es nichts, als absurder Aberglaube, Christi Geburtsland den Ungläubigen entreißen zu wollen? Ist die Ausbreitung des christlichen Glaubens nichts als ein intérêt chimérique? Stehen denn die Eroberungskriege Ludwigs XIV. und Napoleons auf höherer Stelle? oder die unzähligen Handelskriege, unternommen, um eine Zucker- oder Pfeffer-Insel zu gewinnen? — Wir kennen die Kehrseiten der Kreuzzüge sehr genau: aber man gebe uns welchen Zeitraum der Geschichte man wolle, wir machen uns anheischig, ihn nach jenem Maßstabe als nichtig und nichtswürdig darzustellen; und der Geschichtschreiber darf dann nicht die neuesten Jahrhunderte in ein Prachtgemälde verwandeln, sondern er

müßte aus Verzweiflung lieber in die Wüste gehen und schweigen, als die Thaten der Menschen erzählen.

Doch wozu dies so eifrig behaupten? Der Verf. ist ja ganz unserer Meinung: denn was er (I, 30) so wahr als kräftig gegen die falschen Ankläger der neuern Geschichte sagt, gilt ganz allgemein von der Beurtheilung jedes Zeitraums, und erst nach Beseitigung der untergeordneten Ansicht, welche überall nur Dummheit und Laster sieht, kann man sich (wie wir dem Verf. gern einräumen) mit dem menschlichen Geschlechte versöhnen, sich selbst achten und der Geschichte Würde und Interesse geben.

Der genauen Prüfung jeder Einzelnheit in der Einleitung können wir uns nicht unterziehen; doch bemerken wir (I, 167), daß die italienischen Städte keinesweges alle guelfisch gesinnt waren und die Bemerkung über den langsamern Fortschritt derer im mittlern Italien (204) einer Berichtigung bedarf, wie schon die Vergleichung mit einer andern Stelle (166) beweiset, wonach Pisa und Lucca schon sehr früh in hoher Blüthe standen. — Keinesweges sind alle Universitäten (200) nach dem Muster der pariser gebildet worden, sondern viele erhielten die davon ganz abweichende Verfassung Bologna's. Die Schließung des großen Rathes in Venedig gab, wie neuere Forschungen erweisen, den Mitgliedern nicht plötzlich und mit Zurücksetzung aller übrigen ein lebenslängliches Anrecht und ihren Kindern ein Erbrecht.

Mit dem Zuge Carls VIII. nach Italien beginnt die umständlichere Erzählung. Sie kann indeß bei dem zugemessenen Raume nicht alles Einzelne erwähnen, obgleich mit großer Geschicklichkeit überall das Haupsächlichste berührt und in das rechte Licht gestellt ist. Jene nothwendige Kürze hat nicht unnatürlich zu Charakterschilderungen der Personen geführt, über deren große Zahl der Verf. sich rechtfertigt. Wir klagen ihn um so weniger deshalb an, da jeder seiner Neigung und seinem Talente nachgeht und das letzte bei Hrn. A. gar nicht zu verkennen ist, ob wir gleich die Gegensätze, Lichter und Schlagschatten, einige Male grell und in der Art gestellt finden, welche durch den geistreichen Vorgang des Cardinals Retz bei manchem zu viel Beifall gewonnen hat. Im ersten Bande gehören die Charakteristiken Ferdinands des Katholischen *) und Isabellens zu den gelungensten, und gern haben wir unsere Ansicht über Gonsalvo von Cordova und den Cardinal Amboise bestätigt und das bei einigen Erzählern übertriebene Lob ermäßigt gefunden.

Der häufige Wechsel der politischen Verhältnisse, vom ersten

*) Ferdinand ward nicht, wie der Verf. S. 352 sagt, durch seine Gemahlin Isabelle von der Regentschaft über Castilien ausgeschlossen, sondern bis zur Großjährigkeit Carls V. zum Reichsverweser ernannt.

französischen Carls VIII. nach Italien, bis auf die Schlacht bei Marignano, macht auf den Unbefangenen (abgesehen von aller Mühe des Erforschens und Behaltens) einen widrigen Eindruck. Während man z. B. die Blüthe der italiänischen Wissenschaft und Kunst anerkennen muß und in der Theilung des Landes unter mehrere Herrscher einen Grund dieser Vollkommenheit findet, so sank das, was für Weisheit in Leitung der öffentlichen Angelegenheiten galt, oft unter die gemeinste Klugheit hinab. Dies künstliche System des Gleichgewichts (oder, weil der Bewegung nur zu viel war) der contrepoids, entbehrte [illegible] aller edlen Grundlagen, ward so nach den augenblicklichen Machtverhältnissen zugeschnitten und umgestellt, stürzte [illegible] bei der ersten Gefahr zusammen, suchte gegen Männer und Umstände die Hülfe nur in noch künstlicheren Thorheit und [illegible], daß dagegen die einfach großen Verhältnisse des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bewundernswürdig sind und nur im achtzehnten Jahrhundert ähnliche Erscheinungen wiederkehren. Daher mögen wir auch nicht von dem esprit chevaleresque du siecle reden (S. 292), nicht behaupten (S. 321), Ludwig XII. sey itout loyal et généreux gewesen. Vielmehr stimmen wir Zurita bei (welcher Ferdinand den Katholischen wegen seiner Treulosigkeit damit zu entschuldigen sucht, daß alle Fürsten in solchen Sünden befangen gewesen) und dem ehrlichen Mezerai, welcher (IV, 29) äußert: tous ces potentats avoient aussi peu de religion les uns que les autres, et professoient par leurs actions et leurs discours un athéisme vilain et brutal; mais pourtant se piquoient d'une profonde sagesse et d'une fine politique.

Der Bund von Cambrai gegen Venedig gehört zu den größten Thorheiten und Schändlichkeiten, die in der Weltgeschichte vorkommen, und den schärfern Tadel, welchen der Verf. über die spätere sogenannte heilige Ligue ausspricht, würden wir vielmehr jenem zugewandt haben. Auch scheint uns mit Unrecht der Papst als Haupturheber bezeichnet zu seyn: denn der Vertrag ward am 10. December 1508 in Cambrai abgeschlossen und Julius trat ihm erst am 22. März 1509 bei, nachdem Trevisani nicht bloß, wie der Verf. sagt, schändenden Bedingungen, sondern auch einer vernünftigen Nachgiebigkeit gegen den Papst widersprochen und in Venedig obgesiegt hatte. Ludwig XII., Maximilian und Margarethe waren am eifrigsten für die Zerstückelung Venedigs. Diese schreibt, zum Beweis, daß Julius in ihren Sinn nicht einging: Nous sommes, Msr. le Legat et moi, cuidé prendre au poil. (Lettres de Louis XII., I, 132.) Maximilian hielt es in seiner Phantasie für leicht, ganz Venedig zu zerstören, (en sa fantasia, antes de aver ganado una almena. Zurita VIII, 182.)

und weil der Cardinal Amboise nicht fähig war, geschickt zu täuschen, log er frech. Wäre die Absicht gelungen und das venetianische Gebiet unter Julius, Maximilian und Ludwig vertheilt worden, so hätten sich die forces und contre-forces unter diesen Mächten ungefähr so gestellt, wie früher; weshalb zur Beurtheilung und Verurtheilung dieser Ereignisse höhere Grundsätze eben so nöthig sind, als bei ähnlichen, nur gelungenern Planen des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Zeit Carls V. und Franz I. trägt, selbst abgesehen von allen religiösen Bewegungen, einen größern, gehaltenern Charakter, als die zunächst vorhergehende, und es mag bei einer kürzern Uebersicht am besten seyn, die politische Hälfte bis zum Frieden von Crespy 1544 ungetrennt voranzuschicken und die Erzählung der Reformationsgeschichte dann erst folgen zu lassen. Herr A. hat diesen Plan mit unverkennbarem Streben nach Unparteilichkeit befolgt und der lichtvollen Erzählung so manche scharfsinnige Betrachtung eingeflochten, daß wir vielleicht vor einigen Jahren unsern Beifall fast unbedingt hätten aussprechen können. Ein genaueres Studium der Urquellen hat indeß seitdem unsere Ansichten in manchen Beziehungen geändert und, wie wir glauben, berichtigt. Es sey erlaubt, hievon einzelnes mitzutheilen und die Prüfung einiger politischen Aeußerungen des Vfs. daran anzureihen.

Die Geschichte Carls V. ist meist nach französischen und protestantischen Ansichten betrachtet und geschrieben worden, und ungeachtet des Vorsatzes, strenge Kritik dieser Quellen nicht fehlen zu lassen, dem Ganzen hiedurch dennoch eine einseitige Farbe zu Theil geworden. Insbesondere haben die Franzosen durch stetes Lobpreissen ihrer Thaten ein lauteres oder schwächeres Echo herbeigeführt, das seit Jahrhunderten Europa täuscht und, wie es scheint, so lange täuschen wird, bis man, ohne Rücksicht auf zierliche Redensarten, die zwischen den Zeilen stehende Wahrheit anerkennt und vertheidigt. Sleidan, obgleich Protestant, ist viel gerechter, als die Franzosen, und Sandoval, das Hauptwerk für die Geschichte des Kaisers, wird in der Regel viel zu sehr vernachlässigt.

Die Charakterschilderungen Carls und Franzens sind auf diesem Wege fast stereotyp geworden, und auch der Verf. hat Lichter und Schatten grell einander gegenübergesetzt. Vergleicht man indeß diese allgemeinen Sätze genauer mit dem Gange der Ereignisse, so findet man, daß unzählige nähere Bestimmungen und Mitteltinten nöthig werden und jene Schilderei sich mit der Beleuchtung des Opernlichts französischer Memoiren zwar sehr brillant ausnimmt, bei ehrlichem deutschen Tageslichte aber in eine Caricatur verwandelt. Wenn auch kein Fehler des französischen Königs unerwähnt bleibt, sind sie doch so gestellt, daß man sie nur für Folgen größe-

rer Tugenden des Herzens und Gemüths halten soll; wenn auch kein Vorzug des Kaisers verschwiegen ist, so behandelt man sie doch als verwachsen mit größern Mängeln, ja Lastern: und so fällt denn natürlich das Urtheil des gewöhnlichen Lesers allemal zum übertriebenen Vortheil des ersten, zum übertriebenen Nachtheil des letzten aus. Franz ist der Edle, Tapfere, Großmüthige, Unbefangene, Dankbare, Liebenswürdige, Loyale, der Kämpfer für die Erhaltung der Selbständigkeit seines Reichs und der Freiheit Europa's: Carl hingegen kalt, versteckt, arglistig, gemüthlos, ehrgeizig, habsüchtig, un hypocrite profond, un perfide!

Niemand leugnet, daß Franz bei Marignano und Pavia une valeur brillante zeigte: aber hiemit war das Jugendfeuer auch völlig verraucht, Lüste und Vergnügungen schlechter Art hielten ihn seitdem fest, während Carl vor Algier und Tunis gegen Solyman und vor Metz denselben glänzenden Muth bewies und außerdem die höhere geistige Tapferkeit besaß, welche Franzen nur zu sehr fehlte. Jene Ansicht von dessen Großmuth und Dankbarkeit beruht zuletzt auf ein Paar untergeordneten Anekdoten; wogegen sein Benehmen wider Bourbon, Doria, Semblançay, Lautrec, Montmorency, Brion u. a. das Gegentheil in großen Zügen darthut. Selbst Gaillard (IV, 85) sagt für die spätern Jahre: le roi sembloit se dégoûter de tous ses amis, und eine Erzählung bei Vieilleville (Mémoir. XXVIII, 194) zeigt, wie er in seinen Verhältnissen zum Dauphin aus Neid und Eifersucht alles natürliche Gefühl des Vaters und alle Würde des Königs vergaß.

Eine gewisse heitere, so oft unter den Franzosen sich findende Liebenswürdigkeit kann man ihm nicht absprechen: wie aber seine Neigung zu den Frauen allmälig den ritterlichen Charakter (welchen Heinrich IV. festhielt) ganz verlor und er, in Liederlichkeit versunken, seiner Pflichten vergaß und sich dem Tode entgegenführte, davon sprechen selbst die französischen Zeugnisse deutlich genug. Beaucaire sagt (476, 477): er war voluptatibus immersus, er hatte insanam ad fruendas libidines libidinem. Tavannes (XXVI, 8) berichtet: le roi ne tient le gouvernail qu'autant que ses favoris et voluptéz lui permettent, und dergleichen mehr.

Daß Franz in allen Kriegen mit Carl der Angreifende war, hat der Verf. eingeräumt und mit Scharfsinn im elften Capitel die Ursachen entwickelt, warum diese Kriege keine für Frankreich günstigere Wendung nahmen. Indeß könnte man fragen: ist der Kaiser nicht im höhern Sinne der Angreifende gewesen und mußte Franz nicht den Buchstaben scheinbar verletzen, während das größte Recht auf seiner Seite stand? Wir leugnen auch dies, obgleich es hier an Raum fehlt, umständlich den Beweis zu führen. Die folgen-

den Bemerkungen, welche sich dem Buche und der Zeitfolge wiederum näher anschließen, werden indeß unsere Ansicht verdeutlichen.

Bei der Erzählung von Carls Wahl zum Kaiser würden wir neben dem Hinblick auf Geld, Geschenke, Gesandtenkünste u. s. w., den unsers Erachtens wichtigsten Grund mehr hervorgehoben haben: daß Franz (wie Mainz und Sachsen laut behaupteten) durch das Gesetz ausgeschlossen und Carl ein Deutscher war.

Die Geschichte des spanischen Aufstandes im Jahre 1520 hat der Verf. nur kurz berühren dürfen; wir fürchten indeß, seine Darstellung werde Unkundigen nicht ganz die richtige Einsicht gewähren; weil frühere und spätere Forderungen und Zwecke zu wenig gesondert erscheinen und der Schluß im Jahre 1521 nicht als voller Schluß und als wahre Wiederkehr der Ordnung (retour de l'ordre) betrachtet werden kann. Allerdings zeigen jene Bewegungen binnen sehr kurzer Frist die meisten Kennzeichen und Stufen des unseligen revolutionairen Fiebers und wir räumen ein, daß ohne den Sieg bei Villalar noch schreckliche Umwälzungen eingetreten wären; andererseits handelten anfangs nicht die Städte, sondern der S. 350 zu sehr vom Verf. gelobte Chièvres und die niederländischen Räthe im revolutionairen Sinne und verletzten auf alle Weise Herkommen und Recht. Damals verlangten die Städte keineswegs im Widerspruch mit dem Könige de nouvelles formes municipales, sondern nur die Erhaltung der bestehenden und bewilligten; sie forderten nicht die réduction des domaines de la couronne, sondern daß der Adel die widerrechtlich in Besitz genommenen herausgebe. Noch am 30. Januar 1521 antwortete Valladolid im Namen der Städte (Sandoval I, 421) dem Adel: „Immerdar sind die Bürger den Königen treu gewesen und auch jetzt wissen wir, daß das, was wir thun, zum Wohle des Königs und Reiches dient, nicht aber, was der Adel erwählt und vollbringt. Die Geschichte Spaniens zeigt nur zu viele Beispiele, wo die Könige von den Großen beschränkt, verfolgt, eingesperrt, abgesetzt wurden, während die Gemeinden sie schützten, befreiten und herstellten. Immer war der Gehorsam in den Bürgern, der Ungehorsam in den Adlichen. Eben so sind es die Völker, welche das Einkommen der Könige vermehrten und herstellten, während sie und das Reich durch den Adel arm wurden. Nicht blos frei von Abgaben ist dieser, sondern die Rechte, Einnahmen und Besitzungen der Könige sind auf gar mancherlei nicht zu rechtfertigende Weise in seine Hände gekommen. Daher wurden die Könige zu neuen Steuern gezwungen, und nicht sowohl diesen widersprechen die Gemeinden, als daß sie verlangen, unrechtmäßig Erworbenes sey herauszugeben und der alte rechtmäßige Zustand herzustellen. Wo der Adel dem Könige

diente, geschah es aus Eigennutz, und auch jetzt wird der Ueberrest seines Reichs zur Bezahlung der angeblich großmüthigen Hülfe kaum hinreichen. Wir wünschen, daß der König reich und mächtig sey, daß weder Große noch Geringe sich ihm widersetzen dürfen, und dazu, daß der Adel seine übertriebenen Ansprüche fallen lasse, dazu dient unser gerechter Krieg. Nichts Unbilliges werden und sollen unsere Bevollmächtigten fordern; vereinigt in Milde und Güte eure Stimmen mit denselben, dann wird das Reich blühen und nirgends Friede und Gehorsam fehlen."

Daß nicht blos Sucht der Empörung und Liebe an Verwirrung die Gemüther bewegte, beweiset noch der Heldenbrief, welchen Padilla vom Blutgerüste an seine Vaterstadt Toledo schrieb; aber freilich würde er bei längerem Leben (wie Don Pedro Lasso und andere) bald von den ärgern Revolutionairen gestürzt worden seyn. Wenige Wochen vor der Schlacht bei Villalar, als er die Hand zu milden Verhandlungen bieten wollte, ward er bereits von den Frevlern überstimmt und überschrien, welche, um ihren Einfluß nicht zu verlieren, die Dinge aufs äußerste treiben wollten. (Petrus Martyr, epist. 718.) — So bringt der geschichtliche Ueberblick des Ganzen zu der wehmüthigen Ueberzeugung, daß nach beiden Seiten gefehlt und fast nur zerstört ward. Die Gemeinden gingen anfangs im richtigen Gefühle des vorhandenen Unrechts und der Mängel vor, griffen aber dann in den Mitteln fehl und überschritten weit das billige Maß; die Könige schlugen nachmals die wahre, mit Gehorsam verträgliche Freiheit, aus übergroßer Furcht vor der Willkür mit zu Boden und erzeugten die Erstarrung des Todes, aus Abneigung vor den Bewegungen des Lebens.

Der Verf., hierin gewiß unserer Meinung, hätte durch einen kurzen, dem Inhalte nach aber gewichtigen Zusatz etwanigen Mißverständnissen leicht vorbeugen können, wogegen uns seine Aeußerungen über die unter Franz I. veränderte Gerichtsverfassung eben nicht zweideutig erscheinen. Wenn er nämlich sagt: die Gerichtshöfe wurden dadurch zu unabhängig vom Könige, so geht seine Meinung (wie auch eine andere Stelle, III, 127, zeigt) gewiß nicht dahin, dessen Willkür über das Gesetz zu erheben, sondern enthält nur einen Tadel des neueingeführten Verkaufens und Vererbens der Richterstellen. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die französischen Parlamente seitdem ihre Forderungen übertrieben und daß ein Dutzend rechtsprechender Behörden keineswegs geeignet waren, die Geschäfte der Reichsstände angemessen auszuüben. Insoweit hatte der Hof Recht gegen die Parlamente, und sie selbst hatten Recht, wenn sie kurz vor der Revolution dieser Ansicht beitraten: aber freilich gerieth man beim Verbessern in viel größere Irrthümer und Mängel. Noch bemerken wir, daß die spanische Junta 1520 aus-

drücklich vom Könige verlangte, die Richterstellen sollten nicht für immer vergeben werden. (No sean perpetuos. Sandoval I, 821 — 324.)

Der Ausdruck, daß Wolsey (375) vom Kaiser zweimal sey betrogen worden, scheint uns viel zu hart: denn wenn es gleich nicht zu bezweifeln ist, daß dieser jenem sein Fürwort bei den Papstwahlen versprach, so steht nicht minder fest, daß die Wahl Hadrians VI. ganz ohne seine Mitwirkung, durch einen bloßen Zufall zu Stande kam und daß sein Einfluß bei der von Clemens VII. keineswegs entschied. Wolsey war also nur in der Hoffnung betrogen, daß es allein von dem Willen des Kaisers abhange, ihm oder irgend jemandem unfehlbar auf den päpstlichen Stuhl zu verhelfen.

Mit Recht erklärt sich der Verf. gegen das Benehmen Franzens hinsichtlich des Vertrages von Madrid; doch scheinen uns auch hier noch zu starke Schatten auf den Kaiser zu fallen. Zuvörderst war jede Haft dem Könige natürlich höchst drückend; daß er aber sans humanité behandelt, sey, muß man entweder bezweifeln, weil Franz im madrider Vertrage ausdrücklich sagt: er sey sehr gut gehalten worden (Sandoval I, 636); oder man muß annehmen, er habe auch hier eine Unwahrheit bezeugt —, und wie bezeugt und beschworen? —: nach Gesetz, gutem Glauben, bei dem Worte eines Königs, auf seine Ehre und das Evangelienbuch!

Ferner waren die Bedingungen des madrider Vertrags allerdings hart, im Vergleich mit den glänzenden Planen und Hoffnungen des Königs: in Wahrheit aber besaß Carl, mit Ausnahme Burgunds, bereits alles, was er sich zusprechen ließ, und die Anrechte der Franzosen auf dies Land hielt man keineswegs über alle Zweifel erhaben. Zugegeben aber, daß der Kaiser hiebei hinsichtlich der Klugheit und Mäßigung fehlte, so treffen diese Vorwürfe in noch weit härterem Maße seine Feinde, welche bei Schließung des sogenannten heiligen Bundes vom Mai 1526 seine Länder vertheilten, sogar dem Könige von England und Wolsey Renten auf neapolitanische Güter anwiesen und den Kaiser aufforderten, — diesem Bunde beizutreten!

Wenn Carl den Papst, welcher auch die billigsten Anerbietungen zurückwies, aufs eifrigste bekriegt hätte, so könnte man sich darüber nicht wundern: es ist aber gewiß, daß er den Zug Bourbons gen Rom weder wußte, noch billigte, über die Frevel erschrak und die Freilassung des Papstes anbefahl. Von den Anführern und Soldaten ward aber sein Befehl keineswegs befolgt, welche (Sandoval I, 821, 822) verlangten, daß Clemens erst Geld zur Bezahlung ihres Soldes herbeischaffe. Im Fall jedoch dem Kaiser dießmal der Ungehorsam willkommen war und die Einstellung aller

Siegesfeste u. s. w. hauptsächlich geschah, um die Stimme des Volks nicht wider sich aufzuregen, so scheint er bei der Benutzung dieses Glücksfalls nicht in dem Maße ein hypocrite profond gewesen zu seyn, als Franz, der (uneingedenk des edlen Beispiels, welches ihm sein Vorfahr, König Johann, gegeben hatte) Wort- und Eidbruch auf die Einreden der burgundischen Stände schob.

Merveille war keineswegs ein anerkannter Bevollmächtigter Franzens; und wenn bei seiner Verurtheilung alle Formen verletzt wurden, so scheint es uns kühn, zu vermuthen, man habe durch solche Thaten Carls Beifall gewinnen können. Noch weniger dürfen wir beistimmen, wenn es S. 365 heißt: Nach dem Tode von Sforza macht Carl Franzen Hoffnung, ihm Mailand abzutreten, und dieser, stets leichtgläubig und zutraulich, läßt sich von neuem betrügen. Der Kaiser, welcher, um die empörten Genter zu züchtigen, durch Paris geht, verpflichtet sich durch ein förmliches Versprechen, Mailand dem Herzoge von Orleans zu geben, und il se joue de cette promesse comme de toutes les autres. Cette nouvelle perfidie inspire au roi de France une juste indignation. Au mépris du droit des gens et des premiers principes de la justice et de l'humanité, le Marquis de Guast, gouverneur de Milanez, fait assassiner, en vertu des ordres secrets de Charles, deux envoyés français, Rincone et Fregosse, pour s'emparer de leurs papiers.

Da jene Reise durch Frankreich mit ihren Folgen und der Tod Rincon's und Fregoso's ein Paar Hauptpuncte sind, wo die Franzosen rhetorisch einherstolziren, um dem Kaiser Schandflecke anzuhängen, so sey es uns erlaubt, etwas umständlicher darüber zu sprechen. — Die erste Erzählung läuft darauf hinaus, daß der Kaiser für den erstaunlichen Edelmuth, ihn durch Frankreich nach Gent reisen zu lassen, Mailand habe abtreten sollen — und wollen. Betrachtet man den Hergang genauer, so reisete der Kaiser langsam, hielt sich erst mehre Tage in Paris, dann beim Connetable Montmorency auf, so daß ihm der kürzere Landweg gar nicht so unschätzbar und nothwendig war. Das Anerbieten, diesen Weg zu wählen, ging von Franz aus, und Carl zeigte zum mindesten eben so viel Vertrauen, indem er es annahm, als jener, indem er es machte. Kaum aber war der Kaiser in Paris angelangt, so ward ihm mit zierlichen Worten anvertraut, es sey die Rede davon gewesen, ihn festzuhalten; und wenn wir gleich bei der Art, wie Franz es selbst erzählte, überzeugt sind, daß er auf keine Weise ernstlich daran dachte, so wundern wir uns doch um so weniger, daß Carl, durch diese und ähnliche Erscheinungen und Anekdoten etwas bänglich

ward, da man ja alles Ernstes in ihn drang, Mailand, den Preis so vieler Kämpfe und Kriege, seinem alten Feinde zu überlassen. Wie undelicat war dieses Verfahren von Seiten derer, welche sich rühmen, die Zarten und Edlen gewesen zu seyn! Der Kaiser, dem diese Reisekosten doch zu hoch vorkamen, äußerte sich, wie die Umstände dringend zu verlangen schienen, allerdings günstig, fügte aber hinzu: jedes Versprechen, gegeben, ehe er in seinen Staaten sey, werde gezwungen und ungültig erscheinen. Und diese Einrede mußte den Franzosen, im Andenken an den Bruch des madrider Vertrags, nur zu gegründet vorkommen. Sie lassen den Kaiser hierauf ziehen; und als er nun in der Heimat erklärt: er habe noch nichts Bestimmtes versprochen und abgeschlossen, als er andere Vorschläge macht, so erheben jene die gewaltigsten Klagen über Hinterlist und Verrath, weil es ihnen mißlungen ist, den Kaiser, so recht eigentlich en passant, um einen der schönsten Theile seines Reichs zu bringen!

Was den zweiten Anklagepunct betrifft, so müssen wir, nach genauer Vergleichung der Quellen und Erzählungen beider Parteien, dem Verfasser fast in jedem Worte widersprechen. Erstens schickte Franz allerdings Rinkon und Fregoso an die Feinde des Kaisers; sie reiseten aber keineswegs als Gesandte unter dem Schutze des Völkerrechts, sondern heimlich unter anderm Aeußern und zu angeblich andern Zwecken. Sagt doch selbst der Franzose Beaucaire (704): non palam, ut legati solent, incederent, sed clam navigiolis velut tecti secundo Pado evadere tentarent. Zweitens hat der Marchese Guasto aufs feierlichste behauptet und sich dafür zum Zweikampf erboten, daß er die Ermordung nicht anbefohlen. Bellay Langei's Untersuchung brachte nur heraus, daß Soldaten den Kahn anhielten, Rinkon und Fregoso sich zur Wehre setzten und in dem entstehenden Handgemenge umkamen. Die spanischen Quellen (Sepulveda XXI, 6.) geben zu, daß Guasto jene wollte aufgreifen und ihnen ihre Papiere abnehmen lassen, und dies Verfahren war keineswegs so ganz unerhört und rechtswidrig. Wenn z. B. die Türken noch jetzt (wie der Verf. S. 384 behauptet) die natürlichen Feinde Oesterreichs wären und ein Paar Leute ohne Pässe unter falschen Angaben im Auftrage irgend einer feindlich gesinnten Macht sich durch Mailand zu ihnen hindurchschleichen wollten, würde es da der österreichische Gouverneur nicht für seine Pflicht halten, diese aufgreifen zu lassen? Würde man ihn, wenn dabei durch Widersetzlichkeit Todtschlag herbeigeführt würde, einen Mörder nennen, oder gar einen edeln Kaiser des schrecklichsten aller Verbrechen anklagen dürfen? Wir wissen nicht, aus welcher Quelle der Verf. entnahm, daß Carl geheime Befehle gegeben habe, d'assassiner les envoyés: auf je-

den Fall aber mußte eine ernste historische Kritik dergleichen Klatscherei der Leidenschaft widerlegen. Der Kaiser wußte in Spanien gewiß nichts von der Sendung, er leugnete, jemals, auch nur zum Auffangen; Befehl ertheilt zu haben (Sepulveda XXI, 6. Sandoval II, 396); die ganze Sache war ihm höchst unangenehm, und mußte es seyn. Denn weit entfernt, um diese Zeit (der Tod jener Männer fällt auf den Julius 1541) Franzen beleidigen und reizen zu wollen, lag ihm äußerst viel daran, seine Freundschaft zu erhalten, damit er den Zug gegen Algier ungestört beenden könne. Erst nach dem unglücklichen Ausgange dieser Unternehmung, wo Franz sich schmeichelte, Perpignan und italienische Landschaften ohne Mühe zu erobern (Bellay XX, 390. Sepulveda XXI, 7.), ergriff er gern auch jenen Vorwand, kündigte dem Kaiser verbis atrocissimis (Beaucaire 729) den Krieg an und verband sich noch enger mit den Türken.

In letzter Beziehung äußert der Verf.: eine gesunde Politik schrieb ihm diese Maßregel vor. Die Verschiedenheit der Religion soll Bündnisse nicht verhindern, sobald Gleichheit der Interessen vorhanden ist. Franz erhob sich (se mettoit au dessus) über die herrschenden Ansichten seines Zeitalters und zeichnete seinen Nachfolgern eine Bahn vor, auf der sie getreulich und mit Erfolg beharrt sind. So sonderbar die Verbindung erscheinen mag, die Sicherheit seines Staats, das höchste aller Gesetze, schrieb ihm vor, eine Hand den Türken und die andere den Protestanten zu reichen.

Wir hegen hierüber eine ganz entgegengesetzte Ueberzeugung, denn Frankreich war keineswegs in einer so großen Gefahr. Zwei mißglückte Einfälle in die Provence, vergebliche Angriffe von den Pyrenäen und den Niederlanden her, die Eroberung der drei Bisthümer durch Heinrich II. und die geringen Folgen des Sieges bei St. Quentin beweisen, daß die spanische Macht durchaus nicht hinreichte, Eroberungen zu machen; mithin erforderte das wahre Interesse beider Theile, Frieden zu halten, und Frankreichs, Angriffskriege zu vermeiden. Leidenschaftlicher Ehrgeiz wußte aber damals, wie später, den Deckmantel angeblicher Grundsätze überzuhängen und folgerecht vorschreitend zu beweisen, wie das wahre Interesse Frankreichs und das Wohl der Welt erheische, daß der Rhein, die Elbe, die Weichsel Grenze des grand empire sey. Nach unserer Meinung erhob sich Franz nicht über die Ansichten seiner Zeit; sondern alle höheren Interessen der christlichen Menschheit zurücksetzend, kam er zu der kalten, gemüthlosen, berechnenden Politik, welche leider in Frankreich seitdem fast immer, zum Unheile des Landes wie des Fremden, geherrscht hat. Wir Deutschen wollen aber wenigstens nicht niederfallen und das goldene Kalb anbeten. Jetzt freilich sollen, wie man uns berichtet, die Türken so mild und zart geworden

seyn, wie die Lämmer; daß sie es aber auch damals gewesen wären, wird uns doch niemand aufreden wollen? Anstatt nun (bei der entsetzlichen Gefahr, alles zu verlieren, was nur Schönes, Gutes und Heiliges vorhanden war) der kleinlichen Zänkereien zu vergessen, verlangte das angeblich höchste Interesse Frankreichs, die christlichen Einwohner aus manchen Städten zu vertreiben, um Türken einzuquartieren, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser aufzureizen und in Paris gleichzeitig zu foltern und zu verbrennen! O hätte doch Franz statt dieser politique saine, die der Wahrheit nach eine verruchte ist, etwas von der manie, den folies und idées absurdes gehabt, die einst Ludwig IX. leiteten, oder die Carl V., während Franz gegen ihn kabalirte, nach Tunis trieben, um 10,000 christliche Gefangene aus furchtbarem Elende zu befreien und Solyman von dem heiligen Boden Deutschlands zurückzuschrecken!

Wäre der Kaiser so in Beziehung auf die Protestanten zu rechtfertigen, wie den Franzosen gegenüber, er stünde fast fleckenlos da: allein bei der Aechtung des Kurfürsten von Sachsen und Philipps von Hessen wurden allerdings nicht einmal die Formen des zwölften Jahrhunderts beobachtet; und wenn Carl auch, nach der günstigsten Erklärung, die Versprechungen nicht kannte, welche seine Beamten dem letzten gemacht hatten, so müssen wir (bis die versprochenen Gegenbeweise wirklich gegeben sind) die Art unedel nennen, wie er die Täuschung benutzte. Diese Verstöße gegen Klugheit und Sittlichkeit sind schwer an ihm gestraft worden, obgleich wir es weder unnatürlich finden, noch von vorn herein unbedingt verdammen können, daß Carl nach dem Siege bei Mühlberg, im Andenken so vieler böser Ereignisse und im Gefühle seiner Kräfte, die Erweiterung oder vielmehr Herstellung kaiserlicher Macht für rechtlich und nothwendig hielt. Darin aber kehrte dem Kaiser wie Moritzen das richtige deutsche Gefühl zurück, daß sie zu billiger Aussöhnung die Hand boten und, nach Beseitigung unnatürlicher Politik, in dem deutsche Städte und Länder arglistig berückenden Könige von Frankreich den natürlichen Feind erkannten.

Das letzte Capitel des ersten Bandes handelt von den Fortschritten der Wissenschaft und Kunst in Italien, besonders zur Zeit der Mediceer, und enthält der geistreichen Betrachtungen und anziehenden Schilderungen ungemein viele. Nur das Bedenken ist uns entstanden, ob dieser Abschnitt nicht vor Erzählung der italienischen Kriege eine noch bessere Stelle gefunden hätte. Wenn die Gegengründe, deren Daseyn wir nicht leugnen, überwogen, so wäre vielleicht eine noch schärfere Vergleichung mit dem Gange der Bildung in andern Staaten und eine ausführlichere Darstellung der atheisti-

schen Schattenseite Italiens rathsam und als Einleitung zur Reformationsgeschichte sehr erläuternd gewesen. Die lateinischen Dichter jener Zeit, Frakastor, Vida u. a., können wir nicht so hoch setzen, als der Verf., und es hat uns überrascht, daß er (S. 416) Lafontaine den originellsten aller Dichter nennt. Auch widerlegt die Geschichte den Ausspruch, daß die Kunst in Italien n'eût presque point d'enfance (S. 433); obgleich wir der Ansicht keineswegs zugethan sind, welche die Wichtigkeit des Einflusses großer Genien herabsetzt und alles aus langsamem, regelmäßigem Abmühen der mittelmäßigen Geister zu erklären sucht.

Daß der Verf. die den zweiten Band eröffnende Geschichte der Reformation nicht zerbröckelt hat, sondern nach Beseitigung der politischen Angelegenheiten im Zusammenhange erzählt, müssen wir, wie gesagt, bei dem Plane und Umfange seines Werkes billigen; auch ist es nicht unnatürlich, daß selbst hier die theologischen und kirchlichen Beziehungen bisweilen den staats- und völkerrechtlichen nachstehen müssen. Doch möchten wir nicht sagen (68), daß die Lutheraner in jener Hinsicht nur eine Sklaverei gegen die andere vertauscht hätten: denn ob sie gleich ohne alle Beziehung auf einen festen Mittelpunct nicht seyn konnten, so blieb dieser doch, ihrer eigentlichsten und wesentlichsten Ansicht nach, das Evangelium, das besser, als alle andere Mittel der Natur und Kunst, zur wahren Freiheit hilft und hinweiset. Merkwürdig aber ist es, daß die Katholiken, welche, vermöge ihrer Ansicht von der Tradition und der ununterbrochen fortlaufenden gesetzgebenden Gewalt, die Kirche für bildsam, der Vervollkommnung und Fortschritte wenigstens in vielen Puncten für fähig halten, damals für die Unbeweglichkeit kämpften; wogegen die Protestanten, welche über und neben dem Evangelium keine Aenderung dulden wollten, die größten Neuerungen veranlaßten. Aber freilich war das Maß falscher Entwickelung zu groß in der alten Kirche, und es mußte der wahre Fortschritt in dem scheinbaren Rückschritte liegen. Allmälig aber hat der Protestantismus aus jener ersten großen Bewegung her den bildsamen, der Katholicismus von jenem Widerstande her den beharrlichen Charakter so angenommen, daß viele darin das Hauptunterscheidungszeichen der Bekenntnisse finden. Gewiß kann man in beiden Beziehungen zu weit gehen und ist zu weit gegangen, wobei die Protestanten Gefahren der Anarchie, die Katholiken Gefahren der Tyrannei zu vermeiden haben.

Auch wir glauben, daß Luther's Reise nach Rom sehr auf ihn wirkte, obgleich sich fast unbegreiflich wenig über jenen Aufenthalt und diese Wirksamkeit verzeichnet findet.

Welche Ansicht Carl V. von der Religion gehabt habe, ist um so schwerer zu entscheiden, da sie bald mehr, bald weniger mit an-

dern Bedürfnissen und Zwecken in Verbindung trat, auch wohl in den verschiedenen Zeiträumen seines Lebens Aenderungen erlitt. Gleichgültig (assez indifférent, 59) war er indeß wohl nicht über diesen wichtigsten, damals alle Gemüther mehr als je ergreifenden Gegenstand, sondern nur eben so wenig ein Protestant nach dem Sinne eifriger Prediger, als ein Katholik nach dem Wunsche des römischen Hofes.

Ob Zwingli (69), Luthern gegenüber, nicht zu sehr hervorgehoben sey, mögen die Theologen prüfen; darin aber stimmen wir mit dem Verf. gegen alte und neue Behauptungen überein, daß die Art, wie ihre abweichenden Lehren bekämpft und vertheidigt wurden, den Regeln der Klugheit widersprach; ja daß sie den hohen, allesumfassenden, liebevollen Geist des Christenthums hintansetzte und das Höchste und Wesentlichste in Deutung des Unerklärlichen zu finden meinte. Wenn dies Verfahren (welches der Verf. mit Recht auch bei den Streitigkeiten der Gomaristen und Arminianer (II, 467) tadelt) das nothwendige und alleinrichtige wäre, so hätten die Katholiken mit ihrer unbedingten Verwerfung individueller Ansichten vollkommen Recht.

Ganz der geschichtlichen Wahrheit gemäß spricht der Verf. Luthern frei von allem Antheile an den Freveln des Bauernkrieges und der Wiedertäufer; ob wir gleich der Meinung sind, daß es auch auf der politischen Seite nicht an argen Mißbräuchen fehlte und seine Reformation Unkundigen und Schwärmern Veranlassung ward, das richtige Maß zu überschreiten. Durch die Art und Weise, wie sich Luther mit aller Kraft dem Uebel widersetzte, ist er indeß selbst von mittelbarer Schuld gerechtfertigt, wenigstens besser gerechtfertigt, als es der katholischen Kirche hinsichtlich grausamer Religionsverfolgungen möglich ist, denen Papst und Prälaten nicht widersprachen, sondern sie billigten und herbeiführten.

In Bezug auf den Religionsfrieden von 1555 sagt der Verf. (109): les partisans du système de l'équilibre furent charmés de voir non seulement l'Allemagne, mais l'Europe toute entière partagée en deux masses de puissance, plus interessées que jamais à s'observer et à se contrebalancer réciproquement. Wenn auch schwerlich damals viele die Ereignisse aus dem Standpuncte des Systems des Gleichgewichts betrachteten, so freuten sie sich doch, daß Gleichgesinnte aller Länder mit demselben Eifer gemeinsamen Gefahren entgegentraten, und auch jetzt muß sich jeder freuen, daß Philipps II. verderbliche Politik dadurch überall gehemmt ward. Andererseits halten wir es für ein ungemein großes Unglück, wenn das Band des Vaterlandes, des Volks, der Sprache nicht mehr das Höchste bleibt, sondern um religiöser und politischer Ansichten willen Mit-

bürger und Brüder als Feinde und Widersacher, Fremde dagegen als Freunde und Erlöser betrachtet werden. Es gibt allemal einen höhern Ausweg, sich zu verständigen und zu versöhnen, und die Leidenschaften aller Art, welche ihn verdammen, sind selbst am verdammungswürdigsten.

Wollten wir über die folgenden Theile des Werkes eben so umständlich sprechen, wie über den ersten, wir würden nicht allein den uns zugemessenen Raum weit überschreiten, sondern auch zu etwanigen Einreden nicht Veranlassung und Stoff genug finden. Mit eben der Aufrichtigkeit, mit welcher wir unsere Zweifel aussprachen, können wir versichern, daß uns (um zunächst beim zweiten Bande stehen zu bleiben) Ansicht, Auswahl, Darstellung vom 15ten Capitel an, wo unsere Bemerkungen abbrechen, nicht blos tadellos, sondern im hohen Grade trefflich erschienen. Insbesondere hat uns die Geschichte der nordischen und englischen Reformation sehr angezogen, und die Art, wie in die verwirrte Geschichte der bürgerlichen Unruhen Frankreichs Licht gebracht, die Hauptpuncte hervorgehoben, die Ansichten und Triebfedern in kurzem Raume entwickelt sind, halten wir des größten Lobes würdig. Wie wahr sagt der Verf., daß den Guisen und den meisten ihrer Gegner: ne manquait pour être de grands hommes, que de préférer le devoir à l'ambition, et des principes purs à des maximes intéressées. Daß eben die Lehre von den forces und contre-forces allein nicht ausreicht, wenn höhere Ansichten und Triebfedern fehlen, zeigt die Politik der Katharine von Medicis, Philipps II. und selbst der Elisabeth, welche immer nur solch äußerliches Gleichgewicht bezweckte.

Von Heinrich IV., dem liebenswürdigsten aller Könige, wird vortrefflich und mit der Theilnahme gesprochen, welche niemand unterdrücken kann, der nach dem langen Elende und den ungeheuern Freveln zu seiner Geschichte kommt. Sehr schön sagt der Verf.: Henri trompa toutes les craintes et surpassa toutes les espérances, par une conduite vraiment magnanime. Il fit par un instinct du coeur, ce que d'autres eussent fait par politique. Sa grand ame, au dessus de toute espèce de ressentiment, pardonnait sans effort, car elle avait besoin d'oublier toutes les offenses. Il sentit que le seul moyen de prévenir la renaissance des troubles, était d'employer les hommes de tous les partis, d'opérer le rapprochement des Français en leur donnant l'exemple de la réconciliation, d'empêcher par sa douceur le désespoir du crime, et d'inspirer par sa générosité des sentimens généreux à ses adversaires les plus acharnés.

Möchten doch alle Könige, die sich in ähnlichen Lagen befinden, Heinrichs großem Beispiele folgen!

Nie fand ein trefflicher König einen trefflichern Freund und Minister, als Heinrich IV. an Sully. Dies Wechselverhältniß ist vielleicht das edelste, schönste und rührendste der Art in der ganzen Weltgeschichte. Sehr richtig ist Sully's ungemein großes Verdienst hervorgehoben und nicht die Elle der modernen Weisheit bei seiner Beurtheilung angelegt. Unzählige kleine Leute, die Smith und Say gelesen haben, sind jetzt überzeugt, sie taugten mehr zum Finanzminister, als jener große Mann; ja wir haben sagen hören: Sully würde, wenn er auferstände, nicht fähig seyn, Secretair in einem Ministerium zu werden. Dies ist indessen vollkommen richtig: denn er würde der leichtsinnigen und unzuverlässigen, wie der unentschlossenen und zaudernden, wie der kleinlichen und pedantischen Minister bald Herr werden, rettend an die Spitze treten und zeigen: daß Kenntniß der Dinge, welche man im Referendariatsexamen abfragen kann, zwar den guten Referendarius machen mögen, daß aber niemand ohne Tugend, festen Willen, mit einem Worte ohne großen Charakter, ein großer Minister seyn und werden kann.

Daß zwei Männer von solcher praktischer Weisheit, wie Heinrich IV. und Sully, lange und eifrig dem sogenannten großen Plane der Umgestaltung Europas nachhängen konnten, zeigt, wie gefährlich Träumereien der Art sind. Wenn wir aber auch der Beurtheilung des Verfs. im ganzen beitreten, leugnen wir doch, daß das System der contre-forces jene Männer hätte auf den rechten Weg bringen können. Denn ob die forces und contre-forces durch Ausführung des Plans richtiger, oder unrichtiger gestellt wurden, darüber läßt sich streiten; daß er aber allen Grundsätzen des Rechts entgegenlief, bricht ihm unbedingt den Stab.

Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande erzählt der Verfasser mit dem Gefühl, welches jeden Menschen reines Herzens dabei ergreifen muß. Philipp II. ist ein augenfälliges Beispiel, daß Könige eben so nach revolutionnairen Grundsätzen handeln können, wie die Menge; und erst, wenn alle ohne Ausnahme recht inniglich von dem Grundverderblichen dieser Grundsätze überzeugt sind, werden sie sich gleichmäßig zum Heile der Menschheit davor hüten. Aus mehren gelungenen Stellen, z. B. S. 329 über Wilhelm von Oranien, 346 und 352 über die Verfassung und den Charakter der Niederländer, sey es uns erlaubt, wenigstens eine (S. 342) mitzutheilen. Ce ne furent ni l'amour vague des innovations, ni la manie de réaliser des théories abstraites et de faire des expériences hasardées et sanglantes, qui amenèrent la fondation de la république. Le comble

de la tyrannie inspira aux victimes de l'oppression le courage du désespoir. Ce furent des sentimens bien plus que des idées qui dictèrent les premières résolutions. Les Flamandes dans l'origine ne voulaient pas changer leur constitution. Leur seul désir était de la conserver dans toute son intégrité, et les démarches que Philippe se permit contre leurs lois politiques, furent l'unique objet de leurs plaintes et le motif de leur insurrection. Dans ces provinces la souveraineté était partagée entre le prince et les états. Leur concours était absolument nécessaire pour créer de véritables lois. Du moment où le prince essayait de substituer à ce concours salutaire qui seul devait être l'organe de la volonté générale, sa volonté particulière, c'était lui proprement et lui seul, qui entreprenait une révolution. Dès ce moment les états n'avaient plus l'obligation de lui obéir et pouvaient lui résister légitimement, puisqu'il n'avait pas le droit de violer les formes constitutionnelles du pays.

Mit Recht macht der Verf. (II, 494) freudig auf die große Zahl ausgezeichneter Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern aufmerksam. Keine Regentenfamilie dürfte in dieser Beziehung ihnen und den Hohenstaufen gleich zu setzen seyn.

Den dritten Band eröffnet eine Uebersicht der Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien, Spanien, Frankreich und England. Wie im ersten Bande, ist, wir begreifen nicht warum, Deutschland wieder übergangen; während die Kunstgeschichte den größten Reichthum der Auswahl darbot, die Entwickelung der Theologie und Philosophie Erwähnung verdiente, Kepler wohl neben Bacon, und gewiß Hans Sachs, Opitz, Flemming u. a. neben Ronsard, Regnier und Malherbe genannt werden konnten. Ueber Cervantes spricht der Verf. mit löblicher Begeisterung; das Urtheil über Shakspeare zerbricht dagegen in unzusammenhangende Theile, welche wir zu einem wahren Ganzen zu verknüpfen unfähig sind. Die aus der altfranzösischen Kunstschule entnommene Meinung: Shakspeare sey eine Art von bewußtlosem Naturwunder, étranger au monde idéal, qui est proprement le domaine de l'art etc. etc., sollte man uns Deutschen nicht mehr aufbringen wollen. Was helfen Sätze wie: son caractère est l'énergie; sa verité celle de l'histoire? — Gerade eben so viel, als wenn man sagt: son caractère est la douceur, sa verité est celle de la fantaisie, und dabei Julie und Desdemona, den Sommernachtstraum und Sturm als Beweis anführt.

Richelieu's Talenten läßt der Verf. Gerechtigkeit widerfahren,

ohne die sehr dunkeln Kehrseiten zu verschweigen. Ihm fehlte Tugend und Sinn für Menschlichkeit, ohne welche niemand im höhern Sinn ein großer Mann werden kann. Seine Politik, welche aus der schon bezeichneten verwerflichen Schule hervorging, stand hinsichtlich Deutschlands ziemlich auf derselben Stufe, wie die Philipps II. in Bezug auf Frankreich.

Vom dreißigjährigen Kriege gibt der Verf. eine geschickte und würdige Uebersicht, und gern treten wir ihm bei, daß nach Gustav Adolfs Tode das Interesse sinkt und die Kriegsbegebenheiten verwirrt neben und durch einander laufen. Nicht mit rhetorischem Prunke, sondern mit dem sittlichen Ernste eines Tacitus soll dieser unglückseligste Theil unserer Geschichte beschrieben werden. Bald verschwanden größere Triebfedern und Zwecke, und die ärgsten Frevel, die schrecklichste Sittenlosigkeit wuchs, wie aus unerwartetem Glücke, so aus grenzenlosem Elende hervor. Auf sündhafte Weise ward von allen Theilen der dringend nothwendige Friede Jahre lang ohne hinreichende Gründe verzögert; und wenn noch einmal Befreier der Art, wie Frankreich und Schweden, aufgetreten wären, wahrlich von Deutschland wäre in der Mitte kein Messerrücken breit übrig geblieben. So natürlich es ist, wenn der deutsche Geschichtschreiber über dies lange Gemisch von Tyrannei und Anarchie hinwegeilt, so nothwendig und heilsam ist es auf der andern Seite, den deutschen Fürsten und Völkern in diesem Sündenspiegel recht klar zu zeigen: innern Frieden gebiete das höchste aller Gesetze, und entspringender Zwist sey auf dem Wege der Milde und des Rechts, nicht aber der Gewalt auszugleichen. Wehe dem, welcher jemals auf deutscher Erde sich wieder so benimmt, daß die Unterdrückten verzweifelnd Fremde herbeirufen müssen! Wehe aber auch denen, welche ohne hinreichenden Grund sich in frevelhaftem Leichtsinn zu diesem gefährlichsten aller Heilmittel entschließen! Hätte Ferdinand II. Mäßigung bewiesen, binnen drei, statt binnen dreißig Jahren wäre der Krieg beendet gewesen, und seines Hauses Macht nicht blos äußerlich fester, sondern auch in den Gemüthern sicherer begründet worden, als auf dem Wege, welchen blinde Leidenschaft ihm vorzeichnete. — Welch ein großer, herrlicher Mann war Gustav Adolf, wie erhaben über Richelieu! und doch, welcher Deutsche kann die Friedensunterhandlungen lesen ohne die bitterste Wehmuth und den tiefsten Ingrimm? Nur noch einmal und hoffentlich zum letzten Male, war das uneinige Deutschland in Rastadt der Habsucht, dem Hochmuthe, dem Hohne der Fremden so preis gegeben.

Demungeachtet war der Friede ohne Zweifel eine ungemein große Wohlthat und es ist unbillig, ihn, ohne Rücksicht auf die damalige Lage der Dinge, nach dem Maßstabe eines spätern Jahrhunderts zu beurtheilen. Es entstand daraus nicht sowohl ein systême des

contre-forces (III, 231), als ein festes System des Rechts, statt der zeitherigen, fast ausschließlichen Verehrung der Gewalt.

Der Verf. räumt ein: daß der Elsaß wegen Verschiedenheit der Sprache, des Volkscharakters und der Religion (III, 237) mit Frankreich nicht verwachsen sey; meint aber doch, dieses Land habe durch Abtretung desselben eine natürliche Grenze (statt der Vogesen?) gewonnen. Muß man nun nicht diese Ansicht entweder à la Napoléon auch für den Niederrhein geltend machen, oder uns beistimmen: auf natürliche Grenzen jener Art großes Gewicht zu legen, sey unnatürlich?

Den größten Theil der zweiten Hälfte des dritten Bandes füllt die Geschichte der englischen Rebellion. Zwischen den sich oft widersprechenden Berichten der entgegengesetzten Parteien, hat der Verf. eine glückliche Mitte gehalten; wie wir denn überhaupt diese Darstellung zu den gelungensten seines Werks zählen. Wer nun die Geschichte der französischen Revolution kennt, möchte glauben: ihre Aehnlichkeit mit der englischen Rebellion beruhe zum Theil auf dem Wunsche, sie zu finden und der Geschicklichkeit, künstlich umzudeuten: allein der Kenner weiß, wie die Puncte der Vergleichung in fast unglaublicher Zahl zur Hand liegen und zeigen, daß bei aller Verschiedenheit revolutionnairer Krankheiten, ähnliche Kennzeichen, Eigenschaften, Abschnitte, Entwickelungsstufen, Wendungen, Maßregeln u. s. w. eintreten, und das Weissagen hier bis auf einen gewissen Punct dem Historiker so möglich wird, als dem Arzte.

Der Verf. deutet (426) an, daß die Finanzübel durch die Rebellion nicht abgestellt wurden, aber doch auch nicht in dem Maße wuchsen, wie während der französischen Revolution. Wir geben dies zu, obgleich auch die Erfahrungen der Engländer bitterer waren, als viele wissen, oder zu glauben geneigt sind. Die Rebellion brachte ihnen die erste dauernde Landtaxe, die erste Accise auf Getränke, Brot, Mehl und Salz, Erhöhung der Zölle und Postgelder, Steuern von Wirthshäusern, Verkauf der meisten Krongüter und der Güter von Bischöfen, Pfarrern und Kirchen, Beschlagnahme der Zehnten, gezwungene Verpflegung und Einquartierung. Unzählige Güter wurden unter dem Vorwande des Verdächtigseyns (malignancy) eingezogen, und der Zehnten aller Einnahmen von allen wirklich, oder angeblich königlich Gesinnten beigetrieben. In neunzehn Jahren, welche früher etwa 10 Millionen gekostet hätten, erpreßte die revolutionnaire Regierung über 83 Millionen, und die Häupter bedachten sich dabei sehr reichlich. Bradschaw, der Vorsitzer des königsmörderischen Gerichts, erhielt z. B. jährlich 1000 Pfund und einen königlichen Palast; Lenthal, der Sprecher, bekam 6000 Pfund; die sogenannten Heiligen kosteten über 679,000 Pfund, und Cromwell gab jährlich 60,000 Pfund für Spione aus.

Die sonderbare Natur der Königin Christine ist sehr geschickt aufgefaßt, und über Karl Gustav mit Recht streng geurtheilt. Könige seiner Art sind ein Unheil für ihr Volk und für andere Völker.

Von der dänischen Revolution im Jahre 1660 würden wir nicht sagen: tout y porte l'empreinte du sang froid, de la sagesse et de la maturité (IV, 65); auch hätten wir gewünscht, daß der Verf. am Schlusse seiner Erzählung ein anderes und bestimmteres Urtheil gefällt hätte, wozu die Erinnerung an die fast gleichzeitigen Begebenheiten in England so sehr auffordert. — Allerdings war die Adelsaristokratie in Dänemark damals ungerecht und drückend, und ganz natürlich vereinigten sich Geistliche und Bürger mit dem Könige gegen dieselbe. Sie war aber, was der Verf. nicht bemerkt hat, dadurch in sich uneinig und geschwächt, daß nur wenige Geschlechter in den Besitz der Reichsrathsstellen kamen und eine den übrigen Adlichen unbequeme Oligarchie bildeten. Ueberdies hatte man (was zum Berichtigen einer Aeußerung S. 70 dient) dem Könige in seiner Capitulation das Recht genommen, Reichsräthe zu ernennen, und diese eilten keineswegs, für den Ersatz der Abgegangenen zu sorgen.

Der erste Antrag der Geistlichkeit und Bürgerschaft an den Adel vom 8. October 1660: dem königlichen Hause ein Erbrecht zu geben, war verständig und gemäßigt, und der Adel hätte um so weniger mit Leidenschaft widersprechen sollen, da es, wohl zu merken, in der Urkunde hieß: Seine Majestät möge jeden Stand bei seinen Rechten erhalten (Martens Grundgesetze 93). Als nun aber nach dem Obsiegen jener beiden Stände in dem Ausschusse der Einundzwanzig bestimmt werden sollte: welche Rechte und Pflichten dem erblichen Könige zuzuweisen wären, und welche Stellung die übrigen Stände bekommen müßten; als Lange, der Abgeordnete der Universität, sich näher darüber ausließ, bemerkten Eingeweihte, es sey Mittag, — und Nachmittags hatte Lange die Weisung bekommen, nicht zu erscheinen. Suane, ein Hauptlenker, stellte sich an, als gerathe er plötzlich vor Volk und Geistlichkeit in eine solche Furcht, daß nur die unumschränkte Dictatur des Königs von Freveln erretten könne; er machte, gewiß unwürdig und schwerlich aufrichtig, den Parteien bemerklich: sie könnten aus der Hand des Königs wohl noch mehr als bei ständischer Berathung erhalten. — Freilich war an den frühern Einrichtungen viel zu ändern: allein wir müssen es einseitig, beschränkt, übereilt und plump nennen, alles Alte, woran sich so viel Treffliches anreihen ließ, ganz wegzuwerfen; jede Thätigkeit und Theilnahme an einem Wirkungskreise aufzugeben, in den man sich (wie der Adel nicht unrichtig bemerkte) ohne Vollmacht eingedrängt hatte. Und der, früher so kaltblütige

König ließ sich (ob des neuen Glückes übermäßig erfreut) einreden, oder glaubte es selbst: es sey die höchste Weisheit, gesetzlich durchzufechten, daß es keine Verfassung, sondern nur königliche Willkür und Gnade gebe; und die meisten Abgeordneten, von denen auch nicht einer dem oberflächlichen Vorschlage des Ausschusses widersprach, bildeten sich ein, die Sache habe damit ein Ende und ein inhaltreiches Ende!

Dänemark ist seitdem nicht tyrannisirt worden (ein augenscheinlicher Beweis des hohen Werths der Persönlichkeit und der christlich-europäischen Sitten und Gesinnungen); wir können aber keineswegs Unbefangenheit, Weisheit und Reife, sondern in staatsrechtlicher Hinsicht nur einen völligen Bankerott darin erkennen: wenn man für die Gesundheit bürgerlicher Verhältnisse keine andere formelle Bürgschaft zu finden wußte, als dem Könige so viel durch ein urkundliches Gesetz einzuräumen, daß asiatische oder afrikanische Sultane niemals mehr durch die That in Anspruch nehmen können.

Ueber die Geschichte Ludwigs XIV. ist im ganzen und großen mit gründlicher Einsicht und in dem Sinne gesprochen, welcher sich in unsern Tagen bei ähnlichen Verhältnissen erneut hat. Sollten wir etwas tadeln, so ist es nicht sowohl, daß des Schattens zu wenig, als daß des Lichtes zu viel sey. Denn ob sich gleich, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, Ludwigs Ansichten und Charakter ohne Rücksicht auf die harten Erfahrungen seiner Jugend nicht erklären lassen, so tragen wir doch Bedenken, für die ersten Jahre seiner Selbstregierung alles so günstig auszudrücken, wie Hr. Ancillon. Schon hier erblicken wir nämlich viele Keime des Schlechten, das sich nicht sowohl plötzlich einfand, als folgerecht immer mehr und mehr entwickelte; und wenn Ludwig von vielem, was geschah (wie der Verf. z. B. hinsichtlich der Vertreibung der Hugenotten andeutet), nichts wußte, oder das Geschehene duldete: so würde man ihn nur statt eines frevelhaften Königs, einen schwachen und elenden nennen müssen. Wenige seiner Minister, etwa Colbert und Torcy ausgenommen, verdienen großes Lob, und es bleibt zweifelhaft, ob er sie nicht besser zu wählen verstand, oder ihm ihre Untugenden, wie vielleicht bei Louvois, als Ableiter von Vorwürfen, auch willkommen waren.

Daß Colberts Finanzsystem wesentliche Mängel hatte, ist von Meistern hinreichend erwiesen worden, und wenn wir auch, bei geschichtlicher Beurtheilung desselben, den damaligen Stand der Wissenschaft und die vielfachen Hindernisse nicht vergessen sollen, so scheint uns doch Colbert, alle Eigenschaften des Mannes ins Auge gefaßt, so hinter Sully zurückzustehen, wie Ludwig XIV. hinter Heinrich IV.

Daß der Abschnitt über die französische Literatur in allem

Wesentlichen nach französischen Ansichten abgefaßt ist, würden wir kaum tadeln, wenn uns nicht darin ein Widerspruch mit den übrigen Theilen des Werks zu liegen schiene. Wir sind nämlich überzeugt, daß, eben so wie von einem höhern Standpuncte der Politik gegen die französische gekämpft werden könne und müsse, von dem Standpuncte echter Wissenschaft und Kunst die erheblichsten Einwendungen wider die Gestaltungen zur Zeit Ludwigs XIV. zu machen sind. Und der Verf. gibt dies eigentlich selbst zu, wenn er S. 212 sagt: en parlant des traits caractéristiques de l'esprit et du goût de Louis XIV, on caractérise sans le vouloir, le génie de la littérature française. Sehr gern räumen wir ein: man leugne mit Unrecht das Daseyn großer Gelehrten in Frankreich, man wolle mit Unrecht der französischen Literatur nicht einmal die Eigenschaft des Nationalen zugestehen: allein die Ansprüche auf eine literarische Universalmonarchie sind ja noch bestimmter ausgesprochen und hartnäckiger durchgefochten worden, als die auf politische Alleinherrschaft; und neben dem lebhaften Kampfe des Verfs. wider jene, hätte doch (wenn es auch seiner Ueberzeugung widersprach) bestimmter und wenigstens historisch neben das überschwengliche Licht einiger Schatten gestellt werden sollen, wie ihn die siegreiche Kritik Lessings, der Schlegel u. a. für die Pallete so bequem zurecht gelegt hat.

Uebertriebenes Lob erzeugt übertriebenen Tadel; und wenn sogar Boileau (unsers Erachtens das niederschlagende Pulver für alle Poesie) gepriesen wird, so dürften sich die Bessern, z. B. Racine, nicht bedanken, der bekanntlich Boileau auch für einen schlechten Dichter hielt. Ueber Frau von Sevigné sagt der Verf. (S. 245): on ne peut rien ajouter aux souvenirs délicieux que réveille chez tout homme de goût le nom seul de Madame de Sevigné. — Il faut lire ces lettres, les relire encore et — garder le silence sur ces plaisirs; welchen Rath des Verfs. wir hiermit auch befolgen wollen.

Die Gründe, welche Hr. Ancillon S. 253 dafür angibt, daß er die Entwickelung der eigentlichen Wissenschaften übergeht, halten wir nicht für überwiegend; insbesondere hat die Beschaffenheit der Theologie, Philosophie und Jurisprudenz den größten Einfluß auf die Natur und das Wesen der Völker; ja selbst die Unform der Darstellung, wie bei den Scholastikern, ist merkwürdig und folgereich. Descartes und Jakob Böhm, Bayle und Leibnitz, die französischen Jansenisten und die deutschen Pietisten, die französischen und deutschen Universitäten u. dergl., bieten Gelegenheit zu Charakterisirungen und Gegeneinanderstellungen, die unter der Hand des Verfs. gewiß sehr lehrreich geworden wären; aber der Deutschen geschieht auch hier keine Erwähnung.

In welchem richtigen Sinn der Verf. die Geschichte der englischen Revolution erzählt, zeigt folgende (S. 310) Stelle: Dans le sein d'une organisation de ce genre, il existe nécessairement deux manières différentes d'envisager les besoins et les dangers de l'état, et ces deux points de vue opposés doivent donner naissance à deux partis. Les uns redoutent plus l'accroissement de la prérogative royale que la preponderance du corps représentatif; les autres craignent par dessus tout, les usurpations des parlemens sur la prérogative. Les premiers paraîtront favoriser la licence et l'anarchie, et ils pourront être de sincères amis de la vraie liberté; les seconds seront accusés d'être les fauteurs du despotisme, et ils ne seront dans le fait que les partisans de l'autorité et de l'ordre, sans lesquels un peuple ne saurait être libre. L'action et la réaction de ces deux partis l'un sur l'autre entretiennent la santé et la vie dans le corps politique, tant que l'un deux ne domine et n'écrase pas l'autre, et qu'il existe entre eux une espèce d'équilibre; du moment où il est rompu, les partis dégénèrent en factions; le mouvement qui était réglé, n'est plus qu'une agitation violente, et l'état long-temps déchiré, tombe sous le despotisme de la multitude ou sous le despotisme d'un seul, et souvent les essaie tous avant de retrouver une assiette fixe et durable.

Gleich wahr ist das Lob, welches Hr. Ancillon über die Weisheit und Mäßigung ausspricht, mit welcher 1688 die Verfassung dauerhaft begründet ward; wogegen wir einige Ausdrücke in der Charakteristik Wilhelms III. nicht billigen können. Der Verf. läßt seinem Verdienste um Europas Freiheit volle Gerechtigkeit widerfahren, äußert aber doch: il ne lui a manqué pour être un grand homme, qu'une imagination sensible, ce foyer de chaleur et de vie d'où partent les inspirations soudaines, les mouvemens généreux et les élans de l'héroïsme. — Hier scheint uns mit der wahren Empfindung, die jetzt aus der Mode gekommene, dem Verf. sonst fremde Sentimentalität verwechselt, oder gleich gestellt zu seyn. Nach jenem Maßstabe hat nämlich jedes Menschenkind von 18—20 Jahren, wenn es die Sonne untergehen und den Mond aufgehen, die Blumen blühen und die Blätter fallen sieht, wenn es eine Arie singen hört, oder sich zu einer Ecossaise engagirt, — mehr imagination sensible und inspirations soudaines — als König Wilhelm III. Dieses alltägliche Strohfeuer der Empfindung und Einbildungskraft ist aber, unserer Ueberzeugung nach, etwas sehr geringes, im Vergleich mit

der Begeisterung, die das ganze Leben hindurch dauert, alle Kräfte auf ein großes Ziel richtet, jeden falschen Schmuck verschmäht, jede schmeichlerische Ruhe verachtet, nie die Wahrheit verleugnen, nie im Unglück verzweifeln läßt. Wenn Wilhelm III. (gleich wie sein, oft ähnlich beurtheilter Namens- und Geistesverwandter Wilhelm Pitt) die Wehen und den Jammer von Europa schon auf ihren Busen häuften, während ganze Völker, die Zukunft verkennend, gedankenlos nur den Genüssen des Tages lebten; wenn sie, als später schon alles um sie her Kraft und Muth verlor, unwandelbar und höherer Hoffnung voll, durch die Finsterniß dem neuen Tage entgegensteuerten: das war nicht blos im élan d'héroïsme, sondern im Heldenleben; und wenn Männer dieser Art nicht groß sind, wer will da vor dem Richterstuhle der Geschichte bestehen, und wie oft würde der Verfasser anderwärts das Beiwort grand ausstreichen müssen!

Bei der Erzählung des spanischen Erbfolgekriegs und der utrechter Friedensschlüsse, weicht der Verf. von den gewöhnlichen Ansichten sehr ab; wir sind jedoch über alle Hauptpuncte seiner Meinung, z. B.: daß das Erbrecht Oesterreichs keineswegs feststand; der Krieg ohne Noth gegen alle ursprüngliche Zwecke verlängert ward; die von Ludwig geforderten Bedingungen übertrieben hart, ja ehrenrührig, seine Anerbietungen hingegen sehr annehmlich waren; daß er sich im Unglücke am edelsten zeigte und die größte Theilnahme erweckt; daß endlich England beim Schlusse des utrechter Friedens weder seine Rechte preis gab, noch seine Pflichten verletzte, sondern zu der ursprünglichen Ansicht Wilhelms III. zurückkehrte, welche Glück und Leidenschaft hatten vergessen lassen.

Daß Ludwig XIV. den Prätendenten als König von England anerkannte, war gewiß insofern ein Fehler, als der Krieg gegen Frankreich in jenem Lande dadurch allgemeinen Beifall gewann; sonst aber ward der Bund wider Ludwig bereits am 7. September 1701 abgeschlossen, und Jakob starb erst den 16. September.

Die mâle et franche liberté d'un soldat würde der Kurfürst von Baiern an Villars wohl ertragen und richtig gewürdigt haben; die Anklage ging vielmehr dahin, daß er 5—600,000 Thaler in verschiedenen Gegenden erpreßt habe (s. Sinon XII, 198), und er schrieb an Ludwig XIV: $\frac{2}{3}$ des Genommenen wurden zu des Königs Besten verwandt (Villars Mém. III, 53); $\frac{1}{3}$ pour engraisser son veau. Vaux hieß nämlich sein Hauptgut; der König schwieg auf diese saubere Rechtfertigung.

Die Zusammenstellung der englischen und französischen Literatur im letzten Capitel ist im Ganzen geistreich und wahr; doch möchten Engländer vielleicht die von uns über die Vergleichung Karls V. und Franzens gemachte Bemerkung hier analog wieder-

helen. In den Tadel, welchen der Verf. über Hobbes ausspricht, stimmen wir vollkommen ein; nicht so in das Lob über den bewundernswerthen Gang seiner Ideen, die Ordnung und Vertheilung seines Werks u. s. w. Nur aus der schlechten Zeit der Rebellion konnte ein solcher Schriftsteller hervorgehen und so viel Eindruck machen. Am besten charakterisirt ihn vielleicht der alte Jöcher mit den Worten: er ist so morös gewiß, daß er jedermann contradiciret.

Mit dem Jahre 1714 schließt leider auch die neue Ausgabe des Werks, und nur eine kurze Uebersicht deutet den künftigen Inhalt und die Behandlungsweise der Geschichte des 18ten Jahrhunderts an. Darin heißt es insbesondere, mit Bezug auf die (I, 49) Zeit von 1763 bis 1789: L'Europe avance d'un pas lent et tranquille, mais sûr et soutenu, dans la carrière de la civilisation, et les progrès de la puissance des nations garantissent leur existence. L'équilibre des forces et des passions s'établit au point d'empêcher toute prépondérance menaçante et oppressive. Nachdem der Verfasser hierauf des baierschen, amerikanischen und türkischen Kriegs erwähnt hat, fährt er fort: das alles zeige à tout oeil impartial que le système des contre-forces approchait de sa maturité à l'époque de la révolution de France. Les modifications essentielles et nombreuses, apportées au traité de Westphalie par tous les traités postérieurs, appropriaient le droit public de l'Europe aux besoins de l'état et aux rapports fixes et permanents des nations. On a voulu faire croire le contraire: *mais où les faits parlent, les sophismes échouent.* La révolution de France, amenée par des causes étrangères au système politique de l'Europe, produit dans cette belle partie du monde un bouleversement général. Doch diese Revolution, ihre Kriege und Ansichten sind ein essai d'un genre tout-à-fait nouveau, sur lequel le tems seul peut et doit prononcer.

Wir begreifen nicht, wie der Verf. dies früher hat schreiben, noch weniger, wie er es in einer édition revue et corrigée hat stehen lassen können. Der spanische Erbfolgekrieg seit 1706, der nordische seit 1709, der von 1733, der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg sind ohne Ausnahme im Widerspruch mit dem Systeme des Verfs. geführt worden. Eben so wenig wissen wir, wie sich die Verbindung aller Mächte gegen das durch den Abfall der Amerikaner geschwächte England irgend damit vereinigen läßt; und so bliebe denn als Hauptgewinn jenes gepriesenen Verfahrens: — daß die Türken ruhig in Europa sitzen geblieben sind. Was aber sollen wir endlich und vor allem dazu sagen: daß

die Theilung Polens gar nicht erwähnt ist? — Wo die Thatsachen sprechen, — bedarf es keiner Worte!

Schon bei Wilhelm III. traten manche höhere Bestimmungsgründe in den Hintergrund, als er auf die Theilung der spanischen Monarchie drang, und die Spanier beklagten sich nicht mit Unrecht über dies Verfahren; doch ließ es sich bei Betrachtung der Machtverhältnisse entschuldigen. Nach dem utrechter Frieden wurde aber der Begriff so äußerlich und leer aufgefaßt, daß man wahrlich darin übermäßig verliebt seyn muß, um an den unzähligen Allianzen und Contreallianzen Vergnügen zu finden. Endlich trieb man den Götzendienst bis auf die höchste Spitze, theilte Polen zur Erhaltung des Gleichgewichts im Osten und gab dem, der schon das meiste hatte, wiederum das meiste, und dem, der wenig hatte, wenig — von dem fremden Gute!

Die französische Revolution, dem Gange der allgemeinen Entwickelung keineswegs fremd und durch das alte System nirgends in ihrem Gange aufgehalten, hat mit den Strafen auch die Buße und die Besserung herbeigeführt. Die heilige Allianz bricht den Stab über alle frühere Politik, welche blos die Massen und Gewichte ins Auge faßte und den Standpunct des Rechts und des Christenthums hintansetzte. Nur in ihrem Sinne läßt sich für die geselligen Verhältnisse eine höhere und großartigere Bürgschaft auffinden. Allerdings können auch Freiheit und Recht, Heiligkeit und Christenthum zu leeren Worten werden und als Deckmantel des Unheiligsten dienen: vor solcher Verwandlung, im Sinn der alten verwerflichen Diplomatie, möge Gott Fürsten und Völker zu beiderseitigem Heile bewahren!

Blicken wir jetzt noch einmal auf das ganze Werk zurück, so ergibt sich: daß, ungeachtet des Kampfes gegen viele französische Irrthümer, hin und wieder einige Vorliebe für französische Ansichten und Geschichtsquellen obwaltet, und daß ein zu enger theoretischer Standpunct bisweilen der Unbefangenheit und Vielseitigkeit nachtheilig geworden ist. An unzähligen Stellen des Werks leuchtet dagegen, ungeachtet dieser künstlichen Schranken, Verstand, Scharfsinn, Gemüth und edler Sinn hervor; und, weit entfernt, übereilte und abgünstige Schlüsse an unsere Einreden anzureihen, wurden wir nur dadurch zu ernster, offener Prüfung veranlaßt: weil wir jedes andere Verfahren für unwürdig halten und überzeugt sind, daß es dem trefflichen Verf. ein Leichtes ist, diesem Hauptwerke seines Lebens, bei der dritten Auflage, nach Form und Inhalt die höchste, wahrhaft klassische Vollendung zu geben, welcher es bereits so nahe steht. Friedrich von Raumer.

V.

Lehrbuch der Anthropologie. Zum Behuf akademischer Vorträge und zum Privatstudium. Nebst einem Anhange erläuternder und beweisführender Aufsätze, von Dr. Joh. Chr. Aug. Heinroth, Professor der psychischen Heilkunde an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Vogel. 1822. 8.

Rec. gesteht, daß seit der Zeit, da er sich zuerst dem Studium der Anthropologie widmete, ihm eine Menge dahin einschlagender Compendien öfter Mißbehagen als Freude verursacht haben. Die Ursache liegt nicht fern. Statt den Menschen als ein Ganzes, in seiner Totalität aufzufassen und zu behandeln, ward die Anthropologie von jeher in zwei Haupttheile, Somatologie und Psychologie zerrissen, und ihr dadurch ihr Leben gleich in der Wurzel ertödtet. Nun mochte man ihn angreifen wie man wollte, bald jeden Theil für sich lassen, bald den Leib vorzugsweise, bald ebenso die Seele zum Object der Darstellung machen, diese aus jenem, oder jene aus diesem deduciren; — ihn in eine anatomisch-physiologische, chemische oder mechanische Naturbeschreibung zergliedern, oder die herrschende Philosophie auf ihn appliciren: immer opferte man das Ganze dieser oder jener Seite auf, und nur Männer wie Kant und einige ihm Aehnliche entschädigten für jene Verluste in etwas. Bei weitem die Mehrzahl benützte den Titel, um eine Compilation physiologischer oder psychologischer Sätze darzubringen: Philosophen schrieben sich selbst aus und tischten ihre Logik wieder auf; Theologen bemühten sich, dabei etwas Moral einzuflechten; Aerzte eine kleine Diätetik hinzuzufügen, und viele auch, die es redlich meinten, glaubten in einer Zerlegung der Gefühle, des Gemüths und Geschmacks Gründlichkeit und tiefe philosophische Einsicht zu verbreiten, ohne gewahr zu werden, daß diese Seiten der Menschennatur so wenig in bloßes Denken aufgelöst werden können, wie ein Gemälde in Mathematik. Der Irrthum, den gesammten Menschen lediglich in das Gebiet der engeren Philosophie ziehen zu wollen, — ein Irrthum, den auch keine Naturphilosophie zu verbessern im Stande gewesen — hat uns, unter manchen guten, auch mit einer Menge von unfruchtbaren Producten beschenkt, die freilich bei ihrer Erscheinung manchmal Theilnahme erweckt haben mögen, da es immer noch genug Philosophen und Theologen, unwissend in der Naturkunde, wie Naturforscher und Aerzte, unwissend in der eigentlichen Philosophie, gibt, die in diesen Büchern Interessantes mögen gefunden haben.

Diese Einleitung zur Beurtheilung der gegenwärtigen Schrift wird diejenigen, welche sie bereits kennen, an die Stellen erinnern, wo ihr Verf. gleichfalls mit seinen Vorgängern hadernd auftritt.

Nur geht er schärfer, ja schonungsloser gegen sie zu Werke, und dennoch sind wir nicht gänzlich einerlei Meinung.

Was soll die Anthropologie seyn—? „Lehre vom Menschen" ist bald gesagt; aber wie und welche? „Von den Bedingungen und den Beziehungen des menschlichen Daseyns"; — gut, aber wiederum sehr mannichfaltig nach Art und Weise zu fassen. Da Hn. H.'s Art der Ausführung sich aus seinem Buche ergibt, so werden wir Gelegenheit haben, diese kennen zu lernen; daß er den Menschen als moralisches, und vorzüglich als moralisches Wesen zu charakterisiren unternommen, halten wir für das vorzüglich Lobenswerthe seines gefaßten Begriffes. Aber demungeachtet fühlt man, daß etwas durch dasselbe hindurchgeht, was nicht recht zusagen will, und mit diesem Umstande müssen wir uns ein wenig beschäftigen.

Die Pflicht des Anthropologen ist, den Menschen vollständig darzustellen, wo möglich zu erklären, zu ergründen. Darin liegt allerdings, daß er zugleich als physisches und moralisches Wesen aufgenommen werde; ja nur dadurch, daß dies vereint geschehe, rechtfertigt sich der Name Anthropologie vor einseitiger Physiologie oder Psychologie; und wir wollen nicht einmal fragen, ob man nicht auch noch, außer diesen zweien, andere Seiten aufzufassen habe, z. B. den Menschen als ästhetisches Wesen u. s. w. (indem man solche Beziehungen zu den obigen rechnen kann) — allein es liegt auch in jener Aufgabe, daß es auf eine Weise geschehe, wie es nur allein geschehen kann, nämlich von jemand, der immer diese Einheit lebendig vor Sinn und Augen hat. Was würde man von einem bloßen Aggregat von Excerpten aus mannichfacher Lecture denken, durch bloße Ueberschriften seicht verbunden, wenn sie ohne alle innere leitende Idee, ohne Selbstbewußtseyn von der Nothwendigkeit des Verfahrens, zusammengestellt würden? Und dennoch ein Uebelwollender könnte wohl Hn. H.'s Buch auf den ersten Blick als ein solches ansprechen. Dies Urtheil wäre freilich ungerecht, aber nicht ohne Schein. Der Verf. ist von einer Idee durchdrungen (Glaube und Offenbarung), sein Buch ist weder Excerpt, noch die Paragraphen durch nichts weiter als Ueberschriften vereinigt; er zeigt sich als bewandert im Physischen wie im Ethischen; wir finden ihn im Gebiete der Anatomie und Physiologie, der Pathologie, Psychologie, Logik, Metaphysik, Moral, Religion, Geschichte; wir finden die Wunder stärker als gewöhnlich vertheidiget; die Grundsätze des Brown'schen Systems wie die aus Wagner's und Schelling's Naturphilosophie aufgenommen, — wir erkennen allerdings, daß er seinen Gegenstand vielseitig, (bis auf weniges) allseitig aufzunehmen gesucht, auch blühend, ja schön und lebendig zu sprechen wisse: aber wir vermissen dennoch durch und durch, so eifrig und dringend der Verf. auch das Gegentheil versichert, — die Darstellung des

Ganzen aus Einem Guß, das Durchdrungenseyn von einer klaren Hauptansicht (obschon er dies behauptet), und folglich die Möglichkeit, sein Object klar und anschaulich hinzustellen. Anthropologie, die offenbar aus dem vielseitigsten Studium geschöpft werden muß, aus Selbsterkenntniß und strengem Schauen in seine eigene Tiefe, so gut wie aus Beobachtung der gesammten äußern Menschenwelt; von einem glücklich Begabten, durch reiche Lecture in den mannichfaltigsten Werken — Dichtern, Geschicht- und Reisebeschreibern, ja den Werken des normalen wie des abnormen Menschenlebens und Thuns — und dieses alles mit einem durch Erziehung, Weltbildung und Philosophiren geübten Blicke — diese dürfte dennoch nicht blos die oft so disparaten Beiträge von Auctoren, die von so verschiedenen Ansichten und Standpuncten ausgingen, so kenntlich zusammenfügen, wie hier geschehen. Es war nicht vortheilhaft, dabei die Form von Paragraphen mit Ueberschriften zu wählen, deren Ausführung nicht immer genügend, ruhig und deutlich gegeben wird. Häufige poetische Abschweifungen, Polemik, Wiederholungen des Gesagten bis zur Weitschweifigkeit (man schlage nur S. 161. 390. auf), an andern Orten ein wahres Predigen, auch wohl bloßes Absprechen, stören zu häufig, als daß wir diese Fehler völlig mit Stillschweigen übergehen dürften. Unter jedem Paragraphen sind mit dem Wort: „Erläuterungen", Winke zu weiterer Ausführung, genauerer Bestimmung des Gesagten zugefügt, welche aber, ohne dem Leser zu nützen, diese Erläuterungen vielmehr schmerzlich vermissen lassen. Eine zahlreiche Literatur ist gleichfalls nicht geeignet, bei näherer Prüfung recht zu gefallen. Schon die Flüchtigkeit, viele Bücher wie aus dem Gedächtniß, ohne Jahrzahl und Druckort anzuführen, fällt unangenehm auf; mehr noch, daß man selten recht weiß, ob die unter die Paragraphen gesetzten Bücher die Quellen zu dem Gesagten, oder weitere Nachweisungen, oder beides bezeichnen sollen. Ja bisweilen scheint es in der That, als habe der Verfasser seine Büchertitel nur vertheilen wollen, daß auf jeden Paragraph etwas komme. Und wenn man auch von allem diesen absehen will, so fehlen doch auch gar viele der wichtigsten und neuesten Werke, die dem Verf. nicht unbekannt, oder nicht unerwähnt bleiben durften. Nicht befriedigen kann die Verwahrung hiergegen zu Anfang und Ende des Buchs, daß er gar vieles, was man hier vermißt, absichtlich habe fallen lassen (außer den eben bemerkten Schriften z. B. auch die ganze Lehre vom Traum, die genauere Charakteristik der Völker anderer Welttheile u. s. w., welche Gegenstände durchaus hierher gehören); sobald dafür keine Gründe beigebracht werden, gleichen solche Versicherungen den herkömmlichen Reden des gesellschaftlichen Verkehrs, welche niemand im Ernste genommen wissen will.

„Wenn irgend etwas in dieser Bearbeitung der Anthropologie getadelt werden wird — und es wird des Tadels nicht wenig seyn," sagt der Verf. S. 429., und rechtfertigt seine Recensenten schon im voraus. Zum Ueberflusse sey daher hier nur gesagt, daß, wenn dieser Tadel im Nachfolgenden dem Verf. noch oft kommt, er ihn nicht für schlimmer nehme, als er seyn soll. Ein im Ganzen so viel Geistreiches und Schätzenswerthes enthaltendes Buch, wie Hn. Heinroths, das eine eigenthümliche Ansicht bearbeitet, sich dabei aber auch in seinen Behauptungen und Widerlegungen sehr entscheidend benimmt, verlangt selbst nicht schlaff angesehen und behandelt zu seyn. Ueber die ihm zu Grund liegende Idee werden wir gleich nachher zu sprechen haben: bis jetzt wollten wir nur auf das Verfehlte der Form aufmerksam machen und fügen nun noch hinzu, daß es uns besser gefallen haben würde, wenn der Verf. mehr ruhig darstellend, als räsonnirend, und seltener mit Phantasie und Einflechtung fremder Ansichten, als nach eigener Beobachtung geschrieben hätte. Hätte er auch seine Begriffe von Verstand, Vernunft, Seele, Geist, Gemüth, Ich, Kraft u. dergl. genau und bestimmt zu Anfange ausgesprochen, und sich ihrer dann ferner bedient, so würde man es ihm Dank gewußt haben. statt daß sie hier nur in der Fülle der Perioden unterlaufen, und doch hier und da in eigenem Sinne gebraucht werden. Ein starker Beweis, daß dieses der Verf. selbst gefühlt haben muß, ist daher zu nehmen, daß er ganz hinten am Ende der Schrift S. 449, plötzlich sagt: „es sey hiermit, zum erstenmale deutlich (!), scharf bestimmt, der Gegensatz zwischen Verstand und Vernunft ausgesprochen u. s. w." und nun beide zur Zufriedenheit des Lesers klar definirt. Bei der in diesem Buche befolgten Manier regen häufig die Sätze mehr an, statt zu belehren, da sie nicht genug Ruhepuncte lassen und sich manchmal zu widersprechen scheinen.

Dasjenige aber, worüber der Verf. den Haupttadel befürchtet, und wodurch sich diese Anthropologie wesentlich von ihren Vorgängerinnen unterscheidet, ist die Einmischung religiöser Principien in die Behandlung. So nennt es Hr. Heinroth selbst in dem IV. Aufsatze des Anhangs. Daß eine solche an sich dem Tadel ausgesetzt seyn sollte, ist doch nicht zu erwarten, da man ja dergleichen nirgends unfreundlich aufzunehmen, oder gar auszustoßen pflegt. Indessen ist jene Ueberschrift der Sache nicht angemessen. Es ist keine bloße Hineinmischung, es ist ein gänzliches Basiren, Begründen dieser gesammten Anthropologie auf Offenbarungsreligion. Keinesweges mag Rec. die Zuziehung des Religiösen in den Kreis eines anthropologischen Lehrgebäudes tadeln, im Gegentheil will er dem Verf. hierfür großes Lob und Beifall zollen. Er steht dadurch allerdings reicher, vollständiger, höher als viele seiner

16

Vorgänger; es kommt nur darauf an, nachzusehen, wie und wie weit es ihm gelungen, die Religion für ein rein wissenschaftliches Buch zu benutzen. Darum wollen wir denn erst seine Ansicht mittheilen.

Der Verf. behauptet (manchen Lesern werden diese Gedanken bereits bekannt seyn), der Mensch habe ursprünglich keine Vorstellung von Gott, und der religiöse Keim in ihm bedürfe daher einer Befruchtung, aber einer solchen, die nicht von dieser Welt herstamme, sondern vom Geiste. Der Geist wird aber in diesem Buche als ein doppelter gebraucht (Anhang III. Aufsatz), und dieses hinten erst mit mehrerem erläutert, da man es im Texte nicht jederzeit klar herausfinden kann. Wir lesen da, S. 427., nach vielen Worten: „und so wäre denn der Unterschied zwischen unserem Geiste, und dem Geiste, der in uns ist, nach Kräften, obwohl noch nicht mit der Klarheit dargethan, deren die Darstellung dieses Unterschieds fähig ist. Wem die hier versuchte Darstellung mystisch erscheint, der schreibe alles Dunkel, das er in ihr findet, auf Rechnung der Unfähigkeit des Verfs. (?); wem aber der Inhalt dieser Darstellung Mysticismus dünkt, der bemühe sich vor allen Dingen, das Dunkel aus seinem eigenen Wesen zu verscheuchen; und weil man das Dunkel nicht sehen, aber auch im Dunkeln nicht sehen kann, so wende man sich nach Licht in sein eigenes Bewußtseyn. Der Weg ist nicht weit, und das Licht ist in unserer Nähe." — Heißt das nicht, wie Göthe irgendwo sagt, am Problem nur vorbeischleichen? — Auch die folgende Seite, mit den Worten anhebend: „Schließlich nochmals" (also zum drittenmal!) „die Eröffnung von dem, was hier gezeigt werden sollte u. s. w." — bringt uns nicht weiter. Hätte der Verf. der Philosophie und dem Verstande etwas mehr Ehre erwiesen, als er an mehreren Stellen dieser Schrift thut, kündigte er ihnen nicht so unversöhnlich den Krieg an, so würden sie ihm wohl die Klarheit gereicht haben, nach der er sich so sehnsuchtsvoll zeigt.

Wir sind von innen heraus frei, von außen herein gebunden. Das Aeußere heißt Natur, das Innere Geist. Dieser ist ein doppelter, Naturgeist und göttlicher. Jener ein organisches Glied unserer Seele, in der Mitte zwischen Gemüth und Willen (S. 406), nämlich der erkennende und bildende Gedanke in uns, der andere der Geist Gottes, das an sich Wahre und Heilige. Die Vernunft ist das Bewußtseyn selbst, in dem wir leben, der innere Sinn, der Sinn für das Wahre, Rechte, Heilige; durch diese Vernunft hängen wir also mit Gott zusammen. Glaube ist unentwickelte Vernunft (316). Gott spricht zu uns durch Offenbarung; die Fähigkeit, diese anzunehmen, ist der Glaube. Die Religion ist immer ein rein menschliches Erzeugniß (S. 317. 353.) und macht uns nur erst fähig,

Offenbarung anzunehmen. — In diesem allen finden wir nichts Tadelnswerthes.

Die Natur ist durchaus nichts durch sich selbst, sie ist ein Schein, ein bloßes Werk des Geistes (S. 199).

Späterhin aber, genauer bezeichnet (S. 382), ist die Natur denn doch ein unermeßliches Ganzes, voll Wirkungen und Erzeugnisse, mit Erscheinungen, Kräften und Gesetzen, von denen wir aber nicht viel wissen, oder „das unermeßliche All, wovon der Mensch ein Theil ist, er gleiches Wesens mit ihr, sie mit ihm, d. h. Nichts durch sich selbst, Alles durch Gottes Kraft, demnach der Mensch nicht bloß der Natur verwandt, sondern ihr integrirender Theil, wie sie des Menschen u. s. w." — „Die Natur ist das dienende Werkzeug Gottes, indem sie zugleich ihr eigener Zweck ist. Sie erzeugt den Menschen aus ihrem Schooße, entwickelt ihn nach ihren Gesetzen u. s. w." — Ferner wird das Gemüth noch als das Tiefste und Innerste der Empfindung, das Herz (S. 415) bezeichnet, die Empfindung ist aber auch Bewußtseyn (S. 422) und: „es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Vernunft, Gewissen und Bewußtseyn dasselbe sind" (S. 450), „und das Bewußtseyn ist das Vermittelnde der Sinne. „Es ist auch der Spiegel des Ichs (S. 417), und der Glaube die Empfänglichkeit des Gemüths für die höchste Liebe." (S. 152.)

Da nun nach obigem die Vernunft der entwickelte Glaube ist, durch beide aber Offenbarung zu uns gelangt, so wird uns zuletzt der Geist, das Heilige, Verborgene offenbart (S. 319). Dieses geschieht einzig und allein durch die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes. „Christus ist die herrlichste Gottesoffenbarung; an ihn schließt sich mit innerer Nothwendigkeit eine Reihe früherer. Er ruht auf David, David auf Abraham u. s. w." (S. 325). — „Die Anthropologie würde allerdings diesen Standpunct nicht haben fassen können, — wenn sie nicht, als Geisteserzeugniß, ruhend auf individueller Ansicht, durch die Stimmung oder Stellung des Individuums, von dem sie ausging, modificirt worden wäre. Da nun diese Stimmung oder Stellung durch den Offenbarungsglauben und die durch ihn erzeugte Religion gegeben worden ist, so ruht eigentlich diese ganze anthropologische Ansicht auf Offenbarung und Religion, und steht und fällt mit diesen Stützen." Zuletzt wird der Philosophie noch das Garaus gemacht, wo „die Wahrheit allein in die Provinz des Denkens eingepfercht ist." Hier ist kein Heil zu finden: denn: „Ist wohl in der Philosophie je von Sünde die Rede gewesen? Nein! Nun wohl! das einzige Wörtchen Sünde hebt die ganze Philosophie auf. Der Philosoph wird in das Dilemma gebracht, entweder anzuerkennen, daß keine Sünde an ihm sey, folglich, daß er ein Heiliger sey — oder daß seine Philosophie, sie

heiße wie sie wolle, für diesen Stein des Anstoßes nicht ausreiche. Denn die Sünde führt unmittelbar zur Entsündigung und der Nothwendigkeit derselben; und diese Ansicht geht gerades Weges auf die Versöhnungslehre aus. Diese aber zugestanden, zerfließt die ganze Philosophie, theoretisch wie praktisch, in nichts!" Und S. 468.: „Kurz und schließlich, wenn von irgend einem Puncte aus der Philosophie der Todesstoß droht, so ist es von dem aus, welcher in dieser Arbeit behauptet worden ist. Wir wiederholen es und sprechen es unumwunden, scharf und keck aus: Eines muß fallen, entweder die Versöhnungslehre oder die Philosophie!"

Durch diese Zusammenstellung hofft Rec. seinen Lesern das Bekenntniß des Hn. H. vollständig gemacht zu haben, und nunmehr kann erst deutlicher erkannt werden, wie derselbe sein ganzes Buch hiernach eingerichtet hat. Gewiß wird man seiner Grundansicht, als erhaben, und zumal als der roheren naturphilosophischen entgegentretend, den Beifall nicht versagen. Aber wenn Hr. H. auf das vollkommenste versichert, daß Religion und Offenbarungsglaube sein ganzes Werk durchdringe, so wird sich im Verfolg zeigen, daß man dies nicht überall bemerken kann. Warum, wenn er alles, die Natur selbst vom Höchsten ableiten wollte, den Menschen zumal nur als moralisches Wesen fassen, nicht von oben herab, aus Gott, die Natur darstellen? Wozu eine physische Lebensgeschichte des Menschen voran, ohne ein Princip des Lebens im Höchsten, dem Geiste selbst, zu suchen und zu finden, und nur das dunkle Wort Kraft, späterhin erst Seele, gebrauchen? Durch einen solchen entschiedenen Weg allein hätte er sich wahrhaft über seine Vorgänger gestellt, statt daß es jetzt scheint, als habe er zwar einen hohen Anlauf genommen, aber die Bahn selbst nicht ganz zurücklegen können. Der Schlüssel zu dieser Inconsequenz liegt in den erläuternden und beweisführenden Aufsätzen des Anhangs, aus welchen wir bis jetzt das Meiste, als das Klärere, schöpfen mußten, um unsern Autor darzustellen. Jeder folgende sucht mehr zu expliciren, als sein Vormann, daher auch die letzten die allerdeutlichsten sind. Sie reden mit höherer Begeisterung, als I und II, welche mehr historisch-populär „über die Standpuncte anthropologischer Forschung (erläuternd die §§. 4. u. 5.)" — und II „über den Vortheil des gegenständlichen Denkens in der Anthropologie" sich äußern. Aber nun müssen wir auch dieser noch gedenken und wollen zugleich dabei aussprechen, daß diese sämmtlichen Aufsätze weit zweckmäßiger eine Einleitung statt einen Anhang gebildet haben würden.

Im ersten Aufsatz stellt uns der Verf. vier Charakterzeichnungen der vier anthropologischen Standpuncte auf. Drei kommen nicht zum besten weg. Der erste ist der empirische, nach irgend einem älteren Compendium. Es ist der mehr anatomisch-physiolo-

gische. Der zweite gibt ein ähnliches Bild nach dem Standpunct des inneren Beobachtens (leicht zu errathen). Der dritte ein naturphilosophisches, ebenfalls augenblicklich kenntlich. Der vierte Standpunct wird der der Ausgleichung genannt, des Vereinigens aller der einseitigen Bemühungen unter einen Hut. In diesem, dem des reifsten Denkens, zeichnet der Verf. sich selbst, und wendet zuletzt den Blick auf Göthe, als einen solchen ausgleichenden Denker. Diese Betrachtung beschäftiget auch noch die folgende Abhandlung, und es wird gesagt, die ganze vorliegende Bearbeitung der Anthropologie habe die Beobachtung zur Basis. Sicher aber hat der Verf. in diesem Augenblicke nicht an das gedacht, was er damit behauptet hat. Er stellt sich an den Platz Göthe's, der, wenn gleich er nie eine Anthropologie geschrieben, doch auf ganz andere Weise bethätiget hat, wessen er in diesem Gebiete Herr ist. Göthe, der uns selbst treulich nachgewiesen, wie er jene ersten, hier als so traurig dargestellten Perioden mühsam durchgangen, wie er ihnen viel Schätzbares in seiner Bildung verdanke, aus diesen seinen Altvordern seine besseren Einsichten entwickelt habe, dieser unsterbliche Geist, der von Werther und Berlichingen an durch alle seine Meisterwerke hindurch uns den Menschen mit einer Wahrheit und Tiefe gezeichnet hat, daß diese Schriften selbst das trefflichste anthropologische Werk unserer Literatur genannt werden können — diesem Manne ist es allerdings zu gestatten, am Abend seines Lebens überschauend, beruhigend, ausgleichend unter seinen Vor- und Mitfahren aufzutreten. Er war gewiß stets Original-Beobachter. Was Hr. Heinroth gegenständlich nennt, (ein curioses Wort! warum nicht objectiv?) möchten wir mit einem weit bequemern Ausdrucke das Antike in Göthe's Denk- und Darstellungsweise nennen; ein Durchdrungenseyn von seinem Gegenstande ohne Täuschung, so daß er alles, was er erschaut, erfahren, gelesen, als völlig zuvor in sich assimilirt wieder nach außen darstellen muß. Daher ist an ihm auch nie der geringste Tünch zu sehen, alles was er sagt und thut, aus seinem eigensten Selbst hervorgegangen. Man sehe nur, wie er auch die bekanntesten Gedanken und Gegenstände in seiner eigenen Schauungsweise wiedergibt und eigenthümlich ausdrückt. So „gegenständlich" ist aber dieses Buch hier nicht abgefaßt, auch ist nicht recht zu vereinigen, wie diese Anthropologie zugleich auf Offenbarung und christlicher Religion und zugleich auf Beobachtung ruhen soll.

Die Vorrede ist nur ein kurzes Vorwort. Seine Absicht sey, sagt der Verf., den Menschen nur als moralisches Wesen zusammenzufassen und zu halten. „Es schien ihm aber an der Zeit, einen Haltpunct für die Betrachtung des Menschen zu gewinnen, und so mögen Besserwissende verbessern und ersetzen, was er mangel-

haft und lückenhaft ließ. Den Ansichten der Aerzte" (welcher?) „hat er sich schon früher entgegen gezeigt. Jetzt spricht er sich deutlicher aus" (hoffentlich auch klarer) „auf jeden Fall nach seiner besten Ueberzeugung. Der Mensch wird von den Aerzten offenbar zu einseitig, zu niedrig (?) aufgefaßt; es ist Zeit, daß sie ihren Gegenstand schärfer ins Auge nehmen, sie können dabei nur gewinnen." (Sollte der Verf. auch die Medicin auf Offenbarung gründen wollen, so ist der Weg dazu bereits gebahnt.)

„Den Philosophen hat der Verf. hier nichts zu sagen" — — „über die Erscheinung dieses Lehrbuches zu einer Zeit, wo die Anthropologie ein Lieblingsgegenstand der Forscher zu werden scheint, hat er nichts zu bemerken" (warum also davon anfangen?).

Der Verf. theilt seine Schrift in eine Einleitung, zwei Theile und einen Anhang. Der erste Theil handelt von den Bedingungen, der zweite von den Beziehungen des menschlichen Daseyns. Diese Ausdrücke wollen uns nicht ganz gefallen. Bedingung wird hier statt des einfachen: „Charakter" gebraucht. Bedingungen sind Verhältnisse, ohne welche ein Gewisses nicht bestehen kann. Sie könnten daher hier nur in dem Sinne der äußern Natur und Gottes gelten, ohne welche freilich kein menschliches Daseyn möglich ist. Von diesen ist hier aber noch mit keinem Worte die Rede, sondern es wird in den sechs Abschnitten dieses Theiles 1) vom leiblichen Leben; 2) vom Seelenleben; 3) von den Geschlechtern; 4) von den Lebensaltern; 5) von den Temperamenten; 6) von den Anlagen gehandelt. Zum allermindesten sind nun 4—6 keine Bedingungen, sondern bloße Eigenschaften des Zeitlebens. Richtiger ist daher die Ueberschrift der zu diesem Theile gehörigen Einleitung: Von dem Charakter des Menschenlebens überhaupt.

Der zweite Theil enthält wieder eine Einleitung. Entwickelung der Aufgabe. 1. Abschn. Beziehung der Menschheit auf die Natur; 2) Beziehung der Menschheit auf sich selbst; und 3) Beziehung der Menschheit auf ein Höchstes. Auch dieser Ausdruck „Beziehung," statt des einfacheren: „Zusammenhang," kann eben darum nur seine wahre Anwendung bei 2 und 3 finden. Der Anhang enthält sechs erläuternde und beweisführende Aufsätze, die aber bei weitem nicht auf alles bezüglich sind, sondern nur als einige fragmentarische Zugaben erscheinen, und deren manche die Sorge vor Mißverständniß veranlaßt haben mag. Denn die erste Abhandlung soll als Erläuterung zu §. 4 und 5; die vierte zum dritten Abschnitt des zweiten Theils, die fünfte wieder zu §. 7, und die sechste gar wieder zu §. 1 gehören.

Einleitung. I. Begriff, Inhalt, Eintheilung der

Anthropologie. §. 1. Begriff d. Anthrop. Sie sey die Lehre vom Menschen. Jede Lehre solle uns Erkenntniß geben. Diese müsse aber den Forderungen des Verstandes entsprechen. Bei den sogenannten „Erläuterungen" die Worte: „was unter Bedingungen und Beziehungen zu verstehen" (warum nicht es angeben?). Unter diesem §. sind als Literatur citirt: Condillac Essai sur l'origine des connaissances humaines etc. Von Irwing Versuch über den Ursprung der Erkenntniß der Wahrheit und der Wissenschaften; Berlin 1781. Habels Kritik der Wissenschaften; Göttingen 1793, und Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Wie gerade die hierher kommen, verstehen wir nicht recht. — §. 2. Inhalt d. Anthrop. „Nicht die Kenntniß der einzelnen Menschen, nach ihrem Betragen, ihren Neigungen, Charakteren u. s. w. lehre die Anthropologie. Auch nicht die Kenntniß der Völker, ihrer Sitten u. s. w. Es sey der Mensch überhaupt, theils als Einzelwesen, theils als Gattung in der Idee u. s. w. „Die Anthrop. betrachtet seine Totalerscheinung, sein Aeußeres und sein Inneres, die Mannichfaltigkeit und die Einheit seines Wesens, die Kräfte und Gesetze seines Daseyns, so wie die Richtung nach den verschiedenen Wirkungskreisen, mit denen er in Berührung steht." Gerade dieses aber findet sich ja bei obigem. II. Methode der Anthropologie. Hier Vierthaler's und Niemeyer's Pädagogik, nebst Krug's Fundamentalphilosophie als Literatur. III. Würde der Anthropologie. IV. Geschichte und Literatur der Anthropologie §. 8—18. Sie zeugt von Bekanntschaft damit. Manche bedeutende Schriften vermißt man, wenn sie der Verf. nicht etwa absichtlich hat fallen lassen. Die neueren Franzosen fehlen. Die Literatur der Deutschen ist zwar sehr zahlreich, bezieht sich aber nur auf die Epochen der herrschenden Philosophie. Daher §. 14. die Wolfsche Periode, §. 15. gemischt, die freieren deutschen Denker vor Kant, §. 16. Kantianer, §. 17. Naturphilosophen. Nach dieser höchst mangelhaften Eintheilung mußten freilich viele fehlen: wir wollen nur an Brandes, Ith, Gall erinnern; auch von den Naturphilosophen fehlt ziemlich die Hälfte, und der Schluß: „So haben wir denn die Anthropologie von ihren ersten Keimen an durch alle Zeitalter und Denkweisen verfolgt", behauptet mehr, als geleistet worden.

Der Anthropologie erster Theil wird, §. 19., von dem Charakter der Lebendigkeit im Allgemeinen eingeleitet. Wir vermissen in diesem Paragraph alle Tiefe. Es heißt hier lediglich: die Lebendigkeit erscheine als Thätigkeit; diese Gesammtthätigkeit sey Erregung; Erregung der allgemeinste Lebenscharakter. Darunter als Literatur nur: „Oken, Naturphilosophie" (wo? wann? wie?) „Wilbrand, Naturphilosophie" (ebenso). In diesen beiden

Schriften erinnern wir uns aber nicht einmal die Erregungstheorie dargestellt gefunden zu haben. Der folgende §. Charakter der besonderen menschlichen Lebendigkeit ist gleichfalls oberflächlich, und darunter nur Fichte's Wissenschaftslehre und Sittenlehre angeführt. Wir wollen diesen ganzen Paragraphen, da er kurz ist, als Beispiel geben: „Wie sich vom Menschen abwärts die Lebendigkeit in immer weiteren Kreisen verliert, so erhebt sich das Menschenleben noch über das animalische und steigert sich zum Bewußtseyn. Im menschlichen Bewußtseyn geht ein neues Reich des Lebens auf: das Reich des Geistes und der Freiheit. Im Bewußtseyn des Menschen lebt das sich selbst erzeugende Licht des Gedankens, und das Licht als Gedanke nennt sich Geist. Der denkende Geist besitzt die Kraft der Selbstbestimmung und findet sich frei. — Erläuterungen. Verwandtschaft des Lichts und des Gedankens. Freiheit als Selbstbestimmungsfähigkeit." Wer, der den Verf. nun nicht bereits besser kennte, würde mit diesem Gesagten befriedigt werden können? Der folgende §. besagt kürzlich, daß der Mensch einer doppelten Welt angehöre; der nächste, daß er sich dabei als Eins, als Ich, Individuum fühle. Der erste Abschnitt, vom leiblichen Leben, gibt uns nunmehr eine hinlängliche Menge Ueberschriften der Paragraphen, so daß wir durch sie den Gang der Darstellung bezeichnen können. Bedeutung, Eigenthümlichkeit des leiblichen Lebens, enthalten Bekanntes. Bestimmter ist die Behauptung (§. 26.) gegen manche Neuere, Leib und Seele erzeuge keins das andere. Da hier Eschenmayer nicht citirt wird, sondern bloß mit einem Wort: „J. G. Fichte's Wissenschaftslehre, Wilbrand das Gesetz der Polarität u. s. w." (weiter keine Angabe des Titels: noch der Stellen in diesen Schriften): so schließen wir, daß der Verf. seine untergesetzte Literatur bisweilen in eigenem Sinne nimmt. Bekanntlich hat E. Stahl diese Meinung vertheidigt, und Eschenmayer sie zuerst wieder unter den Neueren aufgenommen. Soll sie aber bloß durch den Vernunftschluß widerlegt und als „großer Irrthum" bezeichnet werden, weil „Gleiches nur Gleiches erzeugen könne": so werden sich die Gegner wohl noch nicht für geschlagen halten. Denn da weder Seele noch Leib bis hierher erklärt, abgeleitet, nachgewiesen worden, so kann eine schlechthin ausgesprochene Behauptung kein Gewicht haben. Um so weniger vollends, als im nächsten Paragraph: Entstehungsgrund des leiblichen Lebens und des Menschenlebens überhaupt, nur unbestimmt gesagt ist: „das leibliche Leben besteht durch die Gesammtthätigkeit der leiblichen Gebilde, deren Entstehung und Erhaltung das Werk der bildenden Kraft ist." Denn obschon nun ein Langes und Breites über diese nothwendige bildende Kraft, bis zu den Worten: „Wie unser gesammtes Daseyn, so ist auch das Leben unserer leiblichen Gestalt aus dieser un-

sichtbaren Kraft hervorgegangen," gesagt wird, so fragen wir doch zuletzt noch, woher dieselbe? Und es ist zugleich ein Widerspruch gegen das zuvor Behauptete: Gleiches könne nur Gleiches erzeugen; ein ganz unwahrer Satz, wenn er nicht bedingt wird, und den zahllose Naturbeobachtungen widerlegen. Schade, daß Hr. H. hier an der Thüre, die er sich bereits geöffnet hatte, stehen geblieben ist. Im folgenden Paragraphen: „Wirkungsweise der bildenden Kraft" fügt er „Erläuterungen" hinzu, deren letzte heißt: „das höchste Seyn selbst ist Kraft, der das Gesetz ursprünglich einwohnt." Er nimmt zuvor, aus der Betrachtung der Nothwendigkeit, daß jedem Gebilde ein Abriß in der bildenden Kraft, ein Schema zu Grunde liegen müsse, wirklich an, der leibliche Mensch sey nur unter Voraussetzung seiner Idee gedenkbar. Ist dies denn aber im Grunde etwas anderes als Stahl's Ausspruch, daß die Seele nach ihrem eigenen Schema ihren Körper baue? Warum also diese so richtigen Sätze nicht ausführen, zumal er selbst die Stoffe für Kräfte erklärt? Warum die Urheber und Bekenner ignoriren, und statt ihrer ein wahres Heer physiologischer Compendien (kurz und flüchtig genug) und dürftig einige Abhandlungen über Bildung des Embryo aus Reils und Meckels Archiv citiren, die von alle dem hier Besprochenen nicht eine Sylbe abhandeln?

Der § 29—35 theilt nunmehr das Schauspiel der physiologischen Entwickelungsgeschichte des Menschen in sechs Acte (Einheit des Orts und der Zeit!) mit, wobei zum „ersten Act, Entstehung des Eies," zwei alte vergessene Schriften citirt werden: Grosse und Schneegaß, über die Erzeugung. Alle andere schätzbare Abhandlungen (wir wollen Döllinger nennen, den wir im ganzen Buche nicht finden, obschon seine geistreiche und auf große eigene Beobachtung gegründete Ansicht dem Verf. sehr nahe liegt) fehlen. Die sämmtlichen sechs Acte handeln das Bekannte, in jedem physiologischen Lehrbuch zu Findende ab. Sie sollen das Verdienst größerer Einsicht, einer Evidenz haben, die gegen die Verworrenheit, die Phantasiestreiche der Beobachter (S. 395—397) weit hervorrage. Es sey ein wahres Hineinschauen in die Natur, man werde finden, daß das die Beobachtung begleitende Denken zur Naturwahrheit die Geistesklarheit füge. Daß sie der Verworrenheit steuern, indem die einseitigen und beschränkt reflectirenden Ansichten der Beobachter selbst (!) völlig beiseitgelegt und nicht beachtet worden. Hier gesteht also Hr. H. selbst, nicht beobachtet zu haben (er sagt, es sey auch schwer); er hat seine eigene Phantasie spielen lassen (so sehr er dergleichen Verfahren im Anhange tadelt): denn die angenommenen Acte sind imaginär und willkürlich, und Unrichtigkeiten fehlen nicht. So bedarf die bekannte Lehre, daß die zeugenden Kräfte als Reiz von Seiten des Vaters, als Reaction von Seiten der Mutter, aus-

gestrahlt und ergossen als Flüssigkeiten, die männliche mit dem Charakter der formgebenden und bildenden Kraft, die weibliche mit dem Charakter der formempfangenden, oder des zu bildenden Stoffs, dargestellt werden, gar sehr der genaueren Bestimmung und Einschränkung. Woher z. B. sonst die nur den Müttern allein ähnlichen Kinder, die geschlechtslose Zeugung niederer Geschöpfe, die doch ganz nach denselben Gesetzen vor sich geht? ohne uns des Vernunftschlusses noch bedienen zu wollen, daß das Weibliche an sich schon hohe Productivität besitzen müsse. Die Aehnlichkeit des dreiwöchentlichen Embryo mit einer Raupenpuppe ist schief und gesucht; ebenso der Ausdruck: „Die Menschenpflanze athmet nun unausgesetzt mit ihren Blättern (sic), den Lungen, atmosphärischen Lebensstoff ein," — oder: „Die Milch, welche die Menschenpflanze mit ihren Wurzelmündungen, den Lippen (!), begierig einsaugt;" (Hr. Heinroth sagt, S. 395: Es ist unglaublich, was für Streiche die Phantasie denen spielt, die sich für ihre strengsten Gegner ausgeben) — und ganz unrichtig und ebenfalls gesucht ist, wenn gesagt wird: „das Leben wohnt im Blute, und die Lunge ist die Stätte für die Blutbereitung;" und weiter unten dagegen, bei Gelegenheit der Dauungslymphe (sic): man könne sie „die Mutter des Blutes, den Aether aber den Vater desselben nennen, und so die Bluterzeugung in den Lungen der Begattung gleich stellen!" Hierunter sind citirt, vier alte Schriften von Gesner, Wrisberg, Fourcroy und Hallé; deren nicht einmal eine in unser Jahrhundert herüber reicht. Physiologen werden mit uns wissen, welche Summe trefflicher Untersuchungen und Abhandlungen hierüber seitdem bekannt worden sind.

Wir wollen nun unsere Leser nicht weiter mit Recitation dieser physiologischen Auszüge in den folgenden §§ ermüden, welche alle auf ähnliche Weise fortgehen, und deren keiner gänzlich ohne Unrichtigkeiten ist. Nur bisher durften wir unseren Tadel nicht zurückhalten, weil Hr. H. mit besonderer Zufriedenheit (im zweiten Aufsatz des Anhanges) auf diese seine Arbeit zurückweist, ja mehr als derb sich über die Beobachter äußert. Das Schlimme ist vorzüglich, daß diese demungeachtet auf die Beobachtung anderer nur gefußten Gemälde sich nicht mit innerer Nothwendigkeit auf das Nachfolgende beziehen. Es sind bloße aus Büchern entlehnte frei entworfene Beschreibungen, wie wir sie häufig in den naturphilosophischen Schriften finden. Es langweilen solche Darstellungen, trotz der eingemischten Physik, und bestärken uns in unserer Behauptung, daß alles Somatologische nicht wesentlich in eine Anthropologie gehöre, die den Menschen nur moralisch abzuhandeln gedenkt. Sie führen, consequenter Weise, zu nichts, haben den naturphilosophischen Schein von Gründlichkeit, halten aber beim Seelenleben ihr Wort nicht.

Zweiter Abschnitt. Vom Seelenleben. §. 46. Erste Erscheinung des Seelenlebens in Sinn, Gefühl, Trieb. Es entwickele sich aus dem leiblichen Leben. Der Verf. bedient sich statt der Worte: Leib und Seele, derer: leibliches und Seelen-Leben. So wenig wir nun verkennen wollen, daß durch diese Umänderung des Abstracteren zu einem Concreteren ein kleiner Schritt zu unmittelbarerer Fassung des Lebens gethan wird, so können wir doch auch nicht bergen, daß sie hier Inconsequenzen nach sich gezogen hat. Denn es wird sonach in zwei Abschnitten von einem doppelten Leben (also verschiedenen) gehandelt; und dies widerspricht schon dem 22sten §., wonach der Verf. behauptet, der Mensch finde sich als ein untheilbares Eines, „als Ein Leben," Ein lebendiges Ganzes. Zwar unterscheidet er es weiter so, daß er annimmt, das leibliche Leben sey das im Raume, das psychische das in der Zeit, jenes bewußtlos, dieses selbstbewußt: allein das ist nichts, denn erstlich liegen darin Unbestimmtheiten und Willkür (wie soll das, was der Physiolog beschreibt, Hunger, Zeugungskraft u. s. w., bloß dem Raum angehören?), zweitens dürfte dann eben das leibliche Leben nicht so genannt seyn. Wie kann man das leibliche Leben ein Werkzeug unseres räumlichen Bestehens, Empfindens u. s. w., oder: „ein Convolut von Organen" (S. 39) nennen, wenn man nicht dabei die materiellen Organe im Sinne hat? Ein Leben ist auch kein Convolut von Organen! Es ist daher bloße Affectation, nicht das Wort Leib für die Gegenstände des ersten Abschnittes gebrauchen zu wollen, das ohnedies unserer Sprache nach so schön an Leben erinnert.

Wir kehren zurück. Im ersten § führt uns der Verf. zum ersten Erscheinen des Seelenlebens durch das Auftreten von Schmerz und Gefühl. Daraus ergibt sich weiter, daß der ganze vorige Abschnitt bloß das Materielle begreifen mußte, denn der §. 47. erzählt nun weiter die Entwickelung der Gefühle, Sinne, und Triebe zu Vorstellungen. „Die Gesammtheit der Sinne gleicht der Stoff zuführenden Nabelschnur, das Gefühl dem den Stoff verarbeitenden Organ der Leber (!), der Trieb aber dem den Bildungsstoff weiter treibenden Herzen." — So gern wir zugeben, daß der Verf. das Richtige hierbei im Auge gehabt, so kann eine solche Sprache doch gewiß selbst denen nicht gefallen, die diese Functionen genau kennen. Farbe und sichtbare Grenze werden in diesem und andern §§ beständig verwechselt. Uebrigens aber sind die Beschreibungen des ersten Kindlebens wohl gerathen, angenehm zu lesen, ja üppig gehalten, und erinnern an vieles, was um die Zeit erster Entwickelung beim Kinde vorgeht. §. 48. geht über zu „Steigerung der Vorstellungen zum Bewußtseyn auf seiner ersten Stufe: Welt-Bewußtseyn. So gern man auch hier der rapiden Erzählung folgt, so muß man doch auf seiner Hut seyn, nicht alles als ent-

schieden anzunehmen, was dies Ansehn hat. So sagt z. B. der Verf.: „Was das Kind sieht, danach tastet es, und was es ergreifen kann, das führt es zum Munde, weil jeder Gegenstand ein Gegenstand seiner Lust, sein bestimmtes Lustgefühl aber in den Sinn des Geschmacks niedergelegt ist." Das glauben wir nicht. Das Kind entwickelt sich eigenerweise, bald die Füße, bald die Hände, bald der Mund oder ein anderes Organ mehr. Das Führen des Ergriffenen nach dem Munde hängt offenbar mit dem Zahnreiz zusammen, der deshalb auch das Kind oft verleitet, seine leeren Händchen zum Munde zu bringen. Wie sollte auch in der Periode der innerste aller Sinne, das am meisten auf das Geschlechtliche bezügliche, der, welcher dem Greise nach Abschwächung aller übrigen noch zuletzt am lebendigsten bleibt, schon so bestimmt ausgebildet seyn? Wohl zu unterscheiden ist dann der mehr thierische Trieb zum Saugen. — Wir übergehen die Beschreibungen in den folgenden §§, wie sich das Weltbewußtseyn zum Selbstbewußtseyn „steigert" (besser: polarisirt), dieses zum Vernunftbewußtseyn (hier ist Steigern richtig) u. s. w., da sie Bekanntes ausführlich vortragen. Nur hätte Rec. weniger Relation aus anderen, als einen aus Selbstbeobachtung gethanen Hauptblick gewünscht, mittelst dessen man den ganzen Lauf überschaut haben würde. Auch ist zu einseitig alles auf Selbstentwickelung zurückgebracht, und der steten Einwirkung von außen hinein, der Belehrung durch Mitmenschen, zumal die Aeltern, oder die Sinnenwelt überhaupt, nicht gedacht, vermuthlich mit Absicht, um dies alles den Folgen der Offenbarung vorzubehalten.

Haben wir uns bisher viel mit dem Tadelnswerthen in diesen §§ beschäftigt, so wollen wir, unserer Pflicht gemäß, doch nicht verschweigen, daß sie so viele wohlgerathene Ansichten und Aussprüche enthalten, und führen einen dergleichen an. S. 85. sagt der Verf.: „Das Kind" (wie früh? doch wohl nicht vor dem achten Jahre?) „wird durch den Erkenntnißtrieb zum Vernunftbewußtseyn hingeleitet. Die höchste Einheit ist nur in der Erkenntniß des Grundes und Zweckes der Dinge zu finden. Allerdings liegt dieser nicht in den Dingen selbst; aber der Mensch, auch das Kind, wird durch diese angeregt, das Ueberdingliche, das Unbedingte zu suchen. Und so ist die Philosophie eigentlich eine Kinderfrage, und das Kind ist mit seinen Fragen Philosoph, ohne es zu wissen. Demnach offenbart sich die Vernunft ursprünglich als metaphysischer Trieb." Die erste Entwickelung des Seelenlebens schließt nach dem Verf. mit dem Glauben. Nun kommt erst, §. 53. Entwickelungsgeschichte (?) des Geistes, der erstern Sorte, da es dann bestimmt heißt: „Denn die Kraft, oder das Princip des Geistes," wornach man sich vorsehen muß, ihn nicht im gewöhnlichen philosophischen Sinne zu ver-

stehen. Es heißt ferner hier, er entwickele sich aus dem Sinne, und müsse, wie alles Lebensprincip, gleichsam als lebendiger Keim, vor aller Entwickelung vorausgesetzt werden. Warum geschah denn das also nicht im ersten Abschnitt oder noch früher? Im Ferneren wird unter Sinn der sogenannte innere Sinn verstanden, dieser aber nicht recht deutlich angegeben. Auf den äußeren Sinn paßt jedoch das S. 88 Gesagte nicht; nur, daß die Vernunft ihm analog seyn müsse, paßt, und, S. 89, daß er den Weltstoff auffasse, und der Geist wieder den Sinnenstoff. Allein einige Zeilen zuvor wird der Sinn „frei gesetzliches Wesen" genannt, und hinzugefügt, somit seyen auch die Elemente des Geistes, nämlich Freiheit und Gesetzlichkeit gefunden, (im Sinne?). — Wir haben schon oben die Bemerkung gemacht, daß Hr. H. sich durch den Strom poetischer Darstellung bisweilen hinreißen läßt. Hier finden sich Fälle, wo daraus halbwahre Aussprüche entstehen. Wenn er z. B. sagt: „Geist und Gedanke ist dasselbe;" so erwidern wir: so wenig wie Hunger und Assimilation. Wenn es heißt: „die Zeit wird durch den Sinn erzeugt, wie der Raum;" so bemerken wir, daß diese Fichte'sche Lehre nicht mit der vorn gegebenen naturphilosophischen zusammenpaßt. Uebrigens sind die folgenden Expositionen die einer gesunden Logik; und nur die Definition der sogenannten Urtheilskraft (Hr. H. führt sie ganz richtig nur als das unterscheidende Verstandesvermögen auf) veranlaßt uns zu einer Bemerkung. Er nennt sie „das ursprüngliche Eine theilende Vermögen." Diese sogen. Kraft spaltet aber nicht mit dem Säbel, sondern er-theilt bloß, nach der Etymologie von Ur-laub statt Erlaubniß. Abgesehen von solchen Kleinigkeiten ist der ganze § angenehm und befriedigend ausgefallen. Unter ihm ist (als einzig angeführtes Buch) Kant's Kritik der reinen Vernunft citirt, unter dem folgenden: „Das Wesen des Geistes genauer bestimmmt" Schelling's Naturphilosophie und Wagner v. d. Natur der Dinge. Dies bestätigt unsere oben ausgesprochene Vermuthung über den Grund der hier gelieferten Literatur. Dieser ganze § wiederholt übrigens lediglich das im vorigen Gesagte und ist völlig überflüßig. Von nun an geht der Verf. auf die Entwickelung des Triebes zu Wissenschaft, Kunst, des Willens, der Religion und der Tugend über (§ 55—58). Die Entwickelung des Seelenlebens vom Gefühl aus, wo sie begann, schließt sich in dem seiner höchsten Entwickelungsstufe, der Seligkeit. Alle diese §§ wird man mit Vergnügen lesen, der Verf. ist hier durch gute Schriftsteller geleitet.

Schon oben haben wir aber an der Reihenfolge der Abschnitte Ausstellungen zu machen Anlaß gefunden, und ersehen nunmehr, was den Verf. dazu verleitet hat. Es ist ein Auf- und Absteigen, hervorgegangen aus den verschiedenartigen Ansichten, durch die er

sich, indem er sie aus seiner Lectüre sämmtlich benutzen wollte, durchgearbeitet hat. So müssen denn nothwendig Rückfälle entstehen, die leicht vermieden worden wären, wenn der Verf. allgemeine Theile den besondern, das Psychische dem Moralischen, oder umgekehrt vorangeschickt hätte. Die Darstellung begibt sich von Religion, Seligkeit und Glauben (zumal nach Jacobi bearbeitet) im 61sten § wieder zu dem allgemeinen Naturbegriff des Geschlechts zurück, wo man sich denn plötzlich wie aus einer heißen Stube in die angenehmste Kühlung versetzt fühlt. Eine Tabelle voll Sauerstoff, Kieselerde, Eisen, gegenüber Planeten, Wasser, Kalkerde und Gold ziehen wieder herab zum frischen Boden, werden indeß bald, nach der gar zu verführerischen Anreihungsmethode, wieder mit Mann und Weib in Verbindung gebracht. Es erhebt sich die Rede wieder zum vierfachen Geschlechtsunterschied in physisch, gemüthlich, intellectuell und moralisch. Pockels ist dabei citirt. Der physische Geschlechtsunterschied (§. 63.) ist wieder reinste anatomische Naturbeschreibung, enthaltend Eingeweide, Muskeln, Haut u. s. w. Die Gemüthsseite behandelt die Art der Aeußerungen der Liebe zur Person, zur Sache, zu sich selbst. Hier ist der Verf. mehr auf seinem rechten Felde, und zeichnet gut, wie auch im dritten Verhältniß: Geschlechtsunterschied rücksichtlich des Geistes. Im vierten (§. 66.) moralischer Geschlechtsunterschied, wird auf Beispiele aus der Geschichte verwiesen, (die Literatur unter diesem § sagt freilich nur „Plutarch — überhaupt die Biographen") allein das wenige Ausgesprochene hat ganz unsern Beifall.

Mit dem vierten Abschnitt, von den Lebensaltern, versetzt uns die Darstellung erst wieder einen Augenblick auf das medicinische Gebiet. Hr. H. ist noch Erregungstheoretiker, ja Brownianer; pathogenische, semiotische und andere Sätze, Worte wie „Energie" und „Receptivität" erinnern an jene alten längst vergangenen Zeiten. Nicht eine Spur von den Ansichten Neuerer, nicht einmal Naturphilosophie. Die Periode der Kindheit wiederholt früher Dagewesenes (zumal das der §§ 48 — 50). Zum Schluß ist Gräbner über das Hervorkommen der Zähne, Hamburg 1766, angemerkt. §. 70. Die Periode der Jugend ist gelungen dargestellt. §. 71. Periode des reifen Alters, schön. §. 72. Periode des Greisenalters, nicht minder trefflich.

Eine „Theorie des Schlafes und Todes" (§. 73.) geben zu wollen, ist ein verwegenes Unternehmen. Das Unbedeutende, was wir als eine solche, mit ein Paar Vergleichen der Elektricität und des Magnetismus (hier, wie es scheint, physikalischer und animalischer Magnetismus promiscue gebraucht) erhalten, wird nicht sehr befriedigen. §. 74. Fortdauer des Lebens nach dem Tode.

„Auch die Lösung dieser Aufgabe gebührt der Anthropologie," sagt der Verfasser.

Der fünfte Abschnitt, von den Temperamenten, enthält nichts Neues. Die tausendfach durchgenommenen vier Galenischen Temperamente werden auch hier schematisirt und beschrieben, zuletzt sogar mit einer Tabelle beschlossen. Diese ist das einzige Neue in diesem Abschnitt und stellt die Temperamente nach der Gemüthsseite, äußeren Erscheinung, Cultus und Ausartung auf. Sie ist uns zu merkwürdig, (zumal in Beziehung auf dieses Buch), als daß wir sie nicht mittheilen sollten.

	Cholerisches Temperament.	Melancholisch. Temperament.	Sanguinisches Temperament.	Phlegmatisch. Temperament.
Gemüthsseite.	Freiheit.	Gebundenheit.	Affect.	Affectlosigkeit.
Aeußere Erscheinung.	That.	Dulden.	Hingabe.	Enthaltung.
Cultus.	Protestantism.	Katholicism.	Herrenhutism.	Quäkersecte. Methodism.
Ausartung.	Fanatismus	Mysticism.	Schwärmerei.	Frömmelei. Quinismus. Kopfhängerei

Hiernach kommt z. B. der Mysticismus zwischen den Fanatismus, und die Schwärmerei auf die Linie der Ausartung zu stehen. Dann hätte sich der Verf. nur hüten sollen, S. 435 von sich zu sagen: „Leider nun haben die religiösen Principien, denen der Verf. dieses Lehrbuchs gefolgt ist, nicht bloß einen mystischen Anstrich, sondern so einen orthodox theologischen Charakter, wie er noch vor kurzem dem aufgeklärten Zeitalter als ein Aergerniß und eine Thorheit erschien, und den Antimystikern des Tages noch erscheint u. s. w." Es wird also gut seyn, aus dieser Tabelle die Stellung zu ersehen, die Hr. H. dem Mysticismus gibt; und es scheint auch überhaupt, als ob er sich des Wortes, öfter in seinem Buche, bloß darum bedient hätte, um seine Gegner damit zu necken und zu ärgern, als der Sache zu huldigen. Was übrigens obiges Tabellchen betrifft, so werden unsere ruhigen Mitleser wohl mit uns gleiche Gedanken haben.

Sechster Abschnitt. Von den Anlagen. Der Verf. definirt sie als Einrichtungen zu bestimmter Wirksamkeit, und schematisirt sie nachher weiter. Dies das Eigenthümliche. Die erste Stufe der geistigen Energie ist die Gelehrigkeit, die zweite das Talent, die dritte das Genie. Alles recht gut und bestimmt bezeichnet. Die objective Verschiedenheit der geistigen Anlagen bezieht sich dagegen auf Richtung der Anlage zur Werkthätigkeit, (soll soviel als praktische Thätigkeit heißen) zur Wissenschaft und zur Kunst. Bei den Wissenschaften werden wieder besondere Anlagen zu Naturwissenschaft, Geschichte, Metaphysik u. dergl. nach Paragraphen unterschieden. Demnach hätte der Verf. ins Unendliche gehen können. §. 100. handelt von Charakter und Richtungen der Anlage zur Kunst; §. 101. von den Anlagen zur Darstellung der Schönheit im Raume (plastische Kunst); §. 102. Anlagen zur Darstellung der Schönheit in der Zeit (redende Kunst, Musik; hierher wird auch Dichtkunst und Schauspielkunst gezogen.) §. 103. Anlagen zur Darstellung der Schönheit im Gebiete des Ewigen (heilige Weihe). Der Verf. schematisirt hier die Wunderthäter, Propheten und Heiligen unter den Israeliten, erstere als werkthätige, die zweiten als forschende, die dritten als bildende Naturen u. s. w. Unter diesem § citirt er Treumund Wellentreter's gesammelte Blätter, mit dem Zusatz: „Vom Verfasser dieser Anthropologie." — Nach diesem kommt Hr. H. noch auf Lavater's Physiognomik und Gall's Schädellehre zu sprechen, wo er einige veraltete, unvollkommene, meist fehlerhafte Schriftchen über ihn, aus den Jahren 1801—1803, citirt, und nicht einmal das Hauptwerk ordentlich anzugeben sich die Mühe nimmt (es heißt bloß: Gall's und Spurzheim's Schriften, Paris und London 1818—1820), es auch nach dem, was er

davon sagt, wohl schwerlich studirt haben mag. Ein eigener § soll Gründe der Ablehnung der Gall'schen Ansicht als Erkenntnißmittels menschlicher Anlagen liefern. Sie sind schwach, und die bekannten, schon längst von anderen vorgebrachten. Rec., der keinesweges ein Gallianer ist, kann nur nicht zugeben, daß Gall aus Gemeinplätzen, wie: daß man die Kranioskopie nicht für die Erziehungslehre brauchen könne u. dergl., widerlegt werde. Man muß ihm das Unrichtige seiner einzelnen Behauptungen und Beobachtungen widerlegen. Von dieser Seite ist er anzugreifen und zu schlagen: damit, daß er noch nicht darzuthun im Stande gewesen, in allen den von ihm bezeichneten Hirnstellen sey der wirkliche Sitz dieser oder jener Seelenfähigkeit; und damit, daß seine Distribution derselben völlig empirisch, und schon so mancher bedeutenden Abänderung von ihm unterworfen gewesen ist. Wie manches Organ, auf das er vordem entscheidenden Werth legte, (z. B. das berühmte Organ des Muthes) hat er selbst wieder aufgegeben!

Der Anthropologie zweiter Theil. Von den Beziehungen des menschlichen Daseyns. Einleitung. Entwickelung der Aufgabe der allgemeinen Anthropologie. §. 109. Uebergang zur allgemeinen Anthropologie. Die Idee der Menschheit reife durch die Vernunft ihrer Entwickelung entgegen, und die Menschenwelt sey nur eine Uebergangswelt. „Der ganze Erdenproceß ist eine Metamorphose der Starrheit in die Bewegung, der Gebundenheit in die Freiheit. In der Pflanze wird die Erde frei, in dem Thier die Pflanze; im Menschen soll das Thier frei werden (?!), sich zum Licht, das sich selbst erkennt, zum Geiste erheben." Der erste Abschnitt handelt von der Beziehung der Menschheit auf die Natur. §. 117. Allgemeiner Begriff der Natur an sich. Die Natur sey das Werden und Wirken im Räumlichen genannt worden; Kant nenne sie das All der Erscheinungen, wiefern es unter Gesetzen steht. Der Verf. will beide Ansichten vereinigen, und nennet daher Natur: das gesetzliche Werden und Wirken der Erscheinungswelt im Raume. Diese Definition kann nicht unsern Beifall erhalten. Erstlich bemerken wir schon gegen Kant, daß wohl keine Erscheinungen existiren möchten, die nicht unter irgend einem Gesetze (in physikalischem Sinne) ständen. Zweitens ist und bleibt es durchaus Willkür, die Natur auf den Raum beschränken zu wollen. Das ferner vom Verf. Beigebrachte ist die gewöhnliche Naturphilosophie von Magnetismus, Schwere u. s. w. nach Schelling und Oken, die auch am Schlusse genannt werden. Der folgende Paragraph hebt dieses zum Theil wieder auf, da es aus Herder's: Natur und Gott, genommen ist. Wie bekannt, betrachtete Herder die Natur nicht mit den Augen eines neueren Physikers, sondern

wie ein Theolog, zugleich phantasie- und bilderreich. Wir müssen aber gestehen, daß durch solches Verfahren Hrn. H. alle Haltung verloren geht, und es scheint dem Leser, als ob der Verf. am Ende selbst nicht recht wisse, was er unter Natur eigentlich begreifen solle. Der §. 119, Verhältniß der Natur zum Menschen, endigt in eine völlige Predigt.

Mit §. 121, hebt ein anderer Ton an. Die erste Frage: Wenn entstand das Menschengeschlecht? beschäftiget sich mit Geognosie; und unter allen Theilen seiner Schrift ist uns der Verf. hier als am schwächsten erschienen. Völlig unbekannt mit dem Meisten, was neuerer Zeit geleistet worden, kommen sogar Irrthümer in dem Wenigen vor (z. B. daß die aufgefundenen Raubthiere der Vorwelt späterer Zeit, als die fossilen Elephanten angehörten, welches gerade umgekehrt ist); und wir übergehen auch das Folgende, wo bald einmal Wagner und Oken, bald die Kirchenväter als Autoritäten citirt sind. Die Beschreibungen des Urzustandes der Menschheit sind doch nur Roman. Im 128sten § kommt der Verf. zur Geschichte des menschlichen Strebens, die Natur zu begreifen. „Ausgestoßen aus dem Paradiese der Natur finden wir den Menschen vor den Pforten desselben als einen Bettler, einen Unwissenden und Ohnmächtigen; er muß nach seinem Falle erst wieder Besinnung und Kraft sammeln, und Jahrtausende sind ihm zu diesem Geschäfte gegeben." Dies macht die Einleitung zu einer kurzen Geschichte der Philosophie, von Thales bis Schelling. Daß man hier nichts Erschöpfendes erwarten könne, ist klar; man findet mit wenigen Worten das Bekannte. Die folgenden §§ beschäftigen sich mit einer Kritik dieser Bestrebungen, die Natur zu begreifen, und hier lesen wir wieder recht Wackeres. Stellen, wie folgende, werden zwar nicht unsern neuern Naturforschern gefallen, haben aber doch ihre schöne Seite. S. 227: „Nur im patriarchalischen Hirtenvolke der Israeliten pflanzte sich der Keim richtiger Naturanschauung fort, im Glauben an den Gott der Väter, der Himmel und Erde geschaffen." — „Haben wir jetzt das Joch des Aberglaubens, in Beziehung auf die Natur, abgeworfen, so haben wir dafür das des Stolzes und der Vermessenheit angelegt, indem wir in dem Wahne stehen, den Zugang zu der Werkstätte der Natur durch die Analyse der Naturstoffe gefunden zu haben u. s. w." Manche unterlaufende Declamationen halten wir des Verf. Eigenthümlichkeit zu Gute. Schade, daß der Furore nach Universalität gleich wieder eine ganz neue und ganz unerwartete Scene herbeiführt: den animalischen Magnetismus. Der „erste Blick" auf ihn ist eine polemische Excursion. Es werden die Verstandes-, Vernunft- und Glaubens-Menschen charakterisirt. Leidenschaftlich, ja übertrieben ist der scharfe Unterschied zwischen ihnen gestellt. Wie kann man

den so gezeichneten Verstandesmenschen alle Vernunft absprechen? „Wer die Vernunft in sich hört, dem geht auch der Sinn für göttliche Offenbarung auf, der findet auch die geschichtliche Bestätigung dieser Offenbarung durch Wunder nicht widersinnig, nicht außer der Ordnung. Aber Offenbarung und Wunder sind dem Verstandesmenschen ein Gräuel, weil er nichts von der Vernunft wissen will, weil er sein Selbst nicht aufgeben will, was das einzige Mittel ist, sich mit der Vernunft, mit dem göttlichen Geiste in uns, zu befreunden." — „Wir halten also den bloßen Verstandesmenschen, dessen Urtheil auf seiner Denk- und Sinnesweise, nämlich auf seiner Selbstigkeit ruht, für keinen competenten Richter über Einwirkungen auf die Natur, die sich nicht durch Kräfte und Gesetze der Natur erklären lassen." Nach diesem Eingang sollte man vermuthen, daß nun den Erscheinungen des a. M. das Wort werde geredet werden; aber keinesweges. Es wird allgemein für etwas Unbedeutendes erklärt, und in einem „zweiten Blick" triumphirt: „Und so wäre denn die ganze große, vielfach ausgestattete Theorie, und die ungeheure Menge angeblicher Thatsachen des sogenannten Lebensmagnetismus unserer Tage durch einen einzigen Paragraph eines anthropologischen Compendiums in Schatten gestellt, ja um den Credit des Wunderbaren und Unerhörten gebracht!" Und wie ist das geschehen? Durch einen einzigen Federstrich am Schreibepult! Aber — nein, der „dritte Blick" §. 133 betrachtet: „sein tieferes Wesen." Was erfährt man da? Nicht eher als in den letzten Zeilen ist von ihm die Rede; statt dessen füllt mehrere Seiten der Beweis, daß es Wunder geben könne und gebe, daß sie aber nur Heilige ausüben können, und daß vielleicht die Verdorbenheit des Menschengeschlechts bald dergleichen wieder nöthig machen werde. Diese vier Seiten hindurch gehende Betrachtung hat aber gar nichts mit dem „tiefen Wesen" des Magnetismus hier zu thun, dem so eben das Wunderbare abgesprochen worden, und gehört an eine ganz andere Stelle. Der Schluß soll eine Verknüpfung geben, besagt aber wieder nichts vom Magnetismus in Bezug auf das Uebernatürliche. „Der wahre Lebensmagnetismus," heißt es bloß, „ist die Liebe. Werdet Meister in der Liebe; wer weiß, was euch dann gegeben wird." — Das in dem nun folgenden Paragraph Vorgebrachte sind meist nur Träume, die sich jeder selbst schaffen kann; Hypothesen, was in Jahrtausenden geschehen würde, wenn die Menschen Jahrtausende hindurch dies oder jenes thäten. Sie gehören nicht in ein Lehrbuch. Weit ausgesponnen, wie sie sind, endigen sie mit der Unterschrift von Schubert's und Wagner's Werken.

Der zweite Abschnitt, Beziehung des Menschengeschlechts auf sich selbst, behandelt, von §. 135 an, wieder

die Menschheit vom moralischen Standpuncte aus. Die angenehm, aber leider nur zu poetisch dargestellten Zeitalter der Menschheit liest man, mit der Geschichte selbst bekannt, wohl gern: aber vom §. 144. an, „Zeitalter der Vernunft" überschrieben, sind es doch wieder nur gänzlich Träume. Der Verf. malt uns einen ewigen Frieden, der die höchste Blüthe aller physischen wie moralischen Thätigkeit seyn soll. Auch dieser ganze weitläufige Paragraph gehört nicht in dieses Lehrbuch, wie überhaupt in keines. Auch der §. 146. enthält nur Hypothesen: „Der Genius der Menschheit", heißt es zum Beispiel, „hat im Orient seine Kinder- und Jünglingsjahre, im Occident seine reifere Jugend und sein Mannesalter durchlebt; er ist über die Länder und Völker gezogen wie die Sonne, und die früher erleuchteten liegen jetzt in Nacht. Jedem Erdstrich, jedem Zeitalter scheint bloß ein Antheil an der Ausbildung der Idee beschieden zu seyn; und sie, die göttliche, scheint die Zeiten und Völker nur als dienende Organe für ihre eigene Entwickelung zu betrachten, deren Vollendung sich auch wohl nur in einem besondern Organ aussprechen möchte. — Es ließe sich wohl denken, daß die Vernunft, nachdem sie sich in einem Centralorgan ausgebildet, durch dasselbe auch die übrigen, die sie im Laufe der Bildung liegen gelassen, wieder mit neuem Leben erfüllte, oder vielmehr zum wahren Leben in ihr selbst hervorrufte u. s. w." Der Aufschrift des folgenden Paragraphen, „allgemeinste organische Ansicht der Vernunftentwickelung im Menschengeschlecht", fügt der Verf. die Anmerkung hinzu, daß dieser §. und der folgende meist wörtlich aus seinen gesammelten Blättern entlehnt sey. Er geht durch 13 Seiten.

Der dritte Abschnitt endlich handelt von der Beziehung des Menschengeschlechts auf ein Höchstes. Die Vernunft soll das einzige Organ der Erkenntniß eines Höchsten und seiner Beziehung auf dasselbe seyn, und nunmehr wird der Keim der Religion im Menschengeschlechte nach seiner Entwickelung verfolgt. Wir kennen bereits das vom Verf. in diesem Buche behauptete Thema, und hier führt er es bis zu der Prophezeihung durch, daß das Licht der Offenbarung zuletzt alles überstrahlen werde. Da sich Rec. in diesem völlig theologischen Gebiete, wo die höchsten Dogmen zur Sprache kommen, nicht hinlänglich stark zum Mitsprechen fühlt, so will er nur bemerken, daß ihm dieser Abschnitt recht wohl gefallen und ihn über manches angeregt und belehrt hat. Viel ist darin Fr. Schlegel benutzt.

Die sechs erläuternden Aufsätze, als Anhang, machen, von S. 369 an, den Beschluß dieses Werks. Wir haben schon von ihnen und ihrem Inhalt gesprochen, und wollen daher nicht wieder auf sie zurückkommen. Nur der letzte, „über den Begriff der

Anthropologie und einige Folgerungen aus demselben, (erläuternd zu §. 1.)" gebe noch zu einer Bemerkung Anlaß. Es ist in diesem Aufsatz im Grunde nichts gesagt, und schimmert vielmehr nur die Sorge durch, daß die Aufgabe nicht zum gänzlichen Beifall der Leser ausgeführt seyn könnte. Wir wiederholen daher: das Eigenthümliche dieser Anthropologie ist ihre höhere Stellung im Bezug auf das Religiöse. Hierin hat sich der Verf. ausführlich ausgesprochen, nicht aber, wie er anderweit behauptet, alles auf Beobachtung gegründet. Er ist der Lösung seiner Aufgabe durch Verbindung der einzelnen Glieder zwar näher gerückt, hat aber doch nicht den letzten Schritt gewagt, sondern schwankt noch im abwechselnden Steigen vom Untern zum Obern, und umgekehrt. Wir glauben, daß in einer zweiten Ausgabe dieses Buches manche §§. anders als jetzt geschrieben seyn werden, wenn schon die Grundansicht bleibt. Immer aber verdient es, auch wie es jetzt ist, eine Stelle unter den interessantern Erscheinungen unserer neuesten Literatur.

VI.

Ueber die preußische Proceß-Gesetzgebung.

1) Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebühren-Taxe für die Gerichte, Justiz-Commissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgem. Gebühren-Taxe abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Repertorium. Berlin Rücker, und Leipzig Brockhaus. 1822. 8.

2) Der preußische Proceß ohne die ihm zum Vorwurf gemachten Mängel und unter Aufnahme der Oeffentlichkeit der Rechtspflege. Von einem preußischen Rechtsgelehrten. Auf Ersuchen mit einer Vorrede: über die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, über Geschworne und einige andere Rechtsgegenstände begleitet, von Dr. Arn. Mallinkrodt. Jena, Frommann. 1819. 8.

3) Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Proceß-Gesetzgebung, von Dr. C. J. A. Mittermaier, (damals zu Bonn, jetzt zu Heidelberg) Bonn, Marcus. I. Beitrag 1820. Zweite Ausgabe 1822. II. Beitrag 1822. III. Beitrag 1823. 8.

4) Censura rei judicialis Europae liberae, praesertim Germaniae, novis legum exemplis illustrata; auctore *Jo. Ernesto a Globig*, Equite et Jurisconsulto Saxone. Pars Generalis I. Lipsiae, Im. Müller. 1820. P. 11. 1822. 8.

5) Vollständige Gegeneinanderstellung der Hauptmomente der preußischen und französischen bürgerlichen Proceßordnung und Beziehung derselben auf die rationale Rechtspflege. Von C. A. Zum Bach, königl. preuß. Ober-Landgerichts-Rath. Magdeburg, Creutz. 1822. 8.

6) Ueber die Justiz-Organisationen der neuern Zeit, über Untersuchungs- und Verhandlungs-Maxime, und über die Vorzüge der königl. preußischen vor der neuesten königl. würtembergischen Justiz-Einrichtung, von Dr. Ludwig Friedrich Griesinger. Tübingen, Laupp. 1820. 8.

7) Ueber Ersparnisse im Justizhaushalte des preußischen Staats, mit Gewinn für den Gang der Geschäfte. Ein Fragment, vom Ober-Landgerichts-Rath Edlen von Puttlitz, Verfasser der: „Vertheidigung der preußischen Justiz-Verfassung, gegen die Anhänger der französischen Justiz." Berlin, Duncker und Humblot. 1822. 8.

Erster Artikel: Literatur und Geschichte des preußischen Processes.

Die Beschwerden der Völker über die Handhabung der Rechtspflege in bürgerlichen Streitigkeiten sind nicht nur fast allen Staaten von europäischer Cultur gemein, sondern beinahe überall so alt, als die Staatenbildung selbst, und während andere wahre oder vermeintliche Mängel der Staatsverfassung und Verwaltung fast ausschließlich von den höhern Ständen, besonders von dem Gelehrtenstande, zur Sprache gebracht werden, sind jene die Klagen über die Rechtspflege in dem Munde der Völker. Hier sind sie von der mannichfaltigsten Art. Bald ist es die Langsamkeit, bald das übereilt schnelle Verfahren der Gerichte, bald die Bestechlichkeit, oder wenigstens Parteilichkeit der Richter, bald die Rechtsverdrehungen und Habsucht der Sachwalter, bald die unnütze Förmlichkeit, unter welcher das Recht selbst verloren geht, bald die Unförmlichkeit der Verhandlungen, was den Gegenstand der Klagen ausmacht. Hier beschwert man sich über den allzugroßen Einfluß der Sachwalter, über den Spielraum, welcher ihnen gelassen ist, durch Ueberlistung und andere unredliche Künste das klarste Recht in Unrecht zu verwandeln, oder wenigstens, vielleicht im geheimen, wenn auch nur stillschweigenden Einverständnisse mit einander, die Verhandlungen ins Unendliche zu verzögern; dort ist man unzufrieden mit der

Herabwürdigung des Advocatenstandes, durch welche er seinem erhabenen Berufe, Schutz des Rechts und der Unschuld gegen die Mächtigsten wie gegen die Geringsten zu gewähren, entfremdet und zum Werkzeug ungerechter Bedrückung gemacht wird. Hier seufzt man, daß die Richter zu wenig, dort, daß sie zu viel zu thun haben; hier findet man die Masse der Gerichtsbeamten zu groß, dort die ihnen angewiesenen Sprengel von einem solchen Umfange, daß es ihnen zur Unmöglichkeit wird, die ihnen obliegenden Geschäfte mit der gehörigen Besonnenheit und Ruhe zu behandeln, oder sie anders als in einem unruhigen Treiben von Hast und Eile abzuthun. Während man hier und da über die Masse von Papier schreit, unter welcher die Menschen selbst beinahe erliegen, hat man anderwärts nichts Angelegentlicheres zu thun, als für Vergrößerung dieser Papiermassen zu sorgen, indem man verlangt, daß auch das kleinste Geschäft nicht ohne ausführliche Niederschreibung mit doppelter, drei- und vierfacher Beglaubigung von Actuarien und Schöppen vorgenommen werde, daß bei den Niederschreibungen die unwesentlichsten Nebenumstände mit pedantischer Genauigkeit angegeben werden, und sodann noch über die Geschäfte selbst eine solche Menge von Protocollen, Journalen, Tabellen, Controlen geführt und an die höhern Stellen einberichtet werde, daß durch ihre Verfertigung, Prüfung, Berichtigung fast eine eben so große Summe von menschlichen Kräften verbraucht wird, als die Geschäfte selbst bei der sorgsamsten Behandlung erfordern. Indem man sich hier und da, nicht ohne Grund, über eine solche Uebertreibung der Aufsicht beschwert, unter welcher den Beamten zu ihrem eigentlichen Berufe kaum Muth und Kraft übrig bleiben kann, und sie genöthigt werden, manches zu übereilen, oder zum Schein zu erledigen (durch unnütze bloß hinhaltende Decrete, z. B. auf bloße Vervollständigung der Acten, Aufsuchung älterer, gar nicht nothwendiger Acten, Verordnungen an die Parteien über unerhebliche Nebensachen u. dergl.); so klagt man anderwärts, ja vielleicht gerade bei dieser Uebertreibung der officiellen Aufsicht, über den formalen Geschäftsbetrieb, daß es in dem Materialen so schwer hält, gegen die Fehler und gegen Unredlichkeiten der Gerichtsbeamten Hülfe bei den höhern Staatsbeamten zu erlangen, oder gegen einen streitsüchtigen, boshaften, mächtigen Gegner das klare und unzweifelhafte Recht unverzögert und siegreich zu verfolgen.

Daß ein großer Theil dieser Klagen, welche nicht unserm Zeitalter eigen sind, sondern im alten Griechenland und Rom so gut gehört wurden, als im Mittelalter und in der neuesten Zeit, von den Staatsregierungen selbst für sehr gegründet erkannt worden sey und noch erkannt werde, davon gibt die Thätigkeit Zeugniß, welche die Staaten von jeher diesem Zweige der Gesetzgebung mehr als irgend einem andern gewidmet haben. Kein anderer Theil des Rechts

ist so oft verändert worden, als die Einrichtung und die Ordnung der Gerichte. Selbst in England, wo alles Alterthümliche fester gewurzelt hat, als in irgend einem andern Lande Europa's, fehlt es weniger an hinreichenden und sogar sehr dringenden Ursachen, dem gerichtlichen Verfahren (in bürgerlichen Rechtshändeln) eine durchaus verbesserte Form vorzuschreiben, als an der Macht, die damit verknüpften Schwierigkeiten zu überwinden. Alle öffentlichen Einrichtungen sind in jenem merkwürdigen Lande so vielfach und innig unter einander verbunden, daß man sich kaum getrauet das Geringste davon abzuändern, weil niemand zu berechnen im Stande ist, welche andere Veränderungen dadurch nothwendig werden möchten, und wie weit die einmal unternommene Ausbesserung, indem sie andere schadhafte Theile des Gebäudes entblößte, vielleicht führen könnte. Daher trägt man die auffallendsten Gebrechen der bürgerlichen Rechtspflege, die Langsamkeit und ganz unverhältnißmäßige Kostbarkeit derselben, die Ueberladung mit veralteten und unverständlich gewordenen Formen lieber mit Geduld, als daß irgend ein Minister oder Parlamentsherr die große Verantwortung auf sich nehmen möchte, durch eine an sich noch so nothwendige Reform vielleicht unversehens einen tiefen Riß in den Haupttheilen des Gebäudes zu veranlassen, oder auch nur ans Licht zu bringen.

In andern Staaten hat man desto öfter an der Proceßordnung gebessert, ohne doch immer darin glücklich zu seyn *). Man sah sich zuweilen genöthigt, nach wenigen Jahren eine abermalige Umarbeitung vorzunehmen. So wurde in der freien Stadt Bremen im Jahr 1820 eine neue Civilgerichtsordnung bekannt gemacht, obgleich die zuletzt vorhergegangene nicht älter ist, als vom J. 1814. Das Verzeichniß der deutschen Land= und Stadtgesetze in Pütter's Encyclopädie stellt, ob es gleich weit entfernt ist, vollständig zu seyn, doch für die wichtigsten deutschen Länder fast aus jedem Jahrhundert, seit dem 16ten, eine neue, mehr oder weniger umfassende Proceß=Gesetzgebung auf. So erhielten die östreichischen Staaten Gerichtsordnungen von Ferdinand I. im Jahre 1535 für Mähren, und 1557 für das Erzherzogthum Oestreich unter der Ens, worauf im J. 1626 eine Landrechtsordnung, 1677 wieder eine neue Landgerichtsordnung und mehrere einzelne Verordnungen folgten. Neben ihr erhielt sich mit beinahe gesetzlichem Ansehen ein Privatwerk des niederöstreichischen Kanzlers, Joh. Bapt. Suttinger (Observationes practicae, 1656, 1678 und 1704). Im J. 1781

*) Hierüber und über die Klagen, die Justizverwaltung betreffend, s. die Schrift des Ober=Appellations=Gerichts=Präsidenten, Grafen von Arco: „Von den Ursachen der außerordentlichen Zunahme der Berufungen zur dritten Instanz u. s. w." München, 1822.

erschien eine neue allgemeine Gerichtsordnung für die sämmtlichen deutschen Staaten (mit Böhmen), welche schon unter Leopold II. wieder umgearbeitet werden sollte. Diese neue Proceßordnung hat jedoch nur (seit 1797) in Galicien Gesetzeskraft erhalten, und die beschlossene Redaction eines allgemeinen Gesetzbuchs für das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtshändeln ist bis jetzt nicht vollendet worden. (S. Zeitler, jährl. Beitrag zur Gesetzkunde und Rechtswissenschaft in den östreichischen Erbstaaten. Bd. IV. 1809 S. 1.)

Einen ähnlichen Gang nahm die Sache auch in den übrigen deutschen Staaten. Die Entwickelung der preußischen Proceß-Gesetzgebung werden wir unten näher angeben, für das Uebrige mag das Beispiel Oestreichs hier einstweilen genug seyn. Die Grundlage blieb überall dieselbe, wie solche durch die ersten Proceßordnungen der Reichsgerichte und durch einige spätere Reichsgesetze, besonders durch den letzten Reichsabschied von 1654, gelegt worden war. An dieser Grundlage besserte man in verschiedener Art in einzelnen Theilen fort, ohne sich ganz von ihr zu entfernen. Fast nirgends gelang es, die mündliche Verhandlung zwischen den Parteien festzuhalten; sie wandte sich meistens in einen Schriftenwechsel zwischen den Parteien um, welcher unter einer mehr oder weniger thätigen Leitung des Richters stand, und man suchte hauptsächlich nur dafür zu sorgen, daß ein jeder Theil die Mittel, wodurch er sein Recht verfolgen oder vertheidigen wollte, möglichst zusammen vortragen müsse. Man suchte die Handlungen des Processes zusammenzudrängen und die Verzögerungen abzuschneiden, welche bald der eigne üble Wille der Parteien, bald die Habsucht der Sachwalter, bald die Unthätigkeit und Kraftlosigkeit der Richter mit so gutem Erfolg in die Sachen zu bringen wußte, daß mehrere Menschenleben für ihre Beendigung nicht zureichend waren. Auf die einzelnen Mittel, welche man zu diesem Zwecke anwandte, werden wir, soweit es zu unserer Absicht nöthig ist, weiter unten zurückkommen.

Daß sie im Ganzen keine dauernde Abhülfe gewährt, und ungeachtet mancher wesentlichen Verbesserung des Proceßganges, doch immer wieder neuen Mißbräuchen, Verzögerungen, Unordnungen Raum gegeben, und durch neue Beschwerden die Sorge der Staatsregierungen wieder für diesen Zweig dringend in Anspruch genommen haben, wird durch die fast allgemein auf's neue rege gewordene Thätigkeit für Gesetzgebung offenbar. Obgleich die meisten Staaten im vorigen Jahrhundert, vorzüglich um die Mitte desselben, entweder ganz neue Proceßordnungen, oder wenigstens tief eingreifende Reformen des Processes erhalten haben, (z. B. Sachsen 1724. Anhalt 1725. Baiern 1753. Mainz 1755. Kurhessen 1732 u. 1746. Hessendarmstadt 1726. Hannover 1713. 1739. Preußen

1748 u. s. w.), so ist doch seit 1813 wiederum eine fast eben so allgemeine Thätigkeit für Gesetzgebung erwacht. Mittermaier (Nr. 3.) und Freih. von Globig (Nr. 4. in den Vorreden) geben eine erfreuliche Uebersicht der Staaten, welche entweder schon vollständige Gesetzbücher über den bürgerlichen Proceß zu Stande gebracht haben, oder damit beschäftigt sind. Zu den ersten gehören Bern, (Proceßordnung für Administrativ-Streitigkeiten, 6. Jun. 1818; und Gesetzbuch über das gerichtliche Verfahren in Civil-Rechtssachen 1821, 6. März, ausgearbeitet von Prof. S. L. Schnell); Bremen (Civilgerichtsordnung 1820); Hessen-Darmstadt (Ordnung für das gewöhnliche Verfahren der Landgerichte 1818, und der Mittelgerichte 1819); Stadt Frankfurt (Rathsverordnung über den Civilproceß 1817, 8. Jul.); Baiern (Gesetz, einige Verbesserungen der Gerichtsordnung betreffend 1819, 22. Jul.); Lippe-Detmold (Ordnung des Verfahrens in Civil-Rechtssachen 1816, 27. Febr.); Würtemberg (Edicte vom 31. Dec. 1819, über die Gemeindeverfassung, die Ober-Amtsverfassung und die Rechtspflege in den untern Instanzen.) Nassau (Proceßordnung für die Appellationsgerichte), selbst der römische Staat (motu proprio P. Pius VII. vom 22. Nov. 1814, einen Nuovo codice di procedura civile enthaltend). In andern Staaten haben auch die landständischen Verhandlungen noch weit tiefer eindringende Reformen angeregt. Besonders hat hierauf die Vorliebe eingewirkt, welche auch in Civil-Rechtshändeln dem öffentlich-mündlichen Verfahren, wie es auch in Deutschland einst üblich war (nicht als uraltes einheimisches Recht, sondern als ein mit dem römischen Recht zu uns gekommenes, und besonders in den geistlichen Gerichten ausgebildetes Institut), und wie es sich in Frankreich erhalten hat, gewonnen worden war. Was wir einst in unserer Proceß-Gesetzgebung als großen Gewinn betrachtet hatten, den erweiterten Einfluß der Richter auf die ersten Verhandlungen der Parteien (aus welchen sich die eigentlich streitigen Puncte, und das von beiden Seiten eines Beweises Bedürftige entwickeln muß), den gleichzeitigen Vortrag aller Gründe und Gegengründe (die im Reichsabschied von 1654 aufgestellte Eventual-Maxime) und die Fixirung der Parteiworträge durch die Schrift, welche das einzige Sicherheitsmittel gegen Verdrehungen der Sachwalter ist: alles dies sollte nun gerade das Hinderniß einer guten, und wie man es zu nennen beliebt, als volksthümlich angepriesenen Rechtspflege seyn.

Vorzüglich wurde diesen französischen Einrichtungen im Civilproceß, von den königl. preußischen Rheinprovinzen aus, mit großer Wärme, ja nicht ohne Leidenschaftlichkeit das Wort geredet. Als eine Immediat-Justiz-Commission dort im J. 1816 auftrat, um die bestehende Justizverfassung zu untersuchen und Vorschläge über

ihre Beibehaltung oder Abänderung zu thun, regte eine kleine Schrift, welche wenigstens darin voreilig zu nennen ist, daß sie im Namen der neuen Preußen das Wort nahm, ohne dazu befugt zu seyn, (Die Wünsche der neuen Preußen bei der zu erwartenden Justizreform in den Rheinländern, Köln, 1816. 8.) einen desto lebendigern Widerspruch auf, je mehr sich auch hiebei die Eitelkeit in der hier wenigstens ganz müßigen Frage einmischte: „ob an der Oder und Spree, oder an dem Rheine und der Mosel größere Bildung des Volks zu Hause sey?“ Eine eigne Zeitschrift (Niederrheinisches Archiv für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege, herausgegeben von J. v. Sandt, königl. General-Advocaten zu Köln, und C. A. Zum Bach, damals Mitgliede des Kreisgerichts daselbst, I.—IV. Band, 1817 bis 1824) focht mit allen Arten von Waffen gegen alle diejenigen, welche nicht unbedingt der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Civilprocesses (dem Plädiren der Advocaten) so wie dem Criminalverfahren vor Geschwornen huldigen wollten. Bald verwandelte sich sogar der angegriffene französische Civilproceß in den angreifenden Theil. Das Gutachten der Immediat-Justiz-Commission (officiell gedruckt, Berlin 1817, 151 S. Fol.) erklärte sich beinahe durchaus für denselben, und man fing an zu glauben, daß nun selbst in den alt-preußischen Staaten die Criminal-Ordnung von 1804, und die allgemeine Gerichtsordnung von 1794, dem Code d'instruction criminelle von 1808 und dem Code de procédure civile von 1806 werde weichen müssen, wie das allgemeine Landrecht sich nur eines kurzen Triumphs über den Code Napoléon erfreuen dürfe, um sich wieder im römischen Rechte zu verlieren.

Der hierdurch angeregte literarische Krieg wandte sich nun zwar hauptsächlich auf das Criminalverfahren, worüber er (in den Schriften von Grävell, v. Kamptz, Köl, v. d. Leyen, Sparre-Wangenstein, Mosqua, Brewer, v. Sandt u. a.) mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde. Der Hermes hat nur einen Theil dieser Streitigkeiten erwähnt (Recension von Grävell's Prüfung der Gutachten der königl. Immediat-Justiz-Commission, im XI. St. S. 1—65), und es wird an Veranlassung nicht fehlen, auf diese für die Staaten und die Menschheit so wichtige Angelegenheit zurückzukommen, um sie auch von der andern Seite zu beleuchten. Aber auch für den bürgerlichen Proceß ist die Sache keinesweges abgethan. In den preußischen Rheinländern ist die französische Einrichtung beibehalten, und durch das Revisionsgericht zu Berlin (das Cassationsgericht zu Paris ersetzend) ergänzt worden. Beide Formen des Gerichtsverfahrens stehen sich nunmehr friedlich zur Seite, und die Erfahrung kann ihr Urtheil mit Ruhe und Unbefangenheit vorbereiten. Sie hat dem französischen Proceß schon

einen sehr bedeutenden Anhänger, Hrn. Ober=Landesgerichts=Rath Zum Bach, entzogen, welcher sich in der Schrift Nr. 5. ganz der preußischen Instructions=Maxime zugewendet hat. Eine der wichtigsten, auch die Oeffentlichkeit des Civilprocesses und das Plädiren betreffenden, Schriften, (Feuerbach, über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege, Gießen 1821) ist ebenfalls schon im Hermes (XIV, 135) von einem andern Recensenten angezeigt worden. Indessen möchten hier die Acten eben so wenig für geschlossen zu achten seyn, als sie in Beziehung auf die Criminalverfassung dafür angesehen werden können.

Daß die Verbesserung des Civilprocesses, auf welche wir uns, und zwar besonders in Beziehung auf die preußische Instructions=Maxime, in dem gegenwärtigen Aufsatze beschränken, eine für das Wohl der Menschheit und die Würde der Staaten höchst wichtige Aufgabe sey, bedarf zwar keines Beweises; und eben die zahlreichen ihr gewidmeten legislativen Bestrebungen zeigen, daß sie auch von den Staaten wirklich dafür erkannt werde. Allein dennoch möchte man behaupten, daß diese Wichtigkeit noch viel größer sey, als man gewöhnlich annimmt, und daß die Art und Weise, wie die Gerechtigkeit auch in Civilsachen gehandhabt wird, mit den höchsten Gütern eines Volkes, mit seinem Charakter, seiner intellectuellen und moralischen Cultur, ja mit der Sicherheit und Stärke des Staats selbst in dem innigsten Zusammenhange stehe. Je sicherer und reiner die Rechtspflege ist; je mehr ihre Handlungsweise durch Einfachheit den Bürgern begreiflich ist, je mehr ihre Aussprüche in dem Rechtsgefühl des Volkes harmonisch anklingen: desto größer ist auch das Gefühl von rechtlicher Sicherheit, von dem Uebereinstimmen des individuellen Wohls mit dem Wohl des Ganzen, von dem Werthe des Staats für den Einzelnen, welches in der Brust eines jeden Bürgers erwacht. Zeiten der Noth können einer jeden Staatsregierung die Ueberzeugung gewähren, und man sollte meinen, vorzüglich in den letzten zehn Jahren seyen solche Ueberzeugungen recht allgemein und lebendig geworden, daß der bloße passive Gehorsam nicht ausreicht, sondern daß große Anstrengungen nur die Wirkung eines freiwilligen Gehorsams, einer durch Befehl und Zwang nicht zu weckenden Bereitwilligkeit und Treue sind. Das Vertrauen der Völker zu der Persönlichkeit ihrer Regenten findet sich sehr leicht: allein es gehört auch Vertrauen auf die Institutionen des Staats dazu, und dieses ist desto schwerer zu erlangen. Ohne eine gute, schleunige, unparteiische und auch gegen Vornehme kraftvolle Rechtspflege ist es schon ganz vergeblich, darauf zu hoffen. Aber, und dies ist häufig übersehen worden, es kommt dabei noch weniger auf das endliche Resultat der Rechtspflege an, als darauf, daß in den gerichtlichen Formen überall das rechtliche und moralische Gefühl der

Menschen geehrt werde. Es ist sogar weniger daran gelegen, daß ein jeder am Ende doch bei seinem Rechte geschützt werde, als daran, daß er in den gerichtlichen Verhandlungen stets die Ueberzeugung gewinne, es sey den Richtern wahrer Ernst, dem Recht und der Wahrheit den Sieg über die Lüge und die Unredlichkeit zu verschaffen.

In der That, und dies gilt nicht allein von den Formen des gerichtlichen Verfahrens, gibt es in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten keinen größern und nachtheiligern Mißgriff, als wenn man den Werth und das Recht der Wahrheit verkennt. Nichts beleidigt so sehr den gesunden moralischen Sinn des Volkes, nichts erweckt größeres Mißtrauen, als wenn der freie Lauf der Wahrheit gehemmt wird. Die Würde des einzelnen Menschen und die Sicherheit des bürgerlichen Verkehrs beruhen auf der Wahrhaftigkeit, und es ist der größte Widerspruch, wenn das, was Religion und Moral dem Einzelnen so unbedingt gebieten, durch menschliche Satzungen in etwas Unerlaubtes verkehrt werden soll. Gelingen kann dies nie im Ganzen und auf die Länge, und wenn es ja durchgesetzt wird, eine Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit unter den Bürgern hervorzubringen, so kann dies nie geschehen, ohne den Volkscharakter im höchsten Grade zu entwürdigen. Besonders aber gehört es zu den wesentlichsten Bedingungen einer guten Rechtspflege, daß Wahrheit immer ihr höchstes Gesetz bleibe.

Es ist oben schon vorläufig bemerkt worden, daß die meisten neuen Proceßordnungen deutscher Staaten im Wesentlichen den alten Grundlagen des deutschen Civilprocesses treu geblieben sind und sich weder den französischen Formen, noch der preußischen Instructions-Maxime genähert haben. Nur zwei machen davon eine Ausnahme: die großherzoglich hessische Landgerichts-Ordnung, welche etwas von dem französischen Proceß in sich aufgenommen hat, und das königl. würtembergische Edict über die Rechtspflege in den untern Instanzen, welche sich zum preußischen Proceß hinneigt. Sie wird deshalb in Hn. Griesinger's Schrift, über Justizorganisation, einer strengen Kritik unterworfen. Uebrigens hat weder das Beispiel der preußischen Civil-Proceß-Gesetzgebung, noch die große Vorliebe, welche man in dem westlichen Deutschland für das Plädiren gefaßt zu haben scheint, einen bedeutenden Einfluß auf die neuen Gesetze ausgeübt. Dies wäre gewiß sehr zu bedauern, wenn die Vorzüge, welche an jeder dieser beiden Proceßformen von ihren Anhängern gerühmt werden, ihnen nur zum kleinern Theile mit Recht zugeschrieben würden.

Die gegenwärtig noch bestehende preußische Proceßordnung ist nunmehr seit einigen vierzig Jahren im Gange. Nahe an neun Millionen Menschen werden nach ihr gerichtet, und dennoch

ist sie ihrem eigentlichen Charakter nach, außer Preußen noch so gut wie gänzlich unbekannt. Gönner's Aufsatz in seinem Handbuche des Processes (1, 175) ist fast das Einzige, was außer Preußen darüber geschrieben worden ist; bis die neueste Zeit auch andere Rechtsgelehrte zu einer Vergleichung dieser Gesetzgebung angelockt hat, welcher man, wie man auch am Ende über sie urtheilen möge, wenigstens den, freilich etwas zweideutigen, Ruhm der Originalität nicht absprechen kann. Aber obgleich Gönner's Abhandlung noch immer das Verdienst des tiefern Eindringens in die Sache vor allen, auch den neuesten Beurtheilungen auswärtiger Rechtsgelehrten voraus hat (Hr. Zum Bach kommt, als preußischer Rechtsgelehrter, hier nicht zur Vergleichung, sonst würde ihm unbedenklich der Preis gebühren): so ist auch sie doch nur ein Beweis, wie leicht es ist, sich von einzelnen Ausdrücken (besonders dem Worte untersuchen, womit die preußische Gerichtsordnung das Geschäft des Civilrichters häufig bezeichnet) zu einer unrichtigen Ansicht über ein Ganzes, welches man nicht aus eigener Erfahrung kennt, verleiten zu lassen. Seitdem aber Gönner den Charakter des preußischen Civilprocesses mit dem Stempel einer Untersuchungsmaxime, im Gegensatz der dem gemeinen deutschen, sächsischen und selbst dem französischen zum Grunde liegenden Verhandlungsmaxime, genau bezeichnet zu haben glaubte; seitdem ist es einem jeden leicht geworden, aus allgemeinen Gründen darzuthun, daß sich für den Civilproceß, in welchem die Bürger ihr Recht nur soweit sie, und wie sie wollen, verfolgen, und nicht genöthigt seyn sollen, mehr von ihren besondern Rechtsverhältnissen zu verrathen, als sie gerade Lust haben, ein Untersuchungsverfahren nicht schicke. Dies ist so einfach und klar als möglich. Von seinem Rechte kann ein jeder nachlassen, soviel er will; er darf nicht gezwungen werden, etwas von dem andern zu fordern, was er ihm erlassen will; er muß die Freiheit haben, seinen Anspruch eifrig oder lässig zu betreiben, unzulängliche Beweismittel zu gebrauchen, wenn er die rechten aus irgend einer Ursache nicht vorbringen mag, und andere fehlerhafte Proceßschritte zu begehen. Aber weil es denn so gar klar ist, daß das Princip des Civilprocesses die Freiheit der Parteien sey, so hätte man doch auch auf den Einfall kommen sollen, etwas genauer nachzuforschen, ob denn wirklich dem preußischen Civilprocesse ein anderes zum Grunde liege, ob darin der freie Wille und das Recht der Bürger, über das Ihrige beliebig zu verfügen, weniger geehrt sey, als in andern Proceß-Gesetzgebungen. Man würde alsdann höchst wahrscheinlich gefunden haben, daß gerade von dieser Seite die allgemeine Gerichtsordnung die größte Vorsicht angewandt habe, und wegen ihrer zarten Schonung, die sie der individuellen Freiheit durchaus beweist, insoweit sie eine rechtmäßige ist und wirklich ins

Spiel kommt, höchst ehrwürdig sey. Man würde sich überzeugt haben, daß nirgends so sehr, als in Preußen, dafür gesorgt ist, den wahren eignen Willen der Parteien gegen Richter und Sachwalter zu beschützen, und daß das ganze System von einer in die Privatrechte eindringenden Untersuchungsmaxime nur ein Gespenst der eignen Phantasie sey, welches eben als ein selbst und beliebig erschaffener Gegner ohne Schwierigkeit zu besiegen war.

Gerade bei der allgemein erwachten Thätigkeit der Gesetzgebung für die Verbesserung der bürgerlichen Rechte, sollte wohl eine genaue und tief eingehende Untersuchung dessen, was man in andern Ländern für diesen Zweck versucht und geleistet hat, allen andern Arbeiten vorangehen. Erst aus ihr können sich diejenigen, welchen der große aber schwierige Beruf geworden ist, Reformatoren der bürgerlichen Rechtspflege zu seyn, die Vielseitigkeit der Umsicht erwerben, welche das nothwendigste Erforderniß aller legislativen Arbeiten ist. Ohne die Kenntniß dessen, was in andern Ländern besteht, wird die positive Gesetzgebung sich immer nur in dem engen Kreise zufälliger Eigenthümlichkeit bewegen, und indem man nur zu geneigt ist, dem Gewohnten irriger Weise den Charakter der Nothwendigkeit beizulegen, wird man niemals tief in das Wesen rechtlicher Institutionen eindringen. Vergeblich sucht man diese Forderung mit dem Vorwande abzuweisen, daß neue Gesetze nur in einer Entwickelung der ältern, nicht aber in neuen Schöpfungen ihren vorzüglichsten Werth suchen sollten, und daß man mehr darauf ausgehen müsse, den Charakter des bereits Vorhandenen festzuhalten, als sich einen neuen Weg zu bahnen. Allerdings ist das Letzte eine Aufgabe, welche nur wenigen, nämlich nur einem ausgezeichneten Geiste gelingen wird; und wer sich ohne einen solchen innern Beruf an die Gesetzgebung wagt, wird meistens mehr verderben als gut machen. Allein das theilweise Bessern an den Gesetzen ist nicht viel leichter, und wenn dabei ein falsches Princip festgehalten, oder in das bestehende System hineingetragen wird, so wird ein Uebel, welchem man abhelfen wollte, nur gar zu leicht bloß mit einem neuen, oft viel größern, vertauscht. Es ist daher zuweilen weil weniger schwierig, ein von Grund aus neues Gebäude zu errichten, als das alte, wenn auch seinen Grundlagen nicht alle Brauchbarkeit abgesprochen werden könnte, auf eine zweckmäßige Weise auszubessern. Besonders möchte die Geschichte der Proceßgesetze älterer und neuerer Zeiten an Beispielen zu diesem Satze reich genug seyn. Man bedurfte auf dieser Bahn zuweilen nur noch eines kleinen Schrittes, um sich auf einem ganz neuen und wichtigern Wege zu finden; und man würde ihn vielleicht gethan haben, wenn man diesen Weg in seinem ganzen Laufe gekannt, und gewußt hätte, daß er bereits von vielen andern mit gutem Erfolge betreten worden ist. Aber die Furcht vor einer

unbekannten Gegend, das Vorurtheil, daß es weiter keinen Weg zum Ziele gebe, als den alten bekannten, bei welchem man nur allerlei Verirrungen und unwegsame Stellen zu vermeiden suchen müsse, die Anhänglichkeit an das Alte, vielleicht auch zuweilen die kleine Eitelkeit, das Vaterländische unter jeder Bedingung dem Fremden, selbst dem Bessern, vorzuziehen, und der Widerwille gegen das Eingeständniß, die Nachbarn seyen weiter gekommen als wir: alles dies wirkte zusammen, um jenen Schritt, zu dem der Fuß schon aufgehoben zu seyn schien, mit entschlossener Festigkeit und überlegtem Muth zu vollführen.

Rec. will bei dieser Gelegenheit sogleich sein Glaubensbekenntniß ablegen und die äußern Umstände, unter welchen sich seine Ueberzeugung gebildet hat, angeben, damit der Leser wisse, woran er mit ihm ist, und beurtheilen könne, inwiefern den Ansichten, welche er mitzutheilen unternimmt, einige Erfahrung zum Grunde liegt. Rec. hat nämlich, nachdem er auf einer sächsischen Universität seine wissenschaftliche Bildung empfangen, zehn Jahre in einer damals preußischen Provinz gelebt, hat sich dem Justizdienste mit den gesetzlichen Vorbereitungen gewidmet, ist mehrere Jahre actives Mitglied eines Landes=Justiz=Collegii und zugleich eines ansehnlichen Untergerichts gewesen, und ist, nach Trennung jener Provinz von dem preußischen Staate, eine geraume Reihe von Jahren hindurch Mitglied sächsischer Justiz= und Spruch=Collegien gewesen, bei welchen aber auch die Formen des gemeinen deutschen Processes häufig zur Anwendung gekommen sind. Unter allen ältern Proceß=Gesetzgebungen, welche er in dieser nunmehr 25jährigen Laufbahn praktisch kennen lernte, und worunter selbst das französische Verfahren einigemal vorgekommen ist, hat ihm keine ihre große Aufgabe so vollkommen gelöst zu haben geschienen, als die preußische. Er ist sehr häufig in dem Falle gewesen, wenn er einen irrig geführten Proceß, einen verfehlten Beweis, ein weitläufiges und am Ende wohl doch vergebliches processualisches Verfahren in die Hände bekam, wenn er selbst mit dazu stimmen mußte, das wirkliche Recht einer bloßen Form aufzuopfern, sich zu sagen, daß wenn diese Sache nach preußischer Proceßform verhandelt worden wäre, eine Menge unnützer Weitläufigkeiten hätte erspart, und ein zehnjähriger Federkrieg vielleicht in einem Termine ausgemacht werden können. Der häufige Fall, daß eine unvorsichtige Fassung der Klage, der Einlassungen, der Beweisartikel den Verlust eines unleugbaren Rechts nach sich zieht, daß langwierige Processe zuletzt nur der Kosten wegen fortgeführt werden, kann in Preußen gar nicht vorkommen; und wenn dort eine gerechte Sache dennoch verloren geht, so geschieht es doch wenigstens nicht der bloßen Form wegen, und wenn etwas versäumt ist, selten anders als durch die eigne Schuld der Parteien,

nicht durch Fehler der Advocaten, welche außer Preußen so leicht begangen, und so schwer wieder gut gemacht werden.

Rec. bescheidet sich sehr wohl, daß auf diese Ueberzeugung gar manches eingewirkt haben kann, was nicht in der Sache selbst lag. Dem preußischen Proceß hat er die Kraft und den Muth seiner ersten Mannesjahre gewidmet, er hat nicht ohne innere und äußere Befriedigung nach demselben gearbeitet; er ist aus diesem Dienst wieder ausgetreten, ehe ihm derselbe mechanisch und durch das Einerlei des Instruirens lästig werden konnte. Er bescheidet sich nicht minder, daß, obwohl er den preußischen Proceß für einen sehr richtigen Weg zum Ziele einer schleunigen, gerechten und in jeder Art wohlgeordneten Rechtspflege erkennen muß, derselbe doch nicht der einzige Weg zu diesem Ziele ist. Er gibt vielmehr recht gern zu, daß auch nach gemeinen deutschen, sächsischen, selbst nach französischen Proceßformen eine Rechtspflege möglich ist, welche im Ganzen ihrem Zwecke entspricht, und wohl sogar einzelne Vorzüge darbietet, durch welche dasjenige zum Theil wieder aufgewogen wird, worin sie der preußischen nachstehen möchte. Allein so wie die Proceßformen, welche Rec. aus Erfahrung kennen lernte, jetzt sind, trägt derselbe kein Bedenken, den preußischen einen solchen Vorzug einzuräumen, welcher kaum eine Vergleichung zwischen beiden gestattet. Und auf jeden Fall ist es gewiß wenigstens sehr zu wünschen, daß man sich da, wo man mit Proceßreformen umgeht, die Mühe nicht verdrießen lassen möge, den preußischen Proceß mit Beiseitesetzung jedes Vorurtheils viel genauer kennen zu lernen, als es bisher der Fall gewesen ist.

Wenn man auf die literarischen Hülfsmittel sehen will, welche das Studium des preußischen Processes erleichtern können: so muß man freilich gestehen, daß die preußischen Rechtsgelehrten einige Schuld dabei haben, daß ihre Gerichtsordnung außer ihrer Heimath so wenig bekannt ist. Die wissenschaftliche Behandlung derselben ist nicht weit gediehen. Eine der geistreichsten und belehrendsten Schriften über den Geist dieser Proceß-Gesetzgebung bleibt noch immer die erste von allen (Briefwechsel über die gegenwärtige Justizreform in den preußischen Staaten, nebst einigen nach den Vorschriften der neuen Proceßordnung instruirten Acten. Heft I. Berlin 1780. Heft II. 1781. Heft III. 1784. 8.), deren Verf., Carl Gottlieb Suarez, (geboren 1746 zu Schweidnitz, gestorben als Geh. Ober-Tribunal-Rath zu Berlin 1798) und Otto Nath. Baumgarten (geb. 1745, gest. als Geh. Ob. Trib. Rath 1802) freilich auch um so vertrauter mit der neuen Legislation seyn konnten, als man den Geh. Ob. Trib. Rath Suarez wohl für den eigentlichen Urheber derselben halten muß. Wenigstens hat er die Ideen des damaligen Justizministers in Schlesien, nachherigen Großkanzlers, Grafen von

Carmer, schon 1775 in die Form eines Gesetzbuchs gebracht. Die jener Schrift beigefügten Acten, nach den Regeln des neuen Processes ausgearbeitet, sind ein Muster von Erfindungsgabe. Im dritten Hefte ist eine historische Notiz über den Fortgang der Justizreform, und eine Vertheidigung der Gerichtsordnung gegen die in der That sehr seichte Beurtheilung von Selchow's und Schlettwein's enthalten. Seitdem beschränkte sich die wissenschaftliche Bearbeitung des preußischen Processes auf eine dreifache Gattung von Schriften, welche alle, auf das Bedürfniß der Praxis berechnet, außerhalb dieses Kreises kein Interesse erregen konnten; dies waren nämlich: 1) Auszüge und compendiarische Zusammenstellungen der Gerichtsordnung. Diese ist bekanntlich ihrer Form nach nicht blos Gesetzbuch, sondern sie verbindet mit den processualischen Bestimmungen zugleich eine Art praktischen Commentars, eine Instruction für die gerichtlichen Beamten, und ist dadurch, zumal in einigen Abschnitten, weitläufiger geworden, als für den Zweck eines Gesetzes zu wünschen ist. Jene Einrichtung war bei dem Erscheinen der neuen Proceßordnung sehr nützlich, und man kann sagen, nothwendig. Die Reform hatte unter den preußischen Justizdienern eine sehr große Partei gegen sich, an deren Spitze die beiden obersten Beamten, der Großkanzler Freih. von Fürst, und der Kammergerichts-Präsident v. Rebeur standen, und zu welcher sich die große Zahl aller derer gesellte, welche theils aus Stolz, theils aus Bequemlichkeit jede Verbesserung anfeinden. Diesen konnte nur durch den unerschütterlichen Willen Friedrichs II. und durch den Eifer des an Fürst's Stelle getretenen Großkanzlers v. Carmer, verbunden mit dem großen Talent seines Gehülfen Suarez, der Sieg entrissen werden, indem der unermüdliche Suarez von allen Seiten auch die bestrittene Möglichkeit, den Grundsatz der neuen Ordnung praktisch durchzuführen, durch Instructionen und Muster erwies, auch die untergeordneten Geschäfte der Gerichte, die Kanzlei- und Archivgeschäfte, das Sportel- und Depositalwesen und die Hypothekenverfassung gleichzeitig bis in die kleinsten Details bearbeitete. Wenn es aber nur durch eine so seltene Vereinigung der ausgezeichnetesten Talente und der günstigsten Umstände möglich wurde, die neue Schöpfung zum wirklichen Leben zu bringen: so ist freilich nicht zu leugnen, daß das Studium der Proceßordnung durch diese Form ungemein erschwert wird. Daher hielt man es bald für nothwendig, dem Bedürfniß des Anfängers durch Compendien zu Hülfe zu kommen, welche aber fast nur in einer kürzern Zusammenstellung der Gerichtsordnung selbst bestanden, anstatt daß man von einer allgemeinen Theorie des Processes hätte ausgehen und durch das Verhältniß des preußischen zu derselben ihren eigenthümlichen Geist entwickeln sollen. Daher ist auch unter allen

diesen Arbeiten keine einzige ausgezeichnete; die meisten sind sogar schlecht zu nennen, wie die Auszüge von Scheibe (Erlangen 1789), Meyer (Kurze Darstellung der neuen preußischen Gerichtsordnung, Hof 1797, 8.) und auch die Lehrbücher von Stelzer (Lehrbuch des preuß. ordentlichen Civil-Processes, Halle 1796; und Grundsätze des preuß. gerichtlichen Processes, Halle, I. Th. 1796. II. Th. 1805, 8.) und von Terlinden (Theorie der gerichtlichen Civil-Praxis in den preuß. Staaten, Halle, I. Th. 1797. II. Th. 1804. 8.) haben keinen großen Eingang gefunden, weil sie dem angehenden Praktiker doch keine besondere Hülfe gewährten, und der Weg, durch den Zutritt bei den Gerichten selbst, durch die erste nothwendige Stufe des Justizdienstes oder die Auscultatur, wenigstens die Außenseite, die Routine des Processes kennen zu lernen, immer noch der kürzeste blieb. In diese Classe gehört gewissermaßen auch Bielitz (die preuß. Justizverfassung in ihren Eigenthümlichkeiten verglichen mit der sächsischen. Halle, 1817. III. 8.); ein Werk, dessen Anlage schon darum verfehlt zu seyn scheint, weil die Grundlagen des sächsischen und preußischen Processes so verschieden sind, daß eine Durchführung der Abweichungen in den einzelnen Bestimmungen dem Geiste gar keinen befriedigenden Standpunct gewähren und das Gedächtniß nur ermüden kann. Für diese Vergleichung beider Legislationen gibt es vielmehr nur Einen richtigen Weg, denjenigen, welchen Hr. Ober-Landger. Rath Zum Bach (Vollständige Gegeneinanderstellung u. s. w.) in Ansehung des preußischen und französischen Processes wirklich eingeschlagen hat: nämlich die Hauptmomente auf allgemeine Gesichtspuncte zu bringen, und nun zu zeigen, welche Mittel ein jedes dieser beiden Systeme ergreifen mußte und wirklich ergriffen hat, um dem Ziele, welches doch immer kein anderes seyn kann, als dem Rechte einen möglichst vollständigen und schleunigen Sieg über das Unrecht zu verschaffen, möglichst nahe zu kommen. Auch Mittermaier (Nr. 3. der am Eingange erwähnten Schriften) hat einen ähnlichen Gang genommen: allein preußische Juristen werden seinem Werke nicht die rechte lebendige Kenntniß der preußischen Proceßform zugestehen, welche zu einer solchen Vergleichung nöthig war; und dies Urtheil wird weiter unten, nach Ueberzeugung des Rec., vollständig gerechtfertigt werden. Für einen Beitrag zu ächt wissenschaftlicher Behandlung des preußischen Processes kann dies Werk also durchaus nicht angenommen werden.

Eine zweite Classe der preußischen Proceß-Literatur machen diejenigen Werke aus, welche auf das Bedürfniß derer berechnet sind, welche sich mit einer bloßen Routine des Geschäftsganges begnügen, ohne den etwas beschwerlichen aber belohnenden Umweg zur Praxis durch die Theorie gehen zu wollen. Ihrer sind leider überall nicht

wenige, und für sie sind praktische Muster, Formulare zu allerlei richterlichen Geschäften mehr werth, als die gründlichste theoretische Entwickelung, welche die Formulare entbehrlich macht, indem sie für jeden vorkommenden Fall die zweckmäßigste Abfassung aus innern Gründen an die Hand gibt. Rec. ist gar nicht gemeint, diesen Formularen allen Nutzen abzusprechen; vielmehr gesteht er ihnen am rechten Orte einen sehr großen zu. Einförmigkeit in den Ausfertigungen der Gerichte ist ein sehr großer Vortheil: sie werden dadurch gleichsam stehende Typen, welche nach und nach allgemein verständlich werden, und es kann dadurch eine außerordentliche Zeitersparniß erreicht werden, wenn weder der decretirende Richter, noch der expedirende Secretair sich mit der Form viel abzugeben nöthig haben. Eine solche im voraus gegebene Form richterlicher Geschäfte, z. B. der am häufigsten vorkommenden Verträge und anderer Verhandlungen, sichert auch die Vollständigkeit der Niederschreibung, so wie durch feststehende Ausdrücke die Bestimmtheit und Deutlichkeit derselben. Daher haben auch die preußischen Gerichte eine große Zahl solcher Formulare entworfen, welche bei den Ausfertigungen nur ausgefüllt werden. Freilich haben sie auch wieder die nachtheilige Folge, dem ganzen Geschäftsgange etwas Mechanisches zu geben und das theoretische Studium, das eigne gründliche Denken über das Gesetz entbehrlich zu machen. Allein dem könnte leicht abgeholfen werden, wenn bei den größern Gerichten die Veranstaltung getroffen würde, daß irgend ein Mitglied oder anderer Beamter derselben von Zeit zu Zeit für die dabei arbeitenden jungen Leute eine Art Vorlesung über Bedeutung und rechte Anwendung der vorhandenen Formulare hielte, und dabei überhaupt auf die Theorie des Processes einige Rücksicht nähme. Dies Daseyn solcher Formulare bei den Gerichten gibt auch eine Erklärung des Umstands, daß ungeachtet der den Menschen überhaupt anklebenden Neigung zur Routine, doch nicht eben viel solche Formulare und Muster rechtlicher Geschäfte gedruckt worden sind. Denn auch für diejenigen Decrete und Ausfertigungen, für welche keine officiellen und gedruckten Formulare bei den Gerichten vorhanden sind, finden sich leicht Arbeiten irgend eines bewährten Geschäftsmannes, welche lange Jahre von den angehenden Praktikern als Muster gebraucht werden. Denn dies gehört wieder zu den Eigenheiten der preußischen Praxis, daß sie, indem sie die Form der processualischen Verhandlungen fast ganz den Richtern in die Hände legt, auch eine gewisse Liebe zu derselben in ihnen erweckt. Verhältnißmäßig wird man vielleicht nirgends so viele Geschäftsleute finden, welche auf die innere und äußere Nettigkeit, Präcision und Genauigkeit ihrer Arbeiten einen so großen Werth legen, und Rec. gesteht gern, daß er selbst zu dieser Classe gehört. Es ist ihm nichts unangenehmer, als die abscheuliche Vernachlässigung

der innern und äußern Form, welche man bei den meisten Gerichten antrifft, wo Unachtsamkeit bei der Abfassung, unreinliche und unleserliche Handschriften und schlechtes Material, gleichsam in einem ewigen Wettstreite miteinander begriffen sind, von welcher Seite das Gefühl für Reinlichkeit und Richtigkeit am meisten verletzt werden soll. Da sich nun Muster für alle Gattungen gerichtlicher Aufsätze bei allen preußischen Gerichtshöfen vorfinden, so hat die Literatur nur weniges darin aufzuweisen. Terlinden's Versuch einer praktischen Anleitung zum Decretiren und Expediren (Halle, I. Th. 1786. II. Th. 1788. III. Th. 1795. 2te Ausgabe 1805 und Formularbuch, als Anhang dazu. Halle 1791. 8.) ist fast das einzige hieher gehörige geblieben. Des Präsidenten, nachherigen Staatsministers v. Massow, Anleitung zum praktischen Dienst der königl. preußischen Justizbedienten für Referendarien (erste Ausgabe 1792. 2te Ausgabe 1816. III. 8.) gehört nicht eigentlich hieher, da es gleichsam eine praktische Encyklopädie für preußische Justizbeamten aller Art ist, und zwar eine Menge nützlicher Regeln für alle Zweige der Praxis, aber doch, einige Tabellen ausgenommen, keine Formulare enthält. Dagegen liefert der II. Theil von Terlinden's Theorie der gerichtlichen Civilpraxis Formulare zu processualischen Aufsätzen (auch in Stelzer's Lehrbuch des preußischen Civilprocesses sind dergleichen zu finden); und Stengel's praktisch=juristische Ausarbeitungen, Th. I. 1799. Th. II. 1803, von welchen Paalzow den III., IV. und V. Theil (auch mit dem Titel: Beiträge zur juristischen Praxis, Th. I.—III. 1805. 1806) herausgab, enthalten ausgezeichnete Defensionen und Deductionen. Es dürfte wohl an der Zeit seyn, die im juristischen Geschäftsleben üblichen Formeln überhaupt einer Revision zu unterwerfen, um mit Ausscheidung alles Veralteten und Ueberflüßigen, sie nicht allein verständlicher, sondern auch einfacher und präciser zu machen.

Auch die dritte Classe der preußischen Proceß=Literatur hat in dem Bedürfniß der Praxis ihren Grund. Da die Gesetzgebung auch im Proceß immer fortschreitet, und sowohl von dem Justiz=Ministerio als von den Gerichtshöfen selbst Entscheidungen ausgehen, durch welche manche Puncte näher bestimmt werden, so ist es für die Justizbeamten ein schwieriges Geschäft, alle diese in den verschiedenen Sammlungen zerstreuten Novellen und Rescripte sich immer gegenwärtig zu erhalten. Im Jahr 1815 ist zwar ein Anhang zur allgemeinen Gerichtsordnung gesetzlich bekannt gemacht, auch der in jenem Jahre veranstalteten neuen Auflage der Gerichtsordnung selbst eingeschaltet worden. Er enthält aber nur in 472 Paragraphen die eigentlichen gesetzlichen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen der allgemeinen Gerichtsordnung, und neben bleiben immer noch die Entscheidungen des Justiz=Ministeriums, als ver=

bindliche (doch bei ihrer Hintansetzung keine Nullität nach sich ziehende) Anweisungen für die Gerichte, und die eignen Aussprüche der Gerichte selbst übrig, welche zwar keine Art von verbindlicher Kraft haben, doch, wenn sie von ansehnlichen Justizcollegien ausgingen, auch von andern gern befolgt werden. Diese Novellen und Glossen in einer bequemen Uebersicht zusammenzustellen, ist man denn von Zeit zu Zeit bemüht gewesen. Schon 1791 gab Ch. Ludw. Stengel Auszüge aus den zu Ergänzung und näherer Bestimmung der preußischen Proceßordnung ergangenen Verordnungen, in demselben Jahre aber auch schon Supplemente dazu heraus. Paalzow's Handbuch für praktische Rechtsgelehrte in den preußischen Staaten, Berlin 1802. III. 8. enthielt eine solche Sammlung ergänzender und erläuternder Verordnungen, von welcher sich der 3. Band auf die Proceßordnung (so wie auf die Depositalund Hypotheken=Ordnung) bezieht. (In einer 2ten Ausgabe 1816—1819 enthält der IV. Band die Zusätze und Nachträge zur Gerichtsordnung). Wie die Masse anwächst, zeigt recht anschaulich der von J. C. Merkel herausgegebene Commentar zur allgemeinen Gerichts=, Deposital= und Hypotheken=Ordnung, welcher in der ersten Ausgabe (Breslau 1803) 290 Seiten in kl. 8., in der 2ten dagegen (Breslau 1817. II. gr. 8.) 1198 S. anfüllt. Der Hauptcharakter des Buchs ist allerdings auch die Zusammenstellung der Ergänzungen und Erläuterungen, allein auch die Parallelstellen der Gesetze sind fleißig gesammelt, und antinomistische Zweifel, Beispiele und doctrinelle Bemerkungen eingestreut. Aber eine wissenschaftliche Auseinandersetzung darf man auch hier nicht erwarten: es sind Glossen eines wackern Praktikers, zum praktischen Gebrauch für sich und andere zusammengetragen. Ein ähnliches Werk neuerer Zeit ist des Justizraths W. B. Fischer Repertorium des neuesten preußischen Rechts, oder wesentlicher Inhalt der bis zu Anfang des J. 1821 erschienenen preuß. Gesetze u. s. w. in alphabetisch geordneten Artikeln u. s. w. Berlin 1821. II. 8. Das Neueste aber sind die unter Nr. 1. aufgeführten:

Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgem. Gebühren=Taxen u. s. w., welche mit einem ähnlichen Werke desselben Verfassers:

Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgem. Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben, und Register. Leipzig, Brockhaus. 1823. II. 8.

in Verbindung stehen.

Der Vorzug eines solchen Werkes besteht, da es die Zusätze,

nach der Ordnung des Gesetzbuches, bei jedem Paragraphen eingeschaltet, vornehmlich in der Vollständigkeit und Genauigkeit des Zusammentragens, in richtiger Einschaltung an dem gehörigen Orte, und, da eine Abänderung oder Erläuterung sich selten auf eine isolirte einzelne Stelle beziehen kann, in der vollständigen Bemerkung derselben bei allen den Stellen und der ganzen Lehre, worauf sie Bezug hat. Daher werden auch oft Abänderungen und Ergänzungen des einen Gesetzbuchs auf das andere Einfluß haben, und z. B. Novellen zum allgemeinen Landrecht auch bei der Glosse zur allg. Gerichtsordnung angeführt werden müssen. Ein Vorzug eines solchen Werks, welches man mit einer großen Authentiken=Sammlung vergleichen möchte, wird ferner in scharfer Auffassung und präcisem Ausdruck dieser Authentiken bestehen, und da es im preußischen Staate nicht erlaubt ist, einen Abdruck der Gesetzbücher zu veranstalten, also nicht wie in den beiden französischen Hauptwerken dieser Gattung, den Cinq Codes annotés von *Sirey*, und dem Manuel de droit français von *Poillet*, die Zusätze unter den Text gebracht werden können: so ist auch die geschickte, und den Gebrauch erleichternde formale Einrichtung ein nicht zu übersehender Punct.

In allen diesen Beziehungen ist das vorliegende Werk der Empfehlung würdig. Es zerfällt in drei Abtheilungen, und jede enthält die Novellen oder Glossen in Paragraphen unter fortlaufenden Zahlen, nach der Ordnung der Titel und Paragraphen der Gerichtsordnung. So enthält die erste Abtheilung 633 solcher Glossen zu den drei Theilen der allgem. Gerichtsordnung, mit Ausschluß des 41. u. 43. Titels des ersten Theiles, worin das Verfahren bei Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse und bei Gemeinheitstheilungen durch die neuere Gesetzgebung sehr verändert worden ist. Beide Materien machen den Inhalt der II. Abtheilung aus; der Gegenstand der III. ist die allgem. Gebührentaxe vom 23. August 1815. Bei jedem Paragraphen ist die Stelle der Gerichtsordnung angeführt, zu welcher der Zusatz gehört, und man kann also bei dem Gebrauche sehr schnell nachkommen, ob zu irgend einem Satze eine neuere Entscheidung vorhanden ist, muß sich aber wohl vorsehen, alle mit dem Gegenstande in Verbindung stehende Stellen zu vergleichen, weil, und dies möchte Rec. für den einzigen wesentlichen Mangel des Buchs erklären, gar keine Zurückweisungen auf diese verwandten Stellen gegeben sind. Das chronologische Verzeichniß der Gesetze, Verordnungen und Rescripte dient auch sehr zu Erleichterung des Gebrauches, da man sich nur des Datums einer solchen Novelle zu erinnern braucht, um zu finden, ob sie überhaupt, und an welchem Orte sie angeführt ist. Zugleich aber gibt freilich dies chronologische Verzeichniß auch dieselbe Erscheinung,

welche man fast überall bemerken kann, daß die Masse neuer Verordnungen und ministerieller Entscheidungen mit jedem Jahre zunimmt. Während das Jahr 1810 nur 24 solcher Ergänzungen liefert, gibt das Jahr 1819 schon 53, und das Jahr 1821 ist noch reicher. Bei weitem die größere Zahl sind Rescripte des Justiz-Ministeriums, welches also eben so gut den Namen einer officina juris verdient, als die Engländer ihrem Großkanzler solchen beilegen. Vollkommen gesetzliche Kraft läßt sich freilich einer solchen Ministerial-Entscheidung nicht zuschreiben, da ihre Verletzung, wie schon oben bemerkt worden ist, nicht den Grund einer Nullitätsklage abgeben kann. Demungeachtet haben sie doch einen außerordentlich großen Einfluß auf die Fortbildung des Rechts und sind, genau genommen, die einzige Quelle legaler Autorität, da der oberste Gerichtshof des Reiches, das geheime Ober-Tribunal zu Berlin, seinen Entscheidungen niemals Gründe beifügt, und daher auch durchaus keinen Antheil an der Aufstellung irgend einer feststehenden Jurisprudenz (in dem Sinne wie die Franzosen ihre jurisprudence neben das Gesetz stellen) nehmen kann. Da sich nun die Ministerial-Entscheidungen nicht aus der richterlichen Anwendung des Gesetzes auf den vorliegenden Fall, nicht aus einem beharrlichen Geiste collegialer Berathung, welcher unabhängig von dem Leben der einzelnen Mitglieder in dem Collegio fortlebte, entwickelt, sondern von den persönlichen Ueberzeugungen eines jedesmaligen Justizministers und seiner vortragenden Räthe ausgeht: so ist gegen diese Art der Fortbildung des Rechts mancher Einwurf zu machen, und sie ist wohl für die Hauptursache anzusehen, welche in den Gerichtshöfen selbst die selbstständige Entwickelung des Rechtssystems von innen heraus verhindert und dasselbe zu einem Aggregat einzelner Bestimmungen macht, welche zwar, wenn man sie isolirt betrachtet, sich immer mit ganz guten Gründen rechtfertigen lassen, aber doch zusammengenommen nicht ein rechtes organisches Ganze bilden. Nichts unterdrückt aber mehr den systematischen und consequent fortschreitenden Geist der Rechtswissenschaft und führt mehr zu einer mechanisch-buchstäblichen Gesetzanwendung, als dieses Fortbilden von außen herein und von oben herab durch einzelne Rechtssätze. Der preußische Staat hat bis jetzt das Glück gehabt, an der Spitze seiner Justizverwaltung lauter Männer zu sehen, welche an der Grundlegung seiner Rechtsverfassung thätigen Antheil genommen, oder sich wenigstens noch in derselben Schule gebildet haben, aus welcher die Urheber derselben hervorgegangen waren. Daher konnte auch bisher diese Fortbildung des Rechtssystems noch eine gerade Bahn halten: allein wenn sich dies dereinst ändern wird, und es muß sich nach dem Laufe der Dinge doch einmal ändern, so wird man gewiß die Folgen davon empfinden, in welcher juristischen oder

philosophischen Schule ein jedesmaliger Chef des Justizministeriums gewesen ist, und daß der Nachfolger einer andern angehört, als sein Vorgänger. Schon jetzt möchte wohl der Grund mancher in die Gesetzgebung aufgenommenen Theorie Nettelblatt's oder Daries'ens ziemlich vergessen seyn, und wenn einst die neuere Behandlungsweise des römischen Rechts auch wieder bei dem allgemeinen Landrechte Eingang finden wird, was ganz unvermeidlich ist, so wird die daraus entstehende Verwirrung nicht gering seyn.

Ob nun die Novellensammlung zur Gerichtsordnung vollständig sey, darüber will Rec. sich kein Urtheil anmaßen, da er jetzt außer Preußen lebt, und zwar den Gang der preußischen Gesetzgebung und Fortbildung des Rechts nie ganz aus den Augen verloren hat, aber doch nicht aus lebendiger Uebung den Umfang der erfolgten Veränderungen kennt. Daher lassen sich in dieser Beziehung auch gewissermaßen nur zwei Präsumtionen aufstellen. Die eine ist, daß ein bekannter vorzüglicher Geschäftsmann, als derjenige ist, welchen man für den Verfasser der Ergänzungen hält (Hr. Ober-Landgerichtsrath von Strombeck zu Halberstadt) gewiß für die Vollständigkeit gesorgt hat, welche überhaupt bei der ersten Ausarbeitung eines solchen Werkes möglich ist; die zweite aber, daß bei einer zweiten Auflage, die bei der praktischen Brauchbarkeit des Buches und bei dem Beifall, welchen es, wie uns versichert wird, bei den Geschäftsmännern gefunden hat, nicht lange ausbleiben kann, der Stoff derselben sich bedeutend vermehren wird. Denn dies ist etwas, bei der Natur eines solchen Werkes ganz Unvermeidliches: theils wächst die Masse im Fortgang der Zeit von selbst, theils ist die Zahl der Sammlungen, aus welchen geschöpft werden muß, so groß, und die Sammlungen selbst so bändereich, daß sich immer noch Gelegenheit zu Nachträgen finden wird, zumal da auch jenen Sammlungen selbst leicht eins und das andere von den vielen Rescripten entgeht, welche jährlich auf Veranlassung einzelner Fälle aus dem Ministerio an die Obergerichte erlassen werden und irgend etwas allgemein Anwendbares enthalten. Rec. erinnert sich aus seinen frühern Dienstverhältnissen manches Rescripts, welches, indem darin allgemeine Grundsätze ausgesprochen wurden, wohl verdient hätte, der Vergessenheit entrissen zu werden, welches aber in keiner der damaligen Sammlungen einen Platz gefunden hat.

Es wäre hier der Ort, derjenigen Sammlungen selbst zu erwähnen, welche neben der officiellen Bekanntmachung der Gesetze im eigentlichen Sinne für die gleichzeitige Bekanntmachung und Aufbewahrung amtlicher Entscheidungen und Nachrichten, so wie mancher doctrinellen Hülfsmittel bestimmt sind. Diese waren sonst noch nöthiger, als jetzt, da neue Gesetze nur in einzelnen Abdrücken bekannt gemacht wurden, die officielle Sammlung derselben aber in

der als Privatarbeit von Chr. Otto Mylius angefangenen (Corpus Constitutionum Marchicarum. 1736. 1737. VI. Fol.) und von der königl. Akademie der Wissenschaften fortgesetzten Edicten-sammlung (Continuatio Corporis Constit. Marchicarum. Berolini 1755. IV. Fol. und Novum Corpus Constitut. March. T. I.—XI. 1778—1807) nur langsam fortrückte und immer sehr lange zurückblieb, dabei doch auch nach und nach sehr kostbar geworden war. Seitdem in Preußen eine eigne Gesetzsammlung (vom J. 1810 an) die neuen Verordnungen unmittelbar nach der Promulgation bekannt macht, eine Einrichtung, welche zuerst in Frankreich, im Bulletin des lois getroffen wurde, ist in Beziehung auf sie jede Privatsammlung überflüssig geworden, und nur Ministerial- und Gerichts-Entscheidungen als Stoff des Sammelns übrig geblieben. Auch in diesem Zweige der juristischen Literatur wurde der Anfang bloß durch Privatfleiß, ohne amtliche Autorität gemacht, zuerst von Klein in seinen bekannten Annalen (XXVI. Bde. 8. 1788—1806), dann von Eisenberg und Stengel (Beiträge zur Kenntniß der Justiz-Verfassung und juristischen Literatur, in den preuß. Staaten 1795—1804. XVIII. 8.) Paalzow's (Magazin der Rechtsgelehrsamkeit in den preußischen Staaten. 1801—1804. VII. 8.) und einigen andern weniger bedeutenden. Erst 1800 nahm sich das Ministerinm dieses wichtigen Geschäfts an: das Neue Archiv der preuß. Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit (Berlin, 1800. III Bde. IV. Bds 1—3 Heft 1807) wurde unter der Autorität des Großkanzlers v. Goldbeck herausgegeben. Auch die neun ersten Bände der Juristischen Monatschrift für die preuß. Staaten, von A. v. Hoff und Matthis (1800—1811. XI. Bde. 8.) sind vom Ministerio für officiell erklärt worden. An sie schließen sich die Jahrbücher für die preuß. Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung an, welche seit 1813 mit amtlicher Autorität von dem wirkl. geh. Ober-Regierungsrath v. Kamptz herausgegeben werden (1814—1823 XX Bde. 8.), und neben welchen derselbe seit 1818 auch noch Annalen der innern Staatsverwaltung jährlich in 4 Heften herausgegeben hat. Die Lücke zwischen der Edictensammlung, welche mit dem J. 1807 schließt, und der Gesetzsammlung, welche erst mit dem 27. October 1810 beginnt, enthält gerade eine für Preußens Legislation sehr interessante Periode, die große Reform der Standesverhältnisse von 1808, die Städteordnung, eine neue Organisation der Staatsbehörden, und soll noch officiell ausgefüllt werden.

Aus der bisherigen Uebersicht der preußischen Proceß-Literatur, welche nur insofern auf Vollständigkeit Anspruch macht, als sie des Wichtigsten erwähnen und die Bestimmung derselben im Ganzen

darlegen sollte, wird sich wohl das oben ausgesprochene Urtheil hinlänglich rechtfertigen, daß die wahrhaft wissenschaftliche Bearbeitung des preuß. Processes noch zur Zeit geringe Fortschritte gemacht hat. Diese Behauptung ist nicht neu, sie ist schon von dem verstorbenen Seidensticker in seiner gehaltvollen Abhandlung über die juristische Literatur der preuß. Monarchie (Jenaische Allg. Lit. Zeitung 1806. Nr. 208—210 und Nr. 217—223) mit Gründen belegt worden. Besonders haben die Schriftsteller über das preuß. Recht (denn es wäre unrichtig, die preuß. Rechtsgelehrten überhaupt nur unter jenen zu suchen, und einen nur jene treffenden Vorwurf auf sie auszudehnen) es bisher gar zu sehr verschmäht, die entferntern geschichtlichen Quellen ihrer Gesetzgebung gehörig aufzusuchen. In Ansehung der Gerichtsordnung ist nur ein Versuch gemacht worden, sie mit ihrer unmittelbaren Grundlage, dem Corpus juris Fridericianum, oder der Proceßordnung von 1781 zu vergleichen, welcher sich aber nicht weiter als auf die drei ersten Titel des ersten Theiles verbreitet (Eisenberg=Stengel Beiträge u. s. w. I. 111—149); von einem weitern Zurückgehen auf die ältere Gesetzgebung, besonders auf die Anfangs zu sehr erhobene, nachher zu gering geschätzte Proceßordnung des Großkanzlers von Cocceji (Project des Codicis Fridericiani oder eine nach Sr. königl. Maj. von Preußen selbst vorgeschriebenem Plan entworfene Kammer=Gerichts=Ordnung u. s. w. 1748) ist noch kaum die Rede gewesen. Man hat zwar hie und da beiläufig erwähnt, daß ein bekanntes Werk von K. F. v. Benckendorf, dem Verf. der Oeconomia forensis, nämlich: „Das Grab der Chicane, worin, daß häufige Processe das größte Uebel eines Staates sind, gezeigt, die wahren Quellen, woraus sie entstehen, genährt, ins Unendliche vervielfältigt werden, entdeckt, und die Mittel, diese Quellen zu hemmen und zu verstopfen, an die Hand gegeben werden" (Berlin, 1781—85. IV. 8. 2te Ausgabe 1792) eine der Quellen gewesen sey, woraus die Verfasser der neuen Proceßordnung im J. 1780 geschöpft hätten. Allein dem Rec. ist diese Angabe, wenn man auch annehmen wollte, daß Carmer, welcher dem Könige seine ersten Pläne schon im J. 1774 vorlegte, etwa aus einem Manuscripte Benckendorf's geschöpft habe, ungeachtet einiger verwandten Ideen doch nie wahrscheinlich vorgekommen.

Demungeachtet ist es ein sehr großer, wiewohl sehr oft vorkommender Irrthum, die preuß. Proceß=Gesetzgebung, wie sie jetzt steht (durch die allgemeine Gerichtsordnung vom J. 1794 auf die eben erwähnte Proceßordnung von 1781, oder das Corpus juris Fridericianum, Th. I. zurückgehend) als eine ganz isolirt dastehende neue Schöpfung zu betrachten. Sie ist nicht nur durch unzählige Fäden mit der Cocceji'schen Proceßordnung, und durch sie

mit der ältern Legislation verknüpft, sondern auch der Einfluß, welchen die vertriebenen französischen Familien in Berlin gewannen, wo sie bald zu den angesehensten Aemtern gelangten (der zweite Großkanzler, von 1755 bis 1770, Pandin de Jariges, in Berlin 1706 von französischen Aeltern geboren, gehörte zu ihnen, verschaffte selbst den französischen Proceßformen einigen Eingang). In sehr vielen Lehren ist die Gerichtsordnung der gemeinen deutschen Proceßtheorie treu geblieben und nur aus ihr zu erklären, dabei freilich aber historisch auf diejenigen Ansichten vorzügliche Rücksicht zu nehmen, welche kurz vor 1748, und wieder vor 1780 die herrschenden waren. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der preußischen Proceßordnung würde daher von der einen Seite die philosophischen Grundlagen einer jeden vernünftig-möglichen Proceß-Gesetzgebung, aus welchen doch immer die leitenden Grundsätze der Interpretation und doctrinellen Ergänzung geschöpft werden müssen, zu entwickeln haben; von der andern Seite aber die Entstehungs- und Bildungs-Geschichte der Gerichtsordnung, für welche bis jetzt eigentlich noch gar nichts geschehen ist, mit möglichster Genauigkeit erforschen müssen, wobei sich das wirklich Eigenthümliche des preußischen Processes von demjenigen, was er mit dem gemeinen deutschen Processe gemein hat, von selbst ausscheiden, zugleich aber auch für eine jede Lehre die wahren Quellen der Interpretation ergeben würden. Nur eine solche Behandlung aber kann dem Hange zum Mechanischen entgegenarbeiten, welcher sich der Rechtsausübung überall so leicht bemächtigt, und worüber auch in Preußen häufige Klagen selbst von angesehenen Staatsbeamten geführt worden sind. Dies ist eine der gefährlichsten Klippen für eine jede Proceß-Gesetzgebung, und für die preußische ganz vorzüglich. Wenn je die eigentliche Instruction der Processe zu einer bloß mechanischen Förmlichkeit werden sollte, wobei man den Parteien oder ihren Anwälten ein Recessiren zum Protocoll erlaubt, und die Entwerfung eines status causae et controversiae entweder ganz umgeht, wozu das Circular vom 11. October 1797 (Anhang zur A. G. O. §. 76.) einen Vorwand gibt, oder denselben auf ein flüchtig hingeworfenes Beweisthema reducirt, so steht der preußische Proceß in Gefahr, seinen eigenthümlichen Werth zu verlieren und in einem unbestimmten summarischen Processe unterzugehen.

An Materialien für die Geschichte der Proceß-Gesetzgebung in den preußischen Staaten fehlt es nicht ganz, obwohl sie eben nicht reichlich fließen, und die historische Entwickelung war einer der Gegenstände, welche in des geheimen Justizraths von Hymmen (starb 1787) Beiträgen zur juristischen Literatur in den preußischen Staaten (Berlin, 1775—1785. VIII, 8. und 1 Bd. Zugaben 1780. Dann ein von Eisenberg ausgearbeitetes Re-

pertorium über das Ganze. Berlin, 1790.) mit vorzüglicher Liebe bearbeitet wurden. Es kommt dabei, in Ansehung der ältern Zeiten, bloß auf die Gesetzgebung der Mark an: denn so manche Eigenthümlichkeiten auch die Gerichtsverfassung anderer Provinzen darbieten möchte, so sind doch alle diese ältern Provinzialgesetze ohne unmittelbaren Einfluß auf das bei dem Kammergerichte zu Berlin eingeführte Verfahren geblieben, und schon 1748 in der damaligen Proceßreform, noch mehr aber seit 1780 in der neuen allgemeinen Gesetzgebung untergegangen.

Für die Gerichtsverfassung der Kur-Mark macht die Errichtung eines obersten Reichsgerichts und die Stiftung des ewigen Landfriedens (1495) den ersten Hauptabschnitt aus. Es kam zwar in den brandenburgischen Landen nicht gleich zur Nachahmung einer so wichtigen Neuerung, deren politischer Charakter im Anfange mehr auf eine Beschränkung als auf eine Erweiterung des monarchischen Princips, sowohl im Reiche als in den einzelnen Staaten, zu gehen schien. Denn so wie es bei dem Reichs-Kammergerichte einer der wesentlichsten Puncte war, daß die Reichsstände, und nicht der Kaiser, den größten Theil der Richter ernannten: so wurde auch, als im Jahre 1516 oder 1526 unter Kurfürst Joachim I., für die brandenburgischen Marken ein oberstes Gericht mit bleibenden Mitgliedern zu Stande kam, dem Landesherrn nur die Ernennung von vier Beisitzern überlassen; die acht übrigen aber sollten von den Ständen, nämlich zwei von den Prälaten, Grafen und Herren, vier von den Rittern, und zwei von den Städten ernannt werden. Dies neue Gericht sollte jährlich vier Gerichtssitzungen halten, drei zu Cöln an der Spree, oder wo sonst der Kurfürst Hof halten würde, die vierte im Schloß zu Tangermünde, als dem alten Sitze der Markgrafen und ihres obersten Gerichts. Der Kurfürst behielt sich selbst das Recht bevor, den Vorsitz zu führen, außerdem aber einen von den Beisitzern dazu zu verordnen. Als nach Joachims Tode (1535) sein zweiter Sohn Johann die Neu-Mark bekam und darin ein besonderes Kammer- und Hof-Gericht zu Küstrin anordnete, nahm er sehr eifrigen Antheil an der Justizverwaltung und präsidirte in den meisten Sitzungen selbst. Sein Landesantheil wurde zwar bei seinem Tode (1571) mit dem Hauptlande wieder vereinigt, aber das von ihm angeordnete Gericht blieb in seiner Verfassung, und die erste Gerichtsordnung desselben vom Jahre 1548 wurde mehrmals (1561 und 1646) revidirt und erneuert.

Auch für das Kammergericht zu Cöln, welches bald seinen Sitz zu Berlin bekam, wurden unter der Regierung Kurfürst Joachims II. (1535—1572) mancherlei Einrichtungen getroffen. Man errichtete neben demselben, da die Geschäfte sich vermehrten,

sogenannte Quartalgerichte, zu welchen, neben andern Beisitzern, auch einige Kammergerichts-Räthe deputirt wurden. Bei ihnen erhielt sich das mündliche Verfahren, welches auch im Kammergerichte anfangs die Regel ausgemacht hatte, länger; bei dem Kammergerichte aber wird schon in der Reformation von 1540 das schriftliche als allgemeine Norm anerkannt, wie es auch bei dem Reichskammergerichte bald nach Errichtung desselben in Gang gekommen war. Überhaupt hatte man die Verfassung dieses höchsten Reichsgerichts sehr zum Muster genommen, doch nicht ohne mannichfaltige Abweichungen, und die Rechtspflege fand in diesen Gegenden noch bedeutende Schwierigkeiten. Die weltlichen Gerichte mögen im 15. Jahrhundert noch schlecht genug bestellt gewesen seyn, indem man noch 1442 den geistlichen Gerichten die Befugniß einräumte, Schuldsachen gegen Laien an sich zu ziehen, wenn die weltlichen Richter keine Justiz administrirten, und dann den Kirchenbann als Zwangsmittel zu brauchen. Noch durch das ganze 16. Jahrhundert war es um die öffentliche Sicherheit sehr schlecht bestellt: der Adel nahm an Räubereien nur allzuoft Theil, zu Torgau wurden im Jahr 1548, auf brandenburgische Requisition, sieben vom Adel hingerichtet, die einen reichen Juden beraubt hatten. (*Leutinger*, Commentar. L. 6. §. 30.) Die Befugniß, sich durch Pfändungen gegen den wirklichen oder angeblichen Schuldner selbst Recht zu schaffen, welche den Räubereien einen einigermaßen rechtlichen Vorwand und Schein gegeben hatte, und welche die Reichsgesetzgebung schon seit 1495 nicht mehr anerkannte, konnte doch in der ersten brandenburgischen Kammergerichts-Ordnung (von 1526) nicht ganz unterdrückt werden. Man sollte zwar zu den Pfändungen richterliche Erlaubniß nachsuchen, aber es gab auch noch allgemeine Pfand- und Hülfs-Briefe, welche erst in der Landreuterordnung von 1597 ganz abgeschafft wurden.

Die folgenden Regierungen der Kurfürsten Johann Georg (1572—1598), Joachim Friedrich (1598—1608), Johann Siegmund (1608—1620), Georg Wilhelm (1620—1640), und Friedrich Wilhelm (1640—1688) waren der Gesetzgebung nicht günstig. Man erkannte die Unzulänglichkeit der alten Gesetze sehr wohl und von allen Seiten, und der in großem Ansehn stehende Kanzler Lampert Distelmeyer, welcher vom Professor zu Leipzig im 36. Jahre seines Alters Kanzler und Staatsminister des Kurfürsten Johann Georg, auch dabei sehr reich, vornehm, Schwiegervater eines Grafen von Lynar geworden war (1558), hatte schon im Jahre 1572 die Entwürfe zu einer Landesordnung und einer neuen Kammergerichts-Ordnung ausgearbeitet, aber man konnte mit den Ständen darüber nicht einig werden. Lampert Distelmeyer starb 1588, und an seine Stelle als Kanzler

kam sein Sohn Christian von Distelmeyer. Nun fingen unter Kurfürst Joachim Friedrich die Stände an, auf eine Verbesserung der Gesetzgebung zu dringen, und es wurde auch eine neue Umarbeitung der Distelmeyerschen Entwürfe vorgenommen, wobei die Landes= und Kammergerichts=Ordnung in ein Ganzes, bestehend aus fünf Theilen, verschmolzen wurde. Allein der Hof hatte seinerseits die Neigung zur Gesetzreform verloren, und die Stände erhielten im Jahr 1599 und 1600 wiederholt den kurzen Bescheid, die alte Kammergerichts=Ordnung sey zwar kurz, aber nach dem Muster des Reichs=Kammergerichts eingerichtet, und man wisse nichts daran zu bessern; wollten die Stände ihre Bedenken darüber eröffnen, so werde man es gern sehen. Diese Spannung mit den Ständen wurde durch den Übertritt des Kurfürsten Johann Siegmund zur reformirten Religion (1613. 18. Dec.) und die damit verknüpften Umstände nicht vermindert. Dann kam der dreißigjährige Krieg, der Einfluß, welchen Graf Adam von Schwarzenberg über den Kurfürsten Georg Wilhelm als dessen erster Minister ausübte, die Hinneigung desselben zum kaiserlichen Hofe, und zur katholischen Partei, die Zwistigkeiten mit den übrigen Geheimen=Räthen und die allgemeine Unzufriedenheit, welche die despotische, eigennützige und unpopuläre Verwaltung des Grafen erregte, und es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Umständen nichts für die Gesetzgebung und Rechtspflege geschehen konnte.

Von dem Kammergericht zu Berlin (so wie von den neumärkischen und von den Quartalgerichten der Alt= und Ucker=Mark) fand noch die Supplication an den Landesherrn selbst statt. Wie in andern Staaten geschah, so war dies auch hier die Veranlassung, das Collegium der geheimen Räthe, welches unter Joachim Friedrich zuerst eine feste Einrichtung und 1604 eine Geheime=Raths=Ordnung erhielt, und welches sich nachher zum Geheimen=Staatsrath ausbildete, auch mit richterlichen Functionen zu bekleiden. Dies führte zu mancherlei Unordnungen, da bald von dem Kammergericht an den Geheimen=Rath appellirt, bald gegen die Entscheidungen des letztern auf das Kammergericht provocirt wurde. (S. Klaproth, der königl. preußische und kurfürstl. brandenburgische wirkliche geheime Staatsrath an seinem 200jährigen Stiftungstage, den 5. Januar 1805. 8. S. 191.) Erst spät wurde die Trennung der Justizpflege von den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung vollendet, indem ein eignes Justizministerium errichtet und die richterlichen Functionen der höchsten Instanz dem Geheimen=Ober=Tribunal (1703. 1749.) zugewiesen wurden.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm war in Ansehung der Gesetzgebung nicht glücklicher, als seine Vorfahren. Auf wiederholtes Bitten der Stände wurde zwar die Kammergerichts=Ordnung durch

den Vicekanzler Andreas Kohl abermals umgearbeitet, und 1643 wirklich entworfen; auch dem neumärkischen Kammergericht 1646 eine neue Ordnung vorgeschrieben. Aber nun hatten die mittelmärkischen Stände wieder so viel Bedenklichkeiten dabei, daß die neue Ordnung im Jahre 1659 wieder suspendirt wurde. Doch blieb die Sache immer in Anregung, und die Könige Friedrich I. (1688—1713, 25. Februar) und Friedrich Wilhelm I. (1713—1740, 31. Mai) bewiesen für dieselbe einen außerordentlichen Eifer. Im Jahre 1700 wurde dem Kammergerichts-Director von Wedel der Auftrag ertheilt, eine neue Kammergerichts-Ordnung zu entwerfen, welche auch am 1. Mai 1709 wirklich publicirt wurde. Man soll dabei hauptsächlich die halberstädtische Kanzleiordnung von 1583, die kursächsischen Verordnungen von 1583 (das torgauische Ausschreiben Kurfürst Augusts vom 8. Mai jenes Jahres) und den Entwurf zu einer Appellations-Gerichts-Ordnung von Hartm. Pistoris (um 1587 gefertigt, woraus die Appellations-Gerichts-Ordnung von 1605, und die Proceßordnung von 1622 entstanden) so wie die Reichs-Kammer-Gerichts-Ordnung zum Grunde gelegt haben. Die Bestallung der Räthe von Seiten der Stände war schon ganz verschwunden: sie sollten halb aus dem Ritter- und Herren-Stande, halb aus den Gelehrten genommen werden. Wie es oft geht, daß man die Ursache einer unvollständigen Erreichung höherer Zwecke nicht in den tiefern Grundlagen, sondern in Nebendingen sucht, so glaubte auch König Friedrich I., daß hauptsächlich die Chicanen und Rechtsverdrehungen der Advocaten an den Mängeln der Rechtspflege schuld seyen, und er hatte auf diesen Stand ein besonders scharfes Auge, man kann wohl sagen, einen entschiedenen Widerwillen. Er schrieb ihnen eine Amtstracht vor, welche sie sehr ungern trugen, und invigilirte wohl selbst darauf, daß sie getragen, und nicht etwa durch einen übergeworfenen Mantel versteckt wurde. Er erließ sogar ein Edict, daß Advocaten, welche zum dritten Male bei dem Könige selbst ungegründete und wahrheitswidrige Beschwerden anbringen würden, neben einem Hunde aufgehangen werden sollten.

Dem Könige Friedrich Wilhelm genügte diese Justizreform bei weitem nicht. Man klagte noch immer über die Dauer der Processe und häufige Siege des Unrechts. Der König befahl gleich nach seinem Regierungs-Antritt die Erstattung neuer Vorschläge über Verbesserung der Justiz, und schrieb eigenhändig hinzu: „die schlimme Justiz schreiet gen Himmel, und wenn ichs nicht remedire, so lade ich selber die Verantwortung auf mich.“ Es kam dazu, daß schon Kurfürst Friedrich Wilhelm den der Religion wegen (nach Aufhebung des Edicts von Nantes) aus Frankreich Vertriebenen eine Zuflucht in seinen Staaten eröffnet hatte. Diese

Colonien behielten zum Theil ihre vaterländische Verfassung (Recueil des Edits, Ordonnances, Réglemens et Rescrits contenant les priviléges et les droits attribués aux Réfugiés-français etc. Berlin, 1750. Anhang zu *Mylius* Corp. Const. M. Vol. VI.), und bekamen im Jahre 1699 eine eigene Gerichtsordnung, in welcher der französische Civil-Proceß im wesentlichen beibehalten worden war. Sie war fast wörtlich aus der damals neuen französischen Proceß-Ordnung, oder der Ordonnance civile von 1667 genommen, welche auch in der neusten, dem Code de procédure civile, wenig Veränderungen erlitten hat. Schon damals kam man auf den Gedanken, statt des in Deutschland fast allgemein üblichen Schriftwechsels, mündliche Vorträge der Advocaten einzuführen, und zwar nicht ganz nach dem französischen Proceß, wo zuerst Klage und Einreden schriftlich gegen einander ausgetauscht werden, sondern vornehmlich, um die Thatsachen durch das Verhör aufzuklären und das eigentliche, jedem Theil obliegende Beweisthema zu bestimmen. Dies wurde für die Neumärk im Jahr 1717, für die Kurmark durch die Constitution vom 3. September 1718 verordnet; allein man sieht aus den weitern darüber ergangenen Verordnungen wohl, daß sich weder Richter noch Advocaten in ein Verfahren finden konnten, welches von dem Bisherigen in seinen Grundlagen abwich und einer viel genauern Regulirung bedurfte, um ins Leben treten zu können. Daher wurde auch das schriftliche Verfahren schon durch eine Declaration vom 29. April 1721 wieder hergestellt und bald wieder allgemein gewöhnlich.

Noch am Ende seines Lebens dachte König Friedrich Wilhelm auf eine weitere Reform der Justiz, wozu vornehmlich der damalige Kammergerichts-Präsident Samuel von Cocceji gebraucht wurde. Er hatte bereits 1725 den Auftrag erhalten, das Justizwesen beim Kammergericht einzurichten, und war zum Justiz-Minister ernannt worden. Aber erst Friedrich II. gab dieser Reform eine weitere Ausdehnung, nachdem hiezu durch ein uneingeschränktes Appellations-Privilegium, welches Kaiser Franz I. in Folge des dresdner Friedens unterm 31. März 1746 für sämmtliche deutsche Besitzungen des Königs ertheilt hatte, der Weg gebahnt worden war. Cocceji (geb. zu Heidelberg 1679, gest. 1755) wurde an die Spitze einer Commission gestellt, welche die Provinzen bereiste und die große Menge veralteter Processe nach einem neuen Plane bearbeitete. In Pommern wurde der Anfang gemacht, und binnen 8 Monaten 2400 Processe abgethan. Man kürzte das schriftliche Verfahren sehr ab (Verordn. v. 13. Jul. 1746), gestattete nur 3 Instanzen und verbot die Actenverschickung gänzlich. Die Processe sollten nach dieser Einrichtung in Einem Jahre durch

alle 3 Instanzen getrieben werden, welches jedoch, wie die Folge bewies, ohne Uebertreibung und Uebereilung der Parteien nicht möglich war. Indessen Cocceji's außerordentliche Thätigkeit, Gelehrsamkeit und Geschäftstalente ließen die Schwierigkeiten nicht in ihrer ganzen Ausdehnung bemerken. Sein Plan wurde allgemein angenommen (gedruckt: königl. preuß. Justiz-Reglement de anno 1747, wie die Processe in allen Instanzen in einem Jahre sollen geendigt werden. Berlin 1747. 8.), auch als Gerichts- und Proceß-Ordnung für Pommern publicirt (Codex Fridericianus Pomeranicus, ungedruckt) und nun auch, mit Zuziehung landständischer Deputirten, bei dem Kammergericht und dem Tribunal eingeführt. Am 28. März 1748 wurde Cocceji, welcher schon 1738 das allgemeine Präsidium bei allen und jeden Justiz-Collegien erhalten hatte, als (erster) Großkanzler an die Spitze des ganzen Justizwesens gestellt und am 3. April seine Gerichts- und Proceß-Ordnung für die ganze Monarchie publicirt. (Gedruckt unter dem Titel: Project des Codicis Fridericiani Marchici, oder eine nach Sr. königl. Majestät von Preußen Selbst vorgeschriebenem Plan entworfene Kammergerichts-Ordnung, nach welcher alle Processe in einem Jahr durch alle 3 Instanzen zum Ende gebracht werden sollen und müssen. Nebst dem Project einer Sportel-Ordnung und eines Pupillen-Collegii. Berlin, 1748. fol.)

In dieser Gerichtsordnung wurden zwar die Grundlagen des gemeinen deutschen Processes noch beibehalten, jedoch die Einrichtung der Gerichte, die Vorbereitung junger Männer zu dem Richteramte durch die Anstellung als Auscultatoren und Referendarien, der Instanzenzug, die äußere Ordnung des Geschäftsbetriebs, und die Aufsicht darüber im wesentlichen schon so regulirt, wie sie bis jetzt noch bestehen. Auch wurde der erste Schritt zu den bei der folgenden Justizreform aufgestellten Grundsätzen schon dadurch gethan, daß den Advocaten zur Pflicht gemacht wurde, bei dem Anfange eines Processes von ihrer Partei eine vollständige und genaue Information einzuziehen, diese in ein Protocoll zu ihren Privatacten zu bringen, und solche dem Gericht auf Verlangen des Präsidenten vorzulegen. Wenn diese Vorschrift vollkommen beobachtet würde, so würde der ganze Unterschied zwischen der alten und neuen Proceßordnung in diesem Puncte darin bestehen, daß jetzt die Parteien nicht schlechterdings genöthigt sind, sich hiezu der Advocaten zu bedienen, sondern daß sie, wenn sie wollen, diese Information durch eine Gerichtsperson bewirken können. Nächstdem beruhte die Hauptsache dieser Reform auf den Audienzen des Gerichts, in welchen die sämmtlichen Advocaten immer zugegen seyn und alle Anträge, welche zum Betriebe der Processe gehörten, Fristgesuche, Bitten um besondere Verhöre, um Eröffnung der Zeugen, um Execution u.

s. w. mündlich anbringen sollten, damit der gegenseitige Anwalt sofort darüber gehört, und die Entscheidung des Gerichts, wo nicht in derselben, doch in der nächsten Session eröffnet werden konnte. Es näherte sich also diese Ordnung sehr dem mündlichen und öffentlichen Verfahren, nur daß doch alle einigermaßen weitläufigen Sachen, so wie die Rechtsausführungen zu schriftlichen Auseinandersetzungen, die aber als mündliche Vorträge angesehen und in den Audienzen übergeben werden sollten, verwiesen wurden; daher von einem eigentlichen Plädiren, von umfassenden mündlichen Vorträgen in der Hauptsache hiebei eigentlich nicht die Rede war.

So lange Cocceji selbst lebte und diese Ordnung der Processe neu war, scheint sie ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Auch unter seinem Nachfolger, dem Großkanzler de Jariges wurden die Klagen über die Rechtspflege nicht sehr bedeutend. Jariges war von französischer Abkunft, Sohn eines im Jahr 1686 mit nach Berlin gekommenen französischen Refugié; hatte von 1729 an in den französischen Gerichten als Revisionsrath, Mitglied und Director des Obergerichts gearbeitet, war bei Cocceji's Justizreform vorzüglich mit gebraucht worden, und nach Vollendung derselben 1748 Präsident des Kammergerichts geworden. Er war also ganz vorzüglich geeignet, ein Werk fortzuführen, dessen Gelingen vornehmlich von der Kenntniß und wachsamen Aufrechthaltung seiner Grundlagen abhing. Die Unruhen des siebenjährigen Kriegs kamen dazu, um die Aufmerksamkeit sowohl des Königs als des Publicums für ganz andere Dinge als den Proceßgang in Anspruch zu nehmen. Aber dennoch wurde schon im Jahre 1761 ein ziemlich ausführlicher Anhang zur Proceßordnung bekannt gemacht und mehrere einzelne Verordnungen erlassen, welche im Jahre 1769 wieder als Anhang zu derselben zusammengestellt wurden, und in einem Rescripte von 1767 sprach der König mit Unzufriedenheit von mehrern ihm vorgekommenen Fällen verzögerter Rechtspflege. Die Proceßordnung von 1748 hieß dabei immer nur noch ein Project, und es bestand von jenem Jahre an eine Commission zur Revision derselben, welche mit dem Entwurfe einer definitiven Proceßordnung nach den Grundsätzen des Projects schon weit gediehen zu seyn scheint.

De Jariges starb 1770, 9. Nov., und sein Nachfolger, der bisherige Kammergerichts- und Tribunals-Präsident von Fürst war nach allen Nachrichten ein sehr redlicher, aber pedantisch an den gewohnten Formen hangender Mann, dem es nicht gelingen konnte, die Unzufriedenheit des Königs mit dem wieder eingerissenen langsamen Gange der Justiz zu heben. Desto geneigter wurde der Monarch den neuen Vorschlägen, welche ihm seit 1774 von dem damaligen schlesischen Justizminister von Carmer, welcher auch

schon die Reife des männlichen Alters und der Erfahrung für sich hatte (er war 1720 geboren), gemacht wurden. (Es ist besonders, daß Preußen alle diese Verbesserungen vom Rhein her empfing: Cocceji war zu Heidelberg geboren, Carmer zu Kreuznach in der Pfalz; die Einwirkung des französischen Processes ungerechnet.) Bei diesen Vorschlägen war nur davon die Rede, die Proceßordnung von 1748 zu revidiren und dabei den oben schon angedeuteten Grundsatz, daß die Advocaten sich mit den Angaben der Parteien nicht begnügen, sondern von ihnen eine vollständige Auskunft über die ganze Sache verlangen sollten, noch um einen Schritt weiter zu führen, und diese Nachfrage nach dem ganzen Zusammenhange der Thatsachen dem Richter als Amtspflicht aufzulegen. Dies nannte der Großkanzler und sein getreuer Mitkämpfer für die alte Ordnung, der Kammergerichts-Präsident von Rebeur, die Inquisitionsmethode, und bot alles auf, sie nicht aufkommen zu lassen. (Die Geschichte dieser Verhandlungen findet sich in dem von dem damaligen Justizcommissair Simon entworfenen Berichte über die Materialien und Vorarbeiten zur preußischen Gesetzgebung, in Matthis jurist. Monatsschr. XI, 268.) Endlich gab der bekannte Rechtsfall des Müllers Arnold (umständlich und genau in Dohm's Denkwürdigkeiten erzählt) der Sache den Ausschlag. Der Großkanzler von Fürst wurde am 11. Dec. 1779 entlassen (Marsch! Sein Posten ist schon vergeben!) und von Carmer (doch erst am 25. Dec.) zu seinem Nachfolger ernannt. Nun stand der neuen Ordnung der Dinge von dieser Seite kein Hinderniß mehr im Wege: Carmer und sein trefflicher Gehülfe Suarez gingen rasch an die Arbeit, Suarez setzte die Grundlagen in einem vorläufigen Unterrichte auseinander, welcher den Landes-Justizcollegien am 15. August 1781 zugefertigt wurde. Der Entwurf der Proceßordnung selbst wurde den angesehensten Mitgliedern des Tribunals und Kammergerichts zur Erinnerung mitgetheilt und sie schon am 26. April 1781 gesetzlich bekannt gemacht, unter dem Titel: Corpus juris Fridericianum. Erstes Buch. Von der Proceßordnung.

Der Hauptgedanke derselben liegt allerdings darin, daß der Richter selbst die Parteien über die ihrem Streite zum Grunde liegenden Thatsachen genau befragen und gegenseitig vernehmen soll, und daß ihm die Advocaten hierin beizustehen verbunden sind. Aber dennoch ist dies Verfahren mit dem Ausdrucke untersuchen insofern nicht ganz richtig bezeichnet, als man damit den Nebengedanken an ein criminelles Inquiriren verbindet. Die Advocaten wurden in dieser Proceßordnung nicht sowohl abgeschafft, als vielmehr nur ihre Stellung gegen die Parteien verändert. Sie wurden vom Staate besoldet (als Assistenzräthe), und dadurch die Versuchung abgeschnitten, ihres Vortheils wegen der neuen Ordnung mit

geringerm Eifer zu dienen. Dieser Uebergang mußte wohl seyn, wenn das große Unternehmen gelingen sollte, wobei so viel auf den guten Willen der Richter und Sachwalter ankam. Eine reine Consequenz aus jenem ersten Grundsatze war es, daß die dem Richter auferlegte Zusammenstellung der streitigen, eines Beweises bedürftigen Thatsachen den Parteien nicht nachtheilig werden durfte, und also alle Decrete darüber, über die Gegenstände der Beweise u. s. w. nur als vorläufige Anordnungen betrachtet werden, welche einer Rechtskraft ganz unfähig sind. Im übrigen befolgt sie größtentheils die Ordnung des Cocceji'schen Projects, von welcher sie auch im einzelnen vieles beibehalten hat.

Seitdem ist die Proceßordnung zwar in mancherlei Nebenpuncten abgeändert oder ergänzt worden, aber die Grundidee ist ganz dieselbe geblieben. Man hat die Advocaten unter dem Namen der Justiz-Commissarien wieder hergestellt, d. h. die Assistenzräthe wieder auf Gebühren gesetzt, und den Parteien unter ihnen die freie Wahl gelassen, aber in ihren Pflichten und in ihrem Verhältnisse zum Richter nichts geändert. Doch wurde die zweite Bearbeitung unter von Carmers Ministerium von Suarez und mit Zuziehung der Minister von Goldbeck, von der Recke und mehrerer anderen, mit großer Sorgfalt vorgenommen. Die Erinnerungen der Justizcollegien wurden benutzt, die Anordnung verbessert, der jetzige II. Theil, das Verfahren in nicht streitigen Rechtsgeschäften, ganz neu hinzugefügt, und dem Ganzen in dieser neuen Bearbeitung der Name: Allgemeine Gerichtsordnung für die preußischen Staaten gegeben, deren Publication am 6. Julius 1793 erfolgte. Sie ist im Auslande oft als der erste Schritt einer Rückkehr zu ältern Principien betrachtet worden, aber sehr mit Unrecht: denn an eine solche Rückkehr ist damals wenigstens nicht entfernt gedacht worden. Nur wenige einzelne Stimmen preußischer Geschäftsmänner haben sich gegen die Proceß-Gesetzgebung ihres Vaterlandes erhoben, und auch deren Bemerkungen (z. B. des Appellations-Gerichts-Directors Bandel zu Anspach: Gutachten über eine schickliche Vereinigung der bairischen und preußischen Proceßordnungen. Nürnberg, 1809.) betreffen mehr Nebensachen, als die Grundlagen derselben. Vielmehr wird man in andern Gesetzgebungen und Vorschlägen der neuern Zeit, welche sich nicht an französische Muster anschließen, eine immer größere, wiewohl oft unbewußte Annäherung an die Grundgedanken des preußischen Processes gewahr, wovon wir weiter unten einiges beibringen werden.

K. E. S.

VII.

Die deutschen Taschenbücher für 1824.

Seit 1820, wo es der Hermes zum ersten Mal versuchte, das kleine Heer der Taschenbücher einer kritischen Musterung zu unterwerfen, hat dasselbe in Bemannung und Stellung manche Veränderung erlitten. Vier Jahre sind in unseren Tagen inhaltreiche Jahrhunderte, Staaten kommen und gehen, europäische Welteroberer legen ihre Kronen nieder und sterben auf Inseln im fernen Ocean, während amerikanische Cäsaren sich nach Europa in den Privatstand zurückziehen; Constitutionen, wie sie die Encyclopädisten nicht besser hätten ausdenken können, zerflattern wie das Papier, worauf sie mit der Intention der Ewigkeit geschrieben wurden, vor der Volks- und Gottes-Stimme der Vernunft und Erfahrung: — wie sollte eine so leichte Truppe, wie die Taschenbücher, nicht auch die Krisen und Umwandlungen einer rastlos lebendigen Zeit verspüren? Da ist denn mancher rüstige Kämpfer oder Commandant vom Schauplatze abgetreten, und wird entweder beklagt oder vergessen, andere sind reformirt oder invalid geworden, dagegen aber neue Recruten und Gefreite angeworben, oder mit regem Eifer hinzugetreten. Der leichte Dienst und allezeit bereite Sieg, die Zierlichkeit und Buntheit der Uniform und ihres Schnittes, die Gewißheit, so doch zur Revue zu kommen, die dem schweren Geschütze nicht immer versprochen werden kann, macht junge, unternehmende Geister nothwendig lüstern, ihre Lorbeeren auf diesen Gefilden zu brechen und die Posaune zu hören, die hier niemals verstummt. Sieht man doch selbst Helden, deren Schriftwappen schon von Trophäen schimmern, sich jenen als Freiwillige scherzend beigesellen, und den Mythus des Herkules und der Omphale, am Rocken der Mode spinnend, täglich wiederholen.

Sollte man aus den sichtbar gewordenen telegraphischen Zeichen dieser literarischen Macht einen Schluß auf ihr Gedeihen oder ihre Gefährde ziehen, so würde man sich in Verlegenheit befinden. Scheint das Verschwinden einiger Heerführer derselben, und eben noch nicht der schwächsten, z. B. des Cottaischen Taschenbuches für Damen, auf eine Abnahme zu deuten, so sind dagegen einige neue Koryphäen mit frischem Muthe, und zum Theil sonderbaren Namen in die Schranken gerückt, und zeigen einen sich anstemmenden Willen, das Schlachtfeld zu behaupten. Sey es daher dem Hermes, der allen Gewerben, vornehmlich den geistigen, hold ist, erlaubt, nochmals überschauend und prüfend einherzuschreiten und seine Meinung zu sagen, ob die Haltung der Schaar gut, besser oder geringer, ob die Disciplin aufrecht erhalten und die Kost nahr-

haft genug geblieben sey, um den guten Geist nicht zu beeinträchtigen.

Zuvörderst muß er anzeigen und erklären, daß er keinesweges feindselig gegen die Taschenbücherei an sich gestimmt sey, solange sie in ihren naturgemäßen Gränzen bleibt; dann aber alle seine alten Vorurtheile dagegen behalte, wenn sie aus den Schranken des zierlich Artigen auszufallen und die eigentliche Literatur zu verschlingen droht. Eben so klebt ihm noch immer die Unart an, die Kritik für höher zu achten, als das menschliche Organ, dessen er sich bedient, so wie er bei Übung derselben den Autor über das Individuum stellt und dieses, so weit es der Anstand zuläßt, gern über jenem vergißt. Er gesteht freimüthig, daß ihm die Gründe gegen die Anonymität sämmtlich nicht triftig vorkommen, solange Poeten und Autoren, auch Recensenten, noch Menschen sind; das Geheimniß scheint ihm die Aegide gegen ein Uebermaß von Höflichkeit oder Grobheit und die Assecuranz einer gerechten Mitte zwischen beiden. Daher nennt er sich Hermes schlechtweg und meint, man werde ihm als solchem wohl zutrauen, daß er ein Gewissen besitze, auch das nos majestaticum nicht vergällen, dessen Bedeutung er vor vier Jahren entwickelte, das noch jüngst einen so witzigen Fürsprecher in Tieck gefunden hat; das er aber auch, eben weil es ein alter Gebrauch ist, über den man nicht rechten darf, mit der imposanten Bezeichnung Rec. abwechseln zu lassen, so frei seyn wird.*)

Sey es Angewöhnung, Eigensinn oder gar ein in der Natur der Sachen wohlfundirter Grund, aber der Hermes hat sich in Grämlichkeit wie Wohlwollen wenig geändert, er denkt noch so ziemlich über diesen und jenen, wie er immer gedacht hat: dort ist und bleibt ihm mancher gefeierte Schriftsteller wenig, hier mancher unterdrückte viel, und mit seinen genannten und ungenannten Genossen in der Kritik, kann er vollends nur selten harmoniren. Nach dieser Anklage eigener Sünden, geht er aber erleichterten Herzens an sein Werk, und wenn er sich vormals der Galanterie gegen das

---

*) Die Redaction des Hermes erlaubt sich bei dieser Gelegenheit die Erklärung, daß es einem jeden Mitarbeiter vollkommen frei steht, sich zu nennen, oder die Anonymität zu bewahren. Sie hat kaum einen Wunsch für das eine oder das andere, da nicht allein auf die besondern Umstände, sondern auch auf das individuelle Gefühl hiebei so vieles ankommt. Denn wie es ihr auf der einen Seite immer erfreulich seyn wird, wenn die Meister eines Faches ihren Beiträgen mit ihren Namen gleichsam den Stempel der Zuverlässigkeit aufdrücken: so weiß sie auf der andern auch den Vortheil der Unbefangenheit zu schätzen, welcher durch die Anonymität befördert wird.

K. E. S.

zartere Geschlecht enthielt, so hat er sich wenigstens hierin gebessert und glaubt es nicht nur diesem, sondern auch seiner eigenen Familie schuldig zu seyn, mit verschiedenen Götterwesen, namentlich seiner leiblichen Schwester, anzufangen.

Minerva.

Diese kleine Sammlung hat es ihrer Schutzpatronin abgemerkt, immer sehr schnell und frühzeitig ins Jahr zu springen; doch da Jupiters Kopf schon so viel Jahrhunderte gebraucht worden ist, so kann es ihm nicht verübelt werden, wenn er sich alt und schwach befinden sollte. Unmöglich können wir uns jemals zu dem Weihrauche bequemen, den wir überall den geleckten und fast typisch gewordenen Figuren Ramberg's gestreut lesen, und wenn uns der tüchtige Götz hier recht geringe gemunden, auch die Erklärung des allegorischen Titelblattes in der That nicht viel besser als das Blatt selbst gefallen will, so ist schon ein großer Theil des Büchleins erschöpft. Die bekannten Geister, welche hier singen oder erzählen, scheinen sämmtlich Jupiters Müdigkeit zu theilen, oder gar invita Minerva gearbeitet zu haben. Die geschätzte Pichler unterhält uns zu weitläufig mit einer Anekdote aus der Künstlergeschichte, die keinen andern Kern hat, als gewöhnliche Erzählungsverhältnisse. Agnes Franz führte uns bei Bearbeitung desselben Stoffes in ihrer Glycerion (Breslau 1823.) rascher und fast geschickter zu der leicht vorauszusehenden vergnüglichen Katastrophe, doch schreibt sie da leider einen fouquéischen Styl, und Caroline Pichler zum Glück ihren eigenen. Gustav Schwab behandelt eine schöne Sage von den Kammerboten in Schwaben, gleichsam in durchbrochener Arbeit; Stückchen im Maße der Nibelungen wechseln mit andern in alterthümlicher Prosa; dies ist nicht glücklich, das eine stört das andere, und bei jedem hat man die Empfindung, es sey aus dem Ueberdrusse am andern entstanden. Van der Velde macht einen verunglückten Versuch, eine ossianische Sage in höchst nachlässigen Jamben vorzutragen. Kähler überschätzt seine Theano zu sehr, wenn er meint, sie dürfte die meisten unsrer Magister, Dichter und Dichterinnen an wahrer Weisheit übertroffen haben; und ist sie auch nicht so unbedeutend wie seine Melissa, so wird sie doch auf der Stelle durch die Pichler in dem Aufsatze über Wahrheit besiegt, wo das Theoretisch=Philosophische sich recht wahr ausnimmt, die praktisch=literarische Anwendung aber hin und wieder ein wenig ins Unwahre schielt. Neuffer vergnügt sich in sogenannten Naturgemälden zwischen Horaz, Klopstock und Matthisson auf= und abzuschwanken. Eine wunderliche Maria, die uns eine Hofdame scheint, ergötzt uns mit einem Stück Naturmenschin, die einen Tollen dadurch zur Vernunft bringt, daß sie

ihn heirathet. Paul Haugwitz nennt die Blätter 411—416 Gedichte, und wenn wir von Charaden nie etwas anders lesen, als die Auflösungen, so bleibt uns nichts übrig, als Prätzel's Serina, und sie müssen wir als ein Mährchen rühmen, das sich in jener Mittelregion der Poesie, in welcher dieser Autor zu Hause ist, recht anmuthig bewegt und eine zu beherzigende Moral in den Kauf gibt.

Wer wollte diese Minerva tadeln, wenn sie sich nach einer Gesellschafterin umsah, welche ihr unter die Arme greifen könne, um ihren wankenden Schritt zu befestigen? Dieses hat sie denn gethan, auch die junge Begleiterin sofort mit einem ganz neuen Namen benannt; sie heißt:

Orphea.

Es ereignete sich nämlich der Minerva eine Ideenverbindung: Kupfergallerie von Opern, Ramberg, Freischütz, Orpheus — und Orphea war da. Ueberzeugt, daß unser gern spielendes Deutschland an diesem neuen und harmlosen Joujou Vergnügen finden, und es deshalb in ferne Zukunft hin trefflich gedeihen werde, sind wir für unser Theil nur dadurch etwas abgeschreckt worden, daß wir der Agathe zwei Katzen, als Symbol der — Häuslichkeit, beigeordnet sahen.

Der literarische Inhalt mag etwa die zweite Entrée von Minervens Tafel heißen. Blumenhagen trägt ein Kraftgericht auf, und Walter Scott, Cramer und Spieß, auch Fouqué und Neuere scheinen ihm hin und wieder einen Finger zu Hebung der etwas schweren Schüssel herzuleihen. Doch so vollbackig der Styl immer noch ist, etwas wurde er bereits losgearbeitet, und noch verzichten wir nicht unsrer vor einem Lustrum ausgesprochenen Prophezeihung. Die alten Chroniken werden in neuester Zeit fleißig benutzt, aber selten genannt; doch ist zu hoffen, daß diese Gräuel des Abts von Memleben und seiner katholischen Genossen aus einer solchen Quelle entlehnt worden: denn als Erfindung wären sie, zumal für Verherrlichung der protestantischen Toleranz, gar nichts werth. Die Lebensbeschreibungen Moritzens von Sachsen, welche wir kennen, enthalten nichts von dieser Begebenheit, worin übrigens der Haupttitel, Luthers Ring, eine Nebenrolle spielt. Vom Kunstsinn der (damaligen?) Evangelischen scheint dieser Schriftsteller eine geringe Meinung zu haben: ein feingemaltes, zierlich ausgeschnitztes Bild der Mutter Maria nennt er einmal (S. 26.) einen Abscheu jedes Protestanten. Ueber die Freiheit empfehlen wir folgende klassische Auslassung, für Stammbücher, Autorenextracte (sogenannte Geiste) oder dgl. S. 74: „Der Freiheit Bewußtseyn ist das „Hochgefühl der Menschheit; ohne diese Königin der Empfindungen

„sind alle übrigen nur halbe, zwergichte, in der Puppe verkrüppelte „Zwiefalter. Mit der Freiheit verliert der Mensch sein Palladium, „den Stolz seiner Abstammung; seine lebendige Kraft bleibt nur „noch Stärke der todten Keule; sein Muth wird Heimtücke; seine „Thatenlust Maschine. Der Mensch ohne Freiheit steht unter „dem Thiergeschlecht, weil er weiß, was ihm zukommt, und was „ihm fehlet.“ (Wie gewiß der Verf. das weiß!)

Der Fidelfritz ist eine für Prätzel's Mittelgenius nur mittelmäßige Gabe. Der Held ist zu verständig zum Narren, und zu narrig zum Verständigen; die Geschichte läuft auseinander; im lustigen, musikalischen Intermezzo bei Liebheim begegnet sie sich in etwas mit der Novelle eines unserer ersten Dichter, von welcher wir später Gelegenheit haben werden zu sprechen. Friedrich Kind gönnt nur einen Abschnitt einer Erzählung. Beauregard Pandin erzählt ein Histörchen nach ganz ordinärem französischen Zuschnitte. Fouquée präparirt eine Kunst- und Ideal-Anekdote mit französischer Sauce, jedoch ohne Gewürz; dagegen seine Gemahlin Würze genug beimischt: z. B. Todtenköpfe, Ruinen, Revolutionen, Augenausstechen, Undinen, Mord, Wasser und Feuer, jedoch, ohne Kunst. Und so bliebe denn nichts Orphisches in dieser orphischen Sammlung, wäre nicht ein Volksaberglaube von einer St. Annenquelle zu einem artigen Alexandrinerspielchen von Frau von Chezy benutzt worden. Wir glauben, daß dieser Scherz doch noch eben dramatisch genug sey, um eine Viertelstunde im Theater belustigen zu können; der Schluß gibt dem Decorateur Anlaß, sein Erfindungstalent in etwas ganz Neuem zu erproben; die drei aufeinanderfolgenden Monologen gegen das Ende, lassen sich abkürzen; das Weltlichtlein ist keine neue, doch recht drollig aufgemusterte Figur, und es gibt sogar Tanz und Gesang, wie das oft geschieht, aber ein Lied zum Singen (S. 341.), wie es nicht oft geschrieben wird.

Mit günstigen Erwartungen pflegte man seit Jahren der

Urania

entgegenzusehen, und es ist nicht zu leugnen, daß manche gediegene Gabe derselben die Probe der Jahre bestanden hat. Sie tritt diesesmal unter ernsten Umständen, gleichsam als letztes Vermächtniß ihres Stifters ins Leben, und es ist wohl erlaubt, bei diesem Anlasse ein Wort des Andenkens einem Manne nachzurufen, der durch die stete Regsamkeit seines Eifers und durch die umfassende Größe seiner Unternehmungen den Grund zu einem Glanze des deutschen Buchhandels legte, wie wir ihn noch nicht kannten, und wie er unsern Namen vielleicht einst den in diesem Betrachte weit würdigern Anstalten des Auslandes angereiht hätte. Möge nun dieser

gute Grund nicht wieder unter dem Schutte des Schlendrians versinken!

Für eine glückliche Variante der gewöhnlichen Kupferausstattung halten wir die sieben Umrisse nach Canova. Es läßt sich in dieser Form unstreitig leichter Besseres leisten, und zumal auf dem eingeschlagenen Wege mehr Belehrung bieten, als in solchen Darstellungen aus Shakspeares oder anderer großer Dichter Werken, wie sie jede einigermaßen wohlgeordnete Phantasie jeden Augenblick überbietet. Die Umrisse sind reinlich und fleißig gearbeitet und Jedermann wird gern die Kunden empfangen, welche bei deren Erklärung Herr D. und Inspector Hase in Dresden spendet.

Einen sehr lobenswerthen Versuch, unsre Aufmerksamkeit von so viel über- und verglätteten und dadurch mark-, saft- und farblos gewordenen Narrationen unsrer Tage auf die derbere Kost und charaktervollen Narretheidungen der Vorzeit zurückzulenken, macht Sotzmann durch Auffrischung des florentinischen Schwankes vom dicken Tischler. Ganz unbekannt, insofern anzunehmen ist, daß man jetzt noch liest, was vor zwanzig Jahren geschrieben worden, (da man kaum lesen kann, was von Jahr zu Jahr geschrieben wird) ist diese Novelle in Deutschland nicht; sie befindet sich im ersten Hefte der 1803 von zwei reisenden Deutschen herausgegebenen Zeitschrift Italien, aber freilich sehr auszugsweise, wahrscheinlich nach einer der, im schätzbaren scientifischen Anhange der sotzmannischen Bearbeitung (S. 63.) erwähnten lückenhaften Versionen; wie denn ein uns vorliegender Abdruck in dem zu Venedig 1754 erschienenen Novelliero Italiano (Vol. 4.) wieder eine dritte, gleichfalls minder ausführliche Lesart ist. Der Form nach zu urtheilen, ist Sotzmanns Arbeit eine getreue Uebersetzung der uns nicht bekannten Ausgabe des Moreni; da jedoch hier die Form gar keine poetische, auch der Vorwurf fast unerträglicher Weitschweifigkeit, den das Journal Italien a. a. O. den meisten welschen Novellen dieser Art macht, gar nicht so ungegründet ist, endlich uns auch manche Spuren wahrscheinlich machen, daß der Uebersetzer dennoch manchmal freier gewaltet habe, so glauben wir, daß die ganze, sehr ergötzliche, in Leben und Sitten der Zeit lebendig einführende und durch die berühmten Mitspieler merkwürdige Mystifications-Geschichte durch eine solche Behandlung noch glänzender hervorgetreten wäre, welche alle Fesseln des Originals abgestreift, und nun die äußere und innere Täuschung des gutmüthigen Dicken von Schritt zu Schritt, ohne unnöthige Wiederholung, frisch und fröhlich durchgeführt hätte. Die Arbeit, welche wir hier lesen, ist von den angedeuteten Mängeln nicht frei, und es hätte ihr etwa der dicke Mann des Washington Irving, so verschieden

auch sein Territorium von der Heimath des legnajuolo ist, als ein Muster der Darstellung solcher Gegenstände vorschweben können. Uebrigens gibt unser italienischer Text vom ganzen Manne ein etwas edleres Bild, als der deutsche, wenn es heißt: Il detto Manetto era ed è ancora uno, che fa le tarsie, e stava a bottega in su la piazza di S. Giovanni, ed era tenuto buonissimo maestro di dette tarsie; e di fare ordini da tavole di donne, ed era piacevolissima persona, e di natura piuttosto bonario che nò, e d'età d'anni 28. Man sieht hier noch deutlicher, wie er mehr ein Holzkünstler als ein Tischler war; und dieses führt uns auf noch eine neue Ueberlieferung derselben Novelle durch C. F. von Rumohr im zweiten Heft der Sammlung für Kunst und Historie (Hamburg 1823.), wo Manetto gewiß am richtigsten ein Bildschnitzer und Holzarbeiter genannt wird. Rumohr folgt augenscheinlich dem oben erwähnten Texte des Novelliero; seine Behandlung ist leicht und angenehm; daß er den Helden, Il Grasso, der Dicke, immer appellative Grasso nennt, wäre zu tadeln. Er nimmt den Brunellesco selbst als den Verfasser der Novelle an; vielleicht ist die, von ihm genannte Handschrift der Magliabecchiana die Quelle des weit ausführlichern soʒmannischen Textes geworden, und rührt von einem anderen Urheber. Wer sonst über Bedeutung und historischen Werth der italienischen Novellen sich unterrichten will, wird in jenem, denselben allein gewidmeten Hefte viel Belehrung finden.

Nicht billigen können wir die auf den welschen Tischler folgende Umgestaltung einer der trefflichsten Erzählungen des Boccaccio. Ist einmal eine romantische Begebenheit so vollendet abgeprägt, wie hier im Decameron, so wird jedes Abweichen davon in der Regel ein Verfehlen seyn. Boccaccio ist ein so großer Dichter, die klaren, grandiösen Züge, mit welchen er seine Gebilde, wie die Natur die ihrigen, hinstellt, drücken sich dem, der sie einmal erkannt hat, so ewig und unverbesserlich ins Gemüth, daß es den gleich mit Mißtrauen betrachtet, der jene anders rücken, stellen und schaffen will. So ist es hier dem Rec. ergangen. Romanzen, welche die Klagen des armen Ritters tönten, und das liebliche Epos des Italieners ins Gebiet des Lyrischen gezogen hätten, noch mehr im Bestreben, das, was so tragisch wirkt, in Tragödie darzustellen, würde er begriffen haben; hier jedoch erblickt er in einer nur anders modificirten Form so wenig Gewinn, als darin, daß Federigo degli Alberighi Anselm heißt, und Monna Giovanna Frau Isabelle. Ja, soll er aufrichtig seyn, so ist die Auflösung der classischen Prosa des Italieners in regellose Jamben, die allzuleicht bald zum Weitschweifigen, bald zum Nüchternen verführen, ein wahrer Verlust, die Aenderung des Motives aber, die Rettung des Kindes und alles

was damit zusammenhängt, vollends eine Zerstörung. Beim Boccaccio füllt uns der Tod des Knaben mit einer unaussprechlichen Wehmuth, und dennoch läßt er es so kunstvoll unentschieden, ob das Kind nicht eher an der Krankheit als an der Sehnsucht nach dem Falken gestorben sey. Die Rührung, die Dankbarkeit, die völlige Vernichtung des Zwischenzustandes, der die Geliebten trennte, überfliegt in unserer Phantasie die ganze Zukunft derselben mit einem so großartigen Eindrucke, daß wir in dem Schlusse, wie er hier ist, nur die Umformung des Naiven in jene weichliche Sentimentalität betrauern können, in welcher sich unsre Zeit nur zu sehr gefällt. Eine Bearbeitung derselben Geschichte vom Grafen Loeben in Rünnerehr und Minnedienst (Berl. 1819.), hat der Verf. der vorliegenden vielleicht nicht gekannt. Gerade den letzten Moment, den Tod des Kindes und das daraus strömende Gefühl, sahen wir von jenem so zart als wahr in Worte gefaßt; bekennen aber sonst, daß wir auch aus dieser Verwandlung, ungeachtet der aus der Subjectivität und dem reichen Vorrathe des Dichters darüber ausgestreuten Blüthen, nicht den reinen Trunk der Poesie gethan haben, den wir selbst aus der alten, unvollkommenen Uebersetzung in Cento Novella (Straßburg, 1561.) zu schöpfen vermögen.

Das Festspiel zu Petermichelthal führt uns in widerwärtige und hoffentlich widernatürliche Verhältnisse. Ob die „fleißigen Leser ihres Musäus, Houwald und Fouquée" (S. 187 a. E.) in dieser Vermehrung der Rübezahllegenden eine Bereicherung finden wollen, müssen wir ihnen überlassen; uns erscheinen die Mährchen und Sagen, die jüngst Steffens über den Berggeist sammelte (Breslau, 1823.), sämmtlich besser; und hat Herr Mosengeil bei seinem ersten Auftreten günstige Aussichten erregt, so ist zu wünschen, daß er mit Talent und Eigenthümlichkeit zu Rath und Maaß halte, um nicht bald Tieck (wie im vorigen Jahrgange der Urania), bald Hoffmann (wie hier), bald irgend einen Dritten (wie vielleicht demnächst) zu überbieten. Wenn es (S. 184.) bei Gelegenheit eines Kammerherrnschlüssels heißt: „er schloß keinen fürstlichen Hundestall mehr damit auf, geschweige ein Cabinet," so sehen wir darin eine sanfte Annäherung an Clauren. S. 182 kommt eine neue Exclamation vor: „Aber um Maria Stuarts willen!" Doch der Styl ist überhaupt noch bunt und sonderbar.

Das Gemälde aus Madrid, das Casanova mit seinen hellen, scharfen Strichen abreißt, wird wahrscheinlich Jedermann mit dem lebendigen Gefühle der Richtigkeit beschauen. Der Ritter Mengs, Carl III., Aranda, Campomanes und Olavides treten bestimmt und charakteristisch hervor; wir werden auch gezwungen, an die seltsamen Schicksale dieses Mannes in Spanien zu glauben,

geist- und lichtvolle Früchte des Nachdenkens schimmern in Betrachtungen über Zufälligkeit (S. 284.), über Poesie und Malerei (in den Gesprächen mit Mengs), über das Zugängliche der Fürsten (S. 314.) u. s. w. durch; das Verhältniß zu Ignazien hingegen, in welchem die sinnliche Heuchelei, die sich und andere belügt, wieder einmal so unangenehm zum Vorschein kommt, wäre hier schicklicher hinwegzulassen gewesen, ohne deshalb das nationelle Bild des adelichen Schusters zu verwischen.

Wenn Rückert Lieder bringt, bringt er sie gewöhnlich in Massen; und so sind auch hier wieder sechsunddreißig zusammengeschichtet. Unstreitig ist diese Art ein Beweis der außerordentlichen Leichtigkeit dieses reichbegabten Lyrikers; doch ist es nicht zuträglich, daß er sich ihr allzusehr überläßt, und über der Lust an der Vielheit aufhört, jedes Eine, das für sich wiedet ein All seyn soll, als ein solches zu pflegen. Wo das Lied nicht aus dem übervollen Gemüthe geboren wird, da geht die Lyrik leicht in einen gewissen Epigrammatismus über, und auf diesen verläßt sich unser Dichter zu oft. Wir glauben dabei zu seyn und zu sehen; wie ein Lied, das seiner Seele entquoll und ihn selbst überraschte, ihn dahin führt, nach andern verwandten Liedesklängen zu suchen; wie er diese dann hin und her anstimmt, und im Nothfalle immer gewiß ist, in seinem kecken, lebensreichen Geiste einen Einfall, eine Spitze zu finden, die dem kleinen Werke einen flüchtigen Reiz beimischt und es stets verhindert, ohne Genius zu erscheinen. Aber das ist Schade; ein zu mannichfaches Ableiten kann den reichsten Quell der Poesie zuletzt ermüden und schwächen. Hier und sonst hat uns bedünken wollen, daß die beglückte und befriedigte Liebe sich nicht so immer neu, lieblich und unmittelbar bei unserm Sänger verkünde, als die seligste Trunkenheit anderer, namentlich der orientalischen, denen er sich so gern zuwendet, wohl ausgehaucht hat; eine gewisse Sehnsucht und linde Trauer thut ihm fast Noth, da die Erfüllung ihn nicht zum gottberauschten Uebermuthe zu steigern scheint; dabei ist ihm, wo die Begeisterung das Lied nicht getrieben, die Sprache, das Material, immer noch leicht etwas spröde. Die schönsten Lieder unter den vorliegenden sind: No. 5, 14, 16, 17, 18, 20, 27, 29, 33, 35. Es ließe sich die Frage aufstellen, ob und inwiefern die Nachahmung des Orientalischen dem Dichter genützt oder geschadet habe. Solche hafisische Wendungen, wie: „Enkel lesen mit Beben Freimunds Lieder und sprechen dann: laßt uns lieben und leben, wie uns dieser es vorgethan!“ (S. 109.) oder: „Meine Liebste hat ein einziges Geschmeide: meine Lieb' und meine Dichtkunst halfen beide, es zu weben aus Juwelen, Gold und Seide“ — (S. 127.) werden bei der fast epidemischen Selbst-

Ueberschätzung unserer modernen Dichter allzuleicht für Eitelkeit genommen. In No. 31 heißt es:

„Liebste! das sind keine Mühen,
Ist kein Werk, das kämpft und ringt;
Das ist, wie die Blumen blühen,
Das ist, wie der Vogel singt.

Laß mich singen, laß mich küssen,
Schenk mir beide Becher voll,
Weil ich nach des Himmels Schlüssen
Nichts als dieses kann und soll!“

Sollte dieses mehr als einen lyrischen Erguß, sollte es die wahre Meinung des Dichters darlegen, so dürfte doch die erste Strophe die Beschränkung manches Wenn's und Aber's erdulden müssen. Eben da sagt die Liebste nicht hübsch: „Sag', ob du nicht auf dich reibst!“ —

Auf erfreuliche Weise bietet dem ebengenannten vortrefflichen Lyriker der neuesten Zeit ein zweiter, der dieselbe gleichmäßig ziert, die Hand; wir meinen Wilhelm Müller, dessen, von Lebenslust und Lebensfrische erfüllten, anmuthig und melodisch tönenden Liedern das deutsche Ohr so gern horcht. Hier unterhält er uns mit fünfundzwanzig italienischen Ständchen, und wir geben uns willig eine Weile dem naiv schäkernden Tone hin, der diese verliebten Zeilchen durchdringt. Es ist ein unrichtiges Verlangen, wenn man die Poesie immer nur wie eine Königin, mit Hoheit, Ernst und Tiefe thronend sehen will; und dem entgeht sehr viel, der sie in ihrem Wesen nicht auch da zu erkennen vermag, wo sie als ein Kind unter Blüthen und mit den Blüthen spielt. Und wer hätte nicht einstmals Variationen der Pastorale in sich durchempfunden, wie die No. 10, 12 und 18? — Rec. hat sagen hören, Ritornelle seyen keine Gedichte, nur skizzenhafte Konturen oder Ueberschriften zu Gedichten. Allerdings ist das Ritornell zuletzt ein Epigramm (im hellenischen Sinne), nur in der Form noch beschränkter; dieser ist hier durch das Zusammenfassen dreier Dreizeilen der Spielraum etwas erweitert. Gegen die vom Dichter sich selbst gesetzte Norm ist es ein Anstoß, wenn die Assonanz oder Alliteration zuweilen zum wirklichen Reime wird, wie denn auch strenge Assonanzfreunde läuten und bereiten, in der schönen No. 23. nicht dürften gelten lassen. Unter den neun römischen Epigrammen zeichnen wir das 3te und das 5te aus.

Eigene Dichtungsgaben von Gries sind so selten, daß man sich freut, wo sie sichtbar werden; doch läßt sich hier nur sagen, daß diese Stanzen, die fast wie Tiecks „Im Windsgeräusch, in stiller Nacht“ beginnen, und dieses Sonett gut gemacht seyen. Im sinnvollen Sonette des Leonardo bemerken wir den Vers:

„Wer will, was er nicht kann, muß Klugheit missen, —“ nicht um ihn zu rügen, sondern um anzuführen, daß dies missen, so gebraucht, eine Lieblingswendung von Gries, aber nicht recht zu loben sey. In den Stanzen dürfte der Vers: „Im ersten Reich der Welt, im fernen Norden“ allzupoetisch, dagegen „Was soll ich dir von ihrer Schönheit sagen?“ mit den sieben darauf folgenden Zeilen zu prosaisch seyn.

Friedrich Kuhn verherrlicht die Vermählung des sächsischen Otto mit der lombardischen Adelheid von Burgund, und seine Krönung zum römischen Kaiser. Ein patriotisches, namentlich ein sächsisches Gefühl weht durch das Gedicht, obgleich das damalige Sachsen wo anders lag, als das jetzige; eine begeisterte Freude über die Verbindung mit Italien durchleuchtet es, obgleich sie für Deutschland nicht glückbringend war; doch können solche historische Fragen nicht der poetischen Anschauung zum Tadel werden. Mehr Bedenken möchte es erregen, daß das Gedicht zu wortreich ist, daß die Handlung, die doch am meisten für sich wirken müßte, in den Reflexionen und Bildern untergeht, oder, mit andern Worten, daß der Dichter zu sehr gegen die dichterische Begebenheit in Vortheil kommt. Solche Reime, die man durchaus sächsische nennen muß, weil sie den harten Mitlauter mit dem weichen vermengen, wie: „Lande — brannte, Eichen — steigen, bietet — schmiedet, bereitet — scheidet, Helden — Zelten, Orden — dorten,“ mißzieren den Bau schöner Stanzen zu oft, den der Verf. so rein wie in den folgenden Proben zu formen weiß:

„Es thun sich auf des Südens große Räume,
Der Deutsche läßt der Väter enge Hallen,
Das Land der Wahrheit und das Land der Träume
Sind brüderlich sich an die Brust gefallen.
Im Schoos der Ulmen und der Mandelbäume,
Wo Zitherschlag und Weisen lieblich schallen,
Da legt der Deutsche nun die Felsenlieder
Und Schwert und Panzer in den Schatten nieder.

„Und zu Pavia wird die Eisenkrone,
Von Adelheid mit Myrtenreis umwunden,
Zu eigen nun dem großen Heinrichssohne
Und Otto nun mit Adelheid verbunden;
Und Adelheid mit Otto auf dem Throne
Vergißt des Herzens und des Lebens Wunden
Und giebt sich ihm, die zarte, welsche Blume,
Dem Norden hin zum ew'gen Eigenthume.“

Allerdings könnte Otto's I. wunderbar bewegtes Leben der Stoff eines großen Nationalgedichtes seyn; da würde es denn auch besser hervortreten, daß zwischen seinem ersten und zweiten Zuge nach Welschland ein Zwischenraum von elf Jahren liegt, und daß er zu Mailand nur zum Könige von Italien und erst im folgenden Jahre zu Rom zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Noch sind wir von einem Gedichte des Grafen August von Platen Rechenschaft schuldig, welches den Schluß dieser Sammlung macht. Dieser junge Dichter ist in seinen lyrischen Blättern und Ghaselen mit einer Jugendkraft und Innigkeit aufgetreten, wie Wenige, und wurde von der neuern Lesewelt wie Wenige empfangen. Vielleicht hat er sich die orientalischen Formen, die sich zuletzt in einige typische Figuren aufzulösen scheinen, zu sehr angewöhnt; doch gebührt ihm das Verdienst, eine deutsche Sehnsucht und Harmonie seelenvoller Töne hineingeschmolzen zu haben, wie man sie nicht in allen ähnlichen weströstlichen Bestrebungen findet. Hier verspricht er eine neue Uebersetzung des Hafis und widmet sie durch einen Prolog unserm größten Dichter. Das Motto ist ein Distichon, durch das Fouqué eben so sehr persiflirt, als Göthe erhoben wird; ob und wie sich das Fouqué durch eine überspannte Gebrechlichkeit mag zugezogen haben, der eiserne Fuß, mit welchem der jüngere Dichter auf den Nacken des ältern tritt, hat etwas Ungeberdiges, bei dem man nur zu sehr an das Costume unsrer altdeusch angezogenen Jünglinge erinnert wird. Der Erfolg wird zeigen, ob Platen's Hafis die Uebersetzung von Hammer zur Antiquität machen, oder ob es vielleicht eine neue Auffassung, eine geistreiche deutsche Bearbeitung seyn werde; hier scheint Hammer wie nicht vorhanden angenommen. Die Stanzen des Prologes sind wieder von jener glühenden Begeisterung durchdrungen, welche den Grafen Platen so liebenswürdig macht; nur kämpft dagegen eine seltsame Prosaik der Sprache an, die den melodiereichsten Vers der Italiener beeinträchtigt. Verse, wie: „Du magst noch einmal dich an sie gewöhnen," „Daß man ihn stets bei seiner Schwäche fasse", „Von jenen Leiden hat, von diesen Ränken auf immer Hafis sich entled'gen wollen," „Wie theuer mußtest du den Ruhm erkaufen!" „Die ganze Masse ward mit fortgezogen" und dergl. sind eigentlich keine Verse. Die Zusammenstellung Göthe's mit Hafis, der gerechte Hohn, der sich gegen die schwachen Anbeller unsers Dichters ausathmet, die Darstellung seiner politischen Weisheit: „Wer Freiheit sucht, der suche seine Schranke!" die Krönung zum poetischen Kaiser verweben sich glücklich und steigern sich zu einer ächten und lobwürdigen orientalischen Enkomiastik. Auch die vier letzten Verse würden ein schönes, großartiges Bild in der Seele zurücklassen, müßte sich der Verstand nicht zu sehr mit der Enträthselung der Zeile beschäftigen: „Das Menschliche zertrümmert sich in Massen!" Ueberhaupt werden manche Leser manche Tinte heller aufgetragen wünschen.

Die schönen Kupfer der

Aglaja

schiffen diesmal mit vielem Ballast zu uns herüber. Schreyvogel, Caroline Pichler geb. v. Greiner, und Josephine Perin

geb. v. Vogelsang, legten Erzählungen bei, denen Talent und ein leichtes Interesse moralischer oder bürgerlicher Verwickelung nicht abzusprechen ist. Doch ist ein Recensent gerade da grämlicher, wo er mehr erwarten durfte; er ist strenger gegen die Geschickten, die es sich zu leicht, als gegen die Ungeschickten, die es sich zu schwer machen; und wittert er vollends, wie er es hier dreimal vielleicht mit Unrecht thut, einen französischen Ursprung, so zieht sich ihm die Stirn noch krauser. Theodor Hell's schottisches Reiseabenteuer sieht wieder in ähnlicher Art sehr englisch aus; im Liede (S. 265) zeigt der Vers: „Es bleicht nur Lieb' die Wange mir" — dem „Nur Liebe bleicht die Wange mir" so nahe lag, wie leicht auch Dichter, denen man Sinn für Wohllaut nicht ableugnen darf, versäumen, Herbes auszuglätten. Dies führt uns auf die Liedergaben der Aglaja, und wir müssen es bekennen, daß die Grazie der Geburt nur weniger derselben gelächelt zu haben scheine. Vor allen hat sie die sechs Lieder der Helmine von Chezy mit den sanftesten Melodien der Wehmuth und Sehnsucht durchzogen, wie sie dieser ausgezeichneten Liederdichterin so ganz eigen sind; dann hat sie die geistliche Musik von Carl Förster, und seine Sehnsucht nach Thränen tief und mild entzündet; ein Lied unter fünfen von Ludwig Jeitteles (Nr. IV.) im Arme getragen, und die vier Elemente von Klotilde, im eigentlichsten Sinne graziös ausgeziert.

Werner tritt uns nun schon wie aus jener Region entgegen, in welcher er das Ziel seines Hoffens und Ringens erreicht hat, und es wäre zu wünschen, daß einer unsrer tüchtigen Kritiker jetzt eine gediegene Charakteristik des abgeschlossenen Dichterwaltens eines so merkwürdigen Mannes geben wollte. Sein Leben haben wir in flüchtigen Zügen gelesen, und es erklärt schon sehr viel: aber eine Darlegung aus seinen Werken, dessen, was er war und nicht war und hätte seyn können, würde erst zu großer Belehrung dienen. Das, wodurch Werner zur Literatur gehört, war auch einst das Gepräge seiner Zeit; in seinen Gedichten das Gute und das Kranke rein hinzustellen, zu zeigen, wo und wie jenes an diesem stirbt, und welche Seele doch über allem unsterblich schwebt, wäre eine schöne Aufgabe für ein Zeitalter, das zwischen Ueberschätzung und Verachtung so selten die Mitte findet. Die Glosse Carl und Kathy leidet an einigen Fehlern, die bei Werner immer charakteristisch geblieben sind: im Thema ist die Vergleichung der Stimme Christi mit einem Silberglöcklein viel zu gering, die Glossirung selbst in jenem Tone fast prosaischer nonchalance gehalten, den er durch ein gewisses Geheimniß der Zusammenfügung oder des individuellen Zustandes allerdings zuweilen zum höchsten poetischen Effecte zu steigern wußte; aber hier ist doch dieses Geheimnisses zu wenig, um

Wendungen, wie: „Das Herz ward weich, Sonne scheidend, es erfreute!" „Man begräbt die schöne, kaum fünfjähr'ge Kathy! sagte mir das Volk," „Wenig Wochen nur vergingen, seit ihr lieber Carl verschieden," „Kann Engeln was mißlingen?" „Carl, ich komme gleich!" nicht im Gebiete des Allzugewöhnlichen zu lassen. Auch übergibt sich die Phantasie des Lesers nicht gern der Uebertreibung, mit welcher es von zwei, wahrscheinlich an einer epidemischen Krankheit gestorbenen, fünfjährigen Kindern, heißt: „er, der geistreichste Knabe, sie, das holdeste Mädchen;" aber die ganze Anmerkung trägt Spuren jener dunkelbrütenden Selbstverwirrung, die uns der sonderbare Dichter immer ungebeten zur Schau trug. Die beiden Sonette, Unerfüllte Weissagung und der Meister, haben das bei Werner nicht seltene Gepräge eines großen Sinnes und mächtigen Wollens, doch in der kleinen, in sich vollendeten Canzone, Tharand's Ruinen, findet sich erst der ächte Dichtergeist am vollständigsten wieder.

Von sonst bekannten Dichtern zeigen Deinhardstein's zwei Sonette, Kunsthöhe und Lustspiel, einen feinen Geist, aber die molossischen Schwierigkeiten des letzten Verses: „wird man's uns auch" kein feines Ohr. Grün oder Blau, von Friedrich Kind, und die Devise von Friedrich Kuhn wird man sich als leichte Tändeleien gern gefallen lassen. An unbekannten Namen tritt uns Joh. Gabr. Seidl, im Luftschiffer, zur angenehmsten Hoffnung, aber R. Walther nur in zwei Strophen, Abends, anmuthig, sonst eher zur Besorgniß entgegen, ungeachtet er einem Freunde im Vertrauen rühmt: „Erkenntniß trieb mein Schiff zum sichern Strande" (S. 72). Den Leitfaden (S. 83) macht ein entsetzlicher Druckfehler unverständlich. Caroline v. Vogelsang reimt ächt wienerisch: Seele auf Quelle, und fragt etwas grillparzerisch das Wasser von Gastein, ob es dem Adler seine Flügel wiedergebe, „wenn sie der Blitz im grausen Sturm versengt"? —

Unsrer Zeit, die so manchen neuen Stern entdeckte, mußte es auch aufbehalten seyn, neue Götterwesen zu erfinden, und so reiht sich an die oben gerühmte Orphea eine bisher ungenannte mythologische Person, eine Fluß- und Wassergöttin, etwa eine Nixe,

Eidora,

welcher unter allen ersinnlichen Einwendungen die eine nie gemacht werden kann, daß sie nicht ihre Wassertaufe redlich empfangen habe. Fouqué taucht zuerst mit einer patriotischen Sage in bekannter überritterlicher Manier und Tracht auf. Ein junger Bursch holt ein altes Schwert aus einem Heldengrabe, schlägt damit einen feindseligen Seekönig todt und erhält dafür tausend Mark, die ihm réflexion

faite lieber sind, als eine goldene Gnadenkette und sein Mädchen. Als Ballade oder Romanze, zu welcher dieser Dichter ein ausgezeichnetes Talent besitzt, möchte sich der Stoff gut ausgenommen haben; in dieser Behandlung aber legt er sich, man muß es sagen, die Parodie sehr nahe, ja, sie bricht schon durch, wenn der glückliche Besitzer des rostigen Eisens meint: das Gerippe, dem er es entrissen, habe vielleicht bloß aus Höflichkeit unterlassen, in Träumen drohend oder auch nur mahnend zu ihm zu kommen, es sey ihm aber doch nun nicht ganz recht, daß es so beraubt dasitzen solle. Inzwischen hat der junge Mann überhaupt eine ironisch-gottselige Natur, wie sie sich in seiner herzbrechenden Schlußrede überraschend ausweist (s. S. 26 a. E.). Bürgerlicher, in jener anspruchslosen Provinz, die nicht eben zu den integrirenden Theilen des Staates der Poesie gehört, doch viel besser gelegen ist, als manche namhafte Kraut- und Küchengärten unsrer Literatur, gehabt sich Prätzel's Kegelspiel, zwischen Teufelswunder und Teufelsstreich eine erwünschte Mitte bewahrend.

Der Brunhildenbrunnen ist eine artige Erscheinung; ein Gespenst- und Wunderstoff, wie man sie heute gern hat, mit Contusche, Pompadour und cul de paris, wie etwa vor funfzig Jahren beliebt war. Eine verliebte Prinzeß heirathet einen verbuhlten Ambassadeur und mari par procuration unterwegs wirklich; dem harrenden Bräutigam wird in der Noth eine Hofdame untergeschoben; beide Ehepaare vertragen sich trotz möglichsten Edelmuthes der legitimen Durchlauchten in der Folge nicht sonderlich; auf Veranstaltung eines alten Gespenstes plumpt die Pseudofürstin in einen Brunnen; auch der Graf stirbt plötzlich, „kein Mensch weiß woran,“ und nach gebührend erhobenen, doch beseitigten Scrupeln der Convenienz, kommt die Rechte an den vorbestimmten, das „Ideal der Weiblichkeit“ in ihr verehrenden Mann. Natürlich hängt das Gespenst mit einer alten Prophezeihung zusammen, die Moral aber, auf welche die Verfasserin viel hält, wird zunächst seyn: daß Fürsten zu den Procurations-Ehemännern entweder schon beweibte, oder über alle Anfechtung erhabene Leute, zur Begleitung der Braut aber bejahrte und tüchtige Ober-Hofmeisterinnen zu erkiesen haben. Der Schwindelpunct der Dichtung, als solcher, ist vielleicht der Moment, wo Amanda das Auge nicht von der Venus wenden kann, und Hildemar ihr sagt: „ne la regardez pas trop, ma bien aimée; je ne puis pas vous la donner,“ worauf die unerfahrene junge Prinzessin mit dem begeisterten Ausruf: „O! so hat noch kein Mann geliebt!“ dem Allerbarmer allen Widerstand aufsagt. So gelehrt wird die ihres Orts hübsche alte Anekdote vom englischen Lord und seiner wunschreichen Schönen benutzt! Aber auch die Kritik steht unsrer neuen Dichterin (Agathe S...) nicht

fern, und da sie damit in unser Fach eingreift, so machen wir nur auf ihren, S. 319, enthüllten Unwillen aufmerksam: daß man, verführt durch die alberne Tyrannin Mode, welche sie wie das Princip des Bösen haßt, abgeschmacktes Zeug lese, weil der Verf. desselben l'homme du jour sey, und dagegen die gediegensten, herrlichsten Schriftsteller in den Winkel werfe, ja thöricht verleugne und nicht anerkenne. Ihr Prinz fühlt sich aber auch bei dem Liede von Florian: Adieu, bergère chérie! nicht nur durch seine einfache, seelenvolle Tendenz, sondern nebenher durch die französische Sprache zu einem solchen Gesange begeistert, daß die Prinzessin zum zweiten Male verliebt, ihr also das Französische abermals, wenn man will, verderblich wird.

Auch mit Schauspielen begabt uns die Eidermuse, und gewiß wäre Körner's Tod ein dramatisches Gedicht, wenn es nicht eine politische Dissertation wäre. Die Begeisterung einer großen, das deutsche Vaterland wiedergebärenden Zeit ist unstreitig eines der herrlichsten Elemente, das ein deutsches Gedicht durchdringen kann, und wenn einmal der Geschichte unsers Bodens das Recht widerfahren seyn wird, zu welchem die großen Tragiker anderer Völker die Bahn fast noch unbeachtet bezeichnen, so wird jene Zeit unstreitig mit ungeheurer Gewalt die Brust der Nachwelt durchklingen; aber dann freilich im Ganzen und Großen aufgefaßt, in ihren Anfängen und Erfolgen, und im vollen Glanze all ihrer hohen und mannichfaltigen Gestalten. Doch soll dies kein Verwerfen des Aufgreifens einer episodischen Erscheinung seyn; vielmehr fühlen wir recht innig, wie durch das Medium der Poesie jene Vermählung zwei hoher Begeisterungen, der Vaterlandsliebe und des Gesanges, in Einen Brennpunct, wie ihr Sieg und ihre Selbstopferung, ihre Jugend und ihre Unsterblichkeit wirken könnten. Wir begreifen und billigen, daß zur Darstellung einer so großen Idee die Gestalt eines heroischen jungen Dichters gewählt werde, der durch die schimmernde Verkettung seines Waltens und frühen Todes schon fast legendarisch, oder zum Eigenthume der Volkspoesie und Volkssage geworden ist: aber freilich mußte er dann nicht wie ein theils roher, theils matter Abdruck seines eigenen phraseologischen Zriny auftreten; sein Leben mußte nicht wie ein studentischer Zeitungsartikel, und sein Tod nicht wie eine Apotheose der Eitelkeit aussehen. Was Körner selbst, den die berauschte Volksliebe eine Zeit lang für einen weit größern Dichter pries, als er in der That war, in seinen besten Liedern gesungen hat, ist viel geeigneter, großartig anzuregen, als alles, was hier sein Freund ihn sagen läßt; ja der Culminationsmoment dieses, übrigens der Handlung entbehrenden, Drama ist vom Verf. in die scenische Vorschrift des vierten Auftrittes gelegt worden; und er sähe sein Werk ohne Zweifel sehr gehoben, hätte er Liebe, Mitleiden, Schmerz

mit Bewunderung nicht so sehr den Gedichten, als den Reden und Thaten der Heroine seines Helden einverleibt, und vor allen Dingen durch den Helden selbst erregt. Die Sprache nun auf das Geringere zu kommen [illegible] nach [illegible] und Periode, verständigt sich indessen oft zu leiden, wenn gleich der Anfang: „Daß dem", dann: „[illegible]", „[illegible]", „[illegible]", exempla sind.

Die Cantate Hiskia wird den Beruf vieler ähnlicher Gedichte, in der Musik so unterzugehen, daß man sich um die Poesie durchaus nicht zu bekümmern braucht, vortrefflich erfüllen, das Fragment aus einem Julianus Apostata (S. 372) aber schwerlich die sanguinische Hoffnung allgemein machen, welche der Schluß (S. 415) für das Ganze zu erwecken sucht. Dem kleinen Drama Camoens, nach dem Dänischen, endlich thut unter anderem Eintrag, daß der große Portugiese an den Rand des Menschenfressers geführt, und als Heiliger kanonisirt wird (S. 81, 82, 83); doch schimmert eine melancholische Gluth in diesen Tönen, die ursprünglichen Quell ahnen läßt. Die Sprache des Originals mag der Uebersetzung überlegen seyn; ob „die Gommer" (S. 85) ein Druckfehler oder wirkliche Geschöpfe sind, ist uns nicht bekannt.

Eine erkleckliche Anzahl unbekannter brittischer Dichter und Dichterinnen scheint hier dem schon sehr reichen deutschen Parnaß eine neue Provinz mit gesammter Hand zuführen zu wollen; ja sie streckt erobernde Arme nach Dänemarks Fluren aus, und man sieht es diesen Liedern von Ingeman und Guldberg schon an, daß sie aus edelmüthiger Bescheidenheit dänisch blieben, um nicht die Nachbarn todtzuschlagen. Unterdessen nehmen wir einmal an, diese Provinz sey noch nicht da, oder sie habe ihre Befruchtung von den Musen und Grazien in der Mark geholt, ehe wir begeistert mitsingen:

„Genügsamkeit bei Meth und kalter Schale in Wonne sank!" (S. 32.)
„Giebt's auch ein Mutterfäßchen wohl im Keller" (S. 39.)
„Die Zuckerschote sprießt aus lockerm Grund" (S. 40.)
„Wo der Obmacht süßen Wonne trunken —"
„Schweigend sich der Wüstling übernimmt, —"
„Sank die Menschheit schwach und gottgehaßter." (S. 90) rc.

Freundlicher emporzuducken aus der Fluth schien uns Gardthausen's Sanct Peter (S. 354); Helenens Gewissen (S. 343); Reuber's resoluter Trommelschläger, wieder Gardthausen's Amor als Briefträger (S. 165) und Steinheim's gefangene Nachtigall (S. 88.); aber Gardthausen wurde zu dem Kegelspielerlied (S. 242) begeistert; Helenen sahen wir Strafen und Schaffen, Rechten und bewegten reimen, und Reuber ward uns unbegreiflich, als er jemals glauben konnte, er könne „ein größ'rer Poet als Schiller und Göthe wohl werden", oder

als er allen nicht historischen Gedichten den Untergang prophezeihte (S. 258 u. 133). Der Setzer hat das Lied S. 355, zu einem Liede der Gläubiger gemacht, es soll aber leider ein Lied der Gläubigen seyn; denn wie erfreulich wäre es nicht allen Schuldnern, die Gläubiger so gläubig zu sehen!

Senken wir von obiger Heerschaar olympischer Frauen den Blick zur Erde nieder, so begrüße uns, wie billig, zuerst die Griechin

Penelope.

Weiland sandte sie uns den Vorgruß durch die Königin der Dichterinnen, Sappho, mehr durch Liebe als durch Strenge berühmt; jetzt durch eine nordische Königin, die wohl auch zu liebreich war, um alle Werber gleich der Fürstin von Ithaka abzuweisen.

Eine ächte, auf neuen Forschungen und archivalischen Erläuterungen beruhende Geschichte der unglücklichen Königin Caroline Mathilde würde ein wahres Geschenk seyn: denn noch immer schwebt ein Nebelschleier über ihren Verhältnissen, den Haß und Parteigeist von zwei Seiten dichter weben. Inzwischen auch, was man weiß oder glaubt, von einem Dichtergeiste aufgefaßt und daran gezeigt, entweder, an welche Kette eiserner Verwickelungen eine allzumenschliche Schuld geschmiedet war, oder, wie ein liebenswürdiger Leichtsinn, wo ihn der Ernst der irdischen Stellung verbeut, die Unschuld in alle Bitterkeit unverdienter Strafe versenken könne, — beides würde im Stande seyn, unsre innigste Theilnahme in Aufdeckung und Enthüllung der Räthsel des menschlichen Lebens und Herzens von dieser Seite poetisch und warnend zu erregen. Aber freilich böte dann die Aufgabe Klippen, auf welche es einer Dame kaum erlaubt seyn möchte loszusteuern, und die selbst hier, wo die Verf. das Verhältniß ihrer Hauptpersonen in die Draperie gewöhnlicher Roman- und Tugendhelden kleidet, nicht immer glücklich umschifft sind. Der Staat würde in jenem Gemälde, wie wir uns denken können, eine eingreifende Rolle spielen, und etwa die tragische Person der höhern Gewalt, der Nothwendigkeit (ανανκη), agiren. Hier ist er aus begreiflichem Grunde kaum berührt: aber eben weil dieser historische Ernst und jene poetische Kraft hier fehlen, die alles etwa Verfängliche und Mißliche geheiligt und geadelt haben würden, eben deshalb fühlen wir uns gedrungen, die Wahl eines so gewichtigen Stoffes zu so leichter Behandlung zu tadeln. Die Verf. nimmt mit Leidenschaft Partei für die später Unterdrückten und mit Heftigkeit gegen die Sieger; sie bewegt uns aber dadurch, uns im Stillen für die Königin Mutter zu erklären, die, streng genommen, im Rechten war; sie wirft alle Schuld, die sie dem Grafen Struensee abnimmt, auf den armen Enewold Brand, den sie zu einem Samiel umgestaltet, wiewohl wir alle seine secundaire Rolle aus

Münter's Bekehrungsgeschichte besser kennen; sie vergißt endlich, daß wir noch dieser Epoche zu nahe stehen, um uns einen romanhaften Mißbrauch ohne Ernst und Begeisterung, ohne Zweck und Würde, mit den Angehörigen der edelsten Geschlechter von Europa gefallen zu lassen. So wenig wir geneigt sind, dem armselig compilirten Buche: Les Cours du Nord, namentlich bei dieser Gelegenheit Lob und Glauben beizumessen, so machen doch alle jene Begebenheiten daselbst einen minder widrigen und gefährlichen Eindruck, weil sie, als Geschichte gegeben, wenigstens den Geschichtsforscher auffordern, das Geklatsch zu widerlegen und das Fabelhafte zu vernichten. Das Bildniß der königlichen Dulderin von Schnorr und Fleischmann ist unstreitig nach dem der Angelika Kaufmann gearbeitet, aber auch eben so unbezweifelt schöner und lieblicher, als der gräuliche Steindruck in jenen Cours du Nord.

Uebrigens ist unser sogenanntes historisches Gemälde rund und theilweise gut geschrieben, die Tinte mitunter, wie es sich kaum von einem sonst so zarten weiblichen Pinsel erwarten ließ, höllenbreugelisch aufgetragen. Die Gipfelscene der Liebeserklärung (S. 42 f.) blickt etwas in die Burleske, wie es auch mehr als billig ins Komische schillert, wenn der Gesandte Keith ein „kalter, glatter Kerl von Brei" und der „riesige" Köller „an sich ein Elephant" geheißen wird (S. 53. 87. 67.). Daß gleich in der ersten Zeile Schloß Friedrichsberg eine und eine halbe Meile von Copenhagen weggerückt steht, während es kaum halb so weit davon liegt, ist ein bei der großen Entfernung des Schreib- und Druckorts verzeihlicher Fehler.

Prätzel's Nachtigall gehört zu den Geschichten, die man leicht liest, nicht leicht glaubt, und wieder leicht vergißt; übrigens ist sie diesesmal tragisch. Im Dreikönigsabend von Miltitz wird man bemerken, daß er mit zwei andern Erzählungen heuriger Almanachs-Literatur in Satyrisirung musikalischen Unsinns zusammentrifft; und da dem Verf. bekanntlich eine tiefe Kenntniß der Musik inwohnt, so ist fast zu bedauern, daß er den mehr episodischen Gedanken nicht zu Ausführung einer eigentlich musikalischen Novelle von der gelehrten Seite aufgenommen hat. Einige besonders launig und lebhaft gezeichnete Partieen des Geschichtchens erhöhen dies Bedauern.

Friedrich v. Heyden's Sohn der Wildniß liest sich, mancher Unwahrscheinlichkeit zum Trotze, und obgleich die Farben ungleichartig und nicht genug verrieben sind, nicht ohne Interesse und Ueberraschung. Der Novellist nennt die Chronik nicht, aus welcher er die Geschichte entlehnt habe; das ist unrecht und schade. Gottfried's Chronik ist es nicht: denn nach dieser möchte Wilhelm von Tarent sich schwerlich eines Sohnes erfreut haben. Warten

wir ab, was Friedrich von Raumer im Verfolge eines der historischen Meisterwerke unserer Zeit vielleicht über einen solchen Roger, eine solche Jolante von Hohenstaufen verkünden will. Da unser Erzähler mit Recht nach der Natur zeichnet, so muß ihm bei näherer Ueberlegung die politische Tirade einer Zofe (S. 228) nicht natürlich vorkommen, wie uns Jolantens Seufzen: „Roger! nichts mehr! — — — ja nichts mehr!" (S. 242) gar zu natürlich.

Aufrichtiger nennt van der Velde den alten Gottfried als die Quelle des Horoskops. Da ist es Th. I. S. 1109, als „klägliche Geschichte von Mussardo und seiner Concubine," neben einem Merianischen „Kupferstücke" zu lesen. Aber der Leser wird sich der Kunst erfreuen, mit welcher unser Zeitgenosse das kurz erzählte Factum in die Kriegsthaten der Franzosen unter Heinrich dem Vierten verwebte und mit feiner Benutzung flüchtiger Daten zu einer höhern Bedeutung erhob.

Van der Velden's Erzählungen gehören zu denen, welche die neuere Zeit am günstigsten aufnimmt. Es gebührt ihnen das Lob bestimmter Physiognomie, fleißiger Ausarbeitung, und, was zumeist in unsern leichtsinnigen Tagen zu preisen ist, eines ernsten und redlichen Willens ihres Verfassers. Man sieht, es ist ihm nicht um ein wollüstiges Buhlen mit der koketten Gunst des Publicums zu thun, sondern er wünscht, seinen Bildungen das Gepräge des Aechten und der Dauer aufzudrücken. Hierzu benutzt er vornehmlich zwei Hebel: Mannhaftigkeit des Styls und Localisirung. Durch jene hat er um so mehr gewirkt, weil sie einer byzantinisch verweichlichten und mit Zierrath überladenen Schreibart neuerer unbestreitbarer, doch ermüdender Talente entgegentrat; dadurch, daß er das Oertliche mitspielen ließ, veranlaßte er eine dankbare Lesewelt, ihn mit Walter Scott zu vergleichen. Daß er diesen trefflichen, aber nun von Roman zu Roman, wie zum Reichthum, so auch zum Kunstfleiß eines englischen Fabrikanten versinkenden Schriftsteller, als Studie benutze, ist möglich; daß er mit ihm Berührungspuncte gemein habe, ist gewiß: doch müssen wir billig seyn und zugeben, daß auch den vorzüglichsten Novellen des geschätzten Landsmanns (wie z. B. dem Flibustier und andern) noch eben so viel zu Walter Scott's Romanen mangele, als diesen, auch dem besten, zu poetischen Meisterwerken fehlen mag. Hat unser Verf. andererseits vor Scott etwas voraus, nämlich, daß er seine Gabe nicht vergeudet, so bedenke er hinwiederum, daß die strenge Schreibart leicht steinern, und die Localtinte leicht trocken, und beides gleichfalls leicht zur Manier wird, welche Manier dann abkältender ist, als jene oben berührte entgegengesetzte. In der That leiden bereits mehrere seiner ausführlichsten Werkchen am Starrkrampf, und müssen deshalb vor den wärmeren Lüften der Poesie zusammen-

fallen; das Horoskop hingegen reihen wir seinen besseren Erzeugnissen an, wo Kraft und Wärme sich mehr durchdringen als zerstören. Eine edle Freundschaft, eine feurige Liebe, das Bild einer bewegten Zeit, zuletzt ein effectvoller Schluß. Walter Scott hat in jedem seiner Bücher einen Moment, in welchem er unsre Brust bis zum Raumaufathmen zusammendrücken und dann in mächtiger Rührung zu lösen weiß; einen solchen sucht auch unser Verf., und kunstvoll tragisch ist wieder die Begnadigung, die nichts mehr hilft. Dagegen wurde Frankreichs großer Heinrich völlig verzeichnet; so hätte er sich einem jungen Officier nicht erschlossen, wie S. 331 u. a. m., so hätte ihm Gabriele nicht kommen dürfen, wie S. 346, und so hätte er einen Jüngling schwerlich verleitet, wenn auch später so als General behandelt. Das Ballgespräch des jungen Mannes mit Aimée hat die Witterung eines Lieutenants unsers Jahrhunderts. Kleinere Ausstellungen mögen versinken, nur das Tüttelchen nicht, daß der sächsische Dativ Moußarden (S. 326) gerade bei diesem Namen komisch klinge. Unsers Dafürhaltens haben solche Kleinigkeiten von Inflexionen, von e oder nicht e im Dativ und dergl. m., keine andere Regel in der poetischen Grammatik, als die Raumer in seiner Vorrede zu den Hohenstaufen annimmt: den Wohllaut.

Wie wohlangesehen aber auch van der Velde sey, zu der Popularität des Schriftstellers, der ihm hier folgt, ist er noch längst nicht gekommen; doch versparen wir uns die Auseinandersetzung der Gränz-Commission bis zur Beleuchtung des trefflichen Vergißmeinnicht. Penelope verzeihe diese Hinterstellung eines Günstlings, der eben so unermüdet denselben Knäuel wickelt, als sie dasselbe Gespinnst webt; doch die Römerin verlangt ihr Recht, wie die römische Geschichte nach der griechischen, und größer, breiter als ehemals, auch mit neuem Kleide angethan, erwartet uns

Cornelia.

Ob wohl der neue Schmuck der sonst bescheidener und doch anmuthiger Blickenden auf erlangten größern Reichthum deutet, oder auf die täuschenden Flügelschläge eines angehenden Bankerontiers? Ob wohl das Publicum als reiche Frau die Segel streichen werde, wenn diese Cornelia ihre Kinder producirt? Ein römischer Sinn würde erröthen, wenn einer ihrer sonst besseren Söhne mit so jämmerlicher Ausstattung erschiene, wie hier der Herausgeber mit seiner Thekla; doch es ist zu vermuthen, daß diese gewöhnliche Gewöhnlichkeit selbst dem deutschen Allgeschmack schal schmecken werde. Was ist von einem „Liebe voll Sinnlichkeit und frommer Gefühle" (S. 100), was von den Gemeinheiten der S. 101 u. s. w., zu sagen, oder wie Arner's Mund, der, S. 96, so

gut küssen konnte, S. 105 nicht zu sprechen vermag? Nun! wie ein Mädchen auf eine große und edle Weise aus dem Hause in die Nacht hineinflüchten kann, hätte sich der Dorothea in Tieck's Verlobung besser ablernen lassen.

Eine Dame beginnt diesen Almanach, eine andere hält seine Mitte, und zwei Damen beschließen ihn. Die erste verließen wir kaum unter Dänemark's Hofintriguen, und finden sie hier in der Germania des Tacitus wieder. Keine politische noch moralische Censur der Welt wird dieser Weser-Lucretia etwas anhaben. Hermann und Thusnelda, Varus und Arinia benehmen sich mit außerordentlichem Anstande, und ein ächt patriotischer, ja landschaftlicher Sinn verknüpft eine, auch nicht eben unerhörte, Composition. Aber die Censur des Geschmackes ist noch da, und diese meint, die Verf. sey doch bei Caroline Mathilde weit heimischer, und da der Styl viel liebenswürdiger gewesen. Hier habe sich dieser im römischen Costume für verbunden gehalten, Stelzen zu besteigen und sich zu spreitzen ohne zu gehen; auch seyen die Studien der Verf. so gelehrt, daß sie ihren Helden wieder durch die Poren schwitzen, und diese sich nun über den Tacitus, den Nieupoort oder Cellarius zu katechesiren scheinen. Ein sichtbarer Mißgriff schmäht gar den anmuthigsten und lebendigsten der römischen Poeten, wenn es heißt: „Ovid, verworfener Dichter, du hast die Römer verderbt, indem du ihren Göttern fremde Laster aufbürdetest!" Die guten Götter besaßen diese sämmtlichen Laster bereits vor und außer Ovid, und seine Dichtung war nur der Ausdruck und Spiegel seiner Zeit, wie denn dies bei allen Dichtern der Fall ist, die nicht erhaben genug sind, über aller Zeit zu stehen, oder gar eine Zeit zu erschaffen.

Der Treue Leid und Sieg gehört nicht zu den besseren Novellen der besten deutschen Liederdichterin. Es geht da alles romanhaft, bunt und rührend genug zu, aber im Anfange ohne Wahrscheinlichkeit und am Ende ohne Nothwendigkeit. Ein Knabe, der sich in das Bild einer Aeltermutter verliebt, dann als Pilger mit Muschelhut und Stab kindlich ausruft: „Was sollen mir Aeltern, welche die Einzige (nämlich einmal am Fenster Gesehene) hassen?" (S. 159) jedoch ganz in der Nähe bleibt, und sich von der Geliebten eine in der ersten Entrevue versprochene Zelle nebst Gnadenbild im Walde bauen läßt, daselbst gar keusch und sorgfältig mit ihr koset (S. 187), unterdeß aber (zum Zeugnisse, wie wenig damals Klatscherei neue Ansiedelungen eines Nachbarn verrieth) vom Vater in höchster Angst und Verzweiflung zu Frankfurt am Main und weiter gesucht wird, bis er zuletzt zu Paris die als Page einer Buhlerin verkleidete Geliebte in dem Augenblicke ermordet, als sie jener „den Brustlatz öffnet und den Schwanenbusen aus seinen Hüllen hervorquellen läßt." (S. 188). Freilich hatte er auch aus Eifersucht um die gefällige Schöne

wieder oft Tage und Nächte in den Wäldern zugebracht, „Nahrung, Trost und Hülfe verschmähend" (S. 186), und sein eigener früher Tod muß auch das gefühlloseste Herz mit dem Umbringen der erst verkannten, dann mißkannten ersten Liebe versöhnen. Die Moral ist eigentlich für alle jene hartherzigen Aeltern, welche seit Romeo und Julie und höher hinauf verlangt haben, und in viel hundert zukünftigen Romanen noch verlangen werden, daß das junge Blut ihrer Kinder den alten Haß ihrer versteinerten Säfte theile. Doch mit besonderer Grausamkeit verfährt die Verf. gegen das arme untergeordnete Röschen, das netto zweimal sterben muß, um zweimal wieder aufzuleben (S. 192 u. 196), worüber sie dann zeitlebens bleich geblieben ist, „denn der Tod" (und das ist schön gesagt, wie in jenen unvergessenen Versen derselben Verf. auf Boisseree's sterbende Maria) „war dicht an ihrem Herzen vorbeigegangen." An lieblichen Bildern und zartgestreuten Blüthen fehlt es nie einer Novelle dieser Dichterin, nur sind das Einzelheiten. Andere Novellisten scheinen wohl diesen zu Gefallen zu schreiben, und darüber das Ganze aus den Augen zu setzen, aus dem das Einzelne erst fließen mußte, ehe es das Ganze schmücken darf. Und auch daran trägt wieder die Lesewelt die Schuld: denn was will sie mit ihrem müßigen Loben und Bewundern der Stellen, diesem Grundquell aller jener leidigen Geiste und Extracte und unnützen Fünffünftel-Anthologien, wie sie eben jetzt wie Pilze hervorschießen? Wer weiß, wie vielleicht (wenn wir höher gehen) diese bequeme Lappensammlerei unsrer Leser mitunter auf die Werke unsrer besten Dichter, z. B. Schillers, zum Nachtheil gewirkt hat? —

Auch von Elise Ehrhardt empfingen wir in der That schon Besseres, als hier die menschliche und göttliche Vermittelung. So wie sich die Verf. die Begebenheit einmal ausdachte, in der sie eine Art hereditärer Fluch- und Schicksalstragödie darstellen will (S. 219), ist sie nicht ohne künstlerische Intention angelegt und abgewickelt: allein sie hat dasselbe verschuldet, was den Meisten, die solch ein Schicksal machen oder spielen wollen, zur Last gelegt werden kann, sie hat sich ihre Menschen für ihr Schicksal bestens zubereitet, doch so, daß dieses jene auslachen müßte, wenn es Menschenverstand hätte. Die Leutchen sind so extravagant und ungefüge, daß das Schicksal in jedem Augenblicke mit langer Nase abziehen müßte, wenn sie von ungefähr zur Raison kämen; bis es denn endlich so weit gediehen ist, daß es allerdings ohne Tod und Tollheit keine Auskunft mehr gibt. Hätte der überschwengliche Vater den übertriebenen Auftritt mit Aurelien (S. 200) nicht mit dem Sohne in der Todtengruft (S. 210 ff.) noch gesteigert; hätten die Aeltern, wie das unter ordinären Leuten zu geschehen pflegt, die Neigung ihrer Kinder zu einander bemerkt; ja hätte der unheimliche

Papa (S. 211) dem Söhnchen, wie es so natürlich war, die Maske nennen wollen; hätte dieser Sohn, was noch toller ist, nicht unterlassen, nach dem Namen der zugedachten Schönen zu fragen: so war ihm der confuse Schwur (S. 214) zwar erspart, und die ganze Novelle mit, aber die Literatur wäre zu trösten gewesen. Vielleicht hat die Verf. doch zuletzt die, zwar versteckte, legitim-christliche Absicht, darzuthun, daß ihrem Edmund dennoch besser gewesen wäre, statt in den „herrlichsten Idealen," nämlich „Achilles, Plato, Brutus, Mark Aurel und Hermann" zu leben (S. 212, 209), sich lieber von den „wilden und rohen Zügen seiner Altvordern aus der Barbarei des gepriesenen Mittelalters" rühren zu lassen, sonderlich dahin, daß ihr frischer, körniger Sinn ihm eine Arzenei für seine verworrenen Schwärmereien verabreicht hätte. Bei seiner Begeisterung für Achill und Brutus muß uns wundern, daß er mit einer Gewissenssache nicht heidnischer umspringt. Zwar hat er (S. 236) einen ziemlich gottlosen und naturdienstlichen Vorschlag zur Hand: aber wir glauben, die Verf. hätte ohne besondere Gemüthsunruhe die Stelle des Papstes bei ihm vertreten und ihn von der kindischen Eides- und Formularpflicht dispensiren können. Die arme Therese bedurfte dann des feinen Ausholens (S. 222), er der falschen Delicatesse (S. 223) nicht, und eine gesunde und liebevolle Heirath hätte beider Zweifel beschwichtigt. Freilich meint es Pastor Ehrmann anders, und so muß es denn geschehen, daß Edmund toll wird, sich von der Geliebten wie von einer Fremden beurlaubt, dann aber sie sofort wieder erkennt, als sie ihm im Ballkleide, weiß, mit Rosen im Haar, nachsetzt, bis er nach einiger platonischen Ehe verstirbt, dahin testirt, daß er nicht in das fatale Erbbegräbniß seiner Ahnen komme, und Therese ihn beerbe, die denn alles, wie billig, in eine stille, fromme Stiftung auflöst. Der Styl ist für die vielen sonderbaren Creaturen — denn auch Edmunds Mutter hat ganz ihre Eigenheit (S. 207) — in gebührender Hyperbolik gehalten.

Seit der Gabriele, einem Buche, in welchem eine seltene Kenntniß des Menschen, des Herzens und der menschlichen Gesellschaft entwickelt, eine noch seltnere Kunstanlage in Durchführung einer das Ganze beherrschenden Idee bekundet, und eine seltenste Klarheit und Reinheit der Schreibart in gediegenem Glanze entfaltet ist, fühlt die Literatur Respect vor Johanna Schopenhauer, und die Kalender fangen an, um Splitter ihres liebenswürdigen Geistes zu buhlen. In Wahrheit verdient auch hier die Leontine unter Cornelia's Töchtern den Kranz, und doch ist sie nur ein Kind des Talentes, nicht eines angeregten Genius. Die Verf., die sich so glücklich in ein Gebiet zurückzieht, wo die höchsten Anforderungen der Poesie keine Stimme haben, wird so ziemlich immer vor den Klippen, die abstoßen, oder wo man eine öde und abgeschmackte

Langweile empfindet, gesichert seyn, zumal da sie uns auf ihrer durchsichtigen Prosa stets wie in einem leichten Nachen gleiten, und diesen die spielenden Lüftchen einer leisen, und besonders bei weiblichen Schriftstellern selten anzutreffenden Ironie anmuthig umflattern läßt. Mit Vorliebe behandelt sie Hofverhältnisse und zeigt gern, daß sie damit vertraut sey, wie dies auch in dem neuesten Romane „die Tante" wieder zum Vorschein kommt. Schade, daß von dieser Tante eigentlich nur der erste Theil componirt und verarbeitet, der zweite nur conglomerirt ist, daß die sentimentalen Partien zu matt, und die romanhaften zu unglaublich sind: denn manches Detail, wie die Auffassung des deutschen Siècle de Louis XV., die Entwickelung des moralischen Aberwitzes der Heldin und des tragischen Punctes, wo er bricht; der Sturm bei Marseille, der an eine der rührendsten Erzählungen des Washington Irving erinnert, und feine Zeichnung verschiedener Charaktere beurkunden noch, was die Verf. der Gabriele vermag. Nur ihre kritische Digression ist nicht gar glücklich, denn wenn man auch Uz und Hagedorn, und alles was die Tante gewiß mehr verehrt als liest, in ihren verdienten Würden bestehen läßt, was ist denn das gegen den Umschwung, den die deutsche Poesie durch Göthe genommen hat? Lese die Verehrte einmal beispielsweise den Falken des Bokkaz, wie ihn Hagedorn verarbeitet hat, und sage, ob dergleichen jetzt noch trefflich wäre!

Leontine ist ein gutes, im Umgange in der Feuerbohnenlaube (S. 253) zweifelsohne zu naives, um Zunamen (S. 254) zu wenig bekümmertes, gegen seine Tante mindestens zu schweigsames Kind, dem man jedoch gern einen Antheil bezeugt, es mag ein Lottchen bei Hofe, oder „freudvoll und leidvoll" auf der Flucht begriffen seyn. Ein Wink der guten Majorin über die Feuerbohnenlaube bei der Fürstin wäre indessen eigentlich ein nothwendiger Wende- und Endpunct jenes gefahrdrohenden Hoflebens, mithin so ziemlich des ganzen Geschichtchens gewesen. Daß übrigens auch hier das Element des Feuers (S. 258) zu Gebote steht, das bereits in der Gabriele und in der Tante eingreifende Rollen spielt, dürfte allgemeiner wahrscheinlich befunden werden, als die Verwechselung des Prinzen und des Beamtensohnes, welche den Knoten schürzt und löst.

Der beste Zug, den unsre Cornelia gethan, bleibt diesesmal das Lotterieloos aus dem Leben eines Geringen. Man erkennt den scharfen, klaren und gutmüthig ironischen Geist wieder, der den ersten Theil der Molkencur belebt, und in Saly's Revolutionstagen auf die wahre Bedeutung eines ächten Bürgerlebens hinweist. Auch dieser kleine wohldurchdachte Aufsatz des trefflichen Ulrich Hegner bietet der Beherzigung eine Fülle heiterer Lehren,

und setzt sehr zweckmäßig in einer Zeit allverschlingender Glückstöpfe, diesen den unzerstörbaren Schatz fleißigen Erwerbes und lebensweisen Genusses entgegen. Wie viele werden sich ihren Gewinn weltklüger zu sichern wissen, als dieser Geringe, und wie wenige doch ihr wahres Wohl so weise bedacht haben, wie er!

Die Gedichte nehmen, den neuesten Krankheiten der Gedichtschen und Erzählungssucht gemäß, nur einen geringen Raum ein, und man muß bekennen, daß der Herausgeber den Nagel auf den Kopf traf, als er im Inhaltsberichte die rheinischen Sagen von Carl Geib und die Romanze von Neuffer unter die prosaischen Aufsätze schob. Beide schätzbare Männer vereinigen den Widerspruch, Dichter zu heißen, ohne Dichter zu seyn, und vermittelst zahlloser, oft selbst leidlicher Verse noch kein Gedicht zu Stande gebracht zu haben. Doch wo bei dem Deutschen der Karath nicht ausreicht, da hilft die Masse, und was diese dem einen schon gewährt hat, nämlich einen Anhang und sogenannt gefeierten Namen, das wird auch dem andern zu Theile werden, wenn er nur fein fleißig und am Leben bleibt. Das redliche Bestreben, sich der Poesie möglichst zu enthalten, thun auch hier wieder beider Erzeugnisse als gelungen kund; eine andere Kunst hat deshalb ihnen allein die Ehre angethan, einzuschreiten und das Mangelnde zu ergänzen, und da es dabei auf lange Beine ankommen mochte, so haben Opiz und Loder unstreitig das Nöthige geleistet. Unter andern Umständen würden wir dem lieblichen Titelkupfer den Vorzug gegeben haben. Inzwischen haben beide obgenannte Balladenverfertiger gute Stoffe gewählt, und ist sich darin, wenigstens von Hrn. Geib, unsrer vier Jahre alten Prophezeihung schon etwas genähert worden; ja eins oder das andere klingt nicht einmal übel, wie z. B. gleich die Lurley; doch je weiter der Gesang geht, je mehr verliert sich der Tact, und in Gelnhausen hat er sich zuletzt ganz verloren. Ein Sonett (S. 123), wo der Setzer, der Mörder manches Lieblingsgedankens, wiegen statt neigen gesetzt hat, loben wir noch eiligst.

Denn ungeduldig schließt sich nun an den Zug der Göttinnen und andern Antiquitäten die holde Schaar der Frauen unsrer Gegenwart, deren Erquickung durch das

Frauen=Taschenbuch

der ermüdete Sangesritter in die Hände eines noch recht rüstigen und männlichen Liederkämpfers resignirt hat. Gern wenden wir uns von den langen und hagern Figuren, mit denen Götzenberger und Stilke jenen Opiz und Loder den Rang ablaufen, zu manchem, was uns traulicher einladet und winkt, mit gewonnener Ueberzeugung, daß uns die zauberathmenden Dichtungen des großen

Calderon auf diese Weise eben so wenig verwirklicht werden, als weiland der gewaltige Shakspeare durch eine Galérie parisienne. Sogleich empfängt und beruhigt uns Platen mit einer anmuthigen fränkischen Sage. Natürlich muß auch Franken seine Undinen haben, aber die gegenseitige Sehnsucht, die der grundlose Brunnen hinaus und hinein erweckt, setzt die geheimnißvolle Wechselwirkung der Elemente erst in ihr wagrechtes Verhältniß, und dies geht hier so freundlich auseinander, daß wir wohl das Fragment ergänzt sehen möchten; bei welcher Gelegenheit es dankbar anzuerkennen wäre, wenn der Hr. Verf. einige Prosaismen seiner Stanzen ausglätten wollte, z. B.: „Da scholl ein Ton, als wie aus tiefer Vase," „An Frauenantheil habt ihr nie geglaubt," welches letztere für den Schloßvogt eben so sehr zu vornehm und zu modern lautet, als wo er vom „Aether" spricht, durch den der Herr zum Himmel stieg. Desselben Dichters Heroide, worin einmal die Galanterie vorkommt: „Was betrauerst du wohl? Was fürchtet die schöne Kassandra?" gibt sich als eine Jugendarbeit und ist es auch.

Die sechszehn Lieder des Grafen von Loeben sind mit die schönsten, die wir von diesem Dichter kennen. Wehmuth und Lieblichkeit, Natur, Frühling und Liebe steigen darin wie auf Wolken= und Strahlenleitern auf und nieder; es sind Töne, unmittelbar aus der Brust hervorgegangen, recht wie das ächte Lied entstehen soll. Hier befindet sich unser Dichter ganz eigentlich auf seinem, dem lyrischen Gebiete, während er uns sonstwo, im Epischen, im Roman, in der Novelle manches vielleicht vermissen und manches zu viel finden ließ. Ach, möge es doch an ihm wahr werden, was er in dem wehmüthigsten dieser Lieder (S. 26) singt:

„Drum auch ich von neuem schwinge
Meine Flügel ungestört,
Daß mein Zoll dem Frühling bringe,
Was an mir ihm angehört!"

Wie verschieden Romanzen gemacht werden, können wir aus diesem Büchlein lernen; gewiß hat die Gottesbraut keinen Fehlschuß gethan. Ein artiges allemannisches Liedchen hat sich gar wieder eingefunden. — Doch den Frauen werde vor den Sängern ihr Recht, denn Frau v. Chezy lockt uns zu einer provenzalischen Diana. Ob und wie eine Quelle benutzt sey, wissen wir nicht, denn wir kennen sie nicht: aber gewiß ist es, daß die bekannte Sage von der Gründung von Marseille und eine Art Tannenhäuser oder Venusberg, hier als Zauberwald, den eine schöne Hexe von weniger hohem Range regiert, neben einander stehen. Gewiß hat die Verf. den Kampf und Sieg der Sinnlichkeit und

ihre Sühnung durch Religion und Tugend anschaulich machen wollen, deswegen kommt auch die Zauberin eben recht, wie Berengar's Sinne aufgeregt und abgewiesen sind; eine zu reiche Draperie des Details verhüllt jedoch den eigentlichen Leib allzusehr. Daß Diana, statt Berengar versöhnlich zu heirathen, sich der heiligen Jungfrau gelobt hat, ist ein Unglück; daß sie in einem Palaste wohnen bleibt, wo der Freund und der Großkomthur Fouqué sie besuchen, ist ein Trost; daß beide im nämlichen Augenblicke sterben, ein himmlisches Wunder; uns aber gemuthet es am meisten, zu den hübschen Liedern, die eingestreut sind, zumal aber zu dem innigen Rondeau: „Wo du nicht bist" — wieder und wieder zurückzukehren.

Die schöne böhmische Sage vom St. Salvator von Chrudim leidet an überschießendem Material; ruhiger, schlichter erzählt, würde das Gemüth mehr Platz haben, sie mit erbaulicher Freude einzunehmen. Eben so geht es in Gerle's Riesenbrüdern allzubunt durcheinander. Die slavische Göttersage ist uns noch zu fremd, um uns, so dicht zusammengedrängt, klar auseinanderzugehen, aber große, poetische Gebilde und Ahnungen hat sie, wie jede Volkslegende, das sehen wir wohl. Bei dieser Gelegenheit sey beiläufig an ein Buch erinnert, von dem wohl zu wenig die Rede war: es sind die böhmischen Mährchen von Griesel. Nirgends sind uns die phantastischen Mirabilien der Czechen so süß und herzeindringlich erschienen als da; sie stehen dem Besten, was man in dieser Art hat, wenigstens nicht sehr fern, und helfen beweisen, daß und wie die Volkspoesie wohl eine Wandlung durch dichterische Gemüther erdulden könne, während sie so ganz für sich allein denn doch mitunter allzustarr, trocken oder einerlei aussieht.

Des Herrn von Arnim Verkleidungen haben (wie die meisten seiner Einkleidungen) gewiß irgend ein altes Buch (etwa aus Ludwigs XV. Zeit) zur Quelle. Die Situationen sind in der That ergötzlich, doch weit auseinandergezogen. Daß der Hofmeister den Zögling auf die tollste Art erzieht, macht Spaß; auch muß man darüber wegsehen, daß Ludwig XIV. von allen Konterfeyen hier dasjenige findet, welches ihm am wenigsten gleicht; aber der Mangel alles Styls, wie solcher bei Hrn. von Arnim mit der Fruchtbarkeit seines Genies wächst, läßt sich schwerer tragen und verursacht, daß man diese Sachen nicht ohne Mühe liest.

Leichter gehabt sich's mit dem Schweitzer in Valencia, doch empfängt man von ihm weder tiefen, noch lebendigen Eindruck. Etwas Cagliostro, Entführung, Mord und Todtschlag, Ränke, Träume, Kloster und Spanien, auch einiges Schicksal, zwischendurch richtige und kluge Bemerkungen, durchgängig eine rasche, angenehme Schreibart — gewiß wird einmal Herr Weich-

selbaumer Besseres schaffen, als diese für jeden Almanach sehr brauchbare Novelle. Daß man als ermahnender Geist inzwischen Freuden steht, oder sich inzwischen Leute wirft (S. 275, 281), ist wahrscheinlich provinciell.

In Rosengeil's neuem Arkadien gefällt es uns besser, als vordem in seinem Petermichelthal. Die artige Provinz ist mit heitern und schattigen Partieen gut versehen und mit Klugheit arrondirt. Wer Liebenstein kennt, den führt der Entdecker unter angenehmen Gesprächen dahin zurück. Daß er wisse, das Lied „Süße heilige Natur" sey Stolberg's, nicht Goethe's Dichtung (S. 313), war zu erwarten (s. Angabe der Druckfehler), zumal da er so gern einer Menge von Dichtern seine Huldigung darzubringen scheint. Dennoch sagt er sehr wahr: „Wohl tausend Menschen machen Verse, unter denen vielleicht nur Einer ein Dichter ist" (S. 289); auch hüte er sich ja, bei der großen Mobilität, die er verräth, jene Huldigung nicht in Nachahmung auszudrücken, wie sie hier einmal verschiedentlich den nicht genannten Jean Paul trifft.

In unsrer literarischen Sprache gibt es Angewöhnungen, wie in der des alltäglichen Lebens: diese bleiben eine Zeit lang wie typisch stehen, sie sind eine Fahne, ein Erkennungszeichen Aehnlichdenkender und Aehnlichstrebender, bis sie in Abnahme gerathen und von anderen, neu aufkommenden verdrängt werden. Wer Bücher, die vor vierzig, andre, die vor zwanzig, noch andre, die in unsern Jahren geschrieben worden, liest, findet diese Erscheinung, durch welche die Mode auch in das Reich des Geistes erobernd einzugreifen trachtet, überall, und wird vielleicht durch die Wahrnehmung gerührt, wie auch da etwas vergangen ist, was die Thätigkeit der Geister einst erschuf, und worin sie sich begegneten und besprachen. Doch, bleiben wir bei der Gegenwart stehen, wieder jede einzelne Verzweigung der Literatur hat ihre eigene Terminologie und Phraseologie, so lang bequem, bis ein übermäßiger Gebrauch sie abgehetzt und zum Gegenstande des Ueberdrusses gemacht hat. Wie Städte, Landschaften, Süd und Nord von Deutschland eben so ihre eigenen Worte und Wendungen auch für die Literatur haben, werde nur beiläufig berührt; aber gewiß ist es, wo wir Horen, Hochgefühl, Aether, Ideal, Psyche u. dgl. finden, da sind wir seit Schiller und Matthisson im Gebiete der Poesie; wo etwas über die Bretter geht, wo etwas anspricht oder nicht, wo eine Leistung geleistet wird, da sitzen wir bei einer Theaterrecension; und wo uns etwas begegnet, das gemüthlich, anziehend oder dgl. heißt, da können wir wetten, daß es eine Beurtheilung vom Geschlechte der gegenwärtigen ist. Unter diese hat sich auch ein Wort eingeschlichen, womit man jedes nachgelassene Sonett oder sonstige Werklein eines gestorbenen und wenigstens in

etwas, oder bei diesen und jenen beliebten Dichter bezeichnet: man nennt solches frischweg Reliquie. Nun heißt allerdings Reliquie wörtlich nichts als Ueberbleibsel, aber Ueberbleibsel würde doch niemand sagen, es muß also die Idee des Religiösen und Heiligen seyn, die solch eine Liebhaberei an dem Worte gibt. Glaubt man jedoch an Reliquien als etwas wirklich Heiliges und von heiligen Personen Abstammendes, so könnte der Ausdruck auf Gedichte nur in äußerst seltenen Fällen Anwendung dulden, oder die Bedeutung wird entweiht; glaubt man nicht daran, so hält man es für etwas ganz Leeres oder gar Ironisches, und dann entweiht man den Dichter damit. So ist denn in dem Buche über Hoffmann's Leben und Nachlaß das Fragment, das jetzt in diesem Taschenbuche gefunden wird, sofort als eine „köstliche Reliquie" verkündigt (Th. II, S. 163), und wird gewiß auch von den meisten Recensenten bald mit, bald ohne das Epitheton so genannt werden. Doch indem wir uns hiervor verwahren, sprechen wir unsre Rührung unverholen aus, daß wir das Walten eines Mannes, der eine kurze Weile mächtigen Beifall aufregte, nicht, wie zu fürchten war, durch Versplittern und Stumpfschreiben seines Talentes, sondern durch ein frühes Grab begränzt und beendigt sehen.

Die kurze Charakteristik, die wir noch recht in der Blüthenzeit Hoffmann's zu Lob und Tadel entwarfen (Hermes, Bd. VI. S. 202), muß Wahrheit haben: denn wir finden eine ähnliche Ansicht nun ausführlicher und gründlicher allenthalben, und auch Wilibald Alexis baut sein geistvolles Elogium im oben erwähnten Buche auf eine gleichartige Basis. Ueberhaupt ist dieses Buch nun zum völligen Ueberschauen einer glänzend zerrissenen Wirksamkeit sehr zu empfehlen; bei jedem ächten Menschen erklärt und erläutert das Leben sein Walten; und die Bezauberung alles unmittelbar aus dem Leben Gegriffenen muß wohl mächtig seyn, da sie es möglich macht, eine Sammlung an sich weder ausgezeichnet gedachter, noch durch sonderlich merkwürdige Ereignisse oder vorzüglich guten Styl gehobener Briefe als ein sehr Bedeutendes zu lesen und im Verfolgen der feinsten Fibern des sonderbaren Geistes mannichfaltige Belehrung zu erbeuten. Des Vetters Eckfenster, welches man allda findet, ist ein humoristisches Musterstückchen, über dessen Glanz und Lebendigkeit man sich kaum genug wundern kann, da es in der letzten Krankheit Hoffmann's entstand; und vielleicht hätte er sein Vornehmen auf dem Sterbebette, sich von jener verzaselten Schreibelei abzuthun, worin schon so manches Tüchtige untergegangen ist, und zugleich unsre vormals ausgesprochenen Hoffnungen erfüllt, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Das Eckfenster, das uns mit deswegen bewegt, weil wir Flügelschlag der Seele gewahr werden, die sich über die Krankheit erhebt, behagt

uns auch mehr, als hier der Feind, wiewohl er ebenfalls ein Denkmal noch großer Munterkeit und Kraft des Geistes ist. Man sieht noch, wie der Verstorbene seine Studien über Nürnberg aus Wagenseils Buche u. a. hat brauchen können; der Eierschwank, die Meisterweisen, Dürer und seine Umgebungen versetzen uns geschickt in die Zeit, in welche er uns führen wollte, und Schade ist es immerhin, daß wir nicht mehr erfahren können, wo hinaus es nun mit dem wunderlichen Feinde gehen sollte; denn des Wunderlichen gibt es auch hier wieder auf Hoffmannsart: wieder einer, der auf einem Beine tanzt und kräht (S. 403), wieder ein kleines Männlein mit hoher Feder (S. 408), und ein grauenvoller epileptischer Feind, und dann gar organische Krankheit und Ganglien (S. 412). Die guten nürnberger Handwerksleute sprechen zum Kopfschütteln theoretisch ästhetisch von der Kunst (S. 404 ff.); eben auf einem schönen Puncte endet das Bruchstück.

Unter die großen persischen Dichter gehört Nisami, den Hammer in seiner Geschichte der persischen Redekünste den ersten großen romantischen Dichter nennt, der die Periode beherrscht, welche den Einfluß des Arabischen empfand, und auf das erste reine epische Zeitalter, das Zeitalter Firdussi's, folgte. Gebürtig aus Gendsch, schrieb er den Pendsch Kendsch, d. i. die fünf Schätze, bestehend aus Chosru und Schirin, Leila und Medschnun, Heftpeiger oder die sieben Schönheiten, dem Buche Alexanders (des Großen) und dem Magazin der Geheimnisse, einem Gedichte moralischen Inhalts. Mit dem ersten sind wir durch Hammer, mit dem zweiten durch Hartmann in Bekanntschaft getreten, das dritte hat einst Hammer auf sieben wiener Schönheiten angewandt; auf das fünfte werden wir nicht übereilt neugierig seyn, aber daß Rückert uns das vierte näher bringt, müssen wir ihm aufrichtig danken. Daß dieses erst fragmentarisch geschieht, verdient einen zweiten Dank, denn wir müssen nur allmählig an das ganz Fremdartige gewöhnt werden; hat uns das, was wir nun wissen, in kluger Auswahl lebhaft beschäftigt, gewonnen, wünschen wir dann mehr und mehr kennen zu lernen, dann gebe man uns ein Zusätzliches, bis wir vielleicht einmal im Stande sind, auch außer dem Gesichtspuncte gelehrter Forschung ein Ganzes zu ertragen. Und wirklich, bedenkt man, daß ein solcher Iskandername im persischen Original erst eine vollständige Einleitung hat, die aus sieben Theilen bestehen muß, nämlich dem Lobe des Frühlings und der Blumen, dem Lobe der Rede, dann Veranlassung des Werkes sammt dem vierfachen Lobe Gottes, des Propheten, des Königs und des Wesirs; daß aber dieser Einleitung wieder eine Einleitung vorangeht, nämlich das Lob Naßireddins und die Herausstreichung aller Vorzüge der Geschichte Alexanders (Hammer a. a. O. S. 118),

so eignet sich das uns in die äußerste Angst zu jagen, daß wir, da doch auch noch manches andere zu lesen ist, niemals Zeit gewinnen werden, zum eigentlichen Kerne der Geschichte vorzudringen. Der dritte Dank gebührt für die Wahl eines epischen oder, wenn man will, romantischen Gedichtes, da wir mit den erotischen Dichtern der Perser, zumal mit ihrem besten, dem Hafis, schon vielfach in Berührung zu kommen anfingen, von den panegyrischen, mystischen und moralischen aber zu besorgen steht, daß wir keine geringe Langeweile dabei empfinden würden. Auch die Stücke schon, die hier von der Einleitung geboten werden, enthalten, unter vielen trefflichen Gedanken und Versen, so viel Tautologien, so viel Wunderlichkeiten und trockene Uebertreibungen, und ein Heer von Bildern, welches das Aufstrahlen eines eigentlichen Bildes in unserm Gemüthe unterdrückt, daß man jenen Zwang pflichtschuldigster Convenienz und poetischer Etikette überall zu wittern glaubt. Dabei ist das Selbstlob auf keine Weise gespart, und ein persischer Dichter kann nicht müde werden, uns seine Trefflichkeiten aufzuzählen; ja sagt er, ich zeige mich

„Der Sonne gleich, mein Vorn und Hinten eins,
Viel Lichts und nicht so viel falschen Scheins.“ (S. 424.)

Alles Selbstlob des Occidents muß dagegen im Schatten stehen; es heißt aber auch:

„Ob es dem Liebenden mag schlecht gelieben,
Am besten ist's, daß wir uns selber lieben.“ (S. 426.)

Und doch will er wieder im eitlen Selbstgefallen nicht seyn wie der „bunte Fuchs in Rußland“ (S. 419), dessen Gleichniß er sonderbar und artig durchführt; wie es denn überhaupt merkwürdig ist, daß dieser Dichter, der im Jahr 1180 starb, der Russen (im Kampfe mit Alexander dem Großen) so umständlich und mit so großer Wichtigkeit erwähnt (Hammer a. a. O. S. 119). Trefflich sind die drei letzten Einleitungsfragmente (S. 428 ff.). Ein Stück des letzten: „Komm, Gärtner, u. s. w.“ übersetzt auch Hammer theilweise (a. a. O. S. 118), und theilweise kommen beide Uebersetzungen nicht überein. So anzusehen, scheint Rückerts Uebersetzung sorgfältiger und bedachter; vielleicht hat auch Hammer nur einen ganz oberflächlichen Blick geben wollen. Wenn er aber sagt:

„Wolken waschen grüne Triften, — blau gewaschen ist der Tag;
Tulpenherzen werfen Blut aus, — und bestreuen es mit Staub.“

und dagegen Rückert:

„Wasch von des Grünes Wangen ab den Staub,
Daß hell durch Waschen werde dunkles Laub.

Der Tulpe Herz — es wallt vor Blut in Glut —
Zertritt es! decke zu mit Staub das Blut!"

Welches ist nun das Richtige? und möchte man nicht noch eine dritte richtigere Version des zweiten Distichons für möglich und wünschenswerth halten? — Ferner sagt Hammer:

„Ziehe Linien auf dem Plan" —

und Rückert:

„Zieh keinen Strich durch diesen frohen Strich!"

— ◡ — ◡ — ◡

Endlich skandirt Hammer Nisami und Rückert Nisami; wer hat Recht? —

Sobald der Stoff des Gedichtes selbst eintritt, und die Poesie des Gegebenen, der Geschichte und Sage, die Stelle der Poesie des Gemachten übernimmt und die Ermüdung ablöst, die aus dem eintönigen Schlußfalle, der je zwei und zwei Verse begränzt, entstehen mußte, sobald wird auch die Theilnahme von Schritt zu Schritt beflügelt, die Anschauung wird lebendig, die eingestreute Weisheit befriedigt uns, die wundersame Darstellung des Schauplatzes, der Sitten und Reden belehrt und ergötzt uns, und wir lernen den fremden aber mächtigen Dichter erkennen und seinen Ruhm als wohlverdient empfinden. Dabei gewährt es ein ungemeines Vergnügen, den großen Alexander, von dem unsre Jugend so mannichfach unterhalten ward, auch aus einem anderen Romane, als dem des Curtius Rufus, und von einer anderen Weltgegend her betrachtet, vortreten zu sehen. Trefflich ist der Kampf mit den Aethiopern, trefflich der Kriegesanbeginn mit den Persern geschildert, die Ankunft und der Abzug der Gesandtschaft, Ball und Schlägel, ausgestreute und von den Hähnen gefressene Hirse (Sesam), und die salomonische Klugheit des Alexander (S. 488); aber das Sterben des Darius (S. 490 ff.), seine und Alexanders Klage, dies ganze Bild der Hinfälligkeit des Herrlichen mit der Trauer darum, ist mit demselben Stempel der Größe gesiegelt, der die ewigen Heldenlieder anderer Völker vor dem Moder des Vergessens beschützt.

Die Uebersetzung trägt jenes Gepräge, das unverkennbar ist, wo ein Dichter den andern durchdringt und wiedergestaltet, und hoffentlich werden wir noch zukünftig von Iskanders Vermählung mit der Tochter des Dara, von seinem Verhältnisse mit Ruschabe, der schönen Königin von Berdaa, von seinen Zügen nach Indien und Sina, von seiner Gefangennehmung Kaithals, des Königs der Russen, und endlich von seinem siebenten und letzten Zuge, zu dem gesuchten aber nicht gefundenen Quell des Lebens im Lande der Finsterniß, auf gleiche Weise erfahren. Bei welcher Gelegenheit wir uns denn des öffentlichen Bekenntnisses nicht scheuen, welches den Uebersetzungen der Orientalen vor der Nachahmung derselben den un-

bedingten Vorzug gibt. Man übersetze noch so streng und treu, wer Belehrung sucht, wird sie gerade am liebsten finden, je mehr ihm die fremde Form unverletzt die Gabe in ihrer ursprünglichen Natur zu bieten scheint; das Gefühl des Unbehagens durch das Fremdartige ist bei Fleiß und Lust bald besiegt, und Auge und Herz erkennen mit neuem, so nie vorher empfundenem Reize derselben allgemeinen Born der Poesie und Natur, der auch den Dichtern der lieben Heimath strömte. Wird aber im Selbstdichten die ferne Manier vorgezogen, so treten auch allzubald andere, nicht nachahmenswerthe Bedingungen der Fremde fast als nothwendig hinzu, und die orientalische Form ist in ihrer größeren Beschränkung vor allen die despotischere. Wer sie will, kann auch kaum ihres eingeschränkten Materials und Gedankenkreises, ihrer trockenen Dogmatik und ihres stereotypischen Bilderschwalles, ja ihrer ganzen Gesinnung und Gesittung entbehren. Unbedenklich sind unter allen neuweströstlichen Bestrebungen die unsers großen Dichters mit aus dem Grunde die besten geblieben, weil sie sich am meisten von der morgenländischen Weise entfernen; und je herrlicher diese seine Lieder klingen, desto deutscher sind sie jedesmal. Wieder sind Platens Ghaselen die lieblichsten, weil sie ein ganz deutsches Element inbrünstiger Wehmuth und sehnsüchtiger Gluth aufgenommen haben: Den einzigen Hafis wollen wir ewig in Ehren halten; aber wollen wir nun lauter Hafise, und nichts als seine Weise, den Wein, die Mädchen und den Schenken zu lieben? Sicher muß die nähere Kenntniß persischer, arabischer, türkischer und indischer Poesie, die unserer Zeit noch aufbehalten scheint, erfrischend, aufregend, in neuen Gefühlen belebend und mit neuen Bildern entzündend wirken: allein sicher nur mittelbar und durch jene Erquickung, die ein frischer Trunk in neugefundenen, schönen, sonnigen Auen gewährt. Wie süß uns auch die östliche Rose duften, wie kunstreich gepflegt leuchten mag, nie wird sie der unvergeßlichen Empfindung gleichwachsen, welche in unsern Seelen der Erscheinung von Freymund Raimars deutschen Gedichten zuerst entgegenjauchzte, welche Gedichte wir nebst den Sonetten zur Verherrlichung einer Todten (in einem tübinger Taschenbuche), und dem Bruchstücke Flos und Blankflos in Fouqué's Frauentaschenbuche, die Perlen in seiner Dichterkrone nennen. Die Vollendung des letztgenannten würde jetzt einen überaus vergnüglichen Vergleichungspunct gewähren, wo Sophie von Knorring's wunderliebliches Rittergedicht uns die vollständige Geschichte von Florio und Blanscheflur in ein erneutes, blühendes Leben zurückgerufen hat; wir würden mit Stolz auf zwei Dichterwerke blicken, jedes eigenthümlich, jedes frisch und jedes dem altdeutschen überwiegend. Vielleicht wendet man unsre eigene Meinung wider uns an und sagt: aber jene gerühmten deutschen Ge-

dichte sind ja meist Sonette, jenes Fragment ist in Terzinen; ist das nicht eine fremde, die italienische Form? Wohl; doch gegen die orientalische, ist die welsche Form eine abendländische, außerdem uns von alten Zeiten her vertraut, dieselbe Ader des Glaubens und der Liebe durchzieht sie und unsre Lieder, allen jenen despotischen Bedingungen abgewandt, und auf einem sehr nahen, oft von uns betretenen Boden gewurzelt. Ueberdem gebührt ihnen unbestreitbar der Ruhm, freier, mannichfaltiger, jeder Entwickelung geneigter sich zu bieten. Doch, indem wir hiermit schließen, wollen wir es wohlbedacht vermeiden, in das weite Labyrinth des Formenstreites einzuschweifen, der auch unsre altdeutschen Maaße zu bekämpfen oder zu preisen, der die Gränzen, wie weit wir unbewußt längst von fremder (z. B. der englischen) Form beherrscht worden sind, und wie weit wir dieser Herrschaft Eingang verstatten müssen und dürfen, abzustecken hätte.

Als etwas, jedoch nur im Taschenbuchformate, Neues erblicken wir eine

Huldigung den Frauen,

die im verflossenen Jahre zuerst aus der Presse kam. Das Motto meint: was dem schönen Geschlechte gefalle, müsse dem starken gefallen, und wir meinen: es kann dem schönen Geschlechte nur gefallen, was dem starken gefällt. Im Charakter unterscheidet sich diese Miniatursammlung von den andern nicht sehr, es gibt auch hier: Verse wie Heu, und Prosa dabei. Der Einband ist zierlich und der Druck nett und klein, dabei viel von den Frauen und zu ihrem gerechten Lobe die Rede. W. Gerhard richtet gleich alle zwölf Monate an sie ein, und wir glauben, daß ihnen, wie uns, der waidmännische November am besten gefallen, die heiße Mittagsschwüle des Decembers jedoch nicht einleuchten werde, zumal ihnen, wie uns, einladendere Müllerlieder bekannt sind. Die Fechner'sche Dithyrambe, wo das schweigende Weib beredter ist, „als wenn tausend Worte von Cicero's Lippen donnernd auf den Jüngling einstürmten (S. 22)," wo der Jüngling freiwillig die Heiligenbilder aller seiner Ideale zertrümmert, und während er vor einem Gotte stolz und mit erhobenem Nacken gestanden hätte, nun Knie und Nacken willig vor dem Weibe beugt, erscheint allerdings als eine eben so ausdrucksvolle und etwas entsetzliche Huldigung, als die Erzählung von Ludwig Halirsch sie ihnen mit wienerisch-französischer Leichtköpf- und Füßigkeit darbringt. Castelli's Feld ist eigentlich das Parodische und leicht Epigrammatische; hier sein kleines Minchen geht auch in letzteres aus, aber es ist eine große Närrin, und deswegen hätte sich der große Rittmeister nicht als kleiner Pinsel darum geberden, am wenigsten aber es hei-

rathen sollen, nachdem er durch dessen Aberwitz um zwei Füße kleiner geworden war. Der Flüchtling ist ein unbedeutendes eliseeisches Geschichtchen; der Glückspilz und der Unglücksvogel ein „Schößel (S. 266)" vom Rocke der Poesie, woraus zwei Frauen hervorblicken, die eben nicht zur Huldigung reizen; der Bluträcher kommt aus dem Taschenbuche der Reisen, nur der Stoff, die Behandlung, d. h. die Ausweitung durch Scenerie, Beschäftigung, Gespräch und Herzensgefühle an den Gewässern des Niagara, gehören der Sorgfalt von Caroline Pichler. Und doch, wenn gleich dieser Versuch sich glänzend über den vorerwähnten Folien erhebt, thun nur die drei Hauptmomente eine Wirkung, und alles Dazwischengesetzte fällt in der Phantasie ab; ein Beweis, daß der Stoff, wenigen großen Strichen der Romanze günstig, zur Erzählung oder Novelle nicht tief genug aufgegriffen, zur Anekdote aber zu weit ausgesponnen vorliegt. In das Lob, das die Verf. der Blutrache von Gustav Schwab (Urania 1823) ertheilt, stimmen wir vollkommen ein, weniger weil es die „natürliche Sprache und den ungemein anziehenden Inhalt" habe, als weil der Dichter zeigt, wie ein solcher Stoff zu einem Gedichte zu erheben sey, hier in der Form und beinahe musterhaftem Tone der Romanze. Das Schreiben des Ign. Jeitteles, eine kluge échappée und Inkartade, kann gleichsam als Pendant zu Fechner's Panegyrikus gelesen werden.

Zu Wien macht man artige Neujahrswünsche; es sind kleine Bilder, Mädchen, Knaben, Genien mit dicken Flügeln und geschminkten Gesichtern; zieht man hier oder da an Fäden, so erscheinen allerlei Blümelein oder Kränzchen, wasserfarben-getuscht und rund herum Selamsverse, oder auch einladende Betten, Windelkinder, verdächtige Jungfrauen, lockere Gesellen, Würste, Küchen, Weinflaschen und Geldsäcke. Wären einige Gedichtchen nicht, wie Zedlitzens spätes Erkennen, Gabriel Seidl's Schneebraut und Bild aus alter Zeit, Ferdinand Wolf's Wahlverwandtschaft, Leitner's drei Liebeslieder, die das Beste suchen; dann zwei Lieder der Frau von Chezy und zwei persische Beiträge des Herrn von Hammer, die das Beste haben, so dürften wir diesen Kalender ungefähr solch einen reformirten oder aufgebauschten Neujahrswunsch nennen. Doch haben uns noch vier Gedichte ein angenehmes Mitgefühl gegeben: die Glosse (S. 61), Harmonie und Disharmonie der Ehen (S. 80), die Thränen (S. 108), und der Sonettenkranz (S. 182); es mußten süße Augenblicke seyn, wo sich die Geister ihrer Dichter in die Hüllen von Schiller, Bürger, Goethe und Petrark versetzten.

Was erregen die Frauen? Die schönsten Gefühle, mithin folgt nun das

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Die neue Einrichtung der Monatskupferchen ist ein Gewinn, schon deshalb, weil es für einen herausgebenden Dichter immer eine mißliche Aufgabe bleibt, zu einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes dichten zu müssen. Mögen jene immerhin noch größer werden, sollten sie auch die Meisterwerke zu den Erzählungen, sammt ihren Hunden, Katzen und Kaninchen, so überwachsen, daß man sie nicht mehr zu sehen bekäme.

Es ist wahr, was gesagt worden: ein günstiger Stern hat diesem Büchlein geleuchtet und es zu einem der besten dieses Jahres aufgehellt. Ohne sich mit etwas zu befassen, was als Muster der Vortrefflichkeit, oder als ein ewiges Dichterwerk zu preisen wäre, enthält es doch nur weniges, was nicht einen bleibendern Eindruck hervorbrächte, als die gewöhnlichen Dutzendgeschichten der Kalender, ja was man nicht zum zweiten Male mit bleibendem Antheil lesen könnte. Man sieht, wie die Verfasser ihre Stoffe durchdacht und dann gewoben, sich nicht auf die trügerische Eingebung Gottes über dem weißen Papiere verlassen haben. Fast jeder hat versucht, seinen Beitrag durch den Hintergrund einer entfalteten Wahrheit, oder eines Lebensgeheimnisses aufzuhöhen; und wenn es erst einmal dahin käme, daß die Novellisten etwas Neues, so wenigstens noch nicht Gestaltetes, der dauernden Beachtung denkender und fühlender Wesen Würdiges hinzustellen allgemein sich vorsetzten, so würde es zwar wenigere aber bessere Almanache geben. Auf Laun's Erzählung läßt sich alles das nicht anwenden, sie ist wirklich das Gegentheil von hübsch und das Widerpart von edel, und Laun ist doch ein Mann, der jenes Gerühmte, wenn er es will, auch vermag. Aber Bührlen's Wünsche und Erfüllungen können bildlich das Eitle jener und das Richtige dieser zeigen, und ihr Untergehen in der Nothwendigkeit menschlicher und göttlicher Anordnung, über welche hinaus jeder Wunsch eine Verwegenheit und jede Erfüllung ein Unglück ist. Herrn von Tromlitz gelingt es, auf historischem Grunde ein durch Erschütterung erhebendes Gemälde männlichen Adels und weiblicher Hingebung in Patriotismus und Liebe zu entwerfen; und Miltitz macht das Verderbliche eines Problems von Hochmuth und Grausamkeit anschaulich, das nicht der Wahrheit der Natur, sondern der Lügenmaske der Gesellschaft angehört, die je mehr zur Caricatur werden muß, je mehr sie sich von der Natur absondern und als ein Selbständiges vornehm constituiren will. Deshalb ist es auch glücklich gedacht, in dieser Ferse des Achilles jenen unnatürlichen Zwiespalt in einen edleren Grundcharakter

zu verlegen, und diesem den vernichtenden Sieg gerade da keimen zu lassen, wo die Lüge ihn errungen zu haben wähnte. Der Styl bekundet des Verf. schon anerkanntes Talent zu scharfer, fast kecker Versinnlichung der Gegenstände äußerer Umgebung und der Verhältnisse des erscheinenden Lebens und Treibens der Menschen. Munter eingeflochten ist die Satyre auf weibliche Kunstproduction, die allgemein nicht ohne zeitgemäße und erwiesene Wahrheit, im besonderen vielleicht nicht ohne einige Härte ist. S. 190, Z. 10—13 findet sich ein Fleckchen der Construction, vielleicht nur des Setzers. Die Belagerung von Antwerpen bezeichnet Kraft und Wärme der Darstellung, die hin und wieder auch in eine Tiefe blicken läßt; die Erzählung von Bührlen bewährt vielleicht am meisten Composition und kann nur von einem edeln Gemüthe aus verstanden werden; die Sprache ist sorgsam und rein, deswegen verletzt es wohl, wenn Siegfried (der S. 17 doch zu kühn mit Bayard Verglichene) bei Gelegenheit der Rettung der Prinzessin sagt: „Konnte ich sie stürzen lassen? Hätte ich dasselbe nicht einer Bettlerin, ja einem Hunde gethan? (S. 13);" oder wenn (S. 54) von der eigentlichen „Pläne" des Landes die Rede, wie denn auch Justina zu nahe an die Gränze des Komischen tritt, wenn sie (S. 36) vertraut: „Ich ahne wohl, daß unser Beisammenseyn nicht immer dasselbe bleiben kann, daß Natur und Einsamkeit gebieten." —

Was die Verse betrifft, so liest sich die Schnurre von Prätzel (S. 74 muß Carbonari Carbonaro heißen) lustig, der Schwank von Schwabe poetisch, der Abend von Louise Brachmann durch sanfte Erinnerung an die arme Abgeschiedene duldiger hin. Das Allerdeutschenfest vom Herausgeber ist ein edles Lied; der Vogel in der Kirche von Frau von Hohenhausen ernst und anmuthig, Nänny's Kugel sinnreich und rund, das Uebrige wenig und nicht der Rede werth.

Wozu tragen die Frauen am meisten bei? Zum geselligen Vergnügen; folgen demnach die diesem gewidmeten Menächmen.

W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Der Herausgeber hat sein Taschenbuch mit einer Erzählung und einem Drama ausgestattet. Der weissagende Staar, sey er Fiction oder Tradition, ist ein löblich erfundenes und verständig durchgeführtes Mährchen. Der theilweise lieblichen Behandlung läßt sich vorwerfen, daß sich alterthümlicher und zu moderner Styl in Schreib- und Sinnesart mitunter scharf ablösen. Glücklicher, als Musäus, vermeidet der Vf. jenen Skepticismus der Aufklärerei, der Jenes schönste Volkssagen vernüchtert, bringt aber ein zu weit greifendes und zu bequemes Material der Ausführung herbei, wodurch das bunte Reich der Phantasie gleichfalls beeinträchtigt

wird. Immer ist uns das Talent des Verf. da am behaglichsten erschienen, wo es sich den frisch und natürlich gefärbten feineren Bildern der flamländischen Malerschule nähert; und auch jenes Mährchen hätte ungemein gewonnen, wäre es auf diejenigen Theile zusammengezogen, welche mit solcher Tinte colorirt sind. Diese ist es wieder, welche unter den dramatischen Werken Friedrich Kind's die reizendste Eigenthümlichkeit von Van Dyk's Landleben, Petrus Apianus, und manchen Partieen des Freischützen ausmacht; die Thalhütte aber entfernt sich davon zu weit, um von derselben Seite gelobt zu werden. Dem inneren Stoffe nach, vor welchem jeder Unterschied der äußeren Maschinerie verschwendet, ist dies Schauspiel nur eine Variante des Ugolino von Gerstenberg. Alles was die Natur Gerstenberg an Dichterkraft gegönnt hatte, rang dieser an das genannte Werk zu wenden, das deshalb auch sein bestes, vielleicht sein einziges bleibt; aber er hat auch alle Entsetzen, alle Gräuel und Aufopferungen des Hungerthurms so vom glühendsten Pathos durchschüttert zusammengedrängt; der vergeblich knirschende Zorn eines stolzen, durch Undank zerschmetterten Herzens, und der stets vorschimmernde Hintergrund eines Vaterlandes geben diesem Seelengemälde mit seinem entsetzlichen Ausgange ein solches Gepräge des Großartigen, daß das zerdrückte Gemüth darüber den Mangel dramatischer Handlung vergißt, daß aber auch jedes andere, an Handlung nicht reichere und gleichen Aufwandes nicht mächtige Bild gering dagegen erscheinen muß. Oder kann der Benzi, ob er auch in aller Unschuld bitterlich bereut, Vogelnester ausgehoben zu haben (S. 259), und ein Palliativ-Isaak werden will, neben der Hingabe eines Francesco Gherardesca bestehen? Rührt die Möglichkeit, die uns die Rede der Maria (S. 269 a. E. u. 270) vielleicht wider Willen ahnen läßt, daß ein gestorbenes Kind gegessen werden könne, an die furchtbaren Bitten und Kämpfe des Anselmo? — Der deus ex fabrica ist im Drama stets rathsamer, als der deus ex machina, doch hier tritt dieser in Form einer Gemse vollends parodischen Gelüsten zu nahe, wie auch in ersterem Betrachte eine in den Worten des Jost zu Benzi „Trink' du zuerst; du wollt'st für Alle sterben" — etwa zu findende Paraphrase des Heiligen manchen wohl Anstoß erregen könnte. Eine Vergleichung der Sprache des Gedichtes mit jenem darin freilich oft übersättigten Ugolino vermöchte übrigens zur Bewährung der siegreichen Gewalt einer Prosa, wie sie sonst im vollen Strome des Herzens hervorquoll, gegen Jamben, wie sie jetzt Jedermann für nothwendig hält, benutzt zu werden. Allerdings war jene Prosa eine andere, als welche hier Fouqué's Erzählung würzt, der andern Recensenten minder fehltappend dünken möge, wo er, vom fabelhaften Rosse des Ritterthums

und der Romanze steigend, sich herabläßt, in strauchelnder Naivetät und nie ankommendem Scherze zu kurbettiren. Uns scheint er zwischen der „trocknenden Wäsche (S. 130)“ wie beim Commandowort „richt euch (S. 133),“ beim „absonderlich Hellen und Blanken unter des Uly Lumpen (S. 141),“ wie unter den soldatisch geübten Augen, ja in der Todesstunde des Alten (S. 149. 161) und sonst noch überall über den Zaun der Burleske zu springen. Es ist wehmüthig zu sehen, wie ein Dichter, der das Bessere vermag, es sich so viel Zeit und Mühe kosten läßt, sich selbst zu überschreiben.

Unter den reichen Liedergaben des kleinen Buches zeichnen sich als Original-Gedichte aus: die Legende von Eduard Schenk, dem wir zuerst in einem versprechenden Todtenopfer für Canova begegneten, der Einsame von Louise Brachmann, allerdings geeignet, ein Andenken der Rührung zu erwecken, der Abend am Genfersee von Klotilde, das ein Geist sanfter Harmonie durchschwebt, der arme Knabe und Daheim von Karl Förster, mild und mit lieblichem Gefühl, Schattengruß von J. Gabriel Seidl, fein gesponnen, der Schläfrige von Castelli, leicht launig, Statt Erwiederung von St. Schütze, ein artig gewandtes Gleichniß, und Gebilde der Nacht von Arthur von Nordstern, das eine düstere Erscheinung auf dem Gewebe des Lebens mit angemessenen Flammen einer edeln Seele beleuchtet. Die Ballade von Wilibald Alexis ahmt allzusehr den Klang der Prosa nach, und der Stoff des Kunzen von Kaufungen scheint der alterthümlich romanzenhaften oder legendarischen Behandlung zu widerstreben, welche der Graf von Loeben gewählt hat.

Friedrich Rochlitz theilt einige treffliche österreichische Volkslieder mit und begleitet sie mit einer den Ton des Dialektes so richtig bezeichnenden Bemerkung, daß man wohl wünschen könnte, diesen ganz ursprünglich, wie in der Sammlung von Schottky, neben der Uebersetzung zu erblicken. Justi läßt die altschwäbische Ballade abdrucken, nach welcher Stolberg seine Büßende gestaltete; er hat ganz Recht in dem, was er zum Vortheil der Quelle gegen die Bearbeitung anführt, in welcher Stolberg jenen damaligen Modeton zwischen Ernst und Spaß, Poesie und Prosa gebrauchte, der uns leicht abmattet und widersteht, und den er in einigen der wackersten deutschen Romanzen, die wir besitzen, so glücklich zu vermeiden wußte. Ob aber Justi das, was er (S. 323) „einzelne Härten, Geschmacklosigkeiten, müßige Züge und andere kleine Rostflecken der Zeit“ nennt, mit Fug verwischte, das müßte eine Vergleichung mit dem Grundtexte zeigen; wir trauen nicht unbesehens, ob nicht darin das Ganze noch viel treu-

der Assonanz, dieselbe in der Rosafresca probirt, und diese dadurch wirklich schon, nicht nur im Wohlklange, sondern auch im ganzen Tone, dem Kammerton der Poesie näher gebracht habe. Gegen seine übrigen Tendenzen wäre jede noch so freie Schaltung mit dem Original, in Reimen, Jamben, ja Hexametern und Alexandrinern, eher gut zu heißen. — In der Romanze Gongora's, die Herr Pandin das unterbrochne Liebesfest nennt, mochte er mit Takt folgende Strophe auslassen (Auslassungen reichen aber nicht hin, jenes angefochtene nach zu rechtfertigen, sondern wären billig vom Uebersetzer anzumerken):

Salid al campo, señor,
bañer mis ojos la cama,
que ella me serà tambien
sin vos campo de batalla.

Im Galeerensklaven No. 2. S. 110. sind die Verse

„Und wie nun der Rudervogt
Seine Geißel rascher schwingt" —

das Gegentheil des Originals:

Y viendo mos aplacada
en el comitre la furia —

In der Entführung (s. Depping span. Rom. S. 300) heißt:

Y mos hermosos jardines,
Y vvestros, Señora mia!

nicht: „Und die Gärten sind noch schöner. Euer warten dort, Segnora" u. s. w. sondern: „Und sind Euer, meine Herrin!" — Noch fehlerhafter sind die maurischen Romanzen ausgefallen. Im Ungetreuen (S. 112), wo der Name Xarifa ($\cup - \cup$) ohne Grund (denn der Südländer zählt die Sylben nur und wägt sie nicht) zur Xarifa ($- \cup -$) gemacht wird, und die Bänder besser den Schwanenhals des Rosses umflechten, als sich „auf demselben flechten" könnten, ist die ganze Uebersetzung eitel, sobald man das feine und geistreiche Wortspiel zwischen correr und parar verloren gegangen sieht, das freilich leicht allerliebst zu finden und schwer wiederzugeben ist. Die Strophe:

Muy corrida me hon terido
Sus carreras y mis ansias,
Los secretas por mi pena,
Las publicas por mi fama.

(Depping, a. a. O. S. 372.)

ist aber vollends wieder durch das directe Gegentheil und andere Freiheiten zerstört:

„Niemals machten mich errōthen
Seine Grüße und mein Bangen:
Dieses Bangen, vor mir selber,
Jene Grüße, vor den Leuten."

Die Liebessehnsucht, welche Depping im Original, wahrscheinlich mit Recht entstellender Restaurationen späterer Hände beschuldigt, ist gleich vom Anfange herein fehlerhaft und mochte unübersetzt bleiben, da Herr Pandin auch hier die Wortspiele zu verschmähen genöthigt war (vgl. Depping S. 387). Die Julianessa haben wir besser bei Diez: denn hier ist sie ganz dunkel und wäre eines Commentars bedürftig. Der Urtext findet sich in Grimm's Selva de romances, p. 234, wo wir beiläufig bemerken, daß eine Nachahmung des Vocalklanges noch nothwendiger einleuchte, wo man bewiesen sieht, daß die Romanze auf ihr ursprüngliches, das heroische oder epische Maaß langer achtfüßiger Doppelzeilen statt der vierfüßigen Quatrains zurückzuführen sey.

Anhangsweise fürchten wir von Fr. Frhrn. v. S—dy eine allzunatürliche Poesie, wenn er S. 229 singt: „dies ist das Bett — den Himmel seh ich offen!" — und Ulr. Freih. v. Schlippenbach dürfte sich ja zu hüten haben, seiner Weisung selber nachzuleben:

„Das freie Lied braucht nicht zu sinnen
Und mißt nicht schwerer Sylben Zahl,
Rein, zwanglos wie die Bäche rinnen,
Fließt auch der Worte leichte Wahl" — (S. 183).

Unter den Kupfern seyen endlich nur die landschaftlichen nebst ihren angemessenen Erklärungen erwähnt. Ist es ein ironischer Druckfehler, daß S. XXVI. eine Handzeichnung des Apostels der Frau von Krüdener eine — Sandzeichnung genannt wird?

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Den Reigen der Erzählungen eröffnet Leopold Schefer, den wir vor Jahren in einer mit dem Grafen Pückler herausgegebenen Gedichtsammlung, dann in diesem Taschenbuche mit einzelnen Poesien und im vorigen Jahrgange mit einer Novelle Palmerio hervortreten sahen, welcher das Lob einer poetischen Conception neben dem Tadel einer noch gährenden Manier gebührt. Diese letztere überschäumt nun aber in der Lenore di San Sepolcro und durchbraust nicht bloß Schreibart und äußere Darstellung, sondern den Geist und das innere Gewebe selbst. Der Verf. sucht seinen Zauber in der Sinnlichkeit, vergißt aber, wie dieser in der höheren und wunderbaren Beseelung liege, die auch sie zu etwas Göttlichem erhebt; er sucht seine Kraft im Pathos, bedenkt aber nicht, daß die-

ser das Grausenhafte und alle Schauder der Natur nur dann erträgt, wenn dem Gemüthe zugleich die Unabwendbarkeit eines innerlich Nothwendigen gezeigt wird, das als dunkelstes Räthsel in ein jedes Leben treten kann; er sucht endlich die Bedeutsamkeit in Lehren und Aufschlüssen, die das Gebilde der Phantasie über das Leben und seine Geheimnisse darlegen soll, aber es entgeht ihm, daß ein solches Kunstwerk wie eine Sonne in die Nacht jener Mysterien leuchten muß, die ihre himmlische Klarheit ausgießt, ohne dem Sterblichen jeden Strahl ängstlich und mühsam herzurechnen. Deshalb schwankt er denn von der sinnlichen Schönheit jeden Augenblick in das Rohe, Gemeine oder Widerwärtige, vom pathetisch Furchtbaren in willkürliches Zusammenhäufen des leer Gräßlichen, oder in ein unwillkürliches Lächerliche, und von dem beseelenden Gedanken in das fortwährende und ermüdende Selbstheraustreten und Reflectiren, das in so viel poetischen Werken die Stelle jenes falschen Pragmatisirens lästiger Historiker vertritt, die uns ihr eigenes kleines Ich so oft wichtiger machen wollen, als die großen Erscheinungen der Weltgeschichte. Es gesellt sich dazu, daß uns der Erzähler unaufhörlich an Gränzen führt, wo die Begebenheit gezwungen ist, ins Gebiet des physisch und moralisch Unmöglichen oder des Absurden einzuschreiten. Es wäre zu weitläufig, in den Irrgängen dieser nicht geizig abgegränzten Novelle alle Fußtapfen anzuzeichnen; wer mit diesen Bemerkungen jene durchwandeln will, wird die verrathene Spur leicht finden und verfolgen. Er wird stutzen, wenn das junge Mädchen dämonisch von der Mutter zu wissen verlangt: „ob es seines Vaters Tochter sey (S. 22)?“ den Geliebten ermuntert, „den Besitz ihres jungen Leibes zu ersinnen (S. 42),“ dem eigenen Leichenbegängnisse beiwohnend, dem Jammer der Mutter nicht zerschmilzt (S. 62), endlich mit den Aeltern lebt und webt, ohne von ihnen wieder erkannt zu werden (S. 90, 98), und die Mutter war doch so klug, als sie sich die vorzeitige Geburt der verhängnißvollen Zwillinge einrichtete (S. 104)! Ueberlassen wir ihm, unter der Fülle der Gleichnisse und eingewobenen Randglossen, die falschen, die halbwahren, die gezwungenen und curiosen auszuscheiden, und geben ihm anheim, in der Amme eine mißglückte Tochter der capuletischen und in der Julia selbst eine mißgeborene Schwester der schönsten Veroneserin zu erkennen; denn das Lob, das wir im Herzen tragen, begehrt gleichfalls seinen Raum. Zuerst war es ja schon ein Ruhm zu sagen, daß der Verf. Bedeutung, Pathos und Zauber suche: denn um solcherlei sieht man nicht eben die größere Schaar unserer Novellisten sich kümmern, die, wenn ihr Papier nur beschrieben ist, fünf grade seyn lassen und den Lorbeer ein Küchenkraut. Nun fügen wir gern bei, daß der Verf. stolz auf die Farbe der Eigenthümlichkeit seyn dürfe, die ihn von dem

Grau in Grau jener sondert, die nicht anders als farblos zu seyn verlangen, oder deren gesuchtester Besitz in der abgeblaßten Livree irgend eines verehrten Großen der Schreibewelt besteht. So viel ist sichtbar, büßt er auch einmal auf wünschenswerthe Weise jenes allzugrelle Colorit ein, das an die bunten Zusammensetzungen der Wilden erinnert, so wird er dennoch ein Selbst verbleiben. Endlich widerfahre auch dem Sinne für Composition seine Gerechtigkeit, der immerhin durch Anlage, Führung und Schluß eines Ganzen sich kund gibt. Einzelnes loben wir nicht, wie wir einzelnes nicht getadelt haben; doch S. 71, 77, 92 und sonst lösen sich wohl Gedanken und Wahrheiten ab, wie sie in uns erst durch das Wort des Dichters Sprache finden.

Herr von Arnim sucht dem göttlichen Raphael mit dem ganzen Umfange des schönsten Künstlerlebens und ewiger Werke, jetzt durch die Gewalt seiner Phantasie, eine mythische Wiedergeburt und Existenz zu sichern. Es ist ein Mißgeschick, daß derselbe dazu die Majolika, die Raphael nie gemalt, und klatschhafte Sagen, die er vielleicht nie erlebt hat, wählte; eine Calamität, daß auf diese unsicherste Basis eine ganze Stadt gespenstischer Luftschlösser gebaut worden. Gewiß würde das, zu derartigen Versuchen der Gegenwart klar und nahe stehende, eigenste Leben des großen Malers mit tiefen und hellen Blicken in seine wundersam gestaltende Seele ihn uns weit göttlicher erscheinen lassen, als alle Visionen, die ihm das Diplom der Göttlichkeit ausfertigen wollen. Möchte doch unser Tadel den fehlerhaften Punct gefunden haben und dadurch der nützliche „Rost" seyn, der die „brüchigen Stellen" auf der Stahlklinge dieser kühnen Gestaltung bezeichnet hätte (S. 182)! — Die Manier des Verf. ist bekannt; an Blitzen der Genialität wird es seinen Liebhabern nicht fehlen, der schöne Spruch über das Leben (S. 193, 194) gewiß jedermann gefallen.

Der Zauberspiegel von Helmina von Chezy ist zum Mährchen zu geschichtlich und zur Geschichte zu mährchenhaft. Ob dem bekannten deutschen Dichter Johann Rist wirklich dergleichen widerfahren sey, darüber fehlt uns die Chronik zum Belege. Seinem poetischen Schauplatze nach zu urtheilen, war der biedere Pastor zu Wedel kein so weitgereister Mann. Eigen ist es, daß Rosamna, die man gleich als verliebt kennen lernt, zuletzt nicht geliebt haben will (S. 271); noch eigener, daß sie sich der alten Spitzennätherin so unbedenklich verräth (S. 250).

Contessa's Herr Balthasar beginnt mit einem glücklichen Spaß über die Journalleserei, sein Charakter entfaltet sich auch weiter in ironischer Jovialität und Bravheit: aber da bald alles abgebrochen wird, so läßt sich noch nicht beurtheilen, wo es eigentlich hinauswill, und sind wir um deswillen besonders auf eine Folge

neugierig, um zu sehen, ob dem natürlichen Manne denn die unnatürlich gepriesene Schröder wirklich habe ganz und gar gefallen können.

Unter dem Lyrischen gedenken wir des dritten Liedes von Contessa d. ä. (S. 224), der zweiten und vierten Ballade von Ludwig Halirsch, zumal der Festlieder von Rückert, mit Ausnahme des sechsten, der drei schönen Lieder von Wilhelm von Schütz, besonders der zwei letzten, und der Junggesellenlieder von Loeben, d. h. des ersten und vierten.

Womit vergleichen wir die Frauen am liebsten? Mit Blumen; folglich dürfte jetzt Clauren's

Vergißmeinnicht

keinesweges genannt werden; aber der treffliche Herausgeber ist so allgemein beliebt, daß wir leider nicht fürchten dürfen, selbst durch Zusammenstellung das Geschlecht der Unschuld und Tugend gegen das Herbste, was ihm gesagt werden konnte, zu entrüsten. Sollte nun etwa, was wir zu sagen denken, irgend einen Zorn aufreizen, so sind wir doch in dem Bewußtseyn ruhig, daß Männer und Weiber uns auf keine Weise glauben, und der Groll der Schönen des Tages sich nie gegen obberegte Vergleichung als unzart, sondern nur gegen unser Urtheil als verwahrlost, ohne Geschmack und gar neidisch, kehren werde. Um so herzhafter beginnen wir einen Angriff, der den Liebling nicht verwundet und die glühenden Verehrer nicht besiegt; uns aber sey zu gleicher Zeit die muntere Erholung von so mancher anspannenden und mühseligen Betrachtung gegönnt.

In seiner Totalität erschien uns dieses dickste Büchelchen wie eine gerichtlich ausführliche Legalisation vordem ausgesprochener Vorurtheile und Bedenken; doch bot sich uns eine Nüancirung des lakonischen Ausspruchs, in den wir unser Urtheil fassen möchten. Hieß jener früher: trivial und gemein! so stellt er sich uns nun als: trivial und langweilig! jedoch der Gemeinheit unbeschadet, welche ihren bleibenden Wohnsitz in der Trivialität behalten muß. Man hat in der That eine unsinnige Mühe, sich durch die zwei langgefädelten Werkchen hindurchzuarbeiten; man erblickt zuletzt die eigene Seele, das was die Parsen den Ferwer nannten und als verfeinertes Abbild des Menschen auf den Schwingen der Poesie zu den Sonnenhöhen der Andacht hinanfliegen ließen, versunken in ein Meer des Wustes und mit müdem Schlagen der Arme und ängstlichem Zweifel, ob sie wohl wieder an ein Ufer kommen werde, sich abrüdern. Ja sie geräth in einen solchen Zustand zwischen Uebersättigung und Nüchternheit, daß sie nur bei dem spaßhaften Schlamme im überwallenden Flusse der Redensarten fühlt, wie noch ein lustiges Leben in ihr wohne und sie eines kräftigeren Schlages auf die Wasserfläche fähig sey. Koste man nun so eine Gräfin Che-

rubim! Da sind Prinzen und Prinzessinnen, ein, ja mehrere Hofstaate, Personen des höchsten Ranges — aber es ist ein Unglück, je höher die Muse unsers Führers in die vornehmen Regionen steigt, desto kläglicher kommt es uns vor, wie schnell er mit uns und der ganzen Gesellschaft heruntergefallen ist, so daß wir uns nun sammt und sonders durchaus nicht wieder aus dem angezauberten Costume der Stralauer Wiese und den wonnevollen Empfindungen der Bierhäuser und Tabagieen emporraffen können. Die Geschichte der schönen Magdalis, oder (sine alis) Magd, fordert uns, da wir gleich mehr unten herum bleiben, keine solche Verwunderung über den gelungenen Salto mortale ab; dann aber das höchste Erstaunen, als wir plötzlich zu den himmlischen Gefilden der Religion hinan sollen und in weitläufiger Maschinerie (S. 531, 576 ff.), daß uns angst wird, als wären unsre Empfindungen, die sich bei Madam Prellini, Herrn Pimps und Mamsell Pürzel so in der anpassendsten Heimath anspruchslos ästhetischer Genüsse befanden, nun in die Nähe unwürdiger Parodie und stillen Frevels gekommen. Den Freunden und Bewunderern unsers Verf., deren kaum Cervantes eine so zahlreiche Cohorte besaß, sey es überlassen, die reiche und heitere Invention dieser beiden Kunstwerke eben so auseinanderzulegen, wie wir uns die vergebene Mühe sparen, deren Dürftigkeit und Naturmängel darzuthun. Mögen jene ungehärmt dem Herrn Bernhard von Sulzach ihren Weihrauch streuen, als welchen sich Herr Clauren S. 233 in der Freude der sinnreichsten Anordnung capitaler Capitelüberschriften nobilitirt; mögen sie sich des wiederholten Motives eines Steckbriefes erfreuen (S. 220), wie es schon in einer vor vier Jahren unsterblich gewordenen Erzählung so glänzend aufleuchtete; mögen sie mit Entzücken anstaunen, wie alles so bunt mit allen Ressorts dessen, was gefällt, Popularität, Intrigue, Ahnung, auch ein wenig Schicksal (z. B. 216, 344), ja Moral (z. B. S. 129 ff. 293) und Gottseligkeit (z. B. S. 198), ab- und zuläuft; mögen sie endlich der anticipando zu beschauenden Triantaphyllia und dem zum trostreichen Ende versprochenen Aufschlusse des nächsten Jahrganges entzückt entgegenharren: wir haben ein stilles Gelübde gethan, uns diesen zugeschlossen bleiben zu lassen. Zwar entgeht uns dann manche von der Bibliothek entlehnte Weisheit, wie sie hier über stockirte Zeichnungen, Wachtelfeuer, Polychromen, Cephissodorus, Iphikrates, Baseler Leckerles, vom edeln Waidwerk und der Falkonierkunst, Theerschwelerei und Holzhandel geschöpft worden: aber muß man denn (um mit dem Verf. S. 336 zu reden) beständig unter den Hunderten seyn, die ihre feinen Nasen gar zu gern in alles stecken und darin herum rüsseln, bis sie der Sache endlich auf den Grund gekommen sind und den eigentlichen Zusam-

menhang des geheimen Gewebes doch erschnüffelt haben? Nein, wir hören auf, „aus einem Maulwurfshügel einen Himmelaya" zu machen, denn es wird uns „blutessigsauer" und unsre Worte „pullern" vergeblich an „altem Gerülle;" auch würden wir manchen „unreifen Dingern" von jungen Mädchen nur ein „Oberbuchhaltergewissen" zu haben und über einen „Ausbund von Ultra-Liebenswürdigkeit," worüber jedermann blindlings den „Pipps oder das sogenannte Brautfieber" davontragen sollte, „mit Rhabarber zwischen den Zähnen zu flunkern" scheinen. Wir wollen unsre Weisheit weder „um einen Pappenstiel verkaufen," noch uns „für einen Pappenstiel abtuchsen" lassen, damit man den Hermes nicht aus toller „Läppscherei" mit der „Hopfenstange" von seinem Aristarchenthrone herunter „störle" und nachher als „Mamsell Neunmalklug" oder als einen „jungen leeren Schniffel und Musje Unausstehlich," der sich mit der Modefarbe „Caca du Dauphin" nicht „bethut," dagegen „ein Paar Männchen macht, die Löffel spitzt und das Federlein pürzelt, aus vollem Halse so schneidend auslache," als wolle man „der ganzen Welt ein Pereat bringen." Mögen „Residenz-Damen, die sich wohl wollen putzen, aber nicht striegeln lassen," ferner „leichtsinnige Residenzkälber, die sich überall gern mit anschlängeln," auch sonstige „in Romanen tüchtig bewanderte Nähengel schier vermeinen, einem verklärten Seraph gegenüber zu stehen, wenigstens einer Heiligen, der büßenden Magdalene selber," die sonst die „kleinen Knie so eng zusammen knipp und ihren Ziemer fing," nun aber sie zwingt „ihr Gesetzchen zu weinen, daß sie der Bock stieße!" Wir wollen darüber nicht wie die „Cantorei vor der Predigt kröhlen," wie ein „wirrisch gewordener Puthahn aufkollern," oder in einer „witzig seyn sollenden Salbaderei ohne losgehenden Spektakel bölken," ja kaum „giepsen." Entweder man ließe uns ruhig „knackern," und das wäre das Erwünschteste; oder die Wäscherinnen der S. 392 beschwüren uns, ihnen mit dem redlichen „Plack und der Plantscherei vom Halse zu bleiben," damit sie der unerträgliche „Plättdunst" nicht ersticke; wo nicht gar ein „Händchen, in ein todtenweißes Ziegengewand versteckt," glücklich über den „bildhübschen" Wilibald, „als gratulire man ihr zu einem neuen Oberrock," und zornig über den alten Narren, der nicht in das „Kalb von Magdalis geschossen" ist, ihn, unter Anwünschung „rother Augen, zusammengepreßter Eingeweide, hypochondrischer Anlagen und hektischer Knakse" um die Wette, gleich der „grünen Forst-Excellenz an die Dressir-Leine nähme und zwar führig arbeitete, jedoch dabei wie ein bloßes Bassetchen tractirte." Wir wollen lieber „liebes Kind machen, keine Teufeleien von Graupel-Spreue mehr windbeuteln," und im Gefühl, daß dies „eine ellenlange Fahne" von Recension sey, es „Matthäi am letzten" bleiben lassen.

Darüber wird sich kein Mensch „das Maul zerreißen," kein Leser sich ein solches Leidwesen „erschwindeln," daß er aussähe „wie Kalk an der Wand," vielmehr jedermann uns lakonisch „anschnauzen: Liebseyn!" (S. 536). Wen aber der Styl aller dieser edeln Vorsätze uns nicht eigen, sondern befremdlich dünken sollte, dem können wir redlich versichern, daß wir dessen sämmtliche Ingredienzien zwischen dem zweiundsiebenzigsten und fünfhundert neunundsechzigsten Blatte der vielbelobten Wasserpflanze gefunden haben, und ihn mit der Gegenbewunderung abfertigen, wie ihm hier etwas anstößig sey, was an Ort und Stelle ihn wie jedermann in Entzücken setzt? Und doch: gänge es nicht anderem entgegen, wie der Pater Guardian sagt, wir weilten noch bei hochpoetischen Stellen, wie folgende:

„Er fragte bittend mich,
ob nicht mein inn'rer Gott
mich aus der schnöden Welt
zum stillen Klosterleben rufe,
wo der Himmelsfrieden
nur heimisch sey,
den überall
vergeblich ich fast suche." —

oder gemischt jambisch:

„Wie wunderbar sich alles fügen muß!
ich sollte üben mich zum Gange dieser Nacht!
Hoch in der stillen Luft sollst du mich sehen schwindelfrei
und kühn den Weg zu meinem Ziele gehen." u. s. w.

oder rein quinquepedisch:

„Im nahen Walde wechseln wir die Kleider,
die ich dorthin besorgt; ein tiefes, mir
bekanntes Loch birgt mein und dein Gewand!" u. s. w.

Nur an S. 170 müssen wir noch zum Theil entschuldigend erinnern, wo Eberhardine sanchopansisch triumphirt: „wer zuletzt lacht, lacht am besten; wessen das Herz voll ist, des geht der Mund bald über; es kommt, und wär's auch noch so fein gesponnen, doch endlich alles an die Sonnen; ein Tropfen Wasser ist zwar wenig wohl, und doch die härtsten Steine macht er hohl" — lesen wir dies und gedenken der Wirkung, die vielleicht einst diese Recension nebst ähnlichen hervorbringt, so klingt der pathetische Ausruf (S. 344) wie ahnungsvoll: „So fliegt von den Lippen des kurzsichtigen Menschen manches Wort, dessen glühende Centnerschwere er erst nach Jahren fühlt." —

Lange hielten wir unsre Art grämlichen Raisonnirens über einen Lieblingsautor für vereinsamt: als wir aber länger umschau-

ten, fanden wir ihn mit genugsamer Bezeichnung in Kunst und Alterthum, B. 4, Heft 1, S. 80, von einem jungen Freunde unsers größten Dichters etwas gestreift. Gewiß! der herrliche Göthe, der, nach Weise großer Männer, mit herablassender Güte und väterlicher Freundlichkeit auch wohl einmal ein Mittelmäßiges protegirt, während ihm Gutes selten hinreichend gut, Lobwürdiges oft nicht lobwürdig genug erscheinen muß, konnte seine leuchtende Aegide nicht über einen Cl***** schwingen. Schärfer dann faßt ein gefährlicher Kritiker in einer dialogisirten Apotheose der dramatischen Kartoffeln in der Schale in die Entzückungsträume der paradiesischen Beschauer des Wollmarkts oder Vogelschießens; und eben so minder sacht rührt ihn ein geistvoller Recensent im Conversationsblatte an, der in No. 291 des verflossenen Jahres die aus der Penelope hierher reservirte Gränzcommission so scharf und richtig mustert, daß sich der Hermes glücklicherweise ähnlicher Bemühung überheben kann. „Pumpeln“ wir gemächlicher als jener „alte dicke Justizdirector,“ der sich den „kothdurchtränkten Sammetdeckel auf die verschobene Atzel stülpt,“ über den „dürren Fuchs“ und seine „Ochsen, Schweine, saueren Gurken und Landkrätzer“ mit der schuldlosen doch halb „bocklahmen Karrete“ der Kritik gleich der „pauvren Kirchenmaus Justitia“ hinüber, damit sie nicht „horribel büffelnd“ einen „Knacks“ bekomme, vielmehr „mit beiden fetten Patschchen auf dem Bauche“ ein Leben führe, „wie der liebe Gott in Frankreich.“ Treibe sie sich nicht flügellahm an einer „Heerde moldauer Schweine,“ denn „was nützt der Kuh Muskate?“ Oder bekennen wir uns zu jenen „Bauerlümmeln,“ die dergleichen „Delicatessen“ nicht zu schätzen wissen, denen ein „Stück Speck mit Mehlklößen“ lieber ist, als solcher „Rheinlachs“ und solche „Trüffelwurst.“ Sollen wir „Kerle, die gern in Mandeltorten einhauten, wie die wilden Eber,“ uns hier am jämmerlichen Eierkuchen“ vergnügen? ach! „die saure Sahne geht uns ja schon im Leibe herum, wie ein knurrendes Ungethüm.“ Sehen wir aber nun das „schöne Stück Fleisch,“ die scharmante Person, „mit einem Oval, wie Titian in allen seinen Meisterwerken kein schöneres hat,“ die „Madonna Bleichwanniosa,“ die „heilige“ weibliche Kreatur mit ihren „bräutlichen Scherzen und Tändeleien„ zwischendurch noch den „Heiland“ fromm benutzt: so ist uns, als hätten wir von der Wiese gegessen, auf der „ein Gras wächst, wie lauter Salat“ und unter „gelben Kuhblumen weißer Schaafkümmel sich lustig empordrängt,“ und dazu aus dem „hochachtbaren Keller des Papa's einen Haarbeutel über den ganzen Rücken“ getrunken. Es ist uns, als kämen wir direct aus dem „Mono Emugi der Mambo's und Zimbo's,“ wir stellen ein „Bruschen, Schütteln und Schnauben“ an, wir ärgern uns wie die „alte Erlaucht bis zum

Stick- und Schlagflusse," daß uns von dem „vermaledeiten Saamensalat eher hundeschlimm" geworden ist, als daß wir zu der „Preßwurst des Ober-Hoffpaßmachers" und dem „taubenfrommen Surrogatküßchen" des heutigen „Heiligenbildes," des „mit ihren kleinen Fußspitzchen so artig zickelnden, grilligen, jungen Dinges", uns vor Lachen hätten „immer kugeln" oder auch nur einmal „höchst glorios schmunzeln" können. Eher bekamen wir vor den tiefen statistischen Blicken (S. 415) und vor den Einsichten in das Proceßwesens (S. 429) und in die Manipulationen des Holz- und Floßwesen, wie sie sich auch schon im Vergißmeinnicht offenbarten, eine Ehrfurcht.

So viel wir von letzterem Gefühle auch auf die ganze literarische Größe Clauren's übertragen, so meinen wir dennoch, es könnten andere Autoren auf den Ruhm neidisch seyn, das Fundgrübchen-Taschenbuch in Großbrittannien durch einen Ackermann zuerst angebaut zu haben. Bisher für groß geachtete deutsche Autoren, wie Göthe, Jean Paul und dergl. haben das Schlimme, daß sie sich nicht in andere Zungen übersetzen lassen, ohne sofort etwas ganz anderes zu werden — oder versuche man es einmal mit einem Faust oder Schmelzle! Wir hatten uns eingebildet, dasselbe müsse auch mit Clauren's Dichterwerken der Fall seyn, die noch in fernen Zeiten dem Sprachforscher einen Schatz glossarischer Weisheit des berliner Thiergartens bieten werden; doch vergaßen wir, daß nicht nur jede Kunstschöpfung, von der Schale abgesehen, einen Kern behält, der unzerstörbar ist, sondern auch die frühern Dichtungen unsers Verfs. noch nicht ihre neuperipatetische Vollendung erreicht hatten. So haben wir denn schon ein zweites

Forget me not for 1824

gesehen, das wir keck unter die deutschen Taschenbücher rechnen dürfen, weil es außer der übersetzten Mimili von Clauren auch noch erlesene Geistesblüthen unsers Kotzebue enthält, neben andern Versen und Prosen, wie sie in deutschen Kamraden nicht hergebrachter, und Kupferstichen, wie sie darin nicht schlechter (obgleich minder englisch) figuriren können. Dürfen wir uns daher wundern, wenn dies Forget me not, ungeachtet es englisch nicht einmal ein Wasserblümchen bedeutet, doch eben so gedeihlich wuchern soll, als wüchse es bei uns um alle Stadtangerpfützen und hinter den Gärten der Dorfliteratoren? — Doch wir hören den Kuhreigen blasen, und der Busen unserer Leserinnen schmachtet nach

Alpenrosen.

Arme Getäuschte! werden euch diese großthuenden Gewächse aus dem Rotzloche, auf Großächerli, bei Ennemoos und vom Rotzberge nicht zu grell duften? die kühnen Psalme und

Lieder des Münch, die Appenzellisch oberrheinthalischen Blätterbreiten, die Schrullen des Moleson, des Falkensteins „ganzer Fasel,“ die Dichtung und Wahrheit aus Biel, die ornithologische Betrachtung aus Bern, die blutigen Erinnerungen des Schweizer-Officiers, die Herbstblätter des Strichvogels, werden sie auch nicht bald betäuben, bald schwiemelig zu Muthe machen? Was werdet ihr zu den verschiedenen Baggesens, zu des einen Offenbarung „nur irgend eines heil'gen Ideals,“ zu seinem „unnahbaren Ideale,“ das denn doch wohl einmal „deutschplatt herunterpurzelt,“ weil es sich auf Hochdeutsch ins Blaue verlor, sagen?

Doch — „weh dem Sterblichen, der wagt nur anzubeißen
Den Apfel der Unsterblichkeit!“
„Es lispeln die Felder,
Die Dichter durchdringt's,
Der Frömmste der Frommen
Fühlt's innigst — und singt's,“
und: „An Idealen fehlt es nimmer!“

(vergl. S. 148 ff. 257. 302. 310. 349.) wie es denn gewiß des „höchsten Ideals,“ der S. 353, Gebot war, wenn er S. 352 singt:

„Heil mir, daß auch ich nie vermessen,
In meines Lebens höchstem Schwung,
Danach gewagt den Todessprung,
Um Himmlisches an Staub zu pressen!“

Ihr würdet es nun kaum mehr wagen, den Dichter der S. 151 zur „Dichterei noch anzuspornen,“ als sey er „mit Vers und Reim vertraut“ (S. 154): aber ihr wißt ja doch, daß zuweilen „ein Dämon das Gehirn verkleistert und selbst Homer entschlief“ (S. 155. 159.)! Laßt euch nur von ihm das „schönste seiner Lieder“ lesen (S. 156), und „quackt kein alter Frosch,“ so schwebt ihr mit ihm zum Ideal empor, ohne auszurufen: „Und ach, wo sind die Ideale“? (S. 161) denn für euch ist doch wohl nicht der Poet verdorben, „der ein geweihter Sänger ist“ (S. 160)! Inzwischen, bei aller Klage, daß euch manche der Anwesenden doch sonst weniger vertrocknete Alpenrosen dorther gereicht, werdet ihr, das weiß der Hermes genau, die zarte Brust den schönen Schweizerblüthchen der S. 108 u. 109, Elisens weicher Pigridia pavonia, und der ächten Pflanze von Habsburg (S. 213) gern herleihen, gern sie dem guten Morgen August Gebauer's (S. 348) erschließen, und gern von der klugen Naturlaune des Schusters Jakob (S. 261), auch wohl des mährchenhaften kleinen Schweinehirten

(S. 328) heiter bewegen lassen. Lächelt ihr denn auch wohl schalkhaft, wenn von S. 303 bis 305 Fouqué neben Salis auch sich, und Gebauer den Fouqué, den Salis und gleichfalls sich selbst verherrlicht? —

Verlassen wir diesen, wo nicht ganz graubündnerischen, doch einem welken grauen Bündelchen nicht unähnlichen Strauß, und schwimmen den alten Rhein herunter, so nicken uns bald von seinem reicheren deutschen Ufer die

Rheinblüthen.

Der Kranz, der zum dritten Male auf diese Weise aus Rheinblüthen gewunden wird, die auch in den Gegenden der Elbe und Spree und anderer Flüsse entsprossen seyn dürfen, ist ein Siegeskranz für Ludwig Tieck, und daher billig unsere Lobpreisung bei ihm zu beginnen.

Die Thätigkeit dieses außerordentlichen Geistes umfaßt eine bedeutende Epoche, und seine eben jetzt frisch aufgethane Kraft gibt die erfreuliche Aussicht, daß wir noch lange nicht an ihrem Ziele stehen. Es läßt sich daher ihr voller Umfang noch nicht bemessen, wohl aber von dem mächtigen Einflusse reden, den ihre reiche und glänzende Erscheinung bereits auf unsere Literatur geübt hat. Wir sind in dem Falle gewesen, manche schwere Anklage gegen den Geschmack der Zeit zu erheben; hier aber müssen wir ihr die schöne Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihre großen Männer zuletzt durchdringen, während sie die muthwillig und verdienstlos erhobenen bald überdrüßig wieder sinken läßt. Wie Göthe erst nach langem Schaffen und Walten zu dessen vollster Anerkenntniß gelangte, so kann sich auch Tieck nunmehr der Zauberherrschaft der Autorität erfreuen, die nicht mehr nur ein kleines Häuflein begeisterter Jünglinge entzündet, sondern ihren Thron in aller Busen errichtet hat, die deutsch denken und deutsch fühlen. Es darf daher auch mit der Hoffnung einmüthiger Beglaubigung gesagt werden, daß gewiß einst Göthe und Tieck der Nachwelt als die beiden Sterne leuchten, welche die Polarität der deutschen Literatur und Dichtkunst nach Lessing bezeichnen. Beide sind zu dieser Höhe auf verschiedenen und mannichfaltigen Wegen gelangt: Göthe still, kampflos, durch das siegende Vollgewicht seiner stets regen aber unbewegten Größe; Tieck durch die Verbindung des unüberwindlichsten Witzes mit der göttlichen Gabe einer in allen Farben strahlenden und in aller Erfindung wunderbaren Phantasie. Während Göthe, wie ein hoher, heiterer Genius, vom Andrange niederer Wellen unberührt, gewiß schien, zuletzt das Meer mit seinem hellen Glanze zu beschwichtigen und zu erleuchten, ließ er Andere für sich kämpfen; Tieck warf sich mit jugendlicher Keckheit mitten in das brausige Gewässer und ebnete es

starker und sicherer Hand zum reinen Spiegel aus, der auch sein Bild mit freudigem Schimmer wiederstrahlt. Nicht aber für sich suchte Tieck den Streit, nicht in der Wollust eitler Selbsterhöhung, oder zum wohlfeilen Niederschmettern kleinlicher Angriffe, sondern, verbündet mit den beiden Schlegel, faßte er das Gemeine an der Wurzel an, und während letztere den Thron der falschen Götzen und Usurpatoren mit allem soliden Apparat des Gemeinwesens unterminirten und erschütterten, stach sie Tieck mit den Lanzen und Pfeilen kühnlustigen Rittermuthes herunter. Wie diese wackern Kämpen dagegen das wahrhaft Große und Edle erhoben, liegt in allen ihren ernsten, stattlichen und fröhlichen Werken offen; und so waren sie auch die leuchtende Phalanx, die zuerst den großen Göthe auf ihren Schilden emportrug und den verstockten Plebejern der Gelehrtenrepublik als ihren Imperator zeigte. Unterdessen strebten die sanften Geister Novalis und Wackenroder ihrerseits nach Darstellung eines neuen Vollendeten, wie es ihren Seelen als möglich aufgegangen war; mitten in ihrem vielversprechenden Ringen starben sie, und jene, deren engste Verbindung so viel gewirkt hatte, daß sie aufhörte nothwendig zu seyn, gingen nun auch jeder der eigensten Richtung nach, von welcher aus er noch das Eine will und fördert, wie es eben jedem als das Wahre und Ewige erscheint.

Friedrich Schlegel sondert das literarische Walten Göthe's in verschiedene Epochen oder Manieren (s. dessen sämmtl. Werke B. V. S. 301.), wie vorher bei Cervantes und Shakspeare. Auf keinen der Dichter nach und mit Göthe läßt sich eine solche Sonderung in dem Maße anwenden, wie auf Tieck; Raum und Bestimmung dieser Blätter gestatten aber nur eine flüchtige, mangelhafte Andeutung.

Die ersten Anfänge Tieck's verlieren sich in Bücher, die selten geworden oder kaum noch dem Namen nach bekannt sind; wenn eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke zur einfachen Uebersicht fast ein Bedürfniß unsrer Literatur genannt werden kann, so ist sie noch deshalb besonders zu wünschen, damit man von so manchem verborgen Gebliebenen oder im Schwall einer vernachlässigten Bücherwelt Verschwemmten, Kenntniß und Belehrung erfahre. Es scheint das Charakteristische des Genies zu seyn, daß es eine Abneigung bekundet, in irgend einem bestimmten Tone, einer Form oder Schule zu verharren, und eben dann am liebsten davon ab- und vielleicht zu einem Entgegengesetzten überzuspringen, wann es auf jenem Felde einen Lorbeer errungen hat, der die entzückte Welt auf seinen Boden, wie auf den einzigen der Poesie, hinzuweisen schien. Man wird uns nicht so mißverstehen, daß man uns beschuldigt, sofort jedesmal auch einen andern Geist, eine andere Seele zu vermuthen; vielmehr ist gerade dieses das Herrliche und ewig Beleh-

rende, unter den wandelbarsten Formen stets denselben Genius, wie die Eine Sonne über den verschiedensten Landschaften, zu erkennen. Derselbe Göthe, der den Werther schuf, ist auch in der Iphigenie und in den Wahlverwandtschaften wiederzufinden, sonst wäre er nicht Göthe gewesen; derselbe Geist aber, der den Zerbino und die Genovefa hervorrief, ist auch eben so der Geist des Fortunat und der Gemälde. Zeigt sich jenes Abspringende, nur scheinbar Widersprechende selbst da, wo das Genie sich einer bestimmten Dichtungsart zu eigen gegeben hat, wie beim dramatischen Shakspeare, den Hellsehende ja nur durch die Leuchte jenes Geistes im Lokrin und Perikles wieder entdeckten; zeigt es sich auch bei solchen großen Dichtern, die ein oberflächlicher Sinn gar als eintönig verschreit, weil er die innere Form von der äußern nicht abtrennen kann oder will, wie bei Lope und Calderon: so wird es doch bei denen noch schlagender offenbar, die Kraft und Beruf zur Uebung in den verschiedensten Gattungen der Poesie auffordern. So ist es bei Göthe der Fall, so wieder bei Tieck. Beide haben uns oft und mannichfach auf Gebiete geführt, wo wir glaubten, hier müßten sie verharren: gerade unsre einseitige Entzückung machte sie aber ungeduldig; noch mehr vielleicht unsre kindische und alberne Nachahmung, die mit Hülsen dieselbe Saat säen wollte, und vergaß, daß sie ohne Kern waren. Plötzlich erschienen dann jene wie höhnende Dämonen (im griechischen Sinne) in Gegenden, von denen wir sie am fernsten glaubten. Das ist auch wohl das Richtige: die Schönheit und Wahrheit, folglich auch die Poesie, ist ein Gestirn mit unendlich viel Strahlen, auf deren jedem sich zu ihrer lichten Höhe hinanklimmen läßt, und es ist somit kein Wunder, wenn der regsame Proteus im Dichter die Bahnen wechselt, die ihm stets ein neues Erreichen des Zieles, wo es so schön war, verheißen. Dabei ist es nur überraschend, wie diese Erkornen überall den rechten Ton anzuschlagen wissen, der sie immer wieder zum Mittelpuncte der Harmonie geleitet; doch versteht es sich, daß wir dies vorzüglich von dem Puncte an meinen, wo ihre innere Ausbildung zur Reife gedieh.

Zu den jugendlichen Werken Tieck's gehören vornehmlich Abdallah und William Lovell. Hier hat sich jene Trostlosigkeit und Schwermuth Luft gemacht, die in jedem jungen Gemüthe sich entbindet, wenn die Poesie wach wird und den Widerstand der Außenwelt erfahren muß, die wir auf analoge Weise im Werther wiederfinden, und die sich erst abgeklagt haben muß, ehe es gelingen kann, jenen Kampf als eine Nothwendigkeit heiter zu betrachten und in Harmonie zu lösen. Was sich aber bei schwächeren lyrischen Dichtern, oder bei solchen, die eine einsame Jugend von den Belehrungen der Meister entfernen mochte, in einem Wasserfalle weicher

Thränen dahingießt, das gestaltet sich in Tieck's starker Jugendseele als eine düstere, im wilden Ankampf vielleicht dennoch vergebens sich abmühende Welt- und Lebensansicht; und wer diese Bücher liest und sieht, wie darin alles, obwohl einseitig, aus dem Großen und Ganzen geht, und welch eine Fülle von Vernunft, Scharfsinn und Liebe auch sie schon poetisch durchwebt, der kann darin den heut zum Meister in Weisheit Herangereiften niemals verkennen. Bald entwickelte sich jener oben gerühmte thatenlustige Rittersinn, der sich gedrängt fühlte, die gewonnene und immer wachsende Erkenntniß des Schwachen und Guten aus dem angestammten Schlendrian und Schludrian einer überbequemen mattherzigen Gegenwart und erborgter Aufklärerei durch Kampf und Sieg zu retten und zu verbreiten. In diese Periode stellen wir jenen dramatischen Cyklus, den Zerbino, die verkehrte Welt u. s. w., worin wir schon der kriegerischen Schärfe jene lyrische Süßigkeit und Klänge der wunderbaren Musik der Liebe und Sehnsucht gegenüber sehen, die sich später in einer nie empfundenen Pracht entfalten sollte. Wir nennen die Fülle kleinerer poetischer und prosaischer Aufsätze von gleicher Tendenz nicht, erwähnen jedoch der unter dem Namen Ferber herausgegebenen sieben Weiber des Blaubart, weil es belustigt, zu sehen, wie damals gefeierte Männer jetzt vergessen sind, und daraus abzunehmen, was manchen unsrer neuesten Propheten bevorstehe. Das treffliche Schauspiel Blaubart selbst, das auf unbegreifliche Weise auf Bühnen noch nicht versucht worden, für welche es doch den hergebrachten Wurf und Zuschnitt hat, bildet den Uebergang zu jener verkündigten Herrlichkeit, die in den Zaubergärten und Wäldern der Genovefa und des Octavian aufgethan ist, und welche wir uns nicht scheuen, als den Gipfel der Poesie unsers Dichters zu bezeichnen. Hier sehen wir das wunderbare Reich von ihm selbst erschlossen, das seine früheren Werke in Ringen und Sehnsucht als Eilande ahnen ließen, die dem Segler im Meere der Poesie in noch unbekannten Morgenröthen aufdämmern müßten. Hier sucht die Poesie die Weisheit nicht, sie ist die Weisheit selbst; unaufhaltsam wogt ihr goldener Strom durch die verklärten Gefilde und grünen Schatten einer heroischen Welt; und doch ist uns diese durch alle Wunder der Farben und Töne in Sprache und Behandlung und durch die Zauber des anmuthigsten Scherzes und treffendsten Witzes so nahe herangerückt, daß wir in den fabelhaften Provinzen der alten Sage wie in einer glänzenden Heimath und Gegenwart zu Hause sind. Da bedarf es keines angezwängten alterthümlichen Colorits, wir sehen durch glückliche Visionen in ein Leben der Liebe und des Glaubens, der Kraft und Kunst, wie es vielleicht nie war, wie es aber doch seyn könnte, und wir es so gern als gewesen oder werdend träumen. In diesen, in unsrer

Literatur einzigen Gedichten, lebt das wahre Ritterthum der Poesie; Fouqué liegt mit allen Keimen seines Besten darin, und Tieck wäre viel eigentlicher der ritterliche Dichter unsrer Zeit zu nennen. Manche glauben jenen Dichtungen wehe zu thun, indem sie dieselben Allegorien nennen; haben aber dann nur etwas Kränkendes gesagt, wenn sie die Allegorie in den Nachtheil gegen die Wirklichkeit stellen wollen. Ohne Zweifel hat der Dichter die Absicht dargethan, seinen Werken bedeutungsreiche Hintergründe und eine beseelende, unter die handelnden Figuren vertheilte Idee beizugeben: aber das Große ist, daß man sich dieses auch hinwegdenken kann, und das Gedicht dennoch eine schöne Wirklichkeit bleibt. In der That bekennen wir uns, bei nicht großer Zuneigung für die vormals besonders gebräuchlichen trockenen Allegorien κατ᾽ ἐξοχην, auch einer zu weit gehenden Allegorien-Jagd abgeneigt, die so leicht dahin gerathen kann, das frische Leben eines Dichterwerkes in hohle Formeln und gespensterartige Begriffe aufzulösen. Wir halten zwar in gewissem Sinne das Leben selbst und die Natur für große Allegoristen, und dann ein Kunstwerk um so allegorischer, je wirklicher, und so wirklicher, je allegorischer es ist: aber dann muß beides nur wie ein wunderbares Geheimniß ineinander greifen und voneinander fließen; das Bild gibt sich wie jedes Organische hin, das seinen Schlüssel und sein erklärendes Wort nicht auszuhängen braucht, um von Tiefsinnigen begriffen, von jedem Andern wie alles Schöne angeschaut zu werden. Sollte man etwas an jenen Werken tadeln, so wäre es eher eine überschwellende Ausführlichkeit, und doch — wer würde etwas daraus hinwegnehmen wollen? und was? Ja selbst dem Dichter ist es gefährlich, dergleichen an einem früheren Werke verrichten zu wollen; die wandelbare Welle der Zeit hat sein Gemüth unterdeß auf eine andere Höhe getragen, von der sich bald hier bald dort etwas als verschoben darstellt, was vom früheren Gesichtspuncte aus ganz richtig war; und so haben wir gesehen, daß selbst Göthe's und Tieck's Aenderungen nicht immer glücklich waren; wir kehrten mit Vorliebe zu den ersten frischgequollenen Erscheinungen zurück und fühlten den Wunsch, daß die neue Erfahrung und Meisterschaft lieber auf neue, ob auch ähnliche, Gestalten verwendet seyn möchte. Ob das Wesen und Element jener Werke das eigentlich Romantische sey? ob es außer diesem noch ein Romantisches, sowohl höher hinauf als tiefer hinab, namentlich ob es eine Romantik der Gegenwart gebe? ob diejenigen Recht haben, welche der „allverschmelzenden Malerin" Wiege und Heimath im Mittelalter und im Süden anweisen? ob Friedrich Schlegel die wahre Norm aufstelle, wenn er in seinen berühmten kritischen Abhandlungen ihr den Charakter einer christlichen, in Glauben und Liebe verklärten Kunst zutheilt, und das unmittelbare Anknüpfen der Poesie an die Gegenwart ge-

fahrvoll und irre leitend nennt? wie sich der Widerspruch lösen lasse, wenn derselbe doch wieder den Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea, die so ganz in der Gegenwart angebaut sind, als höchste Dichterwerke anerkennt? alle diese und verwandte Fragen müssen wir hier abweisen, damit sich der Apparat zu einer kleinen Novelle nicht zur langen Abhandlung steigere. Was F. Schlegel (a. a. B. II. S. 126 ff.) über das Romantische und sein Verhältniß zum Antiken, ja sein Zusammenfallen mit demselben sagt, ist der höchsten Beachtung würdig; dennoch schwankt der schwer zu erschöpfende Begriff fortwährend hin und her, jeder gestaltet sich ihn, wie seinen Regenbogen, eigen, und es läßt sich noch manche widerspruchgebärende Theorie verfolgen, noch mancher verschiedenartigen Charakterisirung entgegenblicken. Uns genüge hier, in Beziehung auf jene hohen Werke, zu sagen, daß, wenn je irgendwo ein Kuß der Geister Shakspeare's, Calderon's deutschen Minneliedes und Meistersanges, und ihre Vermählungsfeier mit eigenem Genius denkbar sey, dies nur auf der von Tieck eröffneten Wunderbühne bewerkstelligt werden könne. Unstreitig ist es insbesondere in Rücksicht ihrer, daß F. Schlegel, der die Genovefa ein „wahrhaft göttliches" Gedicht nannte, Tieck ein so großes und allgemeines Verdienst um die „Wiedererweckung der Phantasie in Deutschland" zuspricht (B. II. S. 327), und daß Tieck überall für den gilt, „dessen Gemüthe die Romantik, wie keinem in unsern Tagen, aufgegangen sey" (s. Conversations-Lexikon B. VIII. S. 413). Dieselbe himmlische Hingebung und Süßigkeit, die wir in jenen seltenen Erzeugnissen nicht genug preisen können, hat ihre Strahlen noch über manches andere unsers Dichters ausgegossen. Sie gibt dem, was in den Phantasien und Herzensergießungen sein ist, dem Schönsten im Sternbald, vor allem der Sammlung seiner lyrischen Gedichte, welche wir jetzt in schöner Zusammenstellung, aber vielleicht noch nicht vollständig genug besitzen, den eigensten Liebreiz und theilt ihn mit den herrlichen Erzählungen und Novellen, welche der Phantasus enthält. Wohl hat es unter diesen der Pokal verdient, an der Spitze eines deutschen Novellenschatzes zu stehen; wohl ist der Liebeszauber des großen Lobes werth, das ihm einst Hoffmann beilegte; er wie die Elfen, der Runenberg und der Tannenhäuser werfen Fackelscheine in die labyrinthische Nacht der menschlichen Seele; doch vor allen möchten wir den blonden Ekbert und noch mehr den treuen Eckart als unübertreffbare Muster obenan stellen, und immer ist uns, als ob diese heilige Einfalt des Herzens, in welche sie getaucht sind, alle Klugheit und Ironie der Erzählungen späterer Zeit übertreffe. Nicht als ob die Klugheit je fehlen dürfte, und die Ironie in dem großen Sinne, in welchem wir sie zuerst von Solger auseinandergesetzt

sahen, nicht ein wesentlicher Bestandtheil der Poesie wäre: aber je unvermerkter beide ins Herz schleichen, desto inniger wird es durch sie entzückt und bewegt.

Nach einem langen Zwischenraume brachte zuerst das Taschenbuch von Wendt für 1822 eine neue Novelle von Tieck, die Gemälde, der folgende Jahrgang die Reisenden, das Berliner Taschenbuch des vorigen Jahres die Verlobung und der Dresdner literarische Merkur den Geheimnißvollen. Alle diese Novellen tragen sichtlich einen von den früheren abweichenden Charakter: sie schließen sich mit Absicht dem Modernen unbeschränkt an und nehmen es zum Gegenstande; und indem sie dadurch auf einem Gebiete stehen, das nicht durch den Zauberspiegel der Vergangenheit sofort poetisch im Gemüthe liegt, bekunden sie die große Kunst und Herrschaft des Meisters, der ihre Territorien durch seine poetische Thätigkeit alsbald dem Zepter der Poesie zu unterwerfen wußte. Dennoch haben wir mannichfaltige Einwendungen gegen diese neuen Erzählungen gehört, wir hörten von enthusiastischen Freunden des früheren Dichters, die vielleicht zu einseitig von Schlegels Theorien ausgingen, daß diese Novellen nicht romantisch seyen, daß man ihnen zwar in Behandlung und kunstvoller Darstellung den Charakter der Novelle in hohem Grade zugestehen müsse, sie jedoch dem Stoffe und den Tendenzen nach nur „moralische Erzählungen im höchsten Sinne" nennen könne. Auf unser leises Erschrecken ward erwiedert: daß dies recht zu verstehen sey, daß ein Tieck niemals ein Marmontel, ein Meißner, Starke, oder eine Genlis seyn könne, so sehr man aller dieser untergeordnete Verdienste anerkennen müsse; daß es aber doch sonderbar sey, wie in allen jenen Erzählungen, entweder, wie in dreien, ein junger Mann gebessert werde, oder, wie in der vierten, eine ganze Gesellschaft durch ein treffliches Paar ihre Correction erhalte. Werde aber in jenen dreien der Widerspruch dargestellt, der in jedem Herzen wie ein unauflösliches Räthsel das Laster an die Tugend rücke, so sey ungeachtet der zerschmetternden Ereignisse, die das Vernichtende jener Irrthümer, von der meisterhaften Waltung der Ironie umwoben, symbolisirten, nicht dafür einzustehen, ob eine so lange gehegte Natur nicht zu ihrer Zeit wieder herauflauschen und die schön hergestellten einträchtigen Verhältnisse stören möge. Doch, lassen wir diese Untersuchungen abseit und nehmen an, daß der Dichter gegen sie alle seine schlagenden Waffen bereit habe! Das ist gewiß, daß Tieck's Gemälde ein Aufsehen erregten, wie es kaum bei seinen größten Werken der Fall war; und es hat sich das Außerordentliche begeben, daß Tieck's Besitz für ein Taschenbuch für ein eben so überschwengliches Glück von den Verlegern gehalten wird, als der von Cl*****. Aber jene Allgemeinheit des Beifalles ruht eben auf dem Boden und den mannichfachen, mit unvergleich-

lichem Humor behandelten Ansichten der Gegenwart; sie ist auch den folgenden Erzählungen nach dem Maße zu Theil geworden, nach welchem dergleichen Anlässe empfindlicher mit den Wünschen der Parteien zusammenstießen; und deshalb eben könnte ein Bangen aufsteigen für eine Zukunft, welche diese Gegenwart mit ihren Zuständen und Spaltungen aufheben wird, wenn nicht das überall wieder durchherrschende Reinmenschliche und Poetische eine Sicherung vor solchen Gefahren wäre. Jetzt noch werden die angeregten Fragen, die edeln Urtheile, die großmüthige Unparteilichkeit in Gegenständen der Kunst, des Staates und der Religion, als die Hauptsache genommen; die selbst in der Zeit und ihren Streitigkeiten befangenen Leser lösen behende die feinen Banden der poetischen Form und Begebenheit ab, und betrachten das, was übrig bleibt, wie Dialogen, aus denen sie Belehrung schöpfen können, und wo sie glauben, bald beipflichten, bald sich zum Kampf und Widerspruch rüsten zu müssen. Bedenklich ist dabei das Mißverstehen, das man diese schönen Productionen, namentlich die Verlobung erfahren sieht. Während Nikolaiten jubiliren, daß nun der Frömmelei, unter welcher sie so ziemlich das ganze Christenthum befassen, der Garaus gemacht sey; und der geistreiche Tieck damit selber seine genovefischen und andern gottseligen Irrthümer abgeschworen habe, erbosen sich die Frommen im Lande und meinen, es sey doch zu arg, die Religion selbst zum Gegenstande der Ironie zu nehmen. Beide rechtschaffene Factionen bedenken aber nicht, daß sie sich selbst ins Buch übertragen, statt das Buch aus dem Buche herauszulesen; und der Dichter steht so sehr über ihnen und läßt seinen Brandenstein das Panier des Christenthums, aus Unglauben und falscher Heuchelei rettend, so hoch schwingen, daß es nur diejenigen nicht sehen, welche nur unter sich, höchstens neben sich, nie über sich blicken. Ist diese Novelle durch das tiefe, liebevolle Gemüth vorherrschend bezeichnet, so möchte man den Gemälden den Preis der sinnreichen und zugleich bequemen Composition zuerkennen; die Reisenden halten wir dagegen für die tiefsinnigste dieser Arbeiten, und glauben nicht, daß irgendwo die Narrheit mit größerer Weisheit betrachtet, und zugleich die Weisheit der Narrheit und die Narrheit der Weisheit so trostreich und gründlich beleuchtet worden sey. Wird diese Dichtung nicht allgemeiner nach ihrem vollen Werthe anerkannt, so liegt es wahrscheinlich in der Schwierigkeit, welche die Composition bietet, indem sie zwingt, abwechselnd bei drei bis vier Gruppen zu verweilen und vorüberzugehen, so daß man namentlich das Verhältniß der Nebengruppen nicht fest genug im Auge behält, wenn ein neuer Absatz unerwartet darauf zurücklenkt. Das Benehmen des alten Grafen am Schlusse hörten wir am häufigsten angreifen, und wußten nichts Triftigeres darauf zu erwiedern,

als daß es eben eine geniale Laune des Verfs. sey, den bejahrten Schwaben, den man sich eigensinnigerweise vernünftig gedacht hatte, auch einen Narren seyn zu lassen. Am wenigsten Glück scheint der Geheimnißvolle zu machen, und wahrscheinlich nehmen ihn die Wenigsten so hoch, wie ihn der Verf. gedacht hat. Gewiß war es nicht darauf abgesehen, einen gebesserten Lügner auf goldonische Weise hinzustellen, sondern den Dämon der Heuchelei, der sich in allen Larven in die geselligen wie in die heiligsten Verhältnisse eindrängt, und nicht nur die Andern, sondern auch sich selbst belügt, im Tiefsten aufzugreifen und in einem poetischen Kunstwerke abzuspiegeln. Vielleicht läßt sich nicht ohne Grund einwenden, daß alsdann die beiden Hauptlügen des Kronenberg, die Schriftstellerei, die beinahe auf ein Spielwerk hinausläuft, und der falsche Name, zu dem er fast unschuldig verleitet wird, wohl noch tieferen Motiven hätten Platz machen dürfen: aber der schöne Contrast der geheimnißvollen Figuren und der verschiedenartigen Lüge, mit der reinen und großen Seele der zweiten Cäcilie, der bewegliche Wechsel des Heitern und Pathetischen, der ächte vaterländische Sinn so viel schöner Blätter, sind zu wenig beachtet worden. Das ist überhaupt das Ueble dieser Dichtungen der Gegenwart, daß nun auch jeder Gegenwärtige sich befugt glaubt, mit seinen Bedenken hervorzutreten und an den genialsten Springfedern zu meistern. So sind wir bei den Gemälden noch immer nicht im Stande gewesen, den leisen Zweifel zu bewältigen, warum Eduard beim Suchen der entschwundnen Bilder, die er nach dem vorgefundenen Zettel irgendwo im Hause vermuthen mußte, nicht früher einmal auf den Gedanken gekommen sey, den verhängnißvollen Verschlag zu öffnen; wollte man auch annehmen, alle beim Vermauern desselben benutzte Handwerker und dessen ohne Zweifel kundige Hausgenossen seyen inmittelst verstorben. Viele Leser meinen, so wie sie nur von dem bauschigen Vorbau gehört hätten, habe sie eine Ahnung seiner verborgenen Schätze angewandelt — aber gewiß thäten sie besser, sich nicht um so kleinliche Sorgen zu mühen, und dagegen die großen und herrlichen Blicke zu weiterem Forschen zu benutzen, die ihnen hier in das Reich der Kunst eröffnet sind.

Das vorliegende, lange verlassene Taschenbuch bietet nun abermals eine Novelle unseres Dichters, die, nach ihrer Art und Beschaffenheit, der Classe der vier vorhergehenden beizugesellen ist. Unter allen fünf scheint uns hier die Erfindung die genialste, der Gedanke, der Leben und Liebe in die Göttlichkeit des Tones auflöst, die ganze Verwickelung von ihm ausgehen läßt und mit ihm beschließt, der hinreißendst poetische. Da geht alles kleinliche Spintisiren über die Sicherheit des Grafen und die Aechtheit seines phantastischen Glückes in der himmlischen Gewißheit unter, daß Juliens

Engelgesang der Grundton einer gottgegebenen Harmonie der Seele sey, durch welche die Dichtung von Anfang an die Möglichkeit einer solchen seraphischen Musik bedingt. Dagegen ist zu fürchten, daß diese Dichtung, als solche, gerade wegen ihrer Wundertiefe nicht allgemein aufgehen, und man, da sie eben nur mit den feinsten Fäden das Ganze umschlingend gewoben ist, sie als dünne Umrahmung ablösen und das kleine Kunstwerk nur wie ein geistreiches Gespräch über die Musik behandeln werde. Dabei ist die Erinnerung an Hoffmann's Kreisleriaden, die ungefähr das Beste und Glühendste begreifen, was er gedacht und geschrieben hat, um so weniger abzuweisen, als eine Aehnlichkeit der Gestalten, besonders aber des wunderlichen Italieners, mit hoffmannischen Figuren hervorschimmert. Es ist dies jedoch kein Tadel: kein Schriftsteller entgeht ganz den Einflüssen seiner Zeit und anderer Geister, so sehr er an sich über ihnen stehen mag, und wie F. Schlegel (sämmtl. Werke, B. V. S. 307 f.) die geheime Wirkung niederer Dichtungen auf die schönsten unsers Göthe zeigt, so tragen auch Tieck's letzte Werke eben so materielle Spuren seiner Kenntniß der mitlebenden Geister, wie die früheren die durch damalige Zeitgenossen empfangenen Eindrücke. Stets aber ist es, wie Schlegel sagt, „im Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunstwerk seyn kann. Das Vorbild ist dem Künstler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem, was er bilden will, individueller zu gestalten. So wie Göthe (Tieck) dichtet, das heißt nach Ideen dichten; in demselben Sinne, wie Plato fordert, daß man nach Ideen leben soll." Ein anderes ist es wieder um das Lernen von großen Meistern: so wie Tieck unendlich viel von Göthe, von Shakspeare und Cervantes gelernt hat, und doch immer Tieck geblieben ist, so hat Hoffmann fast alles von Tieck gelernt, ist aber freilich dennoch nie ein Tieck geworden. Wie würde er sich inzwischen gefreut haben, wenn er es noch erlebt hätte, zu sehen, was sein Meister mit seinem Material vermöge! — Weil diese Novelle musikalische Verwirrungen und Parteien der Gegenwart berührt, so muß sie sich allerdings die Einwürfe und Widersprüche gefallen lassen, welche aus einer Vorliebe für das Bekämpfte hervorgehen mögen; doch kann sie es auch unstreitig in aller Gemüthsruhe, denn Natur und Wahrheit sind ihre festen Stützen. Da sie nur diese verlangt, diejenigen der Gelehrsamkeit aber in der Ferne hält, so scheint ein ohne Zweifel viel Geistreiches und Gelehrtes bei Gelegenheit dieser Novelle mittheilender Aufsatz von A. Wendt im Lit. Convers. Bl. 1823, Nr. 257 ff., seine Unterlage zu ernst vorauszusetzen. Wir müssen daher die treffenden musikalischen Anmerkungen in ihrer Würde unbetastet lassen, nur das einwendend: daß der Ehrentitel eines „Styls," wenn man darunter das Groß-

artige und Ernste begreift, was er in den Künsten der Malerei, Sculptur, Architektur, ja Poesie bedeutet, und was sogar vor lauter Strenge und Starrheit aller Anmuth und Schönheit entbehren kann, doch wohl niemals auf Rossini passe. Wo aber der erwähnte Aufsatz die Poesie ergreift, da tritt er in unsern Bereich, und indem wir nicht anders als dem schönen Anerkenntnisse des Werthes dieser Dichtung beipflichten können, vermögen wir uns doch durchaus nicht mit einigen durch Parenthesen oder Fragezeichen ausgedrückten Bedenken zu conformiren. Weder ist die erste Ausrufung des Grafen, als er Julien erblickt, Uebertreibung, noch seine Bitte um einen Ton am Schlusse „etwas lächerlich"; vielmehr wäre ohne beides die Poesie dieser Novelle so ziemlich nicht da. Jene Worte des süßen Erschreckens sind der Ueberraschung, die mit einer plötzlichen Ahnung des Zusammenklingens seiner geheimnißvollen Liebe in seine Seele blitzen muß, nothwendig; ohne den Schlußton, den sich gewiß jeder ausgebeten hätte, würde die Dichtung gerade des Schlußtones entbehren; und wäre der Graf eben ein Anderer, ein Ruhiger, so würde mit seiner durch den Ton entzündeten Gluth auch die Composition weggefallen seyn, die vom Tone sich entfaltet und in denselben zurück consonirt. Nicht erheblich scheint der Tadel gegen die Geistervision und des Enthusiasten Reden; es schadet gar nichts, daß ein falscher Enthusiast sich selbst zum Besten hat, wie auf andere Weise der schon als classische Figur anerkannte Eulenspiegel sich und die ganze Welt. Unter den unbedeutenden grammatischen Correcturen begreifen wir ganz und gar nicht: warum ein Geist sich „innerlich nicht außen weit abquälen" könne, sobald er eine Bahn treffen will, die ihm etwa nicht zur Hand liegt? bei dem „nun und nun wieder Haschen" ist, ungeachtet die „noch Erreichbare" zwischengerückt worden, die eingeschaltete „Entflohene" wirklich unnöthig; das „Stück des Himmels" liegt eben so in der Natur, wie jeder Theil eines Ganzen; und was ein „leerer Effect" sey, ist uns leider nur zu bekannt.

Weit ernster als die Bedenken, die der Freund zum Freunde zu sprechen befugt und verpflichtet ist, sobald er sie empfindet, und, wir gestehen es, zu meisternd tritt ein Tadel auf, den wir vor kurzem anderswo lasen: „Keineswegs verkenne die Mitwelt Tieck's schönen Humor und sein musikalisches Talent in der Poesie, sondern übersehe sogar dankbar für das dargebotene Herrliche die oft über Gebühr in seinen Darstellungen herrschende Schlaffheit und Nachlässigkeit, die so weit gehe, daß er unter den bessern Dichtern in diesem Puncte seines Gleichen nicht finde." Wollte doch Gott, daß diese Schlaffheit allgemeiner wäre, deren Vorwurf bei einem Manne, der uns mit aus der Schlaffheit der allgemeinen deutschen Bibliothek gerettet hat, unerwartet war, und daß jeder

Schreibende sich mühte, so aller Schätze und Wunder unsrer Sprache und des gediegenen Styles Herr zu werden, wie es Tieck längst war! Wohl mag hin und wieder in der grammatischen Gedankenverbindung eines der fruchtbarsten und fertigsten Autoren sich eine Partikel verschieben und verlieren, wenn sich ihm Satz an Satz reiht und drängt; wohl kann in den Gemälden (neue Ausgabe, S. 65, Z. 10 u. 11) ein wiederholtes Er verursachen, daß man glaubt, es werde von dem Alten fortgesprochen, statt daß von Eduard die Rede ist: aber wie leicht ergänzt und bessert sich der Lesende Kleinigkeiten, die oft auch nur in der Schrift, wo man sich den Ton der Rede nicht hinzudenkt, stören können; und wer weiß denn bei unsern übergelehrten Setzern immer, wie viel auf ihre Rechnung gehöre!

Der Styl in allen fünf Novellen ist vielmehr vortrefflich; hat er nicht die schöne Ruhe des Sternbald und der Phantasien, so ist er, wie jene dem Roman, hier, in seinen oft bizarren Sprüngen und sich überschlagenden Reden, der Novelle sehr angemessen. Dabei ist er reich an jenen Lichtpuncten einer himmlischen Sanftheit und Begeisterung, wie wir sie in dieser Maße nur bei Tieck kennen.

Sprachen wir in unserm übersichtlichen Fluge nicht von jenen Erzählungen und Mährchen, die sich inniger an das Gegebene der Volksbücher anschmiegen, wie die Heymonskinder, die Melusine und die Magelone; so war es aus demselben Grunde der Kürze, der uns über so manches andere Hochgeachtete, wie das Rothkäppchen, den Däumling u. s. w. den Mund verschloß; aber welch eine herrliche Aussicht scheint uns ein unter den Gedichten abgedruckter Prolog zu einer Magelone zu verkünden, der in seiner blühenden Fülle ein drittes Gedicht verheißt, das sich in Glanz und Zauber zu einem Dreiklange mit Genovefa und Octavia verbinden würde! — Lange schon hat das ganze deutsche, ja wohl auch das europäische Publicum auf ein Werk harren dürfen, das nur Tieck liefern kann, und das bereits den Inhalt langjähriger Forschungen gemacht hat, es ist das versprochene Werk über Shakspeare — allein, müssen wir uns nicht freuen, wenn wir sehen, daß die reichströmende Jugendader unsers Dichters ihn noch hindert, an ein Ordnen von Materialien zu gehen, das nur der Sicherheit und Ruhe des gelehrten Meisters bedarf?

Ernst Raupach eröffnet das Taschenbuch mit einem auf Allegorie angelegten Mährchen, wie sie eben nicht neu sind, das aber doch viel besser ist, als seine mehrfaltigen flosculösen Anschläge auf die Bühne. Reschmenb (der Mensch), Sohn der Ruthna (Natur), wird durch drei verschiedene Zustände (Lebensalter), in denen ihn seine rastlose Sehnsucht nie dauernder Befriedigung ausharren läßt, endlich in der vierten Instanz innerhalb des Berges

Kuntufer (Vernunft) in der Höhle Bragim (im Grab) durch die Mutter zur Ruhe gebracht. Der Styl ist edel blühend, mitunter reizend; die selbstverfertigte, dem Urheber so ähnliche und gar bald so langweilige Dame symbolisirt uns zugleich so manches hohle Ideal gewisser Dichter.

Aloys Schreiber's Ueberraschung ist für einen Hermes, der so viel Geschichtchen gelesen hat, so gar überraschend nicht. Es ist nur eine Art stilles Wanderjährchen, und zuletzt gibt ein guter Alter seine wohlhabende Tochter einem braven aber armen jungen Manne, der sie liebt. Inzwischen versorgte doch der Hr. Schreiber hiermit die Rheinblüthen besser, als sein eigenes Neckargewächs. Bührlen's Bemerkungen geben schlimmstenfalls das Bild von dem, was unsre Legion Theater-Referenten „brav" nennt; von den „Mitteltinten und Melangen", womit der Verf. (S. 160) dem Manne sich zu bekleiden räth, sind sie auch nicht allzufern.

Ludwig Robert ist ein Mann von vielem Verstande; selten wird eines seiner Blätter gefunden, welches dessen nicht Zeugniß wäre: aber seine Poesie nimmt, wo sie ernst seyn will, ein zu überwiegendes Aggregat von feierlicher Trockenheit und Kälte in sich auf, und nebenher Gegenstände, bei welchen beides fast unvermeidlich ist. So hat sie einen entschiedenen Hang zur Politik, namentlich zu derjenigen, welche Staatsmoral und Staatsreform begreift; und von allen menschlichen Bestrebungen gibt es keine, deren Usurpationen das Reich der Phantasie einen hartnäckigern Widerstand entgegenzusetzen wüßte. Ein Vaterlandslied aus frischer Brust, ein begeisterndes God save the king, kecken Soldatenscherz und Jubel, Kriegsgesänge voll Gluth und Klage liebt und hegt die eigensinnige Zauberin: aber Kämpfe der Zeit, doctrinär entwickelt, wiegen ihr zu schwer, und sie überläßt sie lieber der Rhetorik oder der Wissenschaft, der Theologie oder historischen Pragmatik. Ja selbst zu dieser Unterredung des Kaisers Julian mit einem Klausner schüttelt sie das Haupt, und die Belehrung, daß kein Mensch, selbst kein Nekromant, den Geist todt machen könne, dünkt sie kaum wichtig; wandelt sie gar die Ironie an, so wird sie wohl auszurufen versucht: warum denn nicht? wenn nun ein Hexenmeister eine Maschine erfände, womit er alle Menschen abtödtete und zuletzt sich selbst, so wäre wenigstens der Geist aus der Welt geschafft, von dem der Mensch die sicherste Kunde hat! Viel willkommener ist der Verf. der spröden Königin, wo er ihr Witz und Humor, dessen er wirklich besitzt, in leichten und launigen Scherzen entgegenbringt, ausbedungen, daß ihm nie, wie der Ernst zu hart, so der Scherz zu bitter werde. Die Berliner Glosse über ein artiges Lustspiel sind ihr lieber als alle seine sonst entschlossene eleusinische Weisheit, und sie hofft von dieser Seite her noch auf manches fröh-

liche Werk. Deshalb will sie auch gern von den Gaben der flüchtigen Muse schätzen, was ihr einigermaßen von einer ihrer wirklichen leichtfüßigen Dienerinnen eingegeben erscheint: aber sie will eigensinnigerweise ein paar gescheute und gar viele ganz gewöhnliche Gedanken nur für Abfälle einer Pseudo-Polyhymnia ansehen, und die Pfiffiologie mit ihrer Wuth auf die Diplomaten so wenig für pfiffig, als Folgendes für ein Epigramm:

„Meist stehn in den Staatsberichten
Nichts als Hof- und Stadtgeschichten."

Sie meint, an ihrem Hofe gebe es gar keine Diplomaten, an anderen Höfen aber nothwendigerweise, und da denn sowohl gute als schlechte. Beiden wolle sie inzwischen Nr. 23. empfohlen seyn lassen, sofern der Bergmann auch die wahre Wahrheit gleich mit aus dem Schachte bringen wolle. Wesen und Form ist ihr recht; das Räthsel verdammt sie ganz und gar; die Ausfälle auf F. S. findet sie sehr unwürdig; über die Schnurren gegen die Recens. hat sie gelacht; die Gattin und die Buhlerin schien ihr mehr des Dichters und minder des Trachters zu seyn, als alles Uebrige. So meint sie denn auch, vielleicht etwas ernüchtert, zuletzt, von Gustav Schwabe habe sie auch schon viel liebere Gäste zugeführt erhalten, als diesen dick- und langbärtigen Eberhard. Zu den Gedichtchen von Haug und R... blickt sie diesmal ganz sauer; dagegen wollen ihr die Bildchen tüchtiger vorkommen; wenn es aber einmal bei dem begeisterten Erklärer heißt: „Shakspeare und Pestalozzi, das klingt freilich parador, aber wir können nicht umhin, diese so verschiedenen Geister hier in künstlerischer Hinsicht auf gleiche Linie zu stellen" — so hat die Poesie lächelnd gemeint, das selbstgewählte Umstandswort „parador" sey zu ehrenvoll, indem man sich schon gewöhnt habe, unter Paradoxien meist sehr geistvolle Bemerkungen zu verstehen, hier jedoch Lienhard und Gertrud zwar ein gutes und sehr wackeres Buch sey, aber Shakspeare! —

Ein älterer Nachbar des vorhergegangenen ist ein

Rheinisches Taschenbuch,

das bereits vierzehn Jahre gelebt und nun den Dr. Adrian zum Taufpathen hat, und obenein gräuliche Schildereien zu Scott's Lady of the lake und zur Erklärung mittelmäßig übersetzte Fragmente. Dann folgt ein Gemsenjäger von Ludwig Starklof, eigentlich ein Freischütz, eine Schuld, die Spanien und die Schweiz vermählt, weitläufig ausgeholt und fragmentarisch abgebrochen. Einmal brennen zwei Augen durch einen langen weißen Schleier, wie Fackeln durch „Nebelgeriesel"; ein anderesmal blickt ein verlorner Lichtstrahl wie wehmüthig in das „munkelnde" Gewölk. Die etwas müde Recensentenseele erhält sich angenehm in Haß und Liebe

der Johanna Schopenhauer; es wird ihr nicht angemuthet, mit tiefer Anlage zu kämpfen, sie glaubt zuweilen gar, das Ganze schon öfter gelesen zu haben, nur selten so edel gedacht und so reinlich ausgeführt. Auf Erregung und Unterhaltung des Mitgefühls ist fortwährend glücklich gewirkt, so daß es der Seele fast zu viel wird, als man ihr zuletzt anmuthet, noch einmal mit dem nur anders gekleideten deutschen Ritter aus Houwald's Bilde zu verkehren. Etwas schüttelt die Seele den Kopf über den leichtsinnigen Abt, der die wichtigen alten Pergamente an Jemanden ausliefert, von dem er nicht recht weiß, wer er ist und was er damit will, während im Kloster ums Leben niemand Zweck und Namen des Abholers wissen dürfe; doch freilich schlingt sich der Knoten der Geschichte erst durch jene Verhüllung des Namens. Friedrich Laun läßt uns nun mit sich vielleicht zum funfzigsten Mal auf seinem Rappen sitzen, der auch diesesmal kein Pegasus ist, sondern ein kümmerliches, verhungertes Thier, das den dürren Anger einer armseligen Landstadt den hesperischen Gärten vorzieht.

Sieht ein pedantischer Rec. historische Anekdoten, wo es mit wohlbekannten Leuten wunderlich und romanhaft zugeht, so fragt er gar zu gern: wo hat der Mann das her? ist die Wahrheit richtig dargestellt? und, wenn hinzuerfunden worden, was ist dabei gewonnen? Von jeher ist uns die Geschichte als eine ungemein kraftvolle Poetin erschienen; es kam uns vor, als dürfe der historische Roman und das historische Drama nur ihr folgen, und nur dadurch zum Kunstwerke sich gestalten, daß es an der Begebenheit die göttlichen Geheimnisse und Räthsel löse und entwickele, die immerdar das Leben verwirrt und verherrlicht haben, und in welche es dem Dichter wohl erlaubt ist, als Prophet der Vergangenheit zu blicken, dem Historiker die Hand reichend und ihn ergänzend. Wurde die Wahrheit verlassen, so sahen wir uns um, ob ein Zweck der Poesie und Kunst darunter verborgen wäre; und wo dieser gar nicht zu finden war, befiel uns Wehmuth und Mißvergnügen. Sully erzählt in seinen Memoiren, die sich wohl wie ein reicher und trefflicher Roman lesen lassen, die Belagerung von Charbonnière sehr ausführlich; und da er mit seiner naiven Größe nirgends zu verschweigen scheint, was ihm Seltsames und Auffallendes widerfuhr, so glauben wir so lange, daß alles daselbst nicht Berichtete eine Zuthat solcher nachfolgenden Berichterstatter sey, welche dergleichen erzählen, bis sie ihre Quellen zu unsrer Widerlegung angeben. Ob Hr. Adrian unsre Ansicht des historischen Romans genug theile, um in Sully's großes Leben ohne Noth nichts einzudichten, wissen wir nicht; vermuthen jedoch, daß Sully selbst seine Quelle sey, da Localität, Operationsplan, auch die Spannung mit Soissons und Epernon (nicht Exernon) ziemlich übereintreffen, daß

er aber aus den Worten: „Je n'ai vu en aucun endroit le sexe aussi beau qu'en cette ville, ni en particulier une femme d'une beauté aussi achevée, qu'une de celles qui vinrent me demander grace“ — die Veranlassung genommen habe, seinen Rodney in eine Mordhöhle zu führen, durch die schöne Claire retten zu lassen und jene Räuber noch schwärzer zu bilden, als sie waren. Gewonnen wäre dabei vor der Hand nichts als eine rinaldinische Scene; eine reine Darstellung des kühnen und tüchtigen Verhältnisses Rodney's zu seinem königlichen Freunde, des bizarren Spieles seiner Laune, der heitern Verhöhnung seiner Feinde würde unstreitig ein poetischeres Gemälde geworden seyn, doch freilich auch des Malers bedurft haben. Wie es mit der Prophezeihung (S. 218) zusammenhange, ist uns gleichfalls zweifelhaft; ist sie ein Resultat eigener Fiction, so hätte sie noch besser benutzt werden können. Der Titel: „historische Anekdote“ setzt man gar in ein sonderbares Verhältniß: man weiß dabei durchaus nicht, ob der Verf. habe ein Poet, oder ein Historiker seyn wollen. Die Behandlung sagt jenes, die Benennung sagt dieses; Sprache und Darstellung sagen nicht viel und wünschen mehr Effect, als sie hervorbringen. Sonderbar ist die Parenthese (S. 216), worin von einem Pferde, Geschenke der Königin Elisabeth, erwähnt wird: es sey dem Könige „fast so werth gewesen, als diese seine Freundin jenseit des Canals.“ Nicht gar heroisch läßt der Verf. seinen Rodney (S. 235) „erbleichen und wanken.“ Und am Ende freut man sich doch, am Ende zu seyn.

Mit Unrecht haben andere Beurtheiler eine Skizze getadelt, worin Cäcilie drei fränkische (französische) Königinnen abzeichnet. Sie thut es so schlichthin und die drei Frauen sind außerdem so bekannt, daß man glauben muß, sie hat recht. Die Zusammenstellung bleibt frappant, der Styl gut; es ist immer selten, daß eine Schriftstellerin die Historie streng nimmt und für mehr hält als ihre Dichtergabe; doch haben wir sonst noch Besseres von ihr gefunden.

Die Hochzeitsgebräuche des hessischen Dorfes Dietzenbach, beschrieben von Philipp Dieffenbach, liest vielleicht mancher mit aufgeklärtem Hohne und mitleidigem Achselzucken über das phantastische Unwesen aus „barbarischem“ Zeitalter. Wir aber gönnten jenen redlichen Dorfbewohnern, wie überhaupt dem ehrwürdigen Bauernstande nichts herzlicher, als daß sie zu Uebung solcher Feierlichkeit nicht nur das Geld von ehemals übrig behielten, sondern auch den ächten Sinn der Vorzeit, der in Ernst und Scherz ihren Phantasien ein launiges Spiel und eine heitere Nahrung spendet, und in edlem Ahnenstolze die angestammte Freude nicht wegwirft um das eitle Nichts einer unverdaulichen Bildung. Auch die Erhaltung der alten Kirchenlieder und daß sich Paul Flemming's

lebendiges Gedächtniß zu ihnen gerettet, zeugt für die Aechtheit dieser Menschen. Der Bericht ist abgefaßt, wie es bei dergleichen am besten; nur wäre das „sechswöchentliche" weibliche Wesen der S. 261, in ein „sechswöchiges" zu verwandeln.

Die biographisch literarische Notiz über Zschokke verdient an sich Dank, leidet aber an einer schwülstigen Begeisterung und wahrscheinlich jugendlichen Uebertreibung. Wer schon viel Lebensläufe mit erlebte, wird das Leben und Wirken des tüchtigen Mannes in seiner Würde stehen lassen, aber nicht gerade für etwas abnormes halten; und wer viel Historiker las, wird sein fleißiges Verdienst, kräftige Gesinnung und Wärme, hochachten, doch auch sich nicht verhehlen, daß ihm noch manches fehle, um zu den gediegensten Geschichtschreibern zu gehören. Sein historischer Styl leidet oft an falscher abällino'scher Emphase und sich überbietender Rhetorik; körnig und kurz, klingt er oft hart und spröde, und dann wieder gesalbt und unangemessen biblisch. Wir ehren seinen ernsten Willen und seine Eigenthümlichkeit; doch „die Bewunderung und Freude über den Reichthum des menschlichen Geistes, wenn wir hören, daß der Verfasser des Goldmacherdorfes und der Herausgeber der Erheiterungen mit Bavariens Geschichtschreiber eine und dieselbe Person sey" (S. 276), scheint uns da nicht so ganz applikabel. Die literarische Kunde macht nicht auf Vollständigkeit Anspruch; so fehlt z. B. alles, was er außer Abällino dramatisch abgefaßt hat. Für jemand, der „Zschokken weder persönlich, noch durch anderweitige Beziehungen kennt" (S. 303), wäre es nicht wenig, daß er so viel von seiner Gesundheit, seinem Aussehen, seiner Stimmung und andern Dingen weiß (S. 292), wenn man so weit gehen wollte, die „Nachrichten aus sicherer und ehrenwerther Hand" für eine „anderweitige Beziehung" nicht gelten zu lassen.

Ein anderer Hauptstrom unsers schönen Deutschlands hat es für nöthig erachtet, mit dem alten Vater Rhein auch gelehrt zu wetteifern; und so liegt denn da ein junges

Taschenbuch von der Donau.

Das Papier ist klar, der Druck allerliebst, die Form handlich, die Kupfer sind eben schlecht genug, um sehr zu gefallen, der Inhalt — — der Herausgeber ist Ludwig Neuffer.

War die Crescentia vor der hier erlittenen Verbesserung einer der guten Beiträge der Mannichfaltigkeiten, so ist die Zeitschrift doch nicht so gewiß „ohne ihr Verschulden früh hingewelkt." Was auch in der Erzählung Belehrendes für spröde Schönen liege, die Classe an sich mochte mehr dem Zeitalter der Mannichfaltigkeiten, als dem unsrigen angehören, und die „Abgründe der Naturphilosophie" (S. 49) sind jetzt selten in dem Falle, eine junge Tochter

über Vorwürfe eines Obervogts zu trösten, die folgendermaßen lauten: „Spare deine Thränen, Nichtswürdige! und Sie, Herr Baldinger; fordern Sie Genugthuung! Sie haben über sie zu disponiren. Um die Freundschaft aller Menschen im Orte könnte ich noch kommen, wenn ich dem sträflichen Leichtsinn nicht Zaum und Gebiß in's Maul legte“ (S. 32). Heutige Crescentien ließen sich vielleicht schon von dem jungen „Horstig“ die Federn schneiden, wenn auch ohne sich manchmal „ein Geschäft in seinem Arbeitszimmer“ zu machen (S. 35). In ähnlicher Vortrefflichkeit hält das Kränzchen den Ton des Krähwinkels, in welchen es verlegt ist.

Wichtiger sind des Herausgebers Beiträge aus Horaz. Uebersetzt er die Oden eben so gut wie andere, so kann sich der Nichtlateiner nach Gefallen wählen; übersetzt er besser, so steigt sein Verdienst; sollte er jedoch weniger gut übersetzen, so ist kaum abzusehen, warum er sich in eine so überflüssige Unternehmung eingelassen hat. Hr. Neuffer scheint von seinen Vorgängern nicht Notiz zu nehmen; da inzwischen die Uebertragungen der Alten durch Voß im verjährten Rufe der Trefflichkeit stehen, so werden wir uns eine flüchtige Vergleichung mit derselben, vorher aber einige allgemeine Anmerkungen erlauben.

Die Entwickelung des römischen Volkes nahm seiner Lage und seinen Verhältnissen gemäß von Anfang an eine so entschiedene Richtung auf Verstand und Berechnung, daß es einer poetischen Jugend, wie sie andere Völker hatten, entbehrt, und die wenigen Elemente seiner Poesie bald seinen Geschichtschreibern allein überlassen blieben. Es ist möglich, daß die ihre Nachbarn allmählig streng unterjochende Stadt manchen Keim der Volkspoesie bei diesen Besiegten unterdrückt habe; erst als die Römer in Berührung mit den Griechen kamen, fühlten sie ihrerseits den Sieg einer Lichtmasse, von welcher sie kaum eine Ahnung gehabt. Nun entzündete sich Poesie unter ihnen; doch, weil sie schon Gelehrsamkeit zur Bedingung hatte, nur als eine gelehrte Flamme. So mußte es kommen, daß eine Aeneis, welche bei andern Völkern ein National-Epos gewesen wäre, dessen Grundtöne sich in das Grau der Vorzeit und der Volkslieder verloren hätten, nah an der Gränze des Nationalverfalles einsame Studie und Hofgedicht eines gebildeten Mannes nach fremden Mustern wurde. So kam es auch, daß nach denselben Mustern Horaz den Römern eine noch unbekannte Lyrik anschuf. Eine strenge, stolze, akademisch prunkende und abgeschlossene Sprache machte es fast unmöglich, den süßen Zauber, womit die griechische Poesie umhaucht ist, zu erobern; und immer und unwillkürlich wies sie von den sanften und sehnsuchtsvollen Tönen des Herzens, vom Kindlichen und Naiven, abwärts auf die voll und grandios lautenden Klänge einer Rede an, in welcher der

Mangel aller Artikel und der meisten Mittelsinten anderer Sprachen beständig zu schärfster Abründung und philosophisch epigrammatischer Kürze drängte. Dabei erzwingt dieses Idiom noch dadurch einen stätig reflectirenden und forschenden Leser, daß fast niemals zusammensteht was zusammengehört, sondern die dem einsamen Schreiber zu beneidende Leichtigkeit gewährt ist, Vor-, Bei-, Haupt- und Nachwort nach den Bedürfnissen seines Ohres und seiner Metrik fast wie er will zu sondern und zu verschränken. Noch wird die innere Kälte und unableugbare Phantasielosigkeit durch den Bilderschatz emporgehalten, welchen eine reiche und das Abstracte consequent ins Sinnliche kleidende Mythologie bietet; aber es schadet wieder die Empfindung, daß der Glaube daran erstorben und sie mehr zur stehenden Letter todter Begriffe geworden ist, die sich schon der ganz lahmen und absurden Weise nähert, worin zu viel späterer Zeit jene Mythologie von französischen und deutschen Reimschmieden verwendet wurde. Wer wollte dem Horaz, der ja in den Satyren 4, 1, 39—44 so bescheiden über sich selbst urtheilt, seinen Ruhm absprechen? Er mußte zu seiner Zeit und als Römer eine große Erscheinung seyn; doch indem er beim Brechen einer neuen Bahn den epischen Anlässen entsagte, welchen Virgil sich widmete, der romantischen Göttersage, selbst der Elegie, welcher wir Ovid mit fast antirömischer Phantasie und Wärme hingegeben sehen, und dem Drama, zu dem er wahrscheinlich noch weniger Talent hatte, als die römischen Dramatiker überhaupt, verließ er den eigenthümlichen Grund und Boden der Poesie. Er wendete sich mit Vorliebe dem Raisonnement und didaktischen Tendenzen zu, und übertrug sie sogar in das Lyrische, in welches sie seiner Natur nach nicht gehören. Aber ein feiner Geist, eine heitere und witzige Lebensbeobachtung würzt und belebt seine Satyren, und da er sich hier auch am freiesten zu ergehen und die etwas mühsamen Höhen seiner anderen Gedichte seltener zu besteigen scheint, so bieten uns jene fortwährend die frischesten Genüsse, zumal sie eine Fundgrube für die Erkenntniß des geselligen Wesens und Unwesens seiner Zeit bleiben. Seine Oden und Lieder stehen, man darf es sagen, den besten lyrischen Erzeugnissen aller anderen, sowohl alten als modernen, Völker eben so weit nach, als die römische Poesie überhaupt der Poesie ebenderselben; doch ist er zu einer Ueberschätzung und Ueberfeierung gelangt, wie wenige unter diesen, und dazu hat mehreres naturgemäß beigetragen. Als die ernsten und classischen Studien wieder erweckt wurden, wandte sich ihnen alle Lernbegierde mit einer Wärme und Ausschließlichkeit zu, gegen welche das Einheimische gar bald in den Schatten treten und Hohn erfahren mußte. Der Gelehrte, der Philolog an sich, hat aber eine Tendenz zur Grammatik und nebenbei zur Auflösung in den praktischen

Bedarf, der ihm der durchaus abgeglätteten Ründung und Meisterschaft der Sprache und der neuerkannten sententiösen Weisheit, die überall gleich so sprichwörtlich zu gebrauchen ist, unabwendlich gefangen gibt. Wie sollte neben all diesem Vollendeten und Fertigen, was hier geboten wird, das überall noch dunkel und geheimnißvoll Gährende bestehen, aus welchem sich eine neue Poesie, eine Poesie des Christenthums und der Heimath zu gestalten rang? Noch jetzt werden wir den Philologen sich vorzugsweise von der nun auch zur Klarheit durchgedrungenen Poesie der Modernen ablösen, und sie als ein Selbständiges verhältnißmäßig gering halten sehen; von jenen alten Sprachforschern kam aber damals allein Licht und Begeisterung über das jüngere Geschlecht, das in unserm Jahrhunderte eigensinniger und unparteiischer Stich hält, und es galt lange Zeit ein Erreichen der vorgesteckten hohen Muster für unmöglich, ein Ueberragen derselben für den Fiebertraum einer erhitzten Einbildung, und eine vollkommene Unterordnung aller möglichen Eigenthümlichkeit und Kräfte unter ihre Natur, ja unter ihre Sprache, für das einzige Heil, das noch zu Erringung eines Schema's von Poesie aufgespart sey. Wollten wir recht genau und scrupulös untersuchen, so dürfte sich finden lassen, daß die philologische Begeisterung weit heller für die römische Poesie, als für die griechische gebrannt habe, daß ohne die dankbare Gluth der Römer für die Griechen die traditionelle Verehrung der Letztern zweifelhafter seyn möchte, und daß es um die Existenz eines ächten und poetischen Verständnisses des Homer und der kolossalen alten Tragiker in damaliger Epoche verdächtig stehe. Wie nun begreiflich Horaz alles vorhandene poetische Bedürfniß vollständig zu befriedigen, ja der Prototypus der Poesie selbst und die Bibel aller ächten, von jeder Art der Ignoranz und des Aberglaubens entfernten Lebensweisheit schien: so ist dieses Herkommen auch noch auf uns herabgegangen und erhält sich unter der zahlreichen Classe der gewöhnlichen Eruditen und Freunde der Latinität aufrecht. Wir sind weit entfernt, das überall Geistreiche und Klare, das die Werke des Horaz bezeichnet, mißkennen zu wollen; wir verehren ihn vielmehr als einen Mann, der den Verstand kräftig und gediegen auf eine Fülle innerer Wahrnehmungen lenkt, ohne jemals ein geistloser oder abgeschmackter Pedant zu werden; wir lieben das Gemüth, das hin und wieder durch die Fessel der Formalien und Moralien hervorleuchtet; wir bewundern die freie Ironie und die männliche Kühnheit, womit er sich stolz erheben und die steigende Schwächlichkeit und Verderbniß seiner Tage angreifen darf; wir erkennen in allen seinen Blättern das Bedeutende, an dem sich unser Geist ergötzend belehrt: aber daß uns aus ihm jene unbeschreibliche Gewalt der Poesie überkäme, womit uns die großen Dichter der Ebräer, der Griechen und aller bekannten neuern

Völkerschaften bewältigen, das können wir nach unserer Ueberzeugung nicht sagen. Wir wehren uns daher auch gegen die überspannten Lobpreisungen, die Hr. Neuffer seinen Uebersetzungen vorausschickt und anfügt, und worin er durch seine Vermittelung einen „reinen und sicheren Geschmack" bilden will, dem gegenüber er die Gränze nicht bezeichnet, jenseits welcher die „modernen Dichter" uns mit „läppischen, mystischen und monstruösen Ausgeburten des Ungeschmacks und erbärmlichen Spielen des Afterwitzes" oder wenigstens mit „langweilender Malerei von Empfindungen" bewirthen (S. VIII. und 103). Es wäre ein tremendum und horribile dictu, wenn dies dahin führen könnte, einen Romeo des Shakspeare mit der einsamen Weisheit des Correspondenten eines gelesenen Alltagsblattes zu beleuchten; dagegen halten wir es für viel minder schrecklich zu behaupten, daß heut zu Tage ein Gedicht zur Seereise eines Freundes, wenn er auch ein Göthe wäre, das sein Schiff erst dem Liebesgestirn empföhle, dann auf den ersten Schiffer, wie ihn etwa Geßner darstellt, und die Windrose, alle tollkühnen Admirale und Entdeckungsfahrer, auch auf jede dreiste Unternehmung der Menschen leidlich schmälte, und neben einigen Sentenzen mit der Bemerkung schlösse, daß Gott die Zuchtruthe nie aus den Händen legen dürfe — wir zweifeln, sagen wir, daß ein solches Gedicht, als ein neues, für ein Wunder von Phantasie und Gefühl, von Geschmack und Zusammenhang gepriesen werden dürfte, wäre es auch in der edelsten Sprache abgefaßt. Ob nun diese Sprache von Hrn. Neuffer so getroffen worden sey, „daß Horaz so gedichtet haben würde, wenn er deutsch gesprochen hätte", ob seine Uebertragung den trefflichen Grundsätzen nachlebe, deren sie sich rühmt, ob die vielen „achtungswerthen Personen unter beiden Geschlechtern, welche Sinn und Gefühl für's Schöne haben, aber durch (ein nirgends existirendes) Vorurtheil abgehalten werden (sollen), die herrlichen Geisteswerke der Griechen und Römer zu lesen und zu studiren", durch diese Proben zu jener oben angerühmten und verheißenen Geschmacksbildung sich bekehren müssen, darin möchten wir etwas näher eingehen. Vorausgesetzt, daß Rec. ein „verständiger Mann" sey, versichert er, daß er auf gar viele Stellen gestoßen sey, „welche ihm nicht behagen" und auch ohne „Selbstversuch darüber abzusprechen" sich erkühne, daß bereits Voß mit seltenen Ausnahmen Besseres zu Stande gebracht habe, als der Verf.; und daß dieser im Irrthum schwebe, glaube er allzusicher den Dichter „mit Fertigkeit und Gewandtheit, im nämlichen Sylbenmaß, nach Sinn und Geist, frisch und lebendig" wiederzugeben (S. VI. VII. VIII.)

Voß ist der Altvater der ächten Verdeutschungen der Alten, und dadurch, daß er zuerst die strenge Nachahmung der Formen als Norm aufstellte, der neueren Verdeutschungskunst überhaupt. Dies darf nie vergessen und die dafür schuldige Ehrfurcht gegen

den alten Meister nie aus den Augen gesetzt werden. Es ist wahr, er ist, vom Anfangspuncte eines richtigen Systemes ausgehend, zu weit geschritten, er hat die künstlichen Gesetze einer fremden Metrik zu eigensinnig auf die derselben von Grund aus widerstrebende Freiheit der deutschen Prosodie beschränkend angewandt, er gerieth daneben immer mehr und mehr auf die Bildung eines aus Alterthümlichem, Provinciellem, Alltäglichem, sogar Plattdeutschem, wunderlich gemischten Sprachmaterials, das er auf alles und überall, selbst auf mislungene Versuche an Werken der modernen Dichtkunst anwendbar hielt, und seine höchstschätzbaren Arbeiten sind dadurch immer starrer geworden, je mehr er an ihnen feilte; ja einige in einem Zustande an das Licht der Welt getreten, in welchem es kaum möglich ist, sie für deutsche Landeskinder anzuerkennen. Wir nennen als die beiden Pole des Besten und des Bedenklichsten die erste Ausgabe der homerischen Uebersetzungen und (von dem freilich mißlichsten deutschen Shakspeare absehend) die Uebertragung des Aristophanes. Muß der Uebersetzer aus jeder fremden Poesie sich dasjenige deutsche Sprachelement gleichsam erschaffen, das sich dem fremden Genius als das anschmiegendste bewährt, so darf es doch nicht bis zur völligen Selbstentfremdung des, mehr als jede andere Rede gewandten, herrlichen Deutsch gedeihen und zur Wandlung in einen Leib, in den der Leser keine Seele mehr zu hauchen vermag. Wird dies als Bedingniß eingeräumt, so wird damit anerkannt, daß Voß in seinen ersten und ältesten Uebersetzungen das Element fand, welches für die Sprachen des Alterthums als Typus gelten möchte. Da schreitet noch edle Freiheit und Verachtung des pedantisch Aengstlichen neben weiser Begränzung so bezwingend einher, daß jeder fähige Leser willig zugibt, was ihm als neu, doch poetisch geboren erscheint; noch nicht genöthigt, beharrlich zu stutzen und diesseits stehen zu bleiben, weil ihm ein unmögliches Ueberschreiten oder unerlaubtes Ueberspringen der Schranken, welche die Natur zog, angemuthet wird. Oefter geschieht dies späterhin, und der Bestgewillte muß sich lossagen, weil ihn der Meister nicht mehr mit Meisterschaft, sondern mit hoffärtigem Eigensinn zu beherrschen däucht. Allerdings gehört Horaz zu den späteren Uebungen des Meisters; auch hier tritt uns das Starre, das Ueberkünstelte des Metrums oft und hinderlich entgegen; ja lesen wir manches dieser Gedichte, so können wir uns kaum einbilden, daß sie, in dieser Gestalt ursprünglich entstanden, je und irgend wo ein Glück gemacht haben würden; dennoch ist in der Mehrheit die tüchtige Hand sichtbar, die das Passendste zu fügen wußte, und der feine Tact und edle Sinn, den man so gern am Uebersetzer des Homer bewunderte. Vergleicht man damit jene Uebungen von der Donau, so fühlt man sich öfter durch eine wässerige Temperatur vernüchtert und verkühlt, der nothwendige hohe Ton ist nicht gehalten und die

Prosa des gemeinen Lebens scheint in mattem Ringen mit den schallenden Bildern der Urschrift befangen. Das Metrum setzt unstreitig um so größere Hemmungen entgegen, als sich deutsches Ohr und deutsche Zunge oft schwer bequemt, so etwas für ein Metrum überhaupt, oder gar für ein schönes Metrum zu halten; und es käme noch darauf an, ob es nicht für eine Uebersetzung, die den gemeinsamen Charakter des Originals deutsch abspiegeln wollte, gerathener wäre, ein nicht zu entfernt liegendes Maß zu wählen, das wenigstens sangbarer klänge: denn jenen gereimten Versuchen eines Nürnberger, die nur lauten, wie die magersten Leiereien baccalaurischer Gelegenheitspoeten, wollen wir gewiß nicht das Wort reden. — Voß zwingt uns mächtig in Maß und Vers hinein und wird uns dabei oft tyrannisch und herbe; Neuffer bemüht sich um den Vorzug, den Vers vergessen zu lassen; und zuweilen könnte man seine Strophen in der That mit dem größten Glücke in eine Prosa umschreiben, welcher man ihren Ursprung wenig anmerken dürfte. Ob Neuffer Voß gelesen habe, darüber äußert er sich nicht; ein zartes und frappantes Zusammentreffen in vielen Stellen gibt der Vermuthung, daß der Neuere dem Aelteren manches im Stillen danke, einige Nahrung. Man sollte glauben, das deutsche Publicum, das seinen Voß so lobpreist, werde dessen Horaz genugsam kennen, um die siegreiche Vergleichung alsbald für sich angestellt zu haben; da wir inzwischen mitunter berechtigt sind zu argwöhnen, daß es die Autorität lieber von Munde zu Munde hinnehme und weiter verkündige, als von dem geruhig in den Repositorien stehenden Buche zu Auge und Ueberzeugung, so läßt sich ein Belegsverzeichniß, unmöglich detaillirt, doch en gros allenfalls wagen.

Carmin. Lib. I. Ode 3. Vers 1—16 ist bei Voß klangvoll und vortrefflich zu nennen; leisen Wünschen hält immer irgend ein Erreichtes das Gegengewicht; bei Neuffer spricht sich das Wechselverhältniß am treffendsten im vierten Verse aus:

Voß:	Neuffer:
„Dem kein Lüftchen entweh', ausser Japyx Hauch" —	(„Alle hält' er zurück, nur den Japyx nicht.")

Der liebevolle V. 8: Et serves animae dimidium meae! leidet in beiden Versionen an dem Mangel des Pronomen mein, und das ist eine Schwierigkeit, die sich metrischen Uebersetzern häufig aufdrängt, daß solch mein und dein sich nicht in das Maß fügen will, wo es so herrlich in das Gefühl paßt; doch wie viel schöner heißt es

bei Voß:	als bei Neuffer:
„Und erhalte der Seel' andere Hälfte mir!"	(„Und, ich flehe, der Seel' anderen Theil bewahrst!")

Gewiß sagt weit besser gleich nachher

Voß:	als Neuffer:
„Machtvoll starrete dreifach Erz Jenem Mann um die Brust" ꝛc.	(„Eichen lagen und dreifach Erz Um den Busen des Mann's" ꝛc.

denn robur heißt zwar Eiche, aber auch Kraft und Härte; und es glaubt sich schwer, daß Horaz eben einen eichenen Panzer gewollt habe. V. 17: Quem mortis timuit gradum — ist

bei Voß:	weniger richtig, als bei Neuffer:
„Welchem Peinigertod entfloh" —	(„Welcher Todesgefahr erschrak" —)

V. 18 bis ans Ende umschlingen und verlassen sich bei Beiden abwechselnd, überall kräftiger bei Voß, matter bei Neuffer. Das ausdrucksvolle Beiwort dissociabilis legt keiner von Beiden dem Ocean befriedigend zu, aber wo

Voß sagt:	da ziehen wir Neuffer vor:
„wenn den verbotnen Sprung Doch der frevele Floß über die Sunde wagt."	(„Wenn die frevelnden Schiffe doch Hüpfen über der Meergründe versagte Bahn.")

Lib. II, Ode 3. Diese schöne kleine Ode behandelt ein altes und ewig wiederkehrendes Thema: „Lebe eh du stirbst," oder das „Rosen auf den Weg gestreut" des Hölty. Man muß gestehen, daß es Voß gänzlich mißrathen ist, den stolz elegischen Ton des Originals zu treffen; er bewegt sich schwerfällig und gespreizt, um matt zu enden; die Construction ist dunkel und nicht gleichmäßig treu. Gern würde man zu irgend einer andern Uebersetzung greifen; man meint es so, und in der That fühlt man sich hier bei Neuffer behaglicher; doch vor allen Dingen nimmt man die zwey Anfangsstrophen aus, die Voß viel besser hat, und der in der letzten Strophe geschwungene „Topf" wirft uns zuletzt unwillkürlich gegen einen Anstoß von Küchendeutsch. Eine glückliche Erfindung wäre das Participialwort, welches das schöne moriture Delli auszudrücken vermöchte; immer sagt Voß poetischer: „o du Raub des Todes!" als Neuffer „denn du stirbst einst." Dagegen loben wir Neuffers dritte Strophe, wo im Vers 10 ein mit statt durch sehr wohlthun würde; seine vierte Strophe könnte weniger nachlässig gehalten seyn; die sechste ist die beste, die Voß durch den vierten Vers verkümmert, wie die letzte Strophe durch die „Urn', die in Umschwung rauscht".

Eod. Ode 10. Hier wird die „goldene Mittelstraße" empfohlen, die gewiß immer die ruhigste, und in der Regel die richtigste, aber auch schon manchem Kühnen und Großen, mancher Liebe, manchem Enthusiasmus und heiligen Feuer ein mißverstandenes und

mißangewendetes Hinderniß geworden ist: denn jene Straße liegt doch nicht ganz in der Mitte und gränzt näher an das Mittelmäßige, als an das Ueberschwengliche. Das semper des zweiten Verses deutet auf das rechte Verhältniß im Leben. In dieser, der vorigen verwandten Ode ist die erste Strophe und der Apoll der vorletzten bei Neuffer vorzuziehen, alles Uebrige unbedingt bei Voß; ja Neuffer sagt etwas zu Plausibles, wenn er meint, man werde der „morschen Hütte Schmutz ruhig" (statt sicher) entbehren; und im Vers 13, „Weise hofft im Glück und besorgt im Unglück", das Gegentheil des horazischen sperat infestis, metuit secundis. Wie sich nun diese Antike in einer nürnberger'schen Fassung ausnehme, kann man im Convers. Bl. Nr. 50. d. J. nachsehen, wo freilich ein Rec. wohl das Beste geleistet hat, was in dieser Weise zu leisten steht, sofern die letzte Strophe ausgeschieden wird, wo doch Nürnberger besser klappt, auch des „zu" zwischen „beherzter" und „seyn" in der zweiten Reihe in der That nicht beburfte.

Eod. Ode 13. Unser Uebersetzer wird selbst etwas stutzig, ja mitten in seiner hohen Begeisterung warnt er junge Dichter vor ähnlichen „Sprüngen" (S. 112); schwerlich aber bedarf es seiner „Psychologie" zur Ehrenrettung gegen Home; wir sehen vielmehr den edeln Dichter selbst recht ironisch und geistreich zu der Kluft lächeln, die den komisch verwünschten Baum von der Unterwelt und all ihren hohen Schatten und gewaltigen Heldengesängen trennt. Man ist sogar versucht zu glauben, daß es mit dem Baume so was schreckliches nicht war und auch diese Todesfurcht nur erscherzt ist. Alles, was hier nöthig war, drückt die Uebersetzung von Voß meisterhaft aus und macht die vorliegende, weit mattere, und vielleicht jede andere überflüssig. Neuffers „Halsbrechen" im V. 6. klingt trivial, der „Ketten- und Kerckerblock" im V. 18. übergelehrt, wäre auch diesmal robur durch Vossens „Obmacht" nicht stark genug ausgedrückt.

Eod. Ode 16. Bei dieser Ode ist es besonders gefährlich, im Deutschen nicht in den Ton der Prosa zu verfallen: denn ihre innere Poesie steht nicht über dem Höhepuncte von Campe's Theophron und Hallo's glücklichem Abende. Es war kein glücklicher Wurf des Horaz, die Spitze gegen die damaligen Recensenten gerade in dieser Ode anzubringen. Vielleicht empfand Hr. Neuffer ein Aehnliches, als er auch einen Versuch in Reimen anhängte, aber unglücklicherweise lautet dieser noch prosaischer, als der reimlose. Vossens Version klänge schön, wenn nicht die fünfte Strophe mißlungen wäre; auch schadet ihr der „heillose Tumult des Geistes", und „kranke Leidenschaft" entspricht der vitiosa cura und „fester Schicksalsspruch" der Parca non mendax, nicht genug. Eben überall, wo hier Tadel war, ist Neuffer's Uebersetzung besser,

überall aber, wo Voß zu loben ist, sehr viel schwächer, falsch gar im Vers 23.

Lib. III. Ode 11. Diese Ode ist nicht an die Lyde, sondern an den Hermes gerichtet, und geht auf die Lyde. Ein artiges Gedichtchen, worin Horaz die schöne, wie ein „dreijähriges Füllen" wilde Schöne, die in der Ode 28. gezähmt genug wiederkehrt, offenbar ein weniges persiflirt: indem er sie wichtig genug zu nehmen scheint, alle Wunder der Leier zu ihrer Bezwingung aufzurufen und sie an die Schrecknisse der ihre Männer wie „junge Kälber" schlachtenden Danaiden zu erinnern; ja in eine Parallele mit dem gräulich geschilderten Cerberus weiß sie der ironische Sänger auf feine Weise zu verflechten. Komisch wirkt daher die Wichtigkeit, womit der Uebersetzer in den Noten (S. 116) ausruft: „wie originell und einzig ist die Ausführung! Keine elegische Liebesklage, kein romantischer Seufzer, überall Leben und Handlung, überall kühner Schwung lyrischer Begeisterung, und eine unübertreffliche Kunst in der Composition!" Die Uebersetzung scheint nicht ein Product derselben starken Begeisterung zu seyn, und im Schlusse schielt sogar das Verständniß. Voß schadet der ersten Strophe durch die „schildplattene Laut'"; der dritten hat er nicht Sorgfalt genug gewidmet, und das vultu risit invito durch „verzerrte sein Gesicht zum Lächeln" nicht gar glücklich verdolmetscht. Sonst steht er auch hier weit über seinem Nachfolger.

Eod. Ode 29. Hier gehabt sich unser Uebersetzer wieder äußerst emphatisch; die Ode ist ihm (S. 119) „vielleicht die schönste und vollendetste unter allen des Horaz, und in Plan und Ausführung so vortrefflich, daß er wenigstens kein lyrisches Gedicht alter und neuer Zeit kenne, das, nach seinem Gefühl, vorzüglicher wäre." Rec. gesteht mit ausnehmender Keckheit, daß er fast jedes lyrische Gedicht seines Göthe höher stelle. Von einem Plane der Ode ist nicht viel zu reden, sie ist eben so desultorisch, wie viele andere, und hört mit etwas ganz anderem auf, als womit sie anfing. Einladung auf das Land, weil es heiß wird, aber à la fortune du pot, und ohne Prunk; Verzeichniß der wichtigen Geschäfte und Sorgen des Mäcen; dann wieder das Lieblingsthema des Genusses der Gegenwart und das Lob der eigenen Tugend und zutrauensvollen Genügsamkeit. Die Ausführung hingegen ist allerdings meisterhaft, die Sprache groß und edel; eine gewisse Wärme freundschaftlichen Interesses scheint sie hinzureißen, ohne daß sie Zeit behält, sich so überkünstlich zu schrauben, wie es öfter bei Horaz der Fall ist. Voß hat seine Verdeutschung stellenweise etwas überziert, auch hin und wieder eine Farbe geopfert, die man nicht gern vermißt. Den ersten Vorwurf kann man Hrn. Neuffer nicht machen, die Arbeit ist sogar etwas besser, als die Mehrheit seiner vorhergehenden; doch

wo ein Gott lacht, „wenn über alle Maaßen Sterbliche zittern,“ verfällt er wieder ins Allzubürgerliche. Es ist wahr, Voß setzt nicht so richtig: „wenn Staubgeschlecht hinausstrebt über gemessenes Ziel“, aber es klingt doch ganz anders.

Lib. IV. Ode 3. Ein Freudenlied der Selbstschätzung, wie man es von einem guten Dichter mit Spärlichkeit gern hört, weil man sich des Gefühls mit erfreut, das den Mann, dem man so manchen schönen Augenblick dankt, beseligt und erhebt, und weil es einem solchen so selten geschieht, daß er einmal aus einer fremden vollen Brust sein Lob hört, öfter aber, was noch schlimmer ist, daß er nicht auf die rechte Weise gelobt wird, nicht so, wie er sich kennt und wohl erwarten durfte. Das Gedichtchen ist niedlich und wohltönend; Scaliger's philologischer Raptus, der eine Königskrone für minder beglückend hielt, als dies Lied gemacht zu haben, zeugt für sein gutes und enthusiastisches Gemüth. Hätte aber Scaliger die vier und zwanzig Reihen geschrieben, so würde sie schwerlich ein dritter gleich hoch angeschlagen haben.

Diesmal muß die Kritik billig seyn und Hrn. Neuffer den Preis vor Voß zuerkennen. Voß hat die Sprache so gebauscht und aufgetragen, daß die einfache Melodie des Originals untergeht, Neuffer hingegen den Ton fast durchgehend richtig getroffen. Die amabiles choros drückt weder er mit dem „Lieblingschor“, noch Voß mit „der Gelobeten heiligem Chor“ gehörig aus; beide bringen da noch eine Aufhöhung der Eitelkeit hinzu, woran Horaz unschuldig ist; die „liebenswürdigen“ Chöre würden hier, wo möglich, das Beste seyn. Noch mehr verschuldet Neuffer, wenn er den fidicen lyrae, womit sich Horaz nur einen Spieler der Leier nennt, wahrscheinlich den eigenen Enthusiasmus unterschiebend, in den „Meister, der die Lyra zwang,“ umwandelt. Warum opferte er diesem Zusatze den so bezeichnenden „Finger des Volkes“? und warum heißt quod spiro et placeo, statt: „daß ich athm' und gefall'“, „daß ich dicht' und gefall'“?

Epod. 2. Die Ironie scheint unserm Uebersetzer etwas fern zu liegen; deswegen kommt ihm auch alles so unerwartet, weiß er nicht gleich, wohin aus mit den Versen 37 und 38, und spricht so moralisch und idyllisch im Eingange seines Commentars. Das berühmte Gedicht ist eine Art umgekehrter horazischer Musen und Grazien in der Mark, und eine ächte Probe des feinen Geistes und Salzes unsres Römers. Gegen die Version von Voß ist vieles einzuwenden: er mischt ihr bald etwas Kinderhaftes, bald Ueberderbes, und überall Gespreiztes und Vollwangiges bey, was mit der edeln und harmonischen Einfalt, worin der hauptsächliche Zauber des Originals liegt, unangenehm contrastirt. Doch sieht man, wie er das Pikante des Gedichts durchdrang und nur zu grell

wieder abschattete, während der Prosaismus seines Nachfolgers wieder gar zu bequemlich und fast charakterlos hingleitet. Den Vers 37 nehmen Beide zu sentimental für „Liebesharm und Kummer;" die malae curae haben sichtlich noch einen böseren Nebenbegriff.

Epod. 13. Dies unbedeutende, vielleicht auch unvollständige Gedichtchen, vielleicht an einen Freund statt mehrere gerichtet, affectirt abermals bei Voß: seine nicht durch Anmuth hervorstechende imperativische Lieblingswendung kehrt gar zweimal zurück (Vers 12 und 25). Neuffer's Uebertragung liest sich diesesmal eben so angenehmer als leichter. Die Emendation, welche V. 13. 14 mit V. 9 u. 10 verbindet, ist nicht nothwendig, aber nicht übel. Ramler mag mit seiner Chronologie hier wohl recht haben (S. 127); und da es eben die Gelegenheit gibt, auch dieses Uebersetzers der horazischen Oden Erwähnung zu thun, so sey beiläufig bemerkt, daß auch Ramler das Problem einer poetischen Uebertragung des Horaz keinesweges gelöst habe. Vielmehr ist ihm vor allen der nüchterne Vortheil gelungen, diese Oden in der Form metrischer Zeitungsartikel abzufassen. Vielleicht hängt der Titel „Abhandlung," den er ihnen promiscue beilegt, mit seiner Ansicht der besten Reproduction zusammen. Freilich, wenn Ramler singt:

— — — „der auf mein gutes Dorf
Dich hingestellt hat, dich, du fatales, dich
Auf deines unbescholtenen Herren
Scheitel zu stürzen verdammtes Holz du!"

oder:

„Glücklich lebt der Kleinere, dessen Näpfchen —
Ein ihm werthes Erbstück — auf schlechtem Tisch prangt" u. s. w.

nimmt sich dagegen Neuffer aus, wie Göthe gegen Pustkuchen. Dann ist es in der That gemüthlicher, die im Jahr 1690 erfolgte Dolmetschung in „hochdeutsche Reime" durch Flamin Weibeern zu lesen, wo die Baum-Ode so beginnt:

„Der Tag, verfluchter Baum! werd als verdammt geschätzt,
Da eines Schelmen Hand
Zur Schande für das Land,
Zum Unglück dieses Dorfs, dich hat hieher gesetzt."

die Ode an Mäcen aber folgendergestalt anhebt:

„Mäcen, du königlicher Zweig, ich habe längst um deinetwegen
Ein noch unangestecktes Faß in meinen Keller lassen legen. — —
Verzeuch, o Allerliebster! nicht" u. s. w.

im Wucherliede aber gesungen steht:

„Kein Birkhuhn will mir schmecken,
Ich achte keinen wälschen Hahn;
Die fette Frucht des Oelbaums } kann
Ein ungeschälter Apfel
Mehr Lust zum Essen mir erwecken,
Ein gut Gerüchte grüner Kohl,
Und frischer Feldsallat bekömmt mir ja so wohl." —

„Ist ihm ein Lamm gerathen,
Hat er sich an den Wolf gewagt
Und ihm ein Böckchen abgejagt,
So hat er einen Kirmesbraten:
Ei! wie ergötzt sich sein Gemüth,
Wenn er die Schafe nun nach Hause treiben sieht —
Sieht er das Rindvieh kommen!" u. s. w.

Es ist etwas eigen Kritisches um solche unwillkürliche Parodien; und doch sagt der Kunstrichter und Herausgeber Dr. Wendel Neuhausen im Jahr 1764: „Es herrschet in solcher Uebersetzung allenthalben ein feiner Geschmack, eine natürliche Schönheit, eine gemäßigte Lebhaftigkeit und eine getreue Nachahmung; die nicht ein bloßes Nachgemälde ist, sondern einem Spiegel gleichet, der die Gestalt des Gegenstandes nicht allein nach den Farben, sondern selbst nach dem Leben vorstellet!" — Und wieder, wer weiß, ob daselbst die Ode an das Schiff Virgils und besonders die an den Dellius nicht in ihrer Herzlichkeit mit Nürnberger ringen könne, wo nicht gar ihm überlegen sey? Hagedorn's Versuche sind nicht viel besser; ein vom Doctor Neuhausen genannter „erlauchter Uebersetzer, der hochgeborne Herr Friedrich Ludwig, Graf von Solms und Tecklenburg, Besitzer einer vortrefflichen horazianischen Bibliothek, und nicht nur von hohen Standespersonen beiderlei Geschlechts, sondern auch von geschickten Kunstrichtern öffentlich aufgemuntert" u. s. w. ist uns aber eben so wenig vorgekommen, als ein anderer, welcher im J. 1729 einige Satyren und Episteln „aus Liebe zu den niedersächsischen Reimen in dieser Mundart aufgesetzet."

Was Hr. Neuffer in seinem Taschenbuche an selbsteigenen horazianischen Oden versucht, entbehrt der soliden Unterlage jener Uebersetzungen nur zu sehr. Wenn derselbe den armen Conradin von Schwaben unreif im Orcus sitzen und den stygischen Strand umirren, und nicht eher erlöst zu seinen Vätern nach Elysium schweben läßt, bis die Götter den Mürat haben erschießen lassen, so kann man mindestens von ihm nicht füglich behaupten, was er vom Horaz sagt: „Darin ist er besonders ein großer Meister, daß er am rechten Platz aufzuhören weiß, und daß alles so in einander gegliedert ist, daß nichts weggenommen, nichts eingeschoben, nichts angehängt

werden kann, ohne den herrlichen Organismus zu zerstören. Nichts ist zu viel, nichts zu wenig, alles am rechten Ort. Das ist der gediegene Numerus eines vollendeten Künstlers" (S. 104). Eine treffliche Gesinnung zeigt sein Epigramm an die Staatsmänner und Revolutionslustigen, eine unerwartete, das an die Aufklärer, bedenklich aber schien das an manche Musenzöglinge:

„Jedes Gewerb wird erlernt, der Schuster bildet den Schuster,
Und der Zimmerer lehrt wieder den Jungen sein Werk:
Nur in der Poesie, in der Kunst der Künste, da pfuschet
Jeder getrost, und meint dennoch ein Meister zu seyn."

Es läßt sich gar zu leicht als Motto auf manches neue Taschenbuch setzen! — Glücklicher ist die Wahl eines arabischen Originals, S. 256, als die des englischen, S. 224. Möchte sich dieser Dichter doch immer in den Schranken solcher Lieder halten, wie das am Neujahrsabend, S. 186, das, von frommen Wünschen erwärmt, leicht und herzlich abfließt!

Verdienstlicherweise werden uns nun auch hier einige „Reliquien" mitgetheilt, die der Herausgeber bescheidener „Ueberbleibsel" nennt, und die gerade von älteren Dichtern am willkommensten seyn müssen, weil sie dem Untergange näher stehen, und mitunter doch an das gute Alte erinnern. Die ersten sind von Gellert, solche Fabeln und Geschichtchen, wie er sie ohne sonderliche Tiefe, allein mit kaum wieder erreichter Leichtigkeit zu erzählen wußte. Immer sey uns das Andenken eines Mannes geehrt, der die Würde des deutschen Idioms so edel gegen den großen König verfocht, und in seinen geistlichen Liedern eine bescheidene, aber warme, liebevolle Innigkeit errang, wie sie seitdem nicht oft wieder gefunden wird. Die andern Ueberbleibsel sind vier Lieder von Johann Martin Miller. Sollte dieser Dichter wirklich so vergessen seyn, wie es die ihn hoch verehrende Vorrede glaubt? und sind nicht vielleicht die Nachdrücke von Wien und andern Orten schuld, daß die erste Auflage seiner Gedichte noch nicht „verschlossen" (S. X.)? Gewiß geben die schönsten Lieder Miller's einen Eindruck, der sich nicht leicht vergißt, sie zwingen die Empfindung, sich in ihre Wärme und sanften Töne aufzulösen. Auch der berühmte Siegwart darf der Vergessenheit nicht verfallen. Was gegen ihn eingewendet worden, ist allerdings wahr; ungerecht aber der Hohn, mit dem man sich jetzt nur aus Ueberlieferung zum Ritter an dem ungelesenen Romane schlägt: denn wie es auch zu weit und zu breit gehe, das Buch ist aus der Natur und dem Herzen abgeschrieben, manche seiner Blätter werden ewig bleiben, und haben nicht umsonst noch Größeres ins Leben erweckt. Die Lieder hier sind wiederum sehr innig, ohne von den besten ihres Dichters zu seyn. Eine sonderbare Erscheinung

bilden dagegen zwei Beiträge von Matthisson. Diesem einst so beliebten Poeten scheint der hohe Mondscheins-Ton und das Elfen- und Gnomenreich seiner früheren Zeit ganz entfallen zu seyn, um der hagersten Prosa ihren Platz nicht zu verleiden. Solch einem Gedichte, wie der Feenhuldigung, S. 153, könnte ohne allzugroßen Uebelstand noch solch eine Strophe angefügt werden, wie etwa:

Wir singen dir Lieder,
Prinzessin, mit Freuden,
Und wenn sie nicht klappen,
Sie klappern gewiß.

und Blumen, wie die für Haug, wachsen wirklich hinter jeder Hecke. Die drei, vielmehr vier, ja fünf Sonette von Conz sind alles, nur keine Sonette; formell und materiell werden sie von dem Einen Reinhard's bei weitem übertroffen. Von Haug sind die Epigramme, S. 184. 187. 207., hübsch, die Gedichtchen Spinne und Wo ist Sie? leidlich, aber die Nänie entwaffnet nur durch ihren Inhalt die Kritik, und das Epigramm S. 235, ist keins: denn was wäre der Dichter, der sich nie nach dem, was nicht bloß im „Mittelalter", sondern in allen Epochen der Vergangenheit Gutes und Poetisches war, zurückgesehnt hätte? Weisser hat sich so oft bemüht zu beweisen, daß ihm jede Muse abhold sey, und übt es auch hier mit den Leichen so redlich, daß man sich freuen muß, einmal etwas loben zu können, wie sein Aufgebot, S. 166, dessen Schluß einem christlichen Mitgefühl für die Griechen keinen Eintrag thut. Entsetzliche Gedichte lieferten Strick van Linschoten, Wagenseil, Stäudlin und Magenau; Hölderlin und Hohbach S. 193 u. 241, Schilleriaden; besser verfertigt sind des letzteren Kind und deutscher Mann. Mit Gräter's Göttin Freya möchten wir doch nicht ohne Noth zu schaffen haben: denn es ist wieder andrerseits bekannt, daß sie eine böse Hexe war. Ob wirklich alle Mitarbeiter des Taschenbuches so „der Poesie huldigen", wie es die Vorrede versichert? Fast geängstet flüchten wir zu einigen wahren Priestern derselben. Uhland gehört so ganz der Romanze, daß seine bisherigen Dramen auch mehr Romanzen zu nennen waren; das neue Bruchstück scheint von ähnlicher Hinneigung, wenn es auch jedenfalls ein klares, schönes Gedicht verheißt. Gustav Schwab bietet auch hier seinem Landsmanne als Sänger deutscher Romanzen glücklich die Hand, und die Lieder des Christopulo beweisen, daß die Poesie in Neugriechenland noch nicht erstorben sey. Die Vorrede scheint besorgt, daß man in den Schwänken und Ränken die versprochene „decente" Unterhaltung vermissen werde; doch sind sie, wiewohl sie besser behandelt seyn möchten, nicht ganz übel. Nur den Ehren-

empfang, die Seifenhändler und den Schacherjuden müssen wir ausnehmen, über welche „Herrn“ und Damen, auch ohne „überfein“ zu seyn, vor Langeweile oder Ekel die Nasen rümpfen, in denen sie „die Schauer- und Hexengeschichten unsrer wundersüchtigen Zeit“ ohne den geringsten Zweifel sammt und sonders verziehen müßten. Doch Zeit und Raum mahnen uns von dieser „eben aufgehenden Sonne, die das Licht liebt,“ von diesem „alten Danubius, den Strom aus seiner Urne gießend,“ und von den Strömen insgemein uns zu einigen Städten zu wenden, die gleichfalls einen Blick auf ihre Treibhauspflanzen verlangen. Und dieser Blick gebührt unstreitig zuerst dem grauen Ahnherrn aller Taschenbücher, dem ein und sechszigsten Jahrgange des bescheidenen Bändchens, des wahrhaft „in seine Jugend gehüllten“

Gothaischen genealogischen Hof-Kalenders.

Ein Nebenauge auf die Picturen geworfen, die den Kenilworth verherrlichen sollen, und die grauhaarige 61jährige Titelminerva gibt eine lebendige Anschauung von anspruchslos und prätentiös schlechten Kalenderkupfern, von dem Almanachs-Sonst und Jetzt. Die Portraits sind leidlich. Noch gedenken wir des würdigen Todtenopfers, welches der vorige Jahrgang einem geistvollen und poetischen Fürsten der neueren Zeit, irren wir nicht, durch die Hand des Hofraths Jakobs darbrachte. In dem jetzigen Jahrgange nimmt sich das Artikelchen über die Minnehöfe wunderlich genug. — Vornehmeres und modernes Gepräge trägt der Berliner

Historisch genealogische Kalender,

diesmal auszeichnet durch eine von dem Verfasser der Geschichten der Deutschen, von Menzel geschriebene Geschichte der Stadt Breslau. Man erkennt ohne Noth den Geist und Styl, welcher jenes nur zu früh beendete große Werk zu einem Muster historischer Bücher macht; das Bild der schlesischen Metropole in Stolz, Bürgerhoheit, Schwäche, inneren und äußeren Kämpfen, ist mit sicherer Kraft entworfen und macht den Blick in das Wesen der alten deutschen Städte heller. Der vorige Jahrgang umschloß ein Zeitbild der neuen Residenz Berlin, aus der gleichfalls ruhmvollen Feder des gelehrten Wilken. — Aehnlich an Gestalt, nur minder ernsten Inhaltes ist der sich bescheidentlich titulirende

Berlinische Taschen-Kalender,

den man im verwichenen Jahre durch eine berühmt gewordene Erzählung gleichsam neu aufflammen sah. Diesmal glimmt darin eine abermalige römische Studie der Frau von Hohenhausen, eine Reise in die sächsische Schweiz, worin, ungeachtet einiger

launigen Züge, nicht das Talent der ernsten Belagerung von Antwerpen bekundet ist, eine Ruth von Carl Streckfuß, Variante einer ähnlichen Idylle von Caroline Pichler, vielleicht Wettgesang mit derselben, schlicht und innig, etwas breit, zuweilen mit prosaischen Redensarten; auch eine altpersische Erzählung, altdeutsch vorgetragen von Krug von Nidda, auf gutes Fundament zu weitschichtig überbaut, in den Redesparren zu viel mit schier bekleibt. Nun flackert gar ein kleines Drama von Immermann. — Im J. 20 zeigten wir eine Romanze Mozart von diesem Manne an; damals war er noch nicht bekannt, seitdem ist er sogar berühmt geworden und wird wahrscheinlich bald wieder vergessen seyn. Deutschland lechzte nach dramatischen Dichtern; da erschienen die Prinzen von Syrakus, das Thal von Ronceval, Edwin und Petrarka; kecke Sprünge, witzige Angriffe, geniale Späße machten stutzig, die Recensenten stießen sich an: da müsse was werden; die Tageblätter priesen. Wenn inzwischen Shakspeare, Göthe, Tieck und Schiller das Ihrige zurückbegehrten, und man fragte sich: was bleibt nun als Immermann zurück? — Sollen wir unsre Ansicht mit gewohnter Aufrichtigkeit enthüllen, so erschreckt die mangelnde Eigenthümlichkeit, das von Stück zu Stück zunehmende Planlose, die Unzulänglichkeit in Ausmalung gesunder Charaktere, und am meisten die tactlose Verwendung und Vermengung der Splitter jener Geister mit ungegohrenem und trivialem Eigengute. Und doch, kann man aus etwas Hoffnung fassen, so wäre es die vorleuchtende Verehrung für die großen Dichter, und das Richtige, was sie ihm in kleinen Flugblättern gegen den falschen Meister eingab. Vielleicht stärkt und entwickelt sich einmal an jenen Gestirnen und anderen seine Phantasie so sehr, daß sie in eine heiße und helle Flamme aufschlägt, die das fremde Metall so in sich verschlingt und ausbrennt, daß es als ein neuer Goldstrom ausschwimmen und auch andere Gemüther entzünden kann. Für jetzt ist es ein schlimmes Zeichen, daß alles nüchterner wird: die Flügel schlagen nicht mehr hoch, das poetische Wollen scheint bereits auf dem Daunenbette einer selbstzufriedenen Ueberzeugung zu ruhen, und diese Brüder neigen sich herablassend gegen Kotzebue. Dem Unwahrscheinlichen so freundschaftlich feindlicher Nähe hält es nicht die Wage, daß die Handlung auf die letzte Scene verspart ist und von einer Zufälligkeit abhängt, die das Stückchen zu einer Anekdote verkörpert. Weit mehr an Geist und Vermögen bekundet sich in den Papierfenstern eines Eremiten, als in jenen dramatischen Kämpfen insgesammt; und auch da müssen wir die dort wiederzufindende Verschollene ausnehmen. Sollte etwa die zweite alphabetisch-dramaturgische Bemerkung, S. 93, eine ehrliche Selbstrecension des Petrarka seyn? Die Lyrik,

worin das berliner Werkchen sprüht, ist sämmtlich von Hrn. Haug, mitunter eine Velleität zum Rührenden oder Naiven, die man nicht verwerfen kann. Am feinsten geht das unbedrohliche Feuer unsers Büchelchens in seiner Spitze aus, wo ein gutes Charakterbild von Reinbeck, diesmal ein edler Jude, verständig angelegt, rein geschrieben und mit Herzlichkeit durchgeführt, emporblickt. Das Vorschwebende mochte etwa der Lorenz Stark seyn. Und dennoch nicht: Ende gut Alles gut! denn es liegt eine Erklärung nicht existirender Kupfer in der Asche; der Tiegel in London hatte sie noch nicht ausgekocht. — Ein

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach

ist viel zu ernsthaft, als daß er in gelehrter Beleuchtung unter die lachende Gesellschaft treten dürfte, die ihn bald hinausgescherzt haben würde. Hassel ist ein Veteran der Statistik, und doch wirft man ihm hier manch Gefehltes vor; wer Recht habe, mögen uns andere Recensenten verkünden. Eben so schweigen wir von einem neu aufgeschoßten

Taschenbuch der Uebersetzungen,

weil die beigedruckten Originale nur Originale, die Uebersetzungen aber nur Schulübungen sind, denen wir eine schnelle Productivität mehr anfürchten als wünschen. — Als streng historisches Taschenbuch erhält sich die von Justi herausgegebene

Vorzeit

zur freudigen Verwunderung: denn ihr Inhalt ist durchgängig ernst, wahrhaft belehrend, und, weil er aus Quellen fließt, wieder als Quelle zu gebrauchen.

Nicht daß ein

Wintergrün

vergessen war, als wir oben den Blumenstrauß der kleinen Jahresbücher banden; es wurde aufgehoben, um den wohlgewachsenen starken Stamm der in Gehalt und Form meist gleichartigen deutschen Eichenschößlinge zu umschlingen. Auch ist es dazu trefflich im Stande: denn es wächst durch seine Größe und Länge gewiß aus jeder Tasche heraus, und ist, wie es Bücher als Taschenbuch giebt, so umgekehrt ein Taschenbuch als Buch. Inzwischen verwechsele man es ja nicht mit dem Immergrün unserer Gefühle, das der herrliche Jean Paul einem Sinngrün entwand, um nun, ein sichtbarer Zweig, noch fester in deutschen Herzen Wurzeln der Liebe zu schlagen. Das hierortige Immergrün pflegte Georg Lotz, und das ist ein Unterschied.

Die Novelle von Lindenhan ist sichtlich einer Novelle

oder einem Drama aus Spanien, wie es deren dort viel tausend gibt, nachgebildet, wenn auch vielleicht durch die zweite oder dritte Hand. Dieselbe Symmetrie, dieselbe grelle Contrastirung der Farben und gewalsame Führung der Umstände. Der Verf. hätte besser gethan, seine Quelle zu nennen. Manches ist gewiß ihm eigen, wie die liberale Einstreuung über Legitimität (S. 39), das Recht des Stärkern (S. 43), das Gelehrte (S. 60), oder gar die Dithyrambe (S. 50), welche das S. 62 gerühmte „Genie" nicht recht bekunden will, und wieder (S. 62) die Anmahnung an Lützow's „wilde verwegene Jagd"; nur recht eingefleischt und digerirt ist das Material nicht. Freudloser noch schlagen wir uns durch der häßlichen Pauline widrige Schicksale, aus der Schreckenszeit und wahrscheinlich auch aus einem Schreckensbuche in Frankreich; man müßte sich denn daran ergötzen wollen, daß die unvergleichliche Lustigkeit, womit Shakspeare in den Weibern von Windsor seinen Falstaff unter schmutzige Wäsche vergräbt, hier in allem Pathos auf einen sentimentaliter Geliebten angewendet steht. Sonderbar ist es in der Schreibart des Verfs., daß die Gedanken stets ersteigen, und doch nie hoch kommen. Das Wintergrün hielte wahrscheinlich den Sommer nicht aus, zöge es nicht seine stammhafte Nahrung aus einem historischen Boden, den Orion Julius von Polen aus bewirthschaftet. Die ans Wunderbare gränzenden Schicksale jenes unglücklichen Demetrius, den das historische Herkommen den falschen nennt, sind in gutem und lebendigem Styl vorgetragen, und kein gefühlvoller Freund der Geschichte wird sie ohne Theilnahme lesen können. Ob die benutzten Quellen wirklich bis zu uns vergraben, und von keinem der zahlreichen Autoren über dieses tragische Intermezzo gekannt und abgeschöpft lagen, kann hier nicht Gegenstand der Nachforschung seyn; aber wie auch das dunkle Räthsel in klarer Lösung vor dem höchsten Auge stehe, das Herz neigt sich unwiderstehlich, den Unglücklichen nicht für einen Betrüger zu halten, und hier wird selbst dem Verstande die Wahrscheinlichkeit geboten, daß er nicht einmal ein Betrogener gewesen sey. Dagegen enthält dies schauervolle Bild eine große tragische Lehre, und im Spiegel der Vergangenheit das Denkmal einer Erscheinung, so die Geschichte oft erneuert und auch in unsern Tagen wiederholt hat. Da sehen wir einen durch Kraft und kühnen Muth zum ersehnten Gipfel der Hoheit Erschwungenen, durch den eigenen Trotz und Unverstand, wie durch einen Feind, den er unentrinnbar in der Brust trägt, herabgeschmettert; dann aber auch, wie das Entsetzlichste für jedes sich selbst fühlende Volk, Erniedrigung durch ein fremdes, alle seine Triebe und Kräfte zu einer Gährung bringt, welche die Einhemmung der eisernen Banden unausbleiblich zersprengt. Und wie glorreich erlebten wir dies in unserer Erlösung von dem grau-

samen Drucke der korsischen Universalherrschaft, wogegen jedes sonst erfahrene Leid ein beneidenswerthes Glück ist! Diese Darstellung der Geschichte des Demetrius flößt den Wunsch ein, das Werk des Niemcewicz, von welchem sie eine Episode bildet, die Regierungs-Geschichte Siegmunds III. von Polen, vollständig ins Deutsche übersetzt zu sehen; sie führt aber auch uns Freunde unsrer unvergeßlichen Dichter zu einem wehmüthigen Rückblicke auf Schiller's letztes großes Fragment. Was uns von diesem als ausgearbeitet gegönnt ist, zeigt eine so treffliche Anlage, so, wenn wir uns dergestalt ausdrücken dürfen, den ächten historischen Styl des Geschichtsdrama, und eine solche Enthaltsamkeit von jener theils metaphysischen, theils metapolitischen, oder zur weitläufigen Rhetorik, zu welcher sich der feurige Dichter gar zu leicht hinreißen ließ; auch beweist das Fachwerk des von ihm hinterlassenen Plans so sehr die Entfernung von Episoden, welche dem Stoffe oder der Zeit fremdartig sind, daß man sagen darf, es müsse dies das beste Trauerspiel unsers Schiller geworden seyn. Hingegen gestehen wir eben so unverholen, daß Schiller in diesem Plane dem höchsten Motiv seiner Tragödie verzichtet habe, als er den Demetrius sich plötzlich als unächt erkennen und nun als grausamen Betrüger bis zur Katastrophe hinwüthen läßt. Gerade das Dunkel, das ewige Räthsel, der unaufgelöste Widerspruch in Zweifel und Sicherheit, Hoffnung und Furcht, war unsers Erachtens ein für den tragischen Dichter unschätzbares Kleinod, ein wunderbarer Hebel noch unerforschter Tiefen der Menschenbrust, den er um keinen Preis für etwas hingeben durfte, das, wenn auch noch so mächtig, wenn auch mit der poetischen Absicht, das Grausen, das die innere Lüge gebiert, zu enthüllen, ausgeführt, doch zuletzt auf einen Theatercoup zurückgebracht werden konnte. Deshalb möchten wir eben so wenig, daß der Dichter den Czaar in vollste und unumstößlichste Gewißheit seiner Aechtheit versetzt hätte; aber die Geschichte selbst, wie sie auch nach oben gerühmter Darstellung im pathetischen Dämmerlichte verbleibt, erscheint uns eben hier wiederum als der größere Dichter. Hatte Schiller seinen Plan nach andern Traditionen bestimmt, so glauben wir kaum, daß er die herrlichen Vortheile nicht lieber benutzt haben würde, welche ihm in der Skizze des polnischen Geschichtschreibers durch den natürlichen Adel der Gesinnung, das großmüthige und vertrauensvolle Benehmen des durch seine andern Leidenschaften unselig Verblendeten, geboten waren. Dann wäre auch die Mutter eine viel andere und edlere, und Marina eine hohe und lieblich glänzende, nicht eine falsch gleißnerische und widrige Erscheinung geworden. Das wenigstens in der angedeuteten Weise unnöthige Intermezzo mit der schönen Axenia Borissowna wäre weggefallen, Demetrius in seiner Treue menschlicher und rührender

geblieben, sein Untergang erschütternder, der Eindruck des entsetzlichen Geschickes im tiefsten und menschlichsten Mitleiden feierlicher und erhebender.

Jetzt ließe sich beschließen und auf mühsam gepflückten dornvollen Lorbeern rasten; aber noch bildet eine Anzahl dramatischer Taschenbücher ihren eigenen, seine Zweige gebieterisch ausstreckenden Stamm. Die Ahnfrau solcher Sammlungen ist der

Almanach dramatischer Spiele,

und spuckt, weiland von Kotzebue angeführt, nun in verschiedene Gestalten gehüllt, rüstig fort. Sonach darf sich das Gespenst nie von dem Geiste des Stifters ablösen, und etwa Fleisch und Bein und eigenes Geblüte annehmen, um selbständig zu wandeln. Zuerst erscheint es daher als eine falsche Braut, ein Häuflein oft schon gesehener, kindischer Figuren in seinem Gefolge, mit hohlen Gefühlen und matter Uebertreibung, im lahmen Alexandriner, selbst todte Geschmacks-Orakel ausstoßend. Dann wandelt es sich in einen Weiberfeind, eigentlich in einen Narren, der ein abgeschmacktes und unwürdiges Spiel mit sich treiben läßt, gewiß vom Misogyn bis auf die Hagestolzen und Haine aux femmes herab, die schwächste Variation auf ein altes Thema. Auf einmal fährt es in drei Vogelfiguren, Henne, Hahn und Geier, und fliegt lustig genug und mit mehr Geschick, als jene schlichen, durcheinander; die Flügel sind aber weit ausgespreizt und Gekräh und Geschnatter ist noch kein Gesang, wie artig auch die Henne den Schmeichelnamen „Krönchen“ rufe, um bald „Söhnchen“, bald „Milliönchen“, bald „Barönchen“ darauf zu reimen. Die vierte Verkleidung ist ein edelmüthiger, zriny'scher Unger, der gar tugendsam und mit „frommiger“ Ergebung spricht und sprechen läßt, sich „seinem Gewande“ entledigt, ein anderes anzieht, seine Frau mit weitläufig moralischen Gesinnungen auf seinen Tod präparirt, sie ersucht, den Freuden, die der Himmel ihr gewähre, nicht vor der Zeit zu entsagen, das Versprechen von ihr empfängt, lebendig zu bleiben, und dann sein maskirtes Blut unter den Streichen der Türken freundschaftlich vergießt. Endlich wird noch eine Carnavals-Maske vorgenommen, und ein selig klägliches Stück wirklich ohne große Veränderung lustig gemacht; so daß man sagen muß, des alten Kotzebue Geist habe bei seiner Heimkehr den besten Schuß gethan. Ein zweiter

Dramatischer Almanach

hat nicht jenes ersten hohes, jedoch das anständige Alter von vierzehn Jahren erreicht, ohne deshalb, wie grau die papiernen Wangen scheinen, reif oder mannbar geworden zu seyn. Die Erziehung

besorgt ein Herr von Kurländer nach der Bell-Lancasterschen Methode: denn sein Kind bellt andern Kindern nach. Kotzebue's Pflegling verräth es uns nicht, wo er etwa einen fremden Frack deutsch zuschneiderte; unser nun vorgeführter Wechselbalg sträubt sich zwar ein wenig aus rührender Anhänglichkeit an die Zufriedenheit des Publicums und den pecuniären Nutzen der Theaterverwaltungen, weiß sich indessen nicht vor dem Geständnisse zu retten, sein Flitter sey aus den pariser Modemagazinen entlehnt. Nun weiß jedermann, daß dieses Fabricat aus der „Hauptstadt der Welt" eine scharmante Façon und einen Schimmer besitzt, an dem man ja nicht reiben darf, damit man nicht auf die Entdeckung gerathe, es sey Katzengold. Doch weiß man auch, daß durch den sorglosen Transport und in der dickeren deutschen Luft wieder das Beste von jenem clinquant und hurtig wirkenden Reize verloren gehe, daß namentlich manche Spediteurs die leichte Waare in Pappe oder durchlöcherte Maculatur verpacken, wodurch sie ecrasirt oder verblasen wird, oder sie in Wasser legen, wodurch Rost und Fäulniß entstehen. Das Beste bleibt es, wenn solche Effecten, von denen man auch in Deutschland Nutzen und Ergötzlichkeit ahnet, von einem tüchtigen deutschen Handwerksmanne dem Kern nach im Gedächtniß behalten und nun mit solcher Schale umgeben werden, wie sie von frischem Safte und eigenthümlicher Farbe durchwürzt erscheinen mag. So verfuhr einst Anton Wall mit Florian; aber das kann nicht Jeder, unser genannter Spediteur am wenigsten, und deswegen haben die goldnen Sternchen von jeher seinen Ladungen am abgünstigsten geblinkt. Diesmal versah er sich reichlich mit Scribe. Scribe ist ein Scribler, dessen Artikel eben in Paris die gangbarsten sind; und es entdeckt sich wirklich so launige Gewandtheit in ihm, daß es um die Selbstzersplitterung Schade seyn mag, die bald kein Spänchen mehr übrig lassen wird. So kommt allbereits gegenwärtige Fracht Scribeleien zu kurz und zu spät. Sie gelangt nach Carlsbad eben zu einer Stunde, wo der Sprudel versiegt ist, daß die innerliche Krankheit nicht ausgewaschen werden kann; dann schleppt sie sich mit einer Kindlichen Liebe, etwa als habe sie Kotzebue als pariser Geselle fabricirt, zu einer Zeit, wo seine Kräfte noch nicht bis zum Kinde der Liebe gediehen waren; ferner findet sich ein abgespültes Mannequin als Menteur véridique vor, aus der altbekannten Sippschaft des Monsieur de Crac, mit ungarischer und französischer Variante, selbst in Paris ohne ächtes Leben und fade; kein genuiner Sprößling des goldonischen Lügners, dessen Lustigkeit noch an die fröhlichen alten Masken geschlossen ist, und ein reicheres und freieres Feld durchschweift, aber auch nicht geheirathet, sondern gebührend abgewiesen wird; doch freilich — unser Theater verlangt und verträgt nicht einmal mehr goldonischen Witz.

Dagegen wird wohl gar als Witz gepriesen, wenigstens vom Fabrikanten selbst, was ein jammervolles Gedicht enthält, das als geborener Makulaturumschlag beikommt, und doch ist das Gewebe des Stoffes, worauf es geschrieben worden, weniger dünn und locker; wie auch die gleiche Münze noch an Zahlungsstatt scherzhaft angenommen werden könnte, wäre das Gepräge nicht zu breit geschlagen, und das Metall in zu naher Blutsfreundschaft mit dem Rechenpfennig. Es ist auch ein Troubadourlied umgewickelt, woraus der Reim Carolinen mit hinnen und Sinnen allenfalls zur Umschrift eines bleiernen Wiener Hellers zu empfehlen wäre. Vielleicht läßt sich die Musterprobe einer ehelichen Prüfung mit dem meisten Glücke hinter einem Theatergobelin aufhängen, wenn die Beleuchtung nicht so hell ist, daß sie zu genauerer Prüfung des Gewirkes nöthigt; und doch hat es Scribe nicht einmal zubereitet.

Aus ähnlichen Seinepflänzchen windet Castelli sein

Dramatisches Sträußchen;

laßt sehen, ob es in neun Jahren nicht welk geworden.

Wir sind bei Castelli's natürlicher Anlage der hartnäckigen Meinung, daß er Besseres könne, und das Nichtwollen Schade sey. Hier ist nun einmal die erste Blume die Scribe-Melesville-sche Valérie, zart gewachsen, langer Stengel, breite Blätter, viel Thränenthau darauf aus blinden Augen. Ebendieselbe hat Theodor Hell einem Dramatischen Vergißmeinnicht angewunden, aber man muß sagen, mit weit mehr Geschick und Liebe; bei Hrn. Castelli ist sie eiligst ausgerissen. Das wirft gleich Schatten auf das zweite Blümchen, weil man meint, dies habe wohl auch besser gepflegt werden können. Mag seyn; aber vergnügt sieht es dabei aus, und wenn es nicht eher gemacht als natürlich schiene, da ein zu wenig scharfes Auge vorausgesetzt wird, um eine junge Tante nicht von einer jungen Nichte zu unterscheiden, bloß weil sie eine Haube aufgesetzt haben mag, so wäre wenig einzuwenden, warum man sich nicht ein halb Stündchen daran belustigen sollte. Aber das dritte Gewächs, diese Emmy Teels, ist eine jener Gift- und Nachtpflanzen der pariser Boulevards, an welchen die Franzosen unter dem Scheine tiefer Verachtung sich wohl von der regelrechten Langweile ihrer Tragödien erholen dürfen, die wir indessen nicht zum Verderb unsrer Phantasien als etwas recht Schönes und Wichtiges herüberschaffen sollten. Diese Emmy ist die in einen Krautgarten verpflanzte Amy aus dem Kenilworth; Gräßlichkeit knüpft sich redlich an Gräßlichkeit, und die Schmarotzerpflanze nüchterner Mittelmäßigkeit schlingt sich, jeden Saft aus gesunder Wurzel verzehrend, um ausgedorrte Herzensgefühle. An einem Blinden darf es natürlich nicht fehlen. Hr. Castelli hat dies Wucherkraut sehr sorglos,

und anscheinend mit Widerwillen, herangezogen; man merkt es der äußerst fahrlässigen Sprache sattsam an. Unter andern kann man sich eine „ziemliche Garten-Rotonde" allenfalls vorstellen, aber eine „Pense" gibt es in ganz Großbritannien nicht; war ein penny damit gemeint, so konnte er sein Pensum durch das kursächsische Wort „Pfennig", das den Begriff vortrefflich ausschöpft, vollständig erfüllen.

Und nun wäre noch ein dickes Nachbuch, bloß weil es

Jahrbuch deutscher Nachspiele

heißt und seit drei Jahren alljährlich ausgegeben wird, diesen kritischen Versuchen anzureihen. — Wäre Recensent ein Almanachs-Lieferant, er würde es sich zur Pflicht machen, seine Steuern solchen Kalendern einzuverleiben, welche sich durch den reichsten Segen an Häckerling auszuzeichnen pflegten: denn unglaublich ist es, wie leicht da ein mittelmäßig gesundes Körnlein wie der schönste Waizen blüht. Rec. hat das während der beschwerlichen Sichtung der kleinen Fruchtmagazine recht lebhaft empfunden. Solcherweise erschien ihm auch dies Jahrbuch als etwas ausgezeichnet Großes unter den durchgesiebten Spiel- und Blumenbündeln. Schon der Umstand, daß sechs Producenten sich auf eigenem Terrain anbauten und ihre Aussaat nicht vom pariser Straßenpflaster rupften, ist als außerordentlich zu preisen, und die Kritik kommt ihnen sofort mit den mildesten Fürurtheilen entgegen. Ein Vortheil ist es aber nicht, daß man an der Schwelle auf ein curiosum stößt, das sich für ein geschichtliches Schauspiel ausgibt, und sich so gar fabelhaft anschauen läßt, daß man es durchaus für ein gedichtliches halten muß. Der König Arnulph von Baiern sollte wohl der Nachfolger Carls des Dicken seyn, denn der nachmalige Herzog Arnulph war nur Herzog, aber es ist wirklich der Herzog. Die gewöhnlichen Quellen wissen nichts von dem skulptirenden Schwiegersohn, und ungeachtet der Anlaß zu gering wäre, um der Recension halber in den weitschichtigeren baierischen Annalen umzuforschen, so hegen wir doch gelinden Zweifel, daß sie von dergleichen besagen. Als Invention indessen wäre die absurde Heirath zu schwach, um ihr Einschmuggeln in den Hafen der Geschichte zu rechtfertigen. Da wäre es der Mühe werth, sich gegenseitig hin und her zu hänseln und zu mystificiren, um zuletzt hinter bestäubten Vorhängen eine steinerne Allegorie durch Theaterstatisten vorstellen zu lassen! Die crasse Verkörperung des metaphysischen Verses von Schiller: „Beide (König und Künstler) wohnen auf der Menschheit Höhen" — in Form von Ehepacten fürstlicher Fräulein mit Malern, Musikern, Poeten, Bildhauern, auch Schauspielern, könnte, wenn sie Mode würde, artige Verwirrungen unter den Prinzessinnen anrichten, und Hausstatuten nöthig machen,

die sich mit den bisher angenommenen Grundadern der Legitimität wenig vertrügen. Wie kann es einem nur beifallen, jenen in den luftigen Districten der Ideale einheimischen Satz in eine Theaterintrigue zu verkleiden! Wer riefe da nicht mit Heribert (S. 4.) aus: „Beim Sanct Stoffel! ich sag' nein!" Doch spürt man ins Einzelne, so findet man auch da im kleinen Raume von zwanzig Blättern den Ungeschmack und tactlosen Unsinn mit wackerer Consequenz durchgesetzt. In Sprache, Vers und Ton nimmt sich Hr. Bärmann Müllners Trauerspiele zum Muster, und sucht deren verschiedene Nuancen sämmtlich in seinem kurzen Stückchen zu vereinigen. Die Exposition bilden zwei Schildwachten vor einem baldachinartigen Verschlage, die der Verf. durch gute Schauspieler zu besetzen eben so naiv bittet, als er versichert, daß sie keineswegs sogenannte Nebenrollen seyen. Wie dem auch sey, die Leute drücken sich schnurrpfeiferig aus, wie das jedermann selbst nachlesen mag, und es bei solchen überwachten und dazu etwas liberalen Posten sehr natürlich ist. Nach einigem exponirenden Raisonniren producirt sich die verliebte Königsnichtel, die wegen Wallungen im Geblüte nicht recht anständig spazieren zu laufen scheint, und deshalb von ihrer Kammerfrau gehofmeistert wird. Ihro Hoheit haucht hoffnungslose Liebe; diese muntert die Zofe sehr auf: „Bei solcher Liebe solch gering Vertrau'n?" und wie die Prinzessin erklärt, jemanden, der so schön bildhaue, müsse man lieben, meint jene auch: „Da muß man, mag man wollen oder nicht." u. s. w. Dafür wird sie von Ethelinden Freundin und theure Mutter genannt und anhebend mit den Worten: „Sieh, das ist die Macht der Künste" — mit einer Tirade à la Schuld bewirthet, so daß es ihr selbst wieder ganz warm und jung ums Herz schleicht. Nachdem die beiden Frauen noch manches, z. B. die Scheu vor dem Hrn. Vater und dergl., auf offener Straße in traulicher Nähe der etwas retirirten Schildwachen verhandelt haben, und Jutta gesagt: „Gelt! ich erlebe noch" u. s. w., gehen sie, weil Libertus kommt, ins Gebüsch. Langweilige Scene zwischen dem gefesselten Bildhauer und einem ehrlichen Gardecapitain, der mit vieler Verehrung von den christlichen Bildwerken des trefflichen Künstlers „im hohen Dom zu München" spricht. Herzog Arnulph verstarb im Jahr 938, erst im elften Jahrhundert wird von Munichen die Rede, erst nach 1255 verlegte Ludwig der Strenge die Herzogsburg dahin, und ein Dom ist, laut Chr. Müller, noch heut nicht da; — das schadet aber nicht. Libertus erzählt die feine Ausrede des Königs, der das verlästerte Kunstwerk durchaus nicht anders sehen will, als vor allem Volke auf dem Richterstuhle sitzend und den Künstler in Ketten und Banden daneben, um den Verleumder frappanter zu confundiren. Der

Hauptmann construirt: „ob des Anblicks erschüttert“, erzählt vom Standplatzee des Bildes eine Märtyrerlegende, und meint:

„Die Sage mög' euch stärken und getrösten!
Auf Erden leiden nur die Guten und die Besten“ u. s. w.

(würde da nicht Bös'sten, das Gegentheil der Besten, weit besser reimen?) Der Verleumder und kaiserliche Diplomat Gundibald kommt heran, und läßt sich im Aerger über den König Arnulph so unpolitisch vernehmen, daß ihn Libertus mit Napoleons famösen Worten zurechtsetzt:

„Seiner wohl bedarf das Reich,
Er bedarf des Reiches wenig!“ (S. 24).

Der Pfalzgraf ertheilt väterlichen Rath:

„Zerschlagt das dort verhüllte Ding. u. s. w.
Trollt Euch hinweg vom Isarstrand.“ u. s. w.

und wirft einen Wink von „der Minne Süßigkeit“ hin, was den Welschen aufregt, mit seinem ganzen Geheimnisse sehr poetisch, jedoch sehr einfältig herauszuplatzen. Kleiner Monolog des erzürnten Schlaukopfes; er zieht von Leder: „Als Voigt des Kaisers hau' ich drein!“ u. s. w. und will auf die Anstalt losstechen; die Schildwachen werfen sich ins Mittel, der erscheinende König bedankt sich bei den Wachen, „die sich in Position stellten“, und setzt dem Botschafter Heinrichs des Finklers seine Souverainitätsrechte artig auseinander, auch wie er den „Königstitel friedsam hingegeben habe, sein Volk aber den König in ihm würdige“, der nur im Föderativ-Verbande zum Kaiser stehe u. s. w. Der Gesandte wird ein wenig grob: er könne leicht wieder einmal weglaufen müssen, wie einst „vor Kaiser Cunrad's Schaaren“, und

Wer bärg' Euch jetzt wohl? Nur der Kaiser;
Drum, Herzog, handelt künftig weiser!“

Ethelinde naht, der Oheim verspricht ihr unaufgefordert alles, „was ein frommes Kind je vom Vater erbitten könne“; sie zittert, Libertus naht, Gerichtsscene. Der kaiserliche Voigt klagt den welschen Bildner an, er wolle das Volk mit seiner Statue wieder heidnisch machen, „dem Volke Staub ins Auge streu'n.“ Vertheidigung; Zeugenverhör; der Voigt hat die Zeugen bestochen, doch der König gebraucht die redlichen Verräther als Gegenzeugen, die Bildsäule wird enthüllt, es ist der König selbst, vor der Gerechtigkeit kniend! Eine wichtige Note legt ausführlich dar, wie das veranstaltet werden, wie hoch und wie breit alles seyn muß, auch was der Künstler anhaben darf. Der König ist gerührt, das Volk will den Gundibald

niedermachen, der König gewährt ihm den Schutz des Völkerrechtes, und „mit Beziehung":

„Wer schützet Euch jetzt? Nur der Kaiser!
Drum, Pfalzgraf, handelt künftig weiser."

Der Pfalzgraf empfängt „mit Reue" das Schwert, drückt es an seine Brust, verbeugt sich und geht mit Escorte ab. Der König hat für den Steinhauer in aller Eile keinen zweckmäßigeren Lohn bei der Hand, als die Hand der Adoptivtochter und Niece:

„Gott mit dem König und dem Künstler — Amen!"

Das Echo.

„Amen!"

Alles Volk
(das geräuschlos und feierlich kniet).

„Amen!"

Der Recensent.

Amen!

(Der Vorhang fällt langsam.)

Eine vergnüglichere Epoche des Jahrbuches beginnt mit dem Barenkow'schen Nein. Man muß so einem Nachspielchen, das nur aus wenigen Scenen besteht, keine gründliche Anlage abverlangen, auch kann man es, dem kurzen Scherze zu gefallen, dem Dichter zugeben, daß der Betroffene Händedruck und Augenspiel nicht fühlt, noch sieht. Hat man sich mit etwelchen Unwahrscheinlichkeiten abgefunden, so kann der Scherz, gut veranschaulicht, leicht eine Viertelstunde unterhalten. Drei aufeinander folgende breitliche Monologen hemmen etwas, und die Sprache könnte überhaupt erhöhter, der Vers runder seyn. Solchen Forderungen sucht alsbald Ludwig Robert practisch und theoretisch zu begegnen, indem er in einer Vorrede, den gebildeten Conversationston in poetische Sphäre gehoben, als die Grundmusik eines Lustspieles feststellt, den Alexandriner für seinen besondern Zweck in Schutz nimmt und ihn durch eine neue Behandlung von dem Einerlei zu befreien versucht, das so leicht dem Tacte eines Mühlrades zum Singsang dienen kann. Wer jene Grundmusik so geschickt zu spielen weiß, wie Robert, hat wohl das Recht, sie überall hören zu wollen; eben so stellt er den Vortheil des Alexandriners sehr richtig ins Licht, wobei uns nur als neu auffiel, daß Göthe's Mitschuldige zu sehr an das „Groteske" streifen sollen, um für Blind und Lahm in Anwendung zu kommen. Der Ton der Mitschuldigen ist keinesweges grotesk, sondern in fröhlicher Laune mit all jenen Nuancen gehalten, welche die Charaktere des Stückes und ihre Zustände erheischen. Der Vers aber, wie ihn neben Herz und Leben auch Anmuth und Wohllaut durchklingt, ist vortrefflich, und allerdings jedem Dichter in ähnlicher

Hauptmann construirt: „ob des Anblicks erschüttert", erzählt vom Standplatzee des Bildes eine Märtyrerlegende, und meint:

„Die Sage mög' euch stärken und getrösten!
Auf Erden leiden nur die Guten und die Besten" u. s. w.

(würde da nicht Bös'sten, das Gegentheil der Besten, weit besser reimen?) Der Verleumder und kaiserliche Diplomat Gundibald kommt heran, und läßt sich im Aerger über den König Arnulph so unpolitisch vernehmen, daß ihn Libertus mit Napoleons famösen Worten zurechtsetzt:

„Seiner wohl bedarf das Reich,
Er bedarf des Reiches wenig!" (S. 24).

Der Pfalzgraf ertheilt väterlichen Rath:

„Zerschlagt das dort verhüllte Ding. u. s. w.
Trollt Euch hinweg vom Isarstrand." u. s. w.

und wirft einen Wink von „der Minne Süßigkeit" hin, was den Welschen aufregt, mit seinem ganzen Geheimnisse sehr poetisch, jedoch sehr einfältig herauszuplatzen. Kleiner Monolog des erzürnten Schlaukopfes; er zieht von Leder: „Als Voigt des Kaisers hau' ich drein!" u. s. w. und will auf die Anstalt losstechen; die Schildwachen werfen sich ins Mittel, der erscheinende König bedankt sich bei den Wachen, „die sich in Position stellten", und setzt dem Botschafter Heinrichs des Finklers seine Souverainitätsrechte artig auseinander, auch wie er den „Königstitel friedsam hingegeben habe, sein Volk aber den König in ihm würdige", der nur im Föderativ-Verbande zum Kaiser stehe u. s. w. Der Gesandte wird ein wenig grob: er könne leicht wieder einmal weglaufen müssen, wie einst „vor Kaiser Cunrad's Schaaren", und

Wer bärg' Euch jetzt wohl? Nur der Kaiser;
Drum, Herzog, handelt künftig weiser!"

Ethelinde naht, der Oheim verspricht ihr unaufgefordert alles, „was ein frommes Kind je vom Vater erbitten könne"; sie zittert, Libertus naht, Gerichtsscene. Der kaiserliche Voigt klagt den welschen Bildner an, er wolle das Volk mit seiner Statue wieder heidnisch machen, „dem Volke Staub ins Auge streu'n." Vertheidigung; Zeugenverhör; der Voigt hat die Zeugen bestochen, doch der König gebraucht die redlichen Verräther als Gegenzeugen, die Bildsäule wird enthüllt, es ist der König selbst, vor der Gerechtigkeit kniend! Eine wichtige Note legt ausführlich dar, wie das veranstaltet werden, wie hoch und wie breit alles seyn muß, auch was der Künstler anhaben darf. Der König ist gerührt, das Volk will den Gundibald

niedermachen, der König gewährt ihm den Schutz des Völkerrechtes, und „mit Beziehung":

„Wer schützet Euch jetzt? Nur der Kaiser!
Drum, Pfalzgraf, handelt künftig weiser."

Der Pfalzgraf empfängt „mit Reue" das Schwert, drückt es an seine Brust, verbeugt sich und geht mit Escorte ab. Der König hat für den Steinhauer in aller Eile keinen zweckmäßigeren Lohn bei der Hand, als die Hand der Adoptivtochter und Niece:

„Gott mit dem König und dem Künstler — Amen!"

Das Echo.

„Amen!"

Alles Volk
(das geräuschlos und feierlich kniet).

„Amen!"

Der Recensent.

Amen!

(Der Vorhang fällt langsam.)

Eine vergnüglichere Epoche des Jahrbuches beginnt mit dem Barenkow'schen Nein. Man muß so einem Nachspielchen, das nur aus wenigen Scenen besteht, keine gründliche Anlage abverlangen, auch kann man es, dem kurzen Scherze zu gefallen, dem Dichter zugeben, daß der Betroffene Händedruck und Augenspiel nicht fühlt, noch sieht. Hat man sich mit etwelchen Unwahrscheinlichkeiten abgefunden, so kann der Scherz, gut veranschaulicht, leicht eine Viertelstunde unterhalten. Drei aufeinander folgende breitliche Monologen hemmen etwas, und die Sprache könnte überhaupt erhöhter, der Vers runder seyn. Solchen Forderungen sucht alsbald Ludwig Robert practisch und theoretisch zu begegnen, indem er in einer Vorrede, den gebildeten Conversationston in poetische Sphäre gehoben, als die Grundmusik eines Lustspieles feststellt, den Alexandriner für seinen besondern Zweck in Schutz nimmt und ihn durch eine neue Behandlung von dem Einerlei zu befreien versucht, das so leicht dem Tacte eines Mühlrades zum Singsang dienen kann. Wer jene Grundmusik so geschickt zu spielen weiß, wie Robert, hat wohl das Recht, sie überall hören zu wollen; eben so stellt er den Vortheil des Alexandriners sehr richtig ins Licht, wobei uns nur als neu auffiel, daß Göthe's Mitschuldige zu sehr an das „Groteske" streifen sollen, um für Blind und Lahm in Anwendung zu kommen. Der Ton der Mitschuldigen ist keineswegs grotesk, sondern in fröhlicher Laune mit all jenen Nuancen gehalten, welche die Charaktere des Stückes und ihre Zustände erheischen. Der Vers aber, wie ihn neben Herz und Leben auch Anmuth und Wohllaut durchklingt, ist vortrefflich, und allerdings jedem Dichter in ähnlicher

Gattung als Muster anzupreisen, mit der Befugniß, die hohen, tiefen und Mittel-Töne nach den Personen, welche sie singen sollen, zu moduliren. Eine verschiedenartige Temperatur nun auch in die Versform so zu übertragen, daß sie in ihrer Natur und Würde bleibt, der Leser oder Schauspieler jedoch es in seine Macht bekommt, das Spröde oder Monotone zu entfernen und abzuschleifen, das ist es wiederum, worin Göthe Muster bleibt, und was vor allem in der Pflicht des Dichters liegt und in den Rechtsansprüchen des Publicums an sein Talent. Hr. Robert hat Unrecht, den von ihm gebrauchten Vers Alexandriner zu nennen, er ist nichts anderes als der alte heroische Vers der Nibelungen, der Gudrun des altspanischen Heldengedichtes Cid. Im zwölften Jahrhundert schrieb ein französischer Dichter, Alexander von Paris, mit Lambert li Cors ein Gedicht von Alexander dem Großen; und da gesagt wird:

„Lambert li Cors l'escrit
Qui de latin la trest, et en roman la mit" —

so scheint es eine Bearbeitung der Alexandreis des Walter von Chatillon zu seyn, welcher um 1180 blühte, und dessen Gedicht so berühmt war, daß es in den Schulen selbst die Dichter des Alterthums zu verdrängen drohte. Merkwürdig ist das Zusammentreffen mit dem Perser Nisami, der gerade 1180 starb. Eine Rache Alexanders scheint ein Gedicht für sich, und es Verwechselung zu seyn, wenn dessen Verfasser, Jean li Nivelois, als Mitarbeiter an jenem französischen Romane genannt wird. In letzterem nun liest man:

„Alexandre nos dit, qui de Bernai fut nez
Et de Paris reçut ses surnoms appellez
Quicy a les siens vers o (avec) li Lambert jettez."

Und diese zwölfsylbigen siens vers mit ihrer männlichen Cäsur, sollen nun Ursprung der Benennung wie des Daseyns der Alexandriner seyn. Die ältesten Heldengedichte der Spanier und Deutschen haben ihr Maß schwerlich jenem Alexander abgeborgt und mit Freiheit nachgeahmt; vielmehr ist anzunehmen, daß, wenn auch kein höheres Alter der Versionen, die wir besitzen, nachzuweisen stände, ihre Form auf den unvordenklich älteren Romanzen und Volksliedern beruhe, selbst, wie manche Spuren andeuten, in Frankreich einheimisch gewesen und da umgebildet worden sey. Unsere „ältern Dichter verwandelten" demnach nicht durch eine „Licenz" die männliche Cäsur des noch bis auf Marot seltenen französischen Alexandriners in eine weibliche, sondern die freiere Natur war dem heroischen Maße der Deutschen angeboren. Eben so wenig hat es sich Hr.

Robert „außerdem" gestattet, die Cäsur zu einem Daktylus zu steigern; der Nibelungenvers, der, recht verstanden, noch eine ganz andere Fülle musikalischer Schönheit entfaltet, stellt solches schon oft dar, z. B.:

„Der Jungfrowen Tugende zierten anderiu Wip." —
„Hei, was er sneller Degene sit zen Burgonden fand!"
Do sprach von Tronegr Hagene: „nu hört, was ich ju sage." —

Den Amphimacer für den Daktylus, wiewohl er nicht unerhört ist, scheint das Gedicht indessen geflissentlich zu meiden, und hat darin Recht. Die Natur jeder Versart muß seyn und ist von je an gewesen, das Gehör in ein bestimmtes Maß und gegebene Form zu zwingen. Wohl ist dies dem Tacte in der Musik analog, der den Spieler eben so wenig wie den Leser hindert, nach Bedürfnissen des Gefühls und der Abwechselung zu rallentiren und zu aneleviren; doch da schon beginnt die Vergleichung in partes zu treten, wo dem Leser die willkürlichsten Pausen an Hand gegeben sind, die in der Musik eine Vernichtung wären. Vollends geht der Mittelpunct der Parallele verloren, wo die Musik hinwiederum die Freiheit hat, ihre Noten ins Incommensurable zu zerspalten, die Sprache jedoch gezwungen ist, jede Sylbe in dem ihr durch den Tact angewiesenen Werthe als eine untheilbare Größe zu lassen. Wie künstreich also die oft versuchte Anwendung der Musiknoten auf die Sprachsylben geschehe, über eine ziemlich nahe gezogene Linie hinaus wird sie schimärisch, und es ist von dem Leser eben so wenig zu verlangen, daß er errathe, wo in der Sprache ein Achtel punctirt, oder ein Sechzehntheil mit oder ohne Punct gehalten werden soll, als es dem Dichter pur unmöglich bleibt, Sinn- und Tongehalt seiner Sylben dergestalt zu sichten und zu configuriren, daß er jene Anforderung an seinen Leser machen dürfe. Betrachte man, S. 77, den Sechsachtelvers:

„Es ist gemein zu Fuß zu gehn, man muß in Wolken schweben." —

Trotz der sinnreichsten Notentablatur wird es kein Schauspieler dahin bringen, ihn nicht hinter „gehn" in zwei Verse zu spalten, die den Tact tausend wohlbekannter Lieder schlagen. Deshalb scheint uns auch der heroische Vers aufgehoben, wo der Amphimacer in die Cäsur tritt; gezwungen stellt sich die Zeile auf sieben Füße, oder das vom Verf. apprehendirte zwiespaltige Maß:

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
⏑ — ⏑ — ⏑ { — ⏑ / — }

tritt dem Leser, wie dem Sprecher, ohne Barmherzigkeit in den Weg. Mögen uns alle Götter behüten, daß Nachahmer dieses Tempo mißverstehend oder mit neuen Freiheiten begabend appliciren: man geriethe sonst zum undramatischen Streckverse, dem man zur Be-

schwichtigung des Gehöres so lange mit Licenzen zusetzen müßte, bis es sich in eine tröstliche Prosa versenkt befände. Wie dergleichen von Holländern und auch wohl Deutschen wirklich vom Stapel gelaufen, zeigt Tieck in seinen dramaturgischen Aufsätzen (Abendzeitung 1823, Nr. 279, 280), auf welche wir uns auch rücksichtlich der Schicksale beziehen, welche das alte heroische Maß in Italien und England, bei Goldoni, Chiari und Shakspeare, unter dem Namen martellianischer und doggrel verse erfuhr.

Der kurze Sinn der langen Rede wäre mithin, daß Hr. Robert das alterälteste deutsch=heroische Maß versucht habe, welches sich vom Alexandriner, dessen Ehre und Erfindung den Franzosen zu lassen ist, nicht viel weniger unterscheidet, als vom Hexameter. Daß solches späterhin verwechselt und gleichfalls Alexandriner genannt worden sey, darüber klagt schon der Herausgeber der spanischen Epopee von Alexander dem Großen, im 13ten Jahrhundert von Juan Lorenzo geschrieben und keine Uebersetzung jenes lateinischen oder französischen Gedichtes. Tieck (a. a. O.) hält dieses Maß für die Comödie trefflich, und wenn man es im Goldoni schon mit Anmuth und Geschicklichkeit geübt sieht, so zeigt auch Hrn. Robert's Probe, wie liebliche Anwendung es im Deutschen erlaube. Inzwischen kann sein ausgedehnter Umfang leicht zur Breite einladen, und dieser Verführung sieht man weder Goldoni noch Robert entgehen. Wir können ahnen, wie eine ausnehmend witzige, seine sonderbare Natur selbst zum Hebel nehmende Behandlung des Verses ihn zu einer komischeren Vollkommenheit zu steigern vermöchte; gedenken wir aber seiner großartigen Einfalt, seines kriegerischen Getönes, und dann seiner neben der erschütterndsten Tragik wie Flötenspiel hauchenden Süßigkeit und Wehmuth in unsern alten epischen Gedichten, so kann uns wieder ein Gefühl anwandeln, wie Versündigung an jenen noch immer nicht genug erkannten Heldenwerken. Möge ihr goldenes Lautenspiel niemals Dichtern, die ihm kaum ein Ohr zu leihen geruhten, zum Ausklingen bleierner Scherze dienen!

Die Observanzkritik der deutschen Verskunst übt den wohlfeilen Hammerschlag einer engbrüstig selbstgefälligen Pedanterie, der die Freiheit des Dichters unerlaubt beengt. Einiges Erweitern der Fessel nach dem Vorgange der Südländer würde ein Gewinn für die Poesie seyn. Der Daktylus, der Spondäus, der Trochäus, wo er im Jambus gegen das allgemeinste Schema vorkommt, wird als ein crimen laesae verfolgt; in andern Versarten macht man es bei geringen Licenzen und Abweichungen eben so, und oft sollte das Getadelte (vorausgesetzt, es rühre von einem ordentlichen Dichter, nicht vom Ungeschicke eines Anfängers) zum Gegenstande des Lobes verkehrt werden. So ließe sich viel über die Wichtigkeit sagen, die

man unserm fast stummen e eingeräumt hat, und zu Gunsten eines keckeren Umspringens mit demselben. Der Raum verbeut weiteres Ablenken, doch Hr. Robert verdient Dank, Fragen angeregt zu haben, die zu ernsten Betrachtungen und wichtigen Folgerungen leiten können. Es versteht sich, daß die Abweichung nur Ausnahme seyn, nie Regel werden darf. Umstände müssen sie gebieten, und geschickte Freiheit muß sie in den Zwang des Gesetzes einfügen; sonst entsteht ein anderer, vielleicht auch guter Rhythmus, nur nicht der ursprünglich gewollte. Wahr im Allgemeinen ist für das Deutsche, was der Hr. Verf. gegen den dramatischen Trochäus einwendet; Belege unlöblicher Abarten zeugen dafür, doch trefflich sagt er auch: „Jedes eigenthümliche Werk dramatischer Kunst bedarf auch seiner eigenthümlichen äußern Form, die aus dessen innerm Wesen organisch sich bildet, und die selbst der gelehrteste Theoretiker dem ausübenden Künstler nicht vorschreiben, nicht vorerfinden kann.“ Ist das irgendwo in aller Gewalt anwendbar, so ereignet es sich bei den spanischen Vorbildern des Trochäismus, wenigstens bei der ausgebildetsten Vollendung dieser Form im Calderon. Die Klage über den „Mangel an Concision“ duldet da eine große Beschränkung; ja wir können uns sehr wohl deutsche Schauspiele denken, deren Wesen jene Melodie nothwendig wäre. So würde schon Tieck's Octavian seinen größten Zauberreiz verlieren, wenn er die vom südlichsten Elemente erfüllten musikalischen Partien in Jamben oder andere beliebige Mensuren umschaffen wollte. Wo es jedoch bei Hrn. Robert heißt: die deutsche Assonanz auf dem Theater gleiche einem „Piano auf dem Stadtthurm“, da ist dies Bild bei der noch geringen Uebung unsrer Schauspieler und Gehöre vielleicht treffend; der witzige Verf. hätte aber nicht vergessen sollen, daß sein amphimacerischer Vers als Alexandriner auch außer der Bühne kaum ein Spinet sey, das man zur Direction einer spontinischen Olympia ins Orchester setzen möchte.

Die Vorrede des kleinen Stückes ist viel wichtiger (gedrängter ohnehin), als das Stück selbst, wiewohl auch dieses, ohne gerade durch Charakter hervorzuleuchten, bei lebhafter Darstellung geeignet seyn wird, einer neuen Variante gedoppelter Mystification willfährig gute Laune des Zuschauers zu gewinnen. Die Acteurs müssen den Geist, der in den Gesprächen liegt, fein hervorheben, und dadurch die vorfindliche breite Fläche überdecken. Am Schlusse hat der Verf. seiner Lieblingshinneigung zur Moralpolitik nicht widerstehen können, und sich zu sagen vergönnt:

„Doch will man selbst in unseren hochaufgeklärten Tagen
Noch in gar vielen Stücken die Wahrheit nicht ertragen;
Noch preiset man die Dämmerung. — Ja und ich tadl' es nicht:
Kommt doch erst Morgenschimmer und dann erst volles Licht.“

Dergleichen streiche man; fröhlicher und dennoch zeitgemäß ist das „Siebengestirn“ auf der Oberstenbrust.

Was in Immermann's Morgenscherz von Göthe, nämlich Erwin und Elmire ist, ist vortrefflich; was übrig bleibt, sehr wenig, und doch mehr als Immermann's übrige Dramen. Soll man nämlich auf eigenes Talent schließen und für die Zukunft Hoffnung guter Unterhaltung nähren, so ist dieser Scherz dazu die lebendigere Unterlage. Den Scherzen im Scherze fehlt unterweilen gar sehr die leichte Grazie und Feinheit, die unerläßlich bleibt, wo es nicht das Genie ist, das die Gränzen scheinbar überspringt. Etwas gemein oder kindisch klingt z. B. (S. 162):

„Zu Pudeln, Euch verlor'n! wollt Ihr uns gerne zähmen.“

Der „Thom“ statt „Than“ von Glamis, S. 163, ist ein Druckfehler; „Welch Gott“, S. 171, ein Spracherratum. Die Rede könnte für den Stand der Personen umgänglicher, das heißt, viel gebildeter seyn. Artig macht sich die Ironie (S. 196):

„Wie lieb' ich Rosa dich, mein hohes Ideal!“

Albini's: Fragt nur mich um Rath! glauben wir schon der Materie nach in allen Sprachen und von vielen Autoren gelesen zu haben. Eigener, obwohl wenig in der Natur, ist der vorlaut bewanderte neunjährige Bube und dessen Effect berechnende Einrichtung mit den Bandenden. Die Exposition ist colossal, die Sprache nur selten über dem Trivialen, und wienerische Reime, wie: „Blumen — stummen; schlafen — schaffen; fehlen — stellen; wollte — hohlte; wahr — Narr“, nebst dem Favoritfluche: „Potz tausend Bataillon!“ erhöhen den Wohllaut der oft noch an andern Gebrechen krankenden Alexandriner nicht ungebührlich.

Der verstorbene Doctor Sessa lieferte einst an Unser Verkehr ein lustiges Stück; auch die hier nachgelassenen Luftschiffer mag man als Posse belachen und darüber die Augen vor dem Uebertriebenen und Unwahrscheinlichen schließen, das man zuweilen und unter gewissen Bedingnissen den Dichtern geradezu nachgeben muß. Ein Talent, das Lächerliche in der erscheinenden Mitwelt und ihren Marotten zu sehen und hervorzuheben, bewährt sich auch in anderem, was wir von demselben Verfasser kennen; doch glauben wir nicht, daß sein Verlust für die Poesie zu betrauern sey, indem Sessa einestheils gewiß kein Dichter war, anderntheils nur zu viel Beweise abgelegt hat, daß er der Verehrung vor dem Höheren der Dichtkunst ermangele und sich kein Gewissen daraus mache, es, gleich Kotzebue, mit dem wahrhaft Absurden zu vermengen, und in einem Athem das Tiefsinnige mit dem Albernen dem Gelächter preisgeben zu wollen.

Sey dies kleine Drama-Buch besser, als seine Nebenbuhler,

welch andere Zeit war es doch im Jahr 1775, als zuerst Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella erschienen! Und wann werden wieder solche Stückchen geschrieben, wie Jery und Bätely und die unvergleichliche Fischerin?

Schon glaubten wir mit neunundzwanzig Taschenbüchern enden zu müssen: denn so viel deren noch existiren mögen, sey es für Taschen-Anekdoten, oder für irgend eine Taschen-Wissenschaft, ein Taschen-Gewerbe, sie hatten sich der Kunde des Götterboten entzogen, als ihm, vermuthlich der runden Zahl zu Liebe, ein dreißigstes,

Westdeutscher Musen-Almanach,

zur Hand kam.

In der That vermißten wir eine Gattung Taschenbuch mit Leidwesen, welcher wir noch in der Kindheit dieses Industriezweiges so manche Freude dankten, und suchten uns von dem vermeinten Ausbleiben Rechenschaft zugeben. Der Schwarm von Dichterlingen, meinten wir, der die Auen der Poesie wie ein Heuschreckenheer abweidet, hat die Lyrik und ihre Sammelplätze in solchen Mißcredit gebracht, daß Verleger und Publicum davor erbeben, und selbst der Freund der Gesänge schwankt, ob er sich freuen oder zittern solle, wenn ein neuer Poet erscheint, der vielleicht seine Schulstudien über die Welt ausgießen zu müssen glaubt, und in früherer Zeit vielleicht über sein Verdienst hinaus erfreut hätte. Der vorjährige Versuch von Rousseau schien uns kaum Nachfolger zu versprechen, weil er, auf gewisse Landschaften beschränkt, diese westlichen Districte nicht gerade jetzt außerordentlich von der Muse angelächelt gezeigt hatte. Unsre Ahnung irrte, und wir freuen uns dessen, denn auch der neue Jahrgang enthält unter viel Leerem einige fruchtbringende Körner; doch immer noch fürchten wir, daß dieser Repräsentant der Gattung bald auch umfallen und sie mit sich ins Grab ziehen werde. Sieht man inzwischen, wie die älteren guten Musen-Almanache von Göttingen, Voß, Schiller, Varnhagen, Erichson und andere, vor allen jedoch der treffliche von Schlegel und Tieck, ein Muster dieser Gattung, jetzt noch gesucht und als selten geworden in Ehren gehalten sind, so zeigt sich wenigstens nur im Mangel des poetischen Gehaltes das verdiente Hinderniß eines gleichen Betriebes für das bloß scheinbar Aehnelnde. Man darf also glauben, daß ein von einem wackeren Haupte mit großer, künstlerischer Strenge und eigensinniger Absonderung des Mittelgutes geordnetes Liederbuch nicht nur willkommen erscheine, sondern als ein wahres Bedürfniß zu betrachten sey, um die übertriebene Ablehnung des Reinlyrischen mit der Gerechtigkeit ins Gleichgewicht zu setzen, und die Gleichgültigkeit auf das Mittelmäßige, den Hohn auf das Schlechte der neuen Lyrik zu beschränken.

Hiermit genug; sollte dieser weite Aufsatz irgend einen tüchtigen Unbekannten versäumt haben, so gelte unser Bedauern für ein Lob. Ob das vermißte Büchlein von Rochlitz geendigt habe, wissen wir nicht; vor vier Jahren schien es das weniger zu verdienen, als manches noch fortblühende. Da war es auch, wo wir eine Erzählung ohne Namen des Verfassers mit Unrecht dem würdigen Herausgeber zuschrieben; sie war von jener Wundererscheinung in unsrer eitlen Welt, von einer Schriftstellerin, die berühmt und gepriesen wurde, und sich doch verbarg, von Benedicte Naubert. Das wackere Talent dieser Frau und ihre reiche Erfindungsgabe überdauern dafür ihr Grab, und es kommt ihrem Namen zu Gute, daß der Ruhm zu ihren Lebzeiten sich nicht überdrüssig daran lobte.

Gering erschien das kleine Volk, dessen Musterung uns beschäftigte, aber es gewann allmählich angreifende Riesenkräfte, und nun glauben wir fast ein herculisches Werk gethan zu haben. Ja, alle Leiden des Tartarus hat der Recensent durchgefühlt: des Irion, auf ein ewig umschwingendes Rad sich wiederholenden Jahrgetriebes geschmiedet; des Sisyphus, Stein um Stein unabsehbar vom Herzen abwälzend; der Danaiden, mit dem Schöpfen unablässig ausfließender und versiegender Wasser beschäftigt; des Tantalus, wo, was wie Frucht und Labetrunk winkte, vor den Fingern verschwand oder ungenießbare Gestalt empfing. Umsonst wäre es, alle gefürchtete oder gewünschte mythologische Verwandlungen aufzuzählen, deren Kreis zu durchlaufen war, wo die Aufgabe zu herbe drohte; doch auch dem Felsen des Prometheus blieb der geängstigte Geist nicht fern, den alle Adler der verschiedenen Donnergötter anschwirrten, zu welchen er sich die mißvergnügten Dichterseelen gestaltete.

Es ist ein Heischesatz aller Dichter, daß keine Kritik sie zufrieden stellt. Von jenen überirdischen Regionen der Poesie her, wo alles ins Unendliche geht, erscheint jedes Lob als ein dürftiges Surrogat der Anbetung, und jeder Tadel als eine Lästerung. So seltsam hat sich unser Literartreiben gestellt, daß es als etwas Zulässiges, ja oft als das Rechte betrachtet wird, Staaten in ihren geheiligten Häuptern, in ihren durch Gewohnheit und Cultur überall abgeschliffenen und milde gewordenen, nirgends aber ohne Gefahr unseligsten chaotischen Unterganges umgestürzten Einrichtungen, Corporationen und Ständen zu tadeln, daß es aber gleich dem Hochverrathe gilt, das Haupt eines Doctors confus, die Leier eines Sängers discordant zu nennen. Ein weiser Staat ist immer großmüthig und zertheilt wie die Sonne durch innere Kraft, Wohlthat und Wärme, unschädlichen Anhauch; daher verdunstet der Staaten-Recensent in ungefährlicher Sicherheit; der Gelehrte und Leiermann hingegen haben vorwiegenden Hang zum Kometen, der Komet aber hat seinen Nimbus und anhängenden Schweif, und

fährt drohend und sturmverkündend unter den erhabenen wandellosen Fixsternen hinweg. Wehe dem Bücher-Recensenten, der mit einem Lichte, das er jenen festen Gestirnen entlehnt zu haben vermeint, dem Dunstkreise nahen will! Nicht seine innigste Liebe für das Gute und Schöne kann ihn vor dem sprühenden Hasse versprengten Irrlichtes, nicht seine Milde gegen alles Ernstgewollte, seine Zuvorkommung für das Strebende, ob auch noch nicht Erstrebte, vor der unablässigen Verfolgung der animarum coelestium retten. Proteisch wandeln sich die Recensirten selbst in Recensenten und blasen als hundertköpfige Hydra in tausend Maculaturen wider des Aermsten Ruhm, Ehre, Ehrlichkeit, Wahrheit, Kenntniß und Liebe; das kleinlichste Mittel ärmlicher Spürerei und fremdliegender Persönlichkeit auf keine Weise verschmähend.

Die vorliegende Arbeit hat sich weit über ihre eigene Absicht ausgedehnt, aber sie konnte nur dadurch würdig werden, einem ernsten kritischen Institute anzugehören, daß sie selbständig zu seyn und nicht mit den leichten Büchern zu verflattern strebte, deren Inhalt die Veranlassung ihres Daseyns war. Die Existenz der Taschenbücher an sich ist zu einer Erscheinung unserer Literatur geworden, von welcher Notiz zu nehmen die Kritik nicht mehr unterlassen kann. Diese Notiz darf aber nicht in winzigen Notizen bestehen, sie muß Grundlage und Mittelpunct haben, wovon sie ausgeht, wohin sie zurückführt. Da ein solches nur durch Studium und Nachdenken gewonnen werden kann, so tritt daraus die Consequenz hervor, und vor dieser ernsten Gestalt schwindet jede einzelne und persönliche Rücksicht in Nichts, damit alles der gebietenden, als Wahrheit erkannten Gewalt untergeordnet bleibe. Besteht darin die Würde wie das Palladium der Kritik, so hat unser Versuch redlich gerungen, die Aufgabe zu lösen; und darnach nur, wie es ihm mehr oder minder gelang, kann sein Werth und seine Dauer bestimmt werden. Es stand mit seinem Streben im Zusammenhange, da, wo der Anlaß geboten war, eine weiter ausholende, allgemeinere Betrachtung als Ausbeute und Frucht seines Denkens und Wollens anzuknüpfen; und daß dieses öfter und in verschiedenen Feldern möglich wurde, war dem Rec. der hauptsächlichste Reiz und Sporn seiner Mühe. Keiner andern Meinung, als der rechtschaffensten, selbst da bewußt, wo der wohlwollendste Unwille ihn gegen den phantastischen Dünkel und fieberhaften Ruhm usurpirender Individuen hinriß, kann er mit einer Beziehung auf den Schluß seiner Abhandlung von 1820 beschließen, deren Bitten und Wünsche er noch jetzt schreiben würde, wenn sie nicht schon niedergeschrieben wären. Das Gute und Größe in der Schrift, wie im Leben, erhält sich anscheinend überall durch die eigene Kraft; oft Anfangs unterdrückt, leuchtet es in der Folge um so heller auf und schwimmt

über der Fluth längst verwitterten Scheinruhmes; aber zuweilen kann frommen, es alsbald und unablässig zu rühmen und ihm wie seinem Gegenschatten das künftige Geschick zu verkünden. Das ist der Beruf aller, auch unsrer Kritik. Nur nirgends Jähzorn! Die Zeit stumpft jeden Stachel, und wie Recensionen mehr für die Schriftsteller, als für die Leser geschrieben sind, so erscheinen sie auch diesen selten so entsetzlich, wie jenen.

Vorigesmal schlugen wir einen Ausschuß, ein Selecten-Corps aus der Truppe der Almanache zu einem ewigen Taschenbuche vor. Wir vernehmen aber, daß man dieses Project zu früh und nicht ohne klagendes Ungemach habe ins Werk richten wollen; deshalb hüten wir uns weislich, einen solchen Antrag zu wiederholen, und überlassen es der Folgezeit, ihm, wofern sie es wünscht, aus den gegebenen Andeutungen seine Gestalt zu erwecken und seine Bestandtheile zusammenzulegen.

N. B. E.

Herabgesetzte Journal-Preise.

Um den Freunden der Literatur den Ankauf der ältern Jahrgänge nachstehender periodischen Schriften zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, solche auf die dabei bemerkten Preise herabzusetzen, zu welchen sie, jedoch nur in der ganzen Folge und nicht in den einzelnen Jahrgängen, bei denen dann die gewöhnlichen Preise stattfinden, durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind.

Annalen (Allgemeine medicinische), für die Jahre 1798 bis 1815. 18 Jahrgänge, nebst acht Heften Supplemente. 4. Ladenpr. 96 Thlr. 16 Gr. Jetzt 30 Thlr.

— — — Die Folge von 1806—15. 10 Jahrg., nebst acht Heften Supplemente. 4. Ladenpr. 62 Thlr. Jetzt 18 Thlr. 16 Gr.

— — — Die Folge von 1811—15. Fünf Jahrgänge. 4. Ladenpreis 37 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

— — — Die neueste Folge 1816—20. Fünf Jahrgänge. 4 Ladenpr. 33 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr. (Einzeln kosten: Jahrgang 1798—1810 à 4 Thlr. 8 Gr. Die Supplemente zu 1801—10 3 Thlr. Jahrg. 1811—12 à 8 Thlr. 16 Gr. 1813—20 à 6 Thlr. 16 Gr.) (Die neuesten Jahrgänge für 1821, 1822, 1823 u. 1824 kosten jeder 6 Thlr. 16 Gr.)

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur, für die Jahre 1819—22 mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange. Vier Jahrgänge in 16 Bänden. gr. 8. Ladenpreis 39 Thlr. Jetzt 20 Thlr. (Einzeln kosten: 1819, 9 Thlr.; 1820, 8 Thlr. 16 Gr.; 1821—22 à 10 Thlr. 16 Gr.) (Die neuesten Jahrgänge für 1823 und 1824 kosten jeder 10 Thlr.)

Isis, oder encyklopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken, für die Jahre 1817—22. Mit vielen Kupfern. 6 Jahrg. 4. Ladenpreis 46 Thlr. Jetzt 24 Thlr. (Einzeln: 1817, 6 Thlr.; 1818—22 à 8 Thlr.) (Die neuesten Jahrgänge 1823 und 1824 kosten jeder 8 Thlr.)

Urania. Taschenbuch für die Jahre 1815, 1817—23. Mit vielen Kupfern. Acht Jahrgänge. 12. Ladenpreis 17 Thlr. Jetzt zusammen genommen 8 Thlr. und einzelne Jahrgänge à 1 Thlr. 8 Gr. (Der Jahrgang für 1824 kostet 2 Thlr.)

— — In größerm Formate mit Kupfern vor der Schrift. Acht Jahrgänge. 8. Ladenpreis 28 Thlr. Jetzt zusammen genommen 13 Thlr. 12 Gr. und einzelne Jahrgänge à 2 Thlr. (Der Jahrgang 1824 kostet in diesem Format 3 Thlr. 4 Gr.)

Wochenblatt (Literarisches). Herausgegeben von A. v. Kotzebue. 6 Bände oder Jahrgang 1818—20. 4. Ladenpreis 25 Thlr. Jetzt 12 Thlr. (Einzelne Bände à 4 Thlr.)

Conversationsblatt (Literarisches). 4 Bände oder Jahrgang 1821—22 (Fortsetzung des Vorstehenden) 4. 20 Thlr. Jetzt 10 Thlr. (Werden beide Folgen „Wochenblatt" und „Conversationsblatt" zusammen genommen, so erlasse ich sie für 20 Thlr.) (Die neuesten Jahrgänge für 1823 und 1824 kosten jeder 10 Thlr.)

Wolfart's (Dr. und Prof. K. Chr.) Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklåpieion. 5 Bände oder 10 Hefte. gr. 8. 1818—23. Ladenpreis 10 Thlr. Jetzt 5 Thlr. (Einzeln das Heft 1 Thlr.)

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Erste Reihe in 6 Bänden oder 24 Heften. gr. 8. Ladenpreis auf Druckpapier 24 Thlr. Jetzt 16 Thlr. Auf Schreibp. 36 Thlr. Jetzt 24 Thlr. (Einzelne Hefte auf Druckpapier à 1 Thlr.; auf Schreibpapier à 1 Thlr. 12 Gr.)

(Von der neuern Reihe sind bis jetzt 14 Hefte erschienen, von welchen jedes auf Druckpapier 1 Thlr. und auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.)

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Gedichte, herausgegeben zum Besten der Griechen von Heinr. Stieglitz und E. Große. Leipzig, in Commission bei J. G. Mittler. 256 S. 8. Mit Vignette.

„Deutschland, Frankreich, die freie Schweiz, auch England und Rußland haben durch unterstützende Beiträge ihre Dankopfer auf den Altären der Freiheit niedergelegt; und der sehnliche Wunsch, aus eignen Kräften ein kleines Scherflein in den heiligen Gotteskasten beisteuern zu können, läßt gegenwärtige Sammlung jugendlicher Poesien mit dem frommen Wunsch vor die Oeffentlichkeit heraustreten, daß von Gleichgesinnten das Begonnene kräftig möge weiter gefördert, und das Dargebotene mit dem einfachen, anspruchslosen Sinn aufgenommen werden, mit welchem es empfangen und niedergelegt wurde."

Mit diesen Worten kündigten die beiden Jünglinge den Zweck ihres Unternehmens an; und die freundliche Theilnahme, die das Werk gefunden, macht es möglich, außer Deckung der Druckkosten eine namhafte Summe schon jetzt an den Griechenverein zu Stuttgart einzusenden. Oeffentliche Blätter haben durch günstige Urtheile das Publicum auf die Sammlung aufmerksam gemacht; und so bieten diese Gedichte, welche durch ihre Frische, Vielseitigkeit der Form und des Inhalts, und eine gesunde, heitre Ansicht des Lebens, als eine nicht gewöhnliche Erscheinung des Tages auftreten, jedem Theilnehmenden die Gelegenheit dar, sich den Genuß schöner Stunden durch das Bewußtseyn der Förderung eines großen, heiligen Zweckes zu erhöhen, und bleibend zu machen.

Für Freunde des Neugriechischen verdient besonders die hier zum erstenmale mitgetheilte Ode des Hellenen Rizos Nerulos vorzügliche Aufmerksamkeit.

Druck und Papier sind geschmackvoll, und des Ganzen würdig. Direkt sich an mich Wendende erhalten bis zum October d. J. das Exemplar zu dem Subscriptionspreise von 1 Thlr. gegen baare Zahlung. Nachher ist das Werk gegen einen erhöhten Ladenpreis in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, im August 1823. J. G. Mittler.

Bei J. F. Bohné in Cassel sind so eben folgende Unterhaltungsschriften erschienen und in allen Buchhandl. zu haben:

Blumauer, K., Erichs Erzählungen im geselligen Abendkreise. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Oehlenschläger, Correggio. Drama mit Gesängen von G. Lotz. 8. Druckvelinpapier. 16 Gr.

Osmond oder der Sturm der Leidenschaft. Ein Roman frei nach dem Engl. von G. Lotz. Zwei Theile. Druckvelinpap. 2 Thlr. 16 Gr.

Schönwerk, H., Denk an mich. Kränze der Liebe und Freundschaft gewidmet, Stammbuchs-Aufsätze aus den vorzüglichsten Schriften der besten Klassiker, mit 12 Kupfern. Druckvelinpap. 16 Gr., ord. Pap. 12 Gr.

Wilhelmi, P., Ausflüge nach dem Niederrhein, der Weser, Holland und Westphalen rc. Mit Rücksicht auf die Betrachtung angehender Fußreisenden. 8. 16 Gr.

Für das medicinische und pharmaceutische Publicum werden nachfolgende so eben versandte Schriften, die durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind, von vielem Interesse seyn:

Dr. R. Brandes, Bericht vom Felde der pharmaceutischen Literatur. Erster Jahresbericht von 1822. 8. 21 Bogen. 1 Thlr. 6 Gr. — Auch unter dem Titel: Archiv des Apothekervereins im nördl. Deutschland. 1822. Fünfter Band.

Dem Arzt wird dies eben so willkommen seyn als dem Pharmaceuten, da dasselbe eine schnelle, dabei sehr gründliche Uebersicht über alles gibt, was im weiten Gebiete der mit so vielen Wissenschaften eng verwandten Pharmacie Erhebliches sich zugetragen hat. Nicht Jeder hat Zeit und Geld, alle Originalabhandlungen zu lesen, und um so angenehmer wird also gewiß ein Werk seyn, welches in gedrängter Kürze doch in den Stand setzt, dem Fortschreiten der Wissenschaften zu folgen. Es wird dieser Bericht fortgesetzt, und immer in der ersten Hälfte des Jahres ausgegeben.

Kritische Blätter für Chemie und Pharmacie Erster Band. Erstes Heft. Unter Wirkung mehrerer Gelehrten herausgegeben von Dr. R. Brandes. 20 Gr. — Auch unter dem Titel: Archiv des Apothekervereins im nördlichen Deutschland 1823. Sechster Band.

Ueber das Erscheinen dieser Blätter, die eben so wie der oben stehende Jahresbericht als Abtheilungen des Archivs bestehen, und diese Zeitschrift auch hierdurch nach und nach sich ihrer möglichsten Vollkommenheit nähert, haben wir uns schon in der Ankündigung ausgesprochen. Da jedoch bei beiden Werken gewiß der Fall eintreten wird, daß Aerzte und gerade Nicht-Pharmaceuten vom Fach, die also das Archiv vollständig nicht besitzen mögen, diese beiden, der Pharmacie und allen damit verwandten Wissenschaften, ja der Naturwissenschaft im engern Sinn, mehr gewidmete Schrift zu besitzen wünschen, so hat man für solche Käufer neben dem Titel Archiv auch noch den mehr bezeichnenden gewählt. Von diesen kritischen Blättern werden des Jahres mehrere Hefte erscheinen, von welchen immer zwei einen Band bilden.

Du Menil, Dr. A., Analyse anorgarnischer Körper. Ein Beitrag zur nähern Kenntniss ihrer innern Natur. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Rec. in den kritischen Blättern für Chemie rc. sagt über dieses Werk: „Wir glauben nicht unrichtig zu urtheilen, wenn wir mit diesem

Werks zwei wichtige Ziele erreicht glauben, nämlich: 1) sowohl die Kenntniß mehrerer anorganischer Körper dadurch erweitert und bereichert, als auch 2) ein nützliches Lehrbuch für den Analytiker, welcher sich durch den gewählten Gang der Untersuchungen des Verfassers hier in vielen Fällen wird Raths erholen können." — Die Analysen mehrerer bis jetzt noch nicht untersuchten Mineralwässer werden auch von Aerzten mit vielem Vergnügen gelesen werden.

Nees v. Esenbeck, Dr. Fr., ein neues Arzneimittel, Cortex Alixiae aromaticae. 8. 4 Gr.

Schmalkalden, im Sept. 1823.

Th. G. Fr. Varnhagensche Buchhandl.

Für Leihbibliotheken.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Erzählungen und Märchen. Aus dem Französischen von J. G. Siegmeyer. Gr. 12. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

SHAKSPEARE'S DRAMATIC WORKS,

TO WHICH ARE ADDED HIS

MISCELLANEOUS POEMS,

AND THE

LIFE OF THE AUTHOR,

Complete in One Volume 8vo. with a fine Portrait.

Price 12 Shilling Boards.

Den zahlreichen Verehrern des Shakspeare in Deutschland dürfte es nicht unangenehm seyn zu erfahren, daß ich die sämmtlichen Platten dieser schönen Stereotyp-Ausgabe käuflich an mich gebracht habe, wodurch ich in den Stand gesetzt bin, dieses Originalwerk für den äußerst geringen Preis von 4 Thlr. nach Deutschland zu liefern. Diese Ausgabe empfiehlt sich durch nicht zu kleinen Druck, genaue Korrektheit und schönes Papier, so daß selbige zu den vorzüglichsten gehört, welche bis jetzt davon in England erschienen sind. Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands liefern dieses Werk auf Bestellung, die Hauptversendung haben die Herren Steinacker und Wagner in Leipzig.

London, im August 1823. J. H. Bohte.

Für das gebildete Publicum.

In der Rein'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Weg zur Gesundheit

nach dem Englischen

des Dr. Georg Cheyne

frei bearbeitet

von N. H. Julius, Dr.

Nebst einem Anhange

von deutschen und fremden Sprüchwörtern aus dem Gebiete der Gesundheitspflege und Heilkunde.

Preis sauber geheftet 16 Gr.

Wer glaubt, hier eine Menge Recepte zu finden, irrt sich. Aber treffliche Rathschläge für die Gesundheit findet er darin, wie nur immer

ein Gebildeter sie wünschen kann. Es fehlt nicht an medicinischen Volksbüchern, fast alle sind aber für den gemeinen Mann; für die gebildeten Stände ist seit Tissot so wenig geschrieben worden, daß Hr. Dr. Julius mit Uebersetzung dieses Wegweisers gewiß vielen eine Freude gemacht hat.

---

und der Wissenschaft abgeholfen und die zweckmäßigste Bearbeitung der Zoologie nicht nur bearbeitet, sondern ihr wahres Seyn endlich begründet ist. Das Verdienst des Verfs. ist bei Bearbeitung dieser Schrift um so größer, je gründlicher die Vorarbeiten Anderer, besonders die eines Reil benutzt sind, und je bescheidener derselbe bei Darstellung seiner eignen Ansichten ist. Allenthalben ist geläuterte Empirie, und strenge Rationalität vereinigt. Es kann mithin dieses mit Sachkenntniß sowohl, als mit philosophischem Geiste vollendete Werk, jedem Gelehrten, besonders aber dem wissenschaftlichen Arzte und Naturforscher ein eben so hohes Interesse abgewinnen, als es selbst dem bloßen Kunst- und Naturliebhaber reellen Gewinn verschaffen wird. Zu dem Ende handelt die zweite Abtheilung des zweiten Theils von der Sammlung und Aufbewahrung der Thiere in Naturalienkabinetten, woselbst die Art der Sammlung nicht nur der Thiere überhaupt und ihre Aufbewahrung, sondern die jeder Thierclasse insbesondere, auf die instructivste Weise gelehrt wird.

In der Sanderschen Buchhandlung in Berlin sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Von dem Herausgeber von Hoffmanns Leben und Nachlaß. Mit Werners Bildniß und dem Motto: *Μὴ καταδικάζετε, καὶ οὐ μὴ καταδικασθῆτε.* Luc. 6, 37. In elegantem Umschlag. Broch. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr. Rh.

Der Verfasser, ein langjähriger Freund Werners, hat darnach gestrebt, dem protestantischen Deutschland, das, seit dem Uebertritt des Dichters der Söhne des Thals zum Katholicismus, nur falsche, und zum Theil hämische, Zeitungsnachrichten über ihn erhalten, ein möglichst treues Bild seines Innern, aus echten Quellen, zu geben. Zugleich kündigt sich das kleine Werk als eine nothwendige Beilage zu den Söhnen des Thals an, weil es in den mannichfaltigsten Erklärungen Werners über dies Gedicht den Schlüssel zu demselben, wie zu seinen Ansichten über Maurerei überhaupt, enthält. Darum wird es auch von der eben erschienenen dritten Auflage der Söhne des Thals, die in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. 18 Gr. zu haben ist, nicht getrennt.

Die Söhne des Thals. Ein dramatisches Gedicht von F. L. Z. Werner. Erster Theil: Die Templer auf Cypern. Zweiter Theil: Die Kreuzesbrüder. Dritte, mit des Verfassers Lebens-Abriss vermehrte Auflage.

Mit zwei Bildnissen, eleg. cartonnirt 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 Fl. 45 Kr. Rhein.

Für die Besitzer der beiden ersten Ausgaben ist von dem „Lebens-Abriß" ein besonderer Abdruck veranstaltet, und kostet 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel von F. L. Z. Werner. Zweite Auflage.

Erster Theil:

Die Brautnacht.

8. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Berlin, im August 1823.

Resignation, eine Erzählung vom Verfasser der Braut im Grabe. 8. 1823. 18 Gr.

Die von dem Hrn. Verf. auf dem Titel genannte frühere schöne Dichtung ist hinreichende Empfehlung für diese neue, höchst anziehende, einen seltenen Genuß gewährende Erzählung.

In meinem Verlag ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ernesti, J. H. M., Grundgeschichte der Welt. Ein Schul- und Hausbedarf zum ersten und weiteren Unterricht; mit Zeittafeln und einer inhaltsreichen Geschichtstabelle. Zwei Bände. 8. Zweite mit einer neuen Einleitung versehene Aufl. Preis 2 Thlr.

Wie Titel und Vorrede besagen, ist das Werk nicht bloß zu einem Anfangsbuche bestimmt: es soll zugleich als wahre Vorbereitung zur wissenschaftlichen Weltgeschichte den Unterricht weiter begründen und noch Anderen nützen, auch denen, welche die Geschichte nicht gründlich und nützlich zu lernen oder zu studiren angefangen haben. — Berlin, am 1. Sept. 1823.

Heinrich Burchhardt.

Bei J. F. Bohné in Cassel sind folgende nützliche Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kühne, F. T., Dialogues for the use of young persons who learn to speak English. 8. Broch. 16 Gr.

Dessen Gallicismen nebst Ausdrücken und Redensarten des gemeinen Lebens; herausgegeben für solche, welche Französisch richtig schreiben und sprechen lernen wollen ohne Germanismen einzumischen. 8. Broch. 16 Gr.

Schmieder, Dr K. Chr., Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste, mit 33 Kupfern, einer Attributentafel und zwei Chärtchen von Griechenland und Italien. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Zur Michaelis-Messe erscheint, und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Sickler, Consist. Rath Dr. Fr. C. L., Handbuch der alten Geographie. Gr. 8. mit vier Chärtchen.

Im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schulz, Dr. David, die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtexte des neuen Testaments. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ob es dem gelehrten Hrn. Verf. gelungen, in diesem exegetischen Versuche über diejenigen Stellen des neuen Testaments, auf welche sich die evangelische Lehre vom heiligen Abendmahl gründet, seinen Zweck zu erreichen, die Sache der Wahrheit recht kräftig zu fördern, bleibt dem Urtheile des kundigen, vorurtheilsfreien und parteilosen Publicums überlassen; gewiß aber wird Niemand den Ernst und Fleiß, so wie die Unbefangenheit verkennen, mit welcher sich der Hr. Verf. bestrebt auf das gründlichste einen so höchst wichtigen Gegenstand zu erforschen, der durch die Verhandlungen der neuesten Zeit noch um vieles bedeutender geworden. Möge seine Arbeit sich der Aufnahme erfreuen, deren sie würdig ist!

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXIV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publikum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Gemälde-Verkauf.

Cranach (Lucas), die Ehebrecherin vor Christo. Eine figurenreiche und charaktervolle Composition. Ohnstreitig eine der vorzüglichsten Arbeiten dieses berühmten Meisters. 1000 Fl. Auf Holz 3 Sch. 6 Zoll hoch, 6 Sch. 2½ Zoll breit.

Von Demselben. Christus mit den Maalen der Kreuzigung den Blick voll Ausdruck in die Höhe richtend, hält in seinen übereinander gelegten Armen eine Geissel und eine Ruthe. Ein ganz besonders gut ausgeführtes Gemälde, mit dem Zeichen des Meisters. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 7 Zoll hoch, 1 Sch. 2½ Zoll breit.

Sasso-Ferrato. Die heilige Therese in Lebensgröße. Figur bis auf den halben Leib. Der vortreffliche, ausdrucksvolle Kopf, und die Bearbeitung des Ganzen, lassen Nichts zu wünschen übrig. 440 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 2 Zoll hoch, 1 Sch. 8 Zoll breit.

Rugendas (Georg Phil.), zwei mit geistreichem und kräftigem Pinsel ausgeführte Reitergefechte. 264 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 9 Zoll hoch, 3 Sch. 10 Zoll breit.

Brill (Matheus), Landschaft mit einer besonders schönen Baumgruppe, bei welcher die Verkaufung Josephs durch seine Brüder in gut ausgeführten Figuren angebracht ist. Außer diesem ist der Vorgrund mit Schaafen, Eseln und andern Thieren belebt. 198 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 7½ Zoll hoch, 3 Sch. 6 Zoll breit.

Junker (Justus), zwei ganz vorzüglich schöne Fruchtstücke, mit dem Namen des Meisters und der Jahrzahl 1762 bezeichnet. 198 Fl. Auf Holz 1 Sch. 10½ Zoll hoch, 1 Sch. 6½ Zoll breit.

Klomp. Viehstück, in einer Landschaft ein stehender Ochse bei diesem einige Schaafe und eine Ziege. In der Ferne weiden einige Kühe. Dieses gut ausgeführte Gemälde ist mit des Meisters Namen gezeichnet. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 3½ Zoll hoch, 1 Sch. 11 Zoll breit.

Von Demselben. Ebenfalls ein Viehstück. Bei einem stehenden Ochsen liegt ein Rind, nebst etlichen Schaafen, in einer Landschaft, in deren Mittelgrund ein Bauernhaus angebracht ist. Im Gehalt wie Obiges, und auch mit dem Namen des Verfertigers bezeichnet. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 1½ Zoll hoch, 1 Sch. 1¼ Zoll breit.

Unbekannt. Eine Gebürglandschaft, durch welche ein mit Schiffen belebter Fluß läuft. Im Vorgrund sind Leute auf dem Lande beschäftigt ein Schiff auszubessern. Dieses Bild ist ganz in Sachtleevens Composition und mit H durch welches ein S geschlungen nebst der

Resignation, eine Erzählung vom Verfasser der Braut im Grabe. 8. 1823. 18 Gr.

Die von dem Hrn. Verf. auf dem Titel genannte frühere schöne Dichtung ist hinreichende Empfehlung für diese neue, höchst anziehende, einen seltenen Genuß gewährende Erzählung.

In meinem Verlag ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ernesti, J. H. M., Grundgeschichte der Welt. Ein Schul- und Hausbedarf zum ersten und weiteren Unterricht; mit Zeittafeln und einer inhaltsreichen Geschichtstabelle. Zwei Bände. 8. Zweite mit einer neuen Einleitung versehene Aufl. Preis 2 Thlr.

Wie Titel und Vorrede besagen, ist das Werk nicht bloß zu einem Anfangsbuche bestimmt: es soll zugleich als wahre Vorbereitung zur wissenschaftlichen Weltgeschichte den Unterricht weiter begründen und noch Anderen nützen, auch denen, welche die Geschichte nicht gründlich und nützlich zu lernen oder zu studiren angefangen haben. —

Berlin, am 1. Sept. 1823.

Heinrich Burchhardt.

Bei J. F. Bohné in Cassel sind folgende nützliche Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kühne, F. T., Dialogues for the use of young persons who learn to speak English. 8. Broch. 16 Gr.

Dessen Gallicismen nebst Ausdrücken und Redensarten des gemeinen Lebens; herausgegeben für solche, welche Französisch richtig schreiben und sprechen lernen wollen ohne Germanismen einzumischen. 8. Broch. 16 Gr.

Schmieder, Dr K. Chr., Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste, mit 33 Kupfern, einer Attributentafel und zwei Chärtchen von Griechenland und Italien. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Zur Michaelis-Messe erscheint, und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Sickler, Consist. Rath Dr. Fr. C. L., Handbuch der alten Geographie. Gr. 8. mit vier Chärtchen.

Im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schulz, Dr. David, die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtexte des neuen Testaments. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ob es dem gelehrten Hrn. Verf. gelungen, in diesem exegetischen Versuche über diejenigen Stellen des neuen Testaments, auf welche sich die evangelische Lehre vom heiligen Abendmahl gründet, seinen Zweck zu erreichen, die Sache der Wahrheit recht kräftig zu fördern, bleibt dem Urtheile des kundigen, vorurtheilsfreien und parteilosen Publicums überlassen; gewiß aber wird Niemand den Ernst und Fleiß, so wie die Unbefangenheit verkennen, mit welcher sich der Hr. Verf. bestrebt auf das gründlichste einen so höchst wichtigen Gegenstand zu erforschen, der durch die Verhandlungen der neuesten Zeit noch um vieles bedeutender geworden. Möge seine Arbeit sich der Aufnahme erfreuen, deren sie würdig ist!

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXIV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Gemälde-Verkauf.

Cranach (Lucas), die Ehebrecherin vor Christo. Eine figurenreiche und charaktervolle Composition. Ohnstreitig eine der vorzüglichsten Arbeiten dieses berühmten Meisters. 1000 Fl. Auf Holz 3 Sch. 6 Zoll hoch, 6 Sch. 2½ Zoll breit.

Von Demselben. Christus mit den Maalen der Kreuzigung den Blick voll Ausdruck in die Höhe richtend; hält in seinen übereinander gelegten Armen eine Geissel und eine Ruthe. Ein ganz besonders gut ausgeführtes Gemälde, mit dem Zeichen des Meisters. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 7 Zoll hoch, 1 Sch. 2½ Zoll breit.

Sasso-Ferrato. Die heilige Therese in Lebensgröße. Figur bis auf den halben Leib. Der vortreffliche, ausdrucksvolle Kopf, und die Bearbeitung des Ganzen, lassen nichts zu wünschen übrig. 440 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 2 Zoll hoch, 1 Sch. 8 Zoll breit.

Rugendas (Georg Phil.), zwei mit geistreichem und kräftigem Pinsel ausgeführte Reitergefechte. 264 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 9 Zoll hoch, 3 Sch. 10 Zoll breit.

Brill (Matheus), Landschaft mit einer besonders schönen Baumgruppe, bei welcher die Verkaufung Josephs durch seine Brüder in gut ausgeführten Figuren angebracht ist. Außer diesem ist der Vorgrund mit Schaafen, Eseln und andern Thieren belebt. 198 Fl. Auf Leinwand 2 Sch. 7½ Zoll hoch, 3 Sch. 6 Zoll breit.

Junker (Justus), zwei ganz vorzüglich schöne Fruchtstücke, mit dem Namen des Meisters und der Jahrzahl 1762 bezeichnet. 198 Fl. Auf Holz 1 Sch. 10¼ Zoll hoch, 1 Sch. 6½ Zoll breit.

Klomp. Viehstück, in einer Landschaft ein stehender Ochse bei diesem einige Schaafe und eine Ziege. In der Ferne weiden einige Kühe. Dieses gut ausgeführte Gemälde ist mit des Meisters Namen gezeichnet. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 3½ Zoll hoch, 1 Sch. 1½ Zoll breit.

Von Demselben. Ebenfalls ein Viehstück. Bei einem stehenden Ochsen liegt ein Rind, nebst etlichen Schaafen, in einer Landschaft, in deren Mittelgrund ein Bauernhaus angebracht ist. Im Gehalt wie Obiges, und auch mit dem Namen des Verfertigers bezeichnet. 132 Fl. Auf Holz 1 Sch. 1½ Zoll hoch, 1 Sch. 1¼ Zoll breit.

Unbekannt. Eine Gebürglandschaft, durch welche ein mit Schiffen belebter Fluß läuft. Im Vorgrund sind Leute auf dem Lande beschäftigt ein Schiff auszubessern. Dieses Bild ist ganz in Sachtleevens Composition und mit H durch welches ein S geschlungen nebst der

Jahrzahl 1691 bezeichnet, kann jedoch nicht von diesem Meister seyn, da er nach Füßli 1685 gestorben. 100 Fl. Auf Holz 2 Sch. 5 Zoll hoch, 3 Sch. 1 Zoll breit.

Brand (Christ. Gotthilf): Eine baumreiche Landschaft, in deren Mittelgrund ein Landhaus mit einiger Belebung angebracht ist. Dieses Bild ist noch ganz in der Manier seines Lehrmeisters Agrikola bearbeitet. Auch hat es der Meister mit seinem Namen bezeichnet. 88 Fl. Auf Leinwand 1 Sch. 8½ Zoll hoch, 1 Sch. 6½ Zoll breit.

Bloemaert (Abraham) Scene einer Geschichte des Mittelalters, grau in grau. 44 Fl. Auf Holz 1 Sch. 2½ Zoll hoch, 2 Sch. 9¼ Zoll breit.

Nach Quersurt. Zwei Reiterangriffe, sehr brave Copien. 44 Fl. Auf Holz 7½ Zoll hoch, 11 Zoll breit.

Diese Beschreibung und Taxation ist gewissenhaft von einem sehr erfahrnen und geachteten Kunstkenner verfertigt, man hat daher die Beruhigung, keine Copieen für Originale zu erhalten. Die Preise sind nach dem 24 Fl. Fuß, so daß 9 Fl. 5 Thlr. sächsisch betragen. Alle Gemälde sind aufs Beste erhalten, und die Angabe der Größe ist nach dem pariser Maßstab.

Franz Varrentrapp,
Buch- und Kunsthändler in Frankfurt am Main.

Militairische Anzeige.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und den Hrn. Offizieren als ein gewiß sehr nützliches Handbüchlein zu empfehlen:

Fragmente für Offiziere leichter Truppen, bearbeitet von L. G. Förster. Preis sauber geheftet 20 Gr. (wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist.)

Berlin, am 1. Sept. 1823.

Heinrich Burchhardt.

Tübingen bei H. Laupp ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Uebersicht über die Volkskrankheiten in Großbritannien, mit Hinweisung auf ihre Ursachen und die daraus entstehenden Eigenthümlichkeiten der englischen Heilkunde. Von G. F. Autenrieth, Doctor der Medizin, Mitglied der kaiserlichen leopoldinischen Akademie der Naturforscher zu Bonn und der Wernerschen naturhistorischen und medizinisch-chirurgischen Gesellschaften zu Edinburg. 192 Seiten. Gr. 8. 1 Fl. 24 Kr. oder 20 Gr.

Bei Tendler und von Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Novellen

von

Franz Maria Nell.

8. Wien 1823. In Umschlag broch. 1 Thlr.

Wir legen hier den Freunden einer gemüthlichen und geistreichen Lectüre, eine Sammlung Erzählungen von einem Schriftsteller vor, dessen Name der literarischen Welt bereits vortheilhaft bekannt ist. Es sind ihrer sechs: Das Bild, der Braut. — Der Schach im Bade. — Der Abelit. — Der Meister ohne Name. — Das Gottesgericht. —

Das Brautpaar. — Alle zeichnen sich durch lebendige scharfe Charakteristik, blühende und ergreifende Situationen, lebhafte Schilderungen in einer schönen, ungesuchten, bilderreichen Sprache aus.

Die geistreiche Verfasserin der beliebten Romane: Marie Müller, Erne u. s. w. hat in der letzten Messe die Freunde einer interessanten Unterhaltung mit zwei neuen Erzeugnissen ihrer Muße beschenkt:

Friedchen, eine wahre Geschichte. 8. Altona bei Hammerich. 1 Thlr.

Der Bote aus Jerusalem. Ein Ritterroman. 8. Daselbst. 1 Thlr. 4 Gr.

Früher sind in demselben Verlag herausgekommen, und wie obige durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Stiefsöhne. 8. 1810. 1 Thlr. 8 Gr.
Franziska und Aenneli. 8. 1813. 1 Thlr.
Erne. Kein Roman. 8. 1820. 1 Thlr. 8 Gr.
Der Mohrenknabe, oder die Wallfahrt nach dem Montserrat. 8. 1821. 1 Thlr.

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eros

oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

Lädger, K., Gespräche über die gewöhnlichsten Vorfälle im Leben englisch und deutsch; auf den praktischen Gebrauch des angehenden Erlerners dieser Sprachen berechnet. Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh. (à 12 Gr.) 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Conversations on the most common Occurrences in Life, in english and german; calculated for the practical Use of the Student of either Language. Number 1. and 2.

Bearbeitet mit besonderer Rücksicht auf die Idiome der englischen Sprache und die Sitten und Gebräuche dieser Nation, bieten die Gespräche dem Reisenden, dem Geschäftsmanne, so wie Jedem, diese immer allgemeiner werdende Sprache Lernenden, reichen Stoff in gefälliger

Form, sich bald und leicht mit derselben vertraut zu machen. Ein drittes Bändchen erscheint zu Neujahr und beschließt das Ganze.

Joh. Ambr. Barth.

Bei T. Trautwein in Berlin ist so eben fertig geworden:

Josua, Oratorium von Händel, Clavier-Auszug von J. C. F. Rex. (37 Bogen stark) Geheftet. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Materialien zu Religionsvorträgen bei Begräbnissen, in Auszügen aus den Werken deutscher Canzelredner gesammelt von J. G. Petsche und M. J. K. Weikert. Fünf Bände. Gr. 8. Chemnitz, Starke. 5 Thlr. 4 Gr.

Es zeichnen sich diese Materialien hauptsächlich dadurch vor ähnlichen Hülfsmitteln aus, daß sie nicht Auszüge aus Leichenreden, sondern vielmehr aus solchen Predigten enthalten, in welchen Gegenstände abgehandelt werden, die bei Sterbefällen anwendbar sind: eine Einrichtung, die dieses Werk auch denen empfehlen wird, die sich keiner fremden Beihülfe bei ihren Amtsarbeiten zu bedienen pflegen, da es vermöge derselben nicht sowohl der Leerheit und Trägheit die Hand reichen, sondern vielmehr als ideenbereichernde und berichtigende Lectüre für den Kenntnißvollen und Selbstdenkenden erscheinen will, die doch auch der Höchste in dieser Gattung nicht verschmähet. Eben so empfehlend werden diesem Werke aber auch gewiß die Namen der Männer seyn, deren Predigtsammlungen bei denselben benutzt wurden, die Namen eines Ammon, Cramer, Dräseke, Eylert, Gebauer, Hermes, Kindervater, Löffler, Marezoll, Reinhard, Rosenmüller, Schuderoff ꝛc. deren Schriften, doch wohl nur die wenigsten von denen, für welche dieses Werk bestimmt ist, gesammt besitzen möchten.

Mykologie.

Bei Leopold Voss in Leipzig ist so eben erschienen:

Mykologische Hefte. Von Prof. Dr. G. Kunze und Dr. J. C. Schmidt. Zweites Heft. In gr. 8. Mit zwei Kupfertafeln in 4. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Bei Unterzeichneten ist erschienen:

Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker in neuen Verdeutschungen. Bd. 35 bis 70.

Diese Bände enthalten:

Nr. 35—36. Guarini's treuer Schäfer; von H. Müller. Zwei Bände.
" 37—38. Thomson's Jahrszeiten; v. Fr. Schmitthenner. Zwei Bände.
" 39—40. Delille's Landmann; von Dr. Döring. Zwei Bde.
" 41—42. Moore's Lalla Rookh; v. J. L. Witthaus. Zwei Bände.
" 43—70. Scott's Romane; Bände 6. bis 33. (deren Inhalt schon früher angezeigt worden ist.)

und sind durch alle Buchhandlungen für den sehr billigen Preis von

9 Gr. für's geheftete, und 8 Gr. für's rohe, mit einem Kupfer gezierte Bändchen zu erhalten.

Diese, in einem Zeitraum von zwei Jahren, bis auf 70 Theile herangewachsene Taschenausgabe, wird auch ferner ununterbrochen fortgesetzt, und wir werden uns bestreben, so wohl durch sorgfältige Auswahl guter Uebersetzungen, als auch in typographischer Hinsicht, den ihr bis jetzt überall zu Theil gewordenen Beifall zu erhalten.

Zwickau, im Sept. 1823.

Gebr. Schumann.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

Bretschneider, Dr. K. G., Predigten an Sonn- und Festtagen. Erstes Bändchen, zweite mit sieben Vorträgen vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Ueber Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung. Für Zweifelnde und Trauernde. Zweite vermehrte Ausgabe derselben, zweites Bändchen. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Auch unter dem Titel:

Worte der heiligen Schrift zum Unterrichte und zur Erbauung erklärt.

Ueber den Werth der Vorträge eines unsrer ausgezeichnetsten Theologen und Kanzelredners hat das Publicum in so weit wohl entschieden, als die erste Auflage des ersten Bändchens sich vergriff, und somit Veranlassung zu einer neuen gab, die der würdige Verf. aus dem reichen Vorrathe seiner trefflichen Materialen fast um die Hälfte vermehrte und ein zweites Bändchen hinzufügte, dessen Tendenz der besondere Titel näher ausspricht. Lichtvoll und klar bringen seine Worte dem Leser die Ueberzeugung der Wahrheit, erbauen und erleuchten in ihrer edlen, das Gefühl wohlgefällig ansprechenden Form und werden ihren Zweck, wohlthätig auf das Gemüth, auf religiöse Bildung und Entschließung zu wirken, sicher nicht verfehlen.

Eben erschienen bei P. G. Hilscher in Dresden, und sind an alle Buchhandlungen versandt:

Anekdoten zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Revolution vom Grafen Pecchio, nach der englischen Ausgabe übersetzt. Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Wer die merkwürdigen Staatsveränderungen in Spanien und Portugal in ihrer Entstehung und weitern Entwickelung begreifen will, darf diese Schrift nicht ungelesen lassen. Sie gibt die wichtigsten Aufschlüsse über den Gang der Ereignisse, so wie über die Persönlichkeit der Männer, die dabei eine Rolle spielten, und hat nicht nur als Beitrag zur

Zeitgeschichte einen dauernden Werth, sondern ist überdies auch wegen der darin enthaltenen Schilderungen spanischer und portugiesischer Sitten und Charakter-Eigenheiten dem grossen Publicum als unterhaltende Lectüre zu empfehlen.

Literarische Anzeige.

Stein, M. K. W., die Apologetik des Christenthums als Wissenschaft dargestellt. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Fehlte es gleich nicht an einzelnen Vorarbeiten, so verdient doch obiges Werk, hervorgegangen aus der Feder eines dem gelehrten Publicum durch mehrere beifällig aufgenommene Schriften *) schon bekannten Theologen die nachdrücklichste Empfehlung als das erste wissenschaftliche im Fache der Apologetik, was um so zeitgemäßer erscheint, je wichtiger bei dem fortdauernden Kampfe theologischer Meinungen, zu wissen ist, ob und in welchem Sinne das Christenthum als göttliche Anstalt vertheidigt werden kann. Niemand wird dies Buch, ausgezeichnet durch gedrängten und fließenden Vortrag, im ruhig forschenden Tone verfaßt, den echten Geist christlicher Sanftmuth und Liebe athmend, besonders anziehend in den Abschnitten über die Perfectibilität der Offenbarung, über die Tüchtigkeit der neutestamentlichen Zeugen, über den innern Beruf Jesu zum Welterlöser, über Weissagungen, Wunder rc. unbefriedigt aus der Hand legen, und der eigentliche Religionsphilosoph so wie selbst der Philolog sich von demselben angezogen fühlen, wohl auch Bibelgesellschaften dieser Arbeit ihre Aufmerksamkeit nicht versagen.

*) Ueber den Begriff und obersten Grundsatz der historischen Interpretation des neuen Testaments. Gr. 8. 9 Gr.

Einige Predigten beim Amtsantritt und Jahreswechsel gehalten. Gr. 8. 9 Gr.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Für Aerzte, Wundärzte und Medizinalpersonen.

Dr. C. F. L. Wildberg's
Ober-Mediz.-Raths und Prof. zu Rostock
praktisches Handbuch für Physiker.

Erster Theil: Von den polizeilich-medizinischen Geschäften.
Zweiter Theil: Von den gerichtlich-medizinischen Geschäften der Physiker. Gr. 8. Preis für beide Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

ist so eben im Verlag der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Der dritte Theil, der die Anweisung zur Abfassung der Berichte und Gutachten enthält, erscheint zu Ostern künftigen Jahres.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Creuzer's Symbolik und Mythologie. Sechster Band.
Auch unter dem Titel:
Mone Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Zweiter Theil. à 2 Thlr. 18 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Hüffell, der Staat, die Kirche und die Volksschule. Gr. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 20 Gr.
Schelbler, Versuch zur Bekämpfung der Proselytenmacherei. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.
Fenner v. Fenneberg, Schwalbach und seine Heilquellen. 8. Broch. 14 Gr. oder 1 Fl.
v. Münch, über Domainen-Verkäufe. 8. Geh. 3 Gr. oder 12 Kr.
Derselbe über den Abkauf der Grundrenten. 8. Geh. 10 Gr. oder 40 Kr.

Fertig gewordene Bücher:

J. Fr. Naumann und *C. A. Buhle*, die Eier der Vögel Deutschlands und der benachbarten Länder in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen nebst einer tabellarischen Uebersicht der Naturgeschichte der hier vorkommenden Vögel. Zweites Heft. Taf. III und IV. 40 Abbildungen enthaltend. Gr. 4. Broch. 2 Thlr. Halle bei Kümmel.

Die Kostbarkeit der Illumination, so wie des Ganzen Innern und Aeussern, verhindern die Versendung a Condition, bekannt ist der Werth dieses Werks und es wird nur auf bestimmtes Verlangen versendet. Taf. V und VI ist jetzt im Stich.

Neue Schriften für Forstmänner, Baumeister, Holzhändler, Landwirthe, Künstler und Handwerker.

H. Cotta, K. S. Oberforstrath, Tafeln zur Bestimmung des Inhaltes der runden Hölzer, der Klafterhölzer und des Reisigs, so wie zur Berechnung der Nutz- und Bauholz-Preise. Auf allerhöchsten Befehl entworfen. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Von demselben Verfasser sind noch folgende Schriften bei uns erschienen:

H. Cotta, Anweisung zur Waldwerthberechnung. Zweite verbesserte Auflage. 1819. 1 Thlr.
— — — Anweisung zum Waldbau. Dritte verb. Aufl. 1821. 2 Thlr.
— — — Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung (Taxation). Erster Thl. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.
— — — Hülfstafeln für Forstwirthe und Taxatoren. (Ein Anhang zum Waldbau und zur Forsteinrichtung.) 1821. 1 Thlr.
— — — Die Verbindung des Feldbaus mit dem Waldbau, oder die Baufeldwirthschaft. Erster Bd. in vier Heften. 2 Thlr. 8 Gr.

Obige Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Dresden, im August 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

Dr. J. A. Reum, (Prof.) Grundlehren der Mathematik. Erster Theil: Die Zahlenlehre. Gr. 8. 18 Gr. ist so eben bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

Im Verlage von Graß, Barth und C. in Breslau (Leipzig bei Joh. Ambr. Barth) ist erschienen:

Jahrbuch deutscher Nachspiele. Herausgegeben von Karl von Holtei. Dritter Jahrgang für 1824. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

und enthält:

1) Der König und der Künstler, Schauspiel von Bärmann;
2) Nein, Lustspiel von Gust. von Barnekow;
3) Blind und Lahm, Nachspiel von Ludw. Robert;
4) Ein Morgenscherz, Lustspiel von Karl Immermann;
5) Fragt nur mich um Rath, Lustspiel von Albini;
6) Die Luftschiffer, Posse von Dr. Sessa.

Der erste Jahrgang für 1822 enthält: 1) das wilde Heer, Lustspiel v. van der Velde; 2) der Hund des Aubri, Posse von P. A. Wolff; 3) Wenn nur der Rechte kommt, Lustspiel von H. Schmelka; 4) die Farben, Lustspiel von C. v. Holtei; 5) der Großpapa, Lustspiel von K. Waller.

Der zweite Jahrgang für 1823 enthält: 1) Stanislaus, Drama von C. v. Holtei; 2) Herr Peter Squenz, Posse von W. Müller; 3) die Theaterprobe, Posse von Oswald; 4) Was Dir die dunkle Nacht versprach, erkennet nicht mehr an der Tag, Schauspiel von W. v. Studnitz; 5) der Solosänger, Posse von C. v. Holtei; 6) der freiwillige Landsturm, Posse von Lebrün.

Für Reisende und Freunde der schönen Natur und Künste ist so eben erschienen:

W. A. Lindau, Vergißmeinnicht. Ein Taschenbuch für den Besuch der sächsischen Schweiz und der angrenzenden Theile Böhmens, mit Titelkupfer und einer neuen Reisecharte. 8. Velinp. Geb. 1 Thlr. 3 Gr.

Dasselbe mit noch 30 ganz neu aufgenommenen An- und Aussichten von A. L. Richter. 2 Thlr. 16 Gr.

Dasselbe mit fein colorirten Kupfern auf engl. Velinp. 8 Thlr.

A. L. Richter, die Bastei in fünf großen Blättern 2 Thlr. 12 Gr.

Dieselben fein colorirt 6 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Neue vorzügliche unterrichtende Schriften, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

A. Breithaupt, vollständige Charakteristik des Mineralreichs. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Cours de Style diplomatique, red. par H. Meisel. Tome I. 2 Thlr. 6 Gr.

A. Müller, lecture instructive et amusante propre à faciliter l'étude des Gallicismes etc. Auch unter dem Titel: Lehrreiches und unterhaltendes Lesebuch zur leichten und schnellen Erlernung der Gallicismen oder Eigenheiten der französischen Sprache, um die Ausdrücke zu vermeiden, welche dem Geiste derselben zuwider sind. Für diejenigen, welche einige Fortschritte in dieser Sprache gemacht haben. Gr. 8. Broch. 2 Thlr.

Dresden, im August 1823. Arnoldische Buchhandl.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

No. XXV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Buch, das, der Zigeunerinnen, oder die Kunst, aus den Runzeln der Stirn, aus der Gesichtsbildung, den Handlinien, Geberden, Schönheitsmählern u. s. w. zu weissagen, nebst der Geschichte der Zigeuner, herausgegeben von Ismael Bohabdil, aus dem Französischen übersetzt, mit zwei Figuren. Zweite Auflage. Geh. 12 Gr. oder 48 Kr.

Frankfurt am Main, im August 1823.

P. W. Guilhauman.

Für Leihbibliotheken.

In der Schüppelschen Buchhandl. in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laun, Fr., der große Mann in Liebesnöthen. Ein Roman. Zwei Bände. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — die Luftschlösser. Ein komischer Roman. Zwei Bde. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Stein, Hofr. und Prof. Carl, Robert der Wildfang. Roman. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Voß, Jul. von, die Schildbürger. Ein komischer Roman. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

— — — Sphinx, oder 30 kleine Räthsel-Lustspiele. Zur leichten Darstellung in frohen Zirkeln eingerichtet. Mit einem Kupfer. 8. Geb. 1 Thlr. 18 Gr.

Weisser, Fr., Poetische Satyren und scherzhafte Gedichte. In einer Auswahl. 8. 20 Gr.

— — — Romanzen und erzählende Gesänge, Fabeln und Anekdoten. In einer Auswahl. 8. 20 Gr.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schopenhauer, Johanna, Die Tante, Roman in zwei Bänden. 8. Geh. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Die geistreiche Verfasserin hat bereits ihren Ruf in der literarischen Welt so fest begründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günstige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Putztisch der Damen, sondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geschäftsmänner; und ihre Reisen durch England und Frankreich, so wie das gediegene Werk über die niederländische

und altdeutsche Malerschule: Joh. van Eyk und seine Nachfolger, konnten nicht anders als ihren schon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meinung haben sich in dieser Hinsicht entschieden zu ihren Gunsten ausgesprochen, und die gespannte Erwartung, mit welcher man diesem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muse entgegen sah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieser Schriftstellerin schenkt. Daher hat es sich auch die Verlagshandlung angelegen seyn lassen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publicum zu übergeben.

Frankfurt a. M., im Sept. 1823.

Heinrich Wilmans.

Wasserwärmer
oder

Vorrichtungen, mittelst welcher in kurzer Zeit durch wenig Brennstoff viel Wasser erhitzt werden kann; zum Gebrauch bei allen Anstalten, die heißes Wasser in großer oder geringer Menge bedürfen rc. Von C. F. Ch. Steiner, Gr. H. S. Weim. Baurathe. Mit drei Kupfertafeln. Gr. 8. Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. Broch. 15 Gr.

Diese kleine Schrift, welche eine sehr nützliche, durch Versuche und Erfahrungen bewährte Erfindung darstellt, ist so eben erschienen und (den 5ten September) an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versendet worden.

John Shaw's
Anleitung zur Anatomie,

nebst deren Anwendung auf Pathologie und Chirurgie. Mit einem Anhange über die Verfertigung anatomischer Präparate. Ein Taschenbuch beim Zergliedern. Nach der dritten Ausgabe des englischen Originals übersetzt. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. Carton. 2 Thlr.

Dies Werk fand in England so großen Beifall, daß binnen zwei Jahren drei Auflagen davon nöthig wurden. Die deutsche Uebersetzung, welche vorzüglich für angehende Aerzte und Wundärzte bestimmt, dem Publicum hier übergeben wird, dürfte daher nicht unwillkommen seyn. Sie ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Unterhaltungsschriften

aus dem Verlage der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg, welche allen Lesezirkeln und Bibliotheken für Gebildete mit Ueberzeugung zu empfehlen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind;

Die Familie Barring oder das Scheinverbrechen, von K. Friedrich. 1 Thlr.

Branden Fürst der Brennen, oder Brandenburgs Gründung. Sage der Vorzeit von H. L. G. Flamma. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Brautschau, oder der Kuß des Schreckens auf der Burg Rothweilen, von C. F. Wehrhan. 16 Gr.

Erzählungen von Friederike Lohmann. Zwei Bände. 3 Thlr.

Neue Erzählungen von Friederike Lohmann. 1 Thlr. 16 Gr.
Die Flucht nach Spitzbergen, ein geographischer Roman. 18 Gr.
Gedichte zweier Frauen aus dem Hause Blankenau, v. Friederike Lohmann. 2 Thlr.
Mathilde die Magdeburgerin, oder die Wiederkehr aus der Gruft, von C. F. Wehrhan. 18 Gr.
Therese die Unglückliche, aus Familien-Papieren. Zwei Thle. 2 Thlr.
Sophronia, oder der Sieg des Glaubens, Drama von W. Gerhard. 20 Gr.
Umrisse, gesammelt auf einer Reise nach London, Amsterdam und Paris von Archibald. 1 Thlr. 21 Gr.
Varus und Herrmann. Trauerspiel. 14 Gr.

Für Freunde der höheren Mathematik.

Mathematische Abhandlungen von Dr. *J. A. Grunert*, Lehrer der Mathematik u. Physik am Lyceum zu Torgau. Erste Sammlung. Gr. 4. Altona bei J. F. Hammerich. 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Recensent in der hallischen Literatur-Zeitung 1823. Nr. 165 und 166 sagt: „Es gewährt dem Recensenten ein besonderes Vergnü„gen, die erste Denkschrift eines jungen Mathematikers hier anzuzei„gen, von dem man sich nach dieser erfreulichen Probe noch viel Gutes „versprechen darf."

Nachdem nun derselbe aus der Darlegung des Inhalts, aus welcher besonders das Eigenthümliche des Werks hervorgehoben ist, die wir aber des Raumes wegen hier nicht abschreiben können, gezeigt hat, was ihn zu dieser Hoffnung berechtigt, schließt er:

„Ueberall zeigt der Vf. eine vertraute Bekanntschaft mit seinen Vorgängern, und seine Schreibart ist stets klar und bestimmt. Rec. glaubt ihn daher im Namen des mathematischen Publicums ermuntern zu dürfen, daß er dieser ersten Sammlung bald eine zweite folgen lasse, und auch sein in der Vorrede gegebenes Versprechen, ein ausführliches Werk über die Trigonometrie nach der Art Cagnoli's zu schreiben, erfülle."

Für Vergolder.

Bei Franz Varrentrapp, Buchhändler in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen:

d'Arcet, die Kunst der Bronzevergoldung. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen von J. G. L. Blumhof. Mit sechs Steintafeln und zwei Tabellen. Gr. 8. 1823. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

In den göttingischen gelehrten Anzeigen 1822. Stück 17—18, Seite 175 ist hierüber gesagt:

„Diese treffliche Schrift ist durch eine Aufgabe des verstorbenen Fabrikanten Ravrie zu Paris veranlaßt, der einen Preis von 3000 Fr. zur Disposition der Akademie der Wissenschaften gestellt hatte, um dem zuerkannt zu werden, der die besten Mittel abgeben würde, die Vergolder vor den Nachtheilen der Quecksilberdämpfe zu schützen. Man hat die darin angegebenen Vorrichtungen so vortheilhaft gefunden, daß sie bald nach der Herausgabe der Preisschrift allgemein eingeführt worden sind. In Paris sind aber nicht weniger denn 1200 Vergolder-Werkstätte, aus denen früher bei weitem die mehrsten Arbeiter gliederlahm zurück-

lehrten; daher der Nutzen von durch obige Aufgabe veranlaßten Verbesserungen sehr hoch anzuschlagen ist. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, diese Einrichtungen sehr genau anzugeben, sondern er liefert zugleich eine sehr vollständige Anleitung zum Vergolden der Bronze. Er bestimmt die Feine, welche das Gold haben muß, um mit Vortheil zum Amalgam genommen zu werden und zeigt, wie nachtheilig eine Legirung mit Silber oder mit Kupfer wirkt. Er gibt an, wie man das Quecksilber vereinigen muß, um ein gutes Amalgam herzustellen, und bestimmt die Verhältnisse für die Bildung desselben. Er lehrt die Kunstgriffe für das Auftragen des Amalgams und die Vorsichtsmaßregeln, bei dem Verflüchtigen des Quecksilbers. Auch wird von ihm eine einfache Vorrichtung angegeben, wodurch das verflüchtigte Quecksilber aufgefangen werden kann. — Die von den verbesserten Vorrichtungen gegebenen Beschreibungen sind durch Zeichnungen erläutert."

Abbildungen
zur
Naturgeschichte Brasiliens
von
Maximilian,
Prinzen von Wied-Neuwied.

Dritte Lieferung in sechs Blättern auf Royal-Velinpapier, sauber colorirt, mit deutschen und französ. Text in Umschlag geheftet, Subscriptions-Preis bis Ende October 3 Thlr.

Weimar, im Verlage des Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs.

Diese dritte Lieferung ist erschienen und am 5ten September an die Herren Subscribenten versendet worden.

Die vierte Lieferung wird in 14 Tagen ausgegeben und die fünfte und sechste erscheinen noch im Laufe dieses Winters.

Liebhaber, die jetzt noch antreten wollen, erhalten die neuesten Lieferungen, von der dritten an, noch zu dem Subscriptions-Preis von 3 Thlr. für jede.

In der Ostermesse ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue Sammlung auserlesener Reden des *M. T. Cicero*, übersetzt und erläutert von *F. C. Wolff*. Erster Band, welcher die Reden für den Publius Quintius, für den Schauspieler Quintius Roscius, für den Marcus Fontejus, für den Aulus Cäcina, und die drei Reden über das Ackergesetz gegen den Volkstribunen Publius Serrillus Rullus, enthält. Altona bei J. F. Hammerich, 36 Bogen, Gr. 8. 2 Thlr.

Der Werth der Uebersetzung sowohl als der Erläuterungen der Ciceronischen Reden von dem Hrn. Conrector Wolff, ist aus den Beurtheilungen in unsern gelehrten Zeitungen von den früher erschienenen fünf Bänden hinlänglich bekannt, und oft ward er aufgefodert, auch den übrigen auserlesenen Reden Ciceros seinen Fleiß zu widmen, so daß sich hoffen läßt, es werde dieser neuen Arbeit derselbe Beifall zu Theil werden. Der zweite Band der neuen Sammlung erscheint zur Michaelis-Messe, und die übrigen werden sobald nachfolgen, als die Amtsgeschäfte des Hrn. Uebersetzers es ihm erlauben.

Der Verleger bittet besonders die Buchhandlungen bei ihren Bestellungen, diese neue Sammlung nicht mit der älteren zu verwechseln. Die fünf Bände derselben kosten 9 Thlr. 4 Gr., sind aber auch ferner jeder einzeln zu haben, und für Diejenigen, denen die Anschaffung des ganzen Werks zu theuer seyn wird, steht hier noch der Inhalt eines jeden einzelnen.

Der erste Bd., 1805, 1 Thlr. 16 Gr. enthält: die Reden für den Sextus Roscius aus Ameria, für die Manilische Bill, gegen Lucius Sergius Catilina und für den Dichter Aulus Licinius Archias.

Der zweite Bd., 1807, 1 Thlr. 16 Gr. enthält: die Reden für den Aulus Cluentius Aritus, für den Titus Annius Milo, für den Quintus Ligarius und für den König Dejotarus.

Der dritte Bd., 1817, 2 Thlr. enthält: die Rede gegen den Quintus Cäcilius, die Einleitung der ersten Klagrede gegen den Cajus Verres, und von der zweiten Klagrede gegen denselben, die erste und zweite Abtheilung.

Der vierte Bd., 1818, 2 Thlr., von der zweiten Klagrede gegen den C. Verres die dritte, vierte und fünfte Abtheilung.

Der fünfte Bd., 1819, 1 Thlr. 20 Gr. enthält: die Reden für den Lucius Murena, den Publius Sulla und den Cnejus Plantius.

Bei N. Landgraf in Nordhausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zweihundert Stammbuchs-Aufsätze, aus den vorzüglichsten Dichtern gesammelt. 12. Broch. Preis 6 Gr.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Die Productionskraft der Erde

oder

die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften,

von

C. F. Werner.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Ansichten und Ideen über die Natur, insbesondere über den Menschen, seine Entstehung, Unsterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode, hergeleitet aus Naturkräften, machen den Inhalt dieses interessanten Buches aus, dessen erste Auflage mit so viel Beifall aufgenommen wurde. Diese zweite ist um die Hälfte vermehrt, gänzlich umgearbeitet, und darf desselben Beifalls gewiß seyn.

Die Fortsetzung der Bibliothek der ausländischen Literatur für praktische Medizin betreffend.

Unterzeichneter macht hiermit bekannt, daß der dritte Band dieser Bibliothek, wovon der erste Band das wichtige Werk W. Philips über Indigestion, und der zweite Band Swans Werk über die Localkrankheiten der Nerven ꝛc. enthält, nächstens ebenfalls erscheinen, und die gehaltvolle in Florenz 1821 erschienene Schrift von Grotanelli über Milzkrankheiten enthalten wird. — Daß dem Hrn. Hofrath und Leibarzt Dr. Kreisig die Entscheidung über die in dieser Bibliothek aufzunehmenden Schriften anheimgestellt worden sey, habe ich bereits in der Vorrede zum ersten Bande derselben angeführt, es wird aber

dem ärztlichen Publicum in Deutschland eine noch erfreulichere Nachricht seyn, wenn ich hinzufüge, daß die an und für sich schon wichtige Schrift von Grotanelli noch durch bedeutende Zusätze und Bemerkungen aus der eignen langjährigen Erfahrung des Hrn. Hofraths Dr. Kreisig bereichert, erscheinen soll.

Leipzig, d. 6. Sept. 1821.

Moritz Hasper, Dr. Med. et Philos.

Neue Verlagsbücher, von Friedr. Christ. Wilh. Vogel in Leipzig, welche für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Acta S. Thomae Apostoli. Ex Codd. Paris. primum edidit et adnot. illustravit *Joannes Carolus Thilo*. Praemissa est notitia uberior novae Codicis Apocryphi Fabriciani editionis. 8maj. 21 Gr.

Aeschyli Tragoediae. Ad opt. libr. fidem denuo recens. integram lect. variet. notasque adj. *Aug. Wellauer*. Vol. I. contin. Prometheum, Septem contra Thebas, et Supplices. 8maj.
in charta impress. 1 Thlr. 6 Gr.
— — script. 1 Thlr. 12 Gr.
— — membran. 2 Thlr. 8 Gr.

Hieraus besonders abgedruckt:
— Prometheus Vinctus. 8maj. 8 Gr.
— Septem contra Thebas. 8maj. 9 Gr.
— Supplices. 8maj. 8 Gr.

Aristoteles de somno, et vigilia de insomniis et dedevinatione per somnum libri, ad Codd. et edd. vett. fidem recens. illustr. *G. A. Becker*. Accedunt variae lectiones in quatuor de partt. an. libros et reliqua quae dicuntur parva naturali. 8 maj.
in charta impress. 16 Gr.
— — script. 20 Gr.
— — membran. 1 Thlr.

Gesang- und Gebetbuch für Stadt- und Landschulen, dritte verb. und mit einem Anhange verm. Aufl. 8. 8 Gr.
— — Anhang dazu besonders. 8. 4 Gr.

Gesenius, Dr. Wilh., hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament. Zweite verbess., vermehrte und mit einem deutsch-hebräischen Register versehene Auflage. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Göthe's Herrmann und Dorothea. Aus den Versen in Prosa umgearbeitet von Carl Th. Kersten, mit 10 Holzschnitten. 18. London. In farbigem Umschlag carton. (In Commission.) 1 Thlr. 18 Gr.

Gregorii, Bar-Hebraei, Chron. Syr. E. Codd. MSS. emendavit et illustravit *G. H. Bernstein*. 4maj. (In Commiss.) 1 Thlr.

Hänle, G. F., Lehrbuch der Apothekerkunst, nach den neuesten und bewährtesten Erfahrungen, Entdeckungen, Berichtigungen und Grundsätzen zum vollständigen Selbstunterricht für angehende Aerzte, Apotheker und Materialisten. Zweiten Bandes zweite Abth. Gr. 8. 2 Thlr.

Handbuch, exeget., des N. Testamentes. Erstes Stück. Vierte umgearb. und verm. Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Heinroth's, Dr. J. C. A., Lehrbuch der Seelengesundheitskunde. Erster Theil: die Theorie und die Lehre von der Leibespflege enth. Gr. 8. 2 Thlr.
Lange, G. A., Vindiciae tragoediae Romanae. 4maj. 10 Gr.
Münter, Dr. Friedr., Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen. Erster Theil: Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark u. Norwegen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.
Rössler, C., über die Freimaurerei und ihre heutigen Gegner. 16. 9 Gr.
Schmieder, H. E., über Cyprians Schrift von der Einheit der Kirche. Gr. 8. 5 Gr.
Schneider, J. J., Handwörterbuch der griech. Sprache etc., ausgearbeitet von Franz Passow. Zweiten Bandes zweite und letzte Abth. erscheint Ende dieses Jahres und wird als Rest nachgeliefert. Beide Bände, welche nicht getrennt werden, kosten auf ord. Drkp. 6 Thlr.
auf weiss Pap. mit breitem Rand 6 Thlr. 18 Gr.
auf Schrbpap. mit breitem Rand 8 Thlr.
Schrader's, G. L., erstes element. Lesebuch. Vierte verb. Aufl. 8. 8 Gr.
Supplemente zur Taschenausgabe von Schillers Werken. 6 Bände. 16. werden Ende Octobers an die resp. Subscribenten à 2 Thlr. 16 Gr. Sächs. abgeliefert.
Trommsdorff, Dr. J. B., Neues Journal der Pharmacie, für Aerzte, Apotheker und Chemisten. Sechst. Bandes zweites Stück. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
— — Siebenten Bandes erstes Stück. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Commissions-Artikel.

Am-Pach, J. G. v., Grundriss der gerichtlichen Veterinärkunde. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Dolliner, Th., von Einrichtung und Umänderung der Beneficien. Gr. 8. 1 Thlr.
Frint, Dr. J., einige Gedanken über das Convertiren. Gr. 8. 12 Gr.
— — theologische Zeitschrift. Zehnter Jahrgang. 1822. Vier Hefte. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
Füger, G., L'Ufficio Nobile ossia procedura giudiciale. Traduzione dal Tedesco del Sign. Franc. de Calderoni. 3 Vol. 8maj. 5 Thlr.
Giftschütz, C., Erbauungsbuch für Kinder, nebst den gewöhnl. Andachtsübungen. 12. 12 Gr.
Gustermann, A. W., Oesterreichische Privatrechts-Praxis. Enthaltend das gerichtl. Verfahren in bürgerl. Rechtssachen. Zwei Bände. Dritte verm. Ausgabe. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.
Hübler, F., Militär-Oeconomie-System der Kais. Königl. Oesterreichischen Armee, 14—16r Band. Gr. 4. 18 Thlr.
Jung, J. v., das Bergrecht in den K. K. Oesterreichischen Staaten. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Kumphofer, J., Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Zwei Bände. Gr. 8. 2 Thlr.
Norie, J. W., Navigazione pratica. 8maj. 1 Thlr. 16 Gr.
Pratobevera, Dr. C. J., Materialien für Gesetzkunde und Rechtspflege in den Oesterreichischen Staaten. Sechster Band. Gr. 8. 2 Thlr.
Schrevelii, C., Lexicon manuale graeco-latinum. Ab A. Vincent. *Kritsch.* 8maj. 5 Thlr.

Die nachstehende sehr interessante Schrift ist so eben an alle Buchhandlungen versandt:

Dr. Moritz Ernst Adolf Naumann,

Ueber das Bewegungsvermögen der Thiere.

8. Leipzig, bei Wienbrack. Preis 16 Gr.

Bei Karl Andrae in Leipzig ist jetzt erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erklärung, katechetische, in Fragen und Antworten abgefaßte, der im Königreiche Sachsen seit 1811 für fünf Sonntage neuverordneten Evangelien, nebst der dresdner Gesangbuchs-Bibel, zum Gebrauch der Spruch-Aufgaben für Schulen bestimmt. 8. 1823. 12 Gr.

Werner, C. F., Ueber das Wachsthum der Obst- und anderer Bäume. 8. 1823. 16 Gr.

Unter diesem Titel geht der Verfasser von seinen Ansichten über die Entstehung und immerwährende Schöpfung aller Dinge, die derselben in seiner: „Productionskraft der Erde," vor zwei Jahren aufgestellt hat, von dem Allgemeinen auf das Besondere über, auf das Wachsthum der Obst- und andern Bäume, und stellt als Resultat auf: „die jetzige Behandlung der Eichenwälder ist die allerschlechteste, die es geben kann, es könnte binnen der nämlichen Zeit wenigstens noch einmal so viel Holz wachsen."

Pfandgläubiger, der, oder vollkommener praktischer Unterricht für alle diejenigen, so Gelder auf Pfänder dargeben wollen oder bereits schon dargeliehen haben, mit Formularen, für alle Staaten passend. Geh. 1823. 8 Gr.

Zur Vermeidung von Collisionen zeigen wir an, daß in unserm Verlage nächstens eine sorgfältige Uebersetzung des so eben in Mailand erschienenen wichtigen Werks:

Sul scirrho e sul cancro. (Ueber Scyrrhus und Krebs) vom Professor Ritter Scarpa in Pavia,

erscheinen wird.

Am 8. September 1823.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

Petrarca. Dramatisches Gedicht in drei Aufz. von Ludwig Halirsch. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis 12 Gr.

Dieses neueste Erzeugniß der gefälligen Muse eines geschätzten wiener Dichters schmeichle ich mir den Freunden der dramatischen Kunst, und insbesondere auch den verehrlichen Schauspiel-Directionen, empfehlen zu dürfen.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer Erörterung der jetzt noch praktischen Frage: Ist die unter der Herrschaft des ehemaligen westphälischen Civil-Gesetzbuches von den Ehegatten, vor dem Beamten des Personenstandes, getroffene Verabredung: „ohne Gütergemeinschaft einander heirathen zu wollen," als gültig und rechtsverbindlich zu betrachten? von H. Engel.

8. Broch. Preis 6 Gr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXVI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit

von Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. XLVIII, 597 Seiten u. 1 Tabelle, u. X, 599 S. enthaltend.

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem französischen Druckpapier.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift.
(Der erste Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4 u. 5, auf feinem französischen Schreibpap. und auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift, erscheint in vier Wochen.)

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

Es gewährt uns ein großes Vergnügen, dem Publicum die Erscheinung der beiden ersten Bände dieses mit so großem Verlangen erwarteten Werks anzeigen zu können. Wegen der etwas verspäteten Ablieferung derselben müssen wir um Nachsicht bitten. Sie hat ihren Grund in den großen Schwierigkeiten, die man in Deutschland findet, ein Werk herzustellen, zu dem viele Kupfer gehören, und auch in andern in der letzten Zeit eingetretenen Störungen; doch kann man sich der raschen Fortsezzung und baldigen Beendigung des Werks nun um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript vollständig ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur nächsten Ostermesse den dritten und vierten Bd. liefern zu können, da der Druck dieser Bände bereits begonnen hat und die nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind. — Der erste Band der Ausgaben in 4. wird in vier Wochen die Presse verlassen; und da der Druck darin unausgesetzt fortgesetzt wird, so hoffen wir bis gegen

Ende des Jahres auch den zweiten Band noch ausgeben zu können. — Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so die Bände beiderlei Ausgaben ganz gleichmäßig abgetheilt werden. —

Ueber den Werth des Werks enthalten wir uns hier alles Urtheils; die Erwartungen des Publicums sind sehr hoch gespannt, wir glauben aber versichern zu dürfen, daß es dieselben noch übertroffen finden wird, und haben wir uns durch die reiche Unterstützung, die das Publicum dem Werke hat angedeihen lassen (das Verzeichniß zählt 1021 Pränumeranten) nur um so mehr bewogen gefunden, dasselbe auch in Hinsicht auf Kupfer, Druck und Papier auf das Würdigste auszustatten und sind zu diesem Behufe keine Kosten gescheut worden. Wir glauben ohne Ruhmrede versichern zu dürfen, daß das Werk auch in diesen Hinsichten zu den ausgezeichnetsten gehöre, die je in Deutschland erschienen sind. —

Die Pränumerations-Preise dauern für sämmtliche Ausgaben noch bis zur Erscheinung des ersten Bandes in 4., oder, um einen bestimmten Termin anzunehmen, bis zum 1. Decemb. d. J. fort, und schmeicheln wir uns durch diese Verlängerung um so mehr eines guten Erfolgs, als durch das bereits Gegebene auf den Werth des Ganzen zu schließen ist. Diese Pränumerations-Preise sind:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier, ... 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem französischen Druckp., ... 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem französischen Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, ... 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, . 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, ... 45 Thlr.

und wird das Publicum eingeladen, von diesen äußerst billigen Preisen jetzt noch Gebrauch zu machen, da nach Ablauf der festgesetzten Zeit unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. Zu obigen Preisen kann man in allen deutschen Buchhandlungen auf das Werk Bestellung machen. —

Privatpersonen, die sich direct an die unterzeichnete Verlagshandlung wenden, genießen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

Leipzig, 5. Oct. 1823.

Brockhaus'sche Buchhandlung.

Anzeige, die Erscheinung der vierten Lieferung des Conversations-Lexikons, 11ter u. 12ter Bd. betreffend.

Vielfachen Anfragen zu begegnen, zeigen wir hierdurch an, daß der Druck der vierten Lieferung des 11ten u. 12ten Bandes vom Conversations-Lexikon, die die Buchstaben G, H, J und K umfassen soll und dessen Verzögerung, abgesehen von den großen Schwierigkeiten, die die Herstellung eines solchen, die neueste Zeit und Literatur umfassenden Werks an und für sich hat, auch in der dauernden Kränklichkeit unsers Hrn. Brockhaus und in den durch seinen Tod anfänglich herbeigeführten Störungen, ihren Grund fand, bestimmt und unausgesetzt jetzt fortgehen wird. Da die meisten Materialien bereits in unsern Händen sind, kann beim Druck keine bedeutende Unterbrechung eintreten, und so hoffen wir

zuversichtlich, dem Publicum dieselbe gegen Ende Januar 1824 vorlegen zu können. — Wollten wir uns damit begnügen, unser Werk mit oberflächlichen Notizen auszustatten, so würde dessen schnelleres Erscheinen keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen seyn, aber da wir suchen, alle, und besonders die biographischen Artikel, aus den besten und ganz authentischen Quellen zu schöpfen, so ist bisweilen ein kleiner Aufenthalt im Druck gar nicht zu vermeiden. —

Das Publicum kann indessen durch diese etwas langsamere Erscheinung und dadurch mögliche genauere Redaction, zu deren Uebernahme es uns gelungen ist, den Hrn. Prof. Hasse in Dresden, einen Gelehrten, dessen Name allein schon für die gute Ausführung bürgen muß, zu bewegen, nur gewinnen und muß uns selbst, dankbar für die große Unterstützung, die unserm Werke geworden ist, alles daran liegen, es bald zu beendigen und die Geduld des Publicums nicht zu misbrauchen. Wir glauben daher unsern Versprechungen nachkommen zu können, wenn wir erklären, daß im Laufe des Jahres 1824 wenigstens drei Lieferungen (die vierte, fünfte und sechste) erscheinen sollen, wodurch dann drei Viertel des Werks geliefert sind.

Leipzig, 1. October 1823.

Brockhaus'sche Buchhandlung.

Rom und Latium

von Burton und Sickler.

Nach den neuesten Forschungen, und mit den neuesten, durchaus berichtigten topographischen Plänen und Charten.

Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Roms Alterthümer und Merkwürdigkeiten

in ihrem neuesten Zustande, mit stetem Rückblick auf deren Geschichte kritisch beleuchtet und beschrieben von E. Burton.

Aus dem Englischen und mit Nachträgen herausgegeben von F. C. L. Sickler.

Mit dem neuesten verbesserten topographischen Plan von Rom, nach Nolli bei Monaldini. Gr. 8. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. Preis 3 Thlr.

Vorstehendes ist eben erschienen und (den 12. Septbr.) an alle Buchhandlungen versendet worden. Dieser erste Theil enthält Burtons Topographie von Rom mit einer Menge von Nachträgen zur Berichtigung und Vervollständigung, von dem deutschen Hrn. Herausgeber, auch einen nach den neuesten Vermessungen berichtigten Grundriß von Rom in dessen gegenwärtiger Gestalt nach Nolli's großem bei Monaldini 1818 erschienenem Plan.

Der zweite Theil dieses Werks, von Hrn. Dir. Sickler allein verfaßt, wird auch bald möglichst geliefert unter dem Titel: Topographie der Umgegend von Rom, nach den ältern Classikern und den bewährtesten frühern, wie neuern Schriftstellern, nebst Charte und Zeichnungen. Beide Theile werden dann ein Ganzes ausmachen, worin der gebildete Freund des classischen römischen Alterthums eine gründliche Belehrung nicht vergebens suchen wird.

In der Schönian'schen Buchhandlung in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Harles, Dr. *Chr. Fr.*, Rheinische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie. VII. Band, zweites Stück. Preis: 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Im Verlage der Gebr. Bornträger zu Königsberg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Weisheit von oben her,
gepredigt von Dr. Johannes Wilhelm Ebel.
Nebst einem Anhange.
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Für Leihbibliotheken, Lesegesellschaften und Freunde der schönen Literatur

habe ich einen großen Theil der bei mir erschienenen, ältern und neuern belletristischen Werke und Reisebeschreibungen, worunter die Schriften von Kind, Laun, C. A. Fischer, Schütze u. A., von heute an für Ein Jahr auf äußerst niedrige Preise herabgesetzt. In allen Buchhandlungen ist das Verzeichniß derselben zu erhalten.

Leipzig, den 1. October. 1823.

J. F. Hartknoch.

Die holsteinische Milchwirthschaft, beschrieben von A. Niemann. Zweite vollständigere Ausgabe, mit Beilagen und Anmerkungen, 15 Bogen in 8. Altona bei J. F. Hammerich 1823. 18 Gr.

Diese Abhandlung erschien zuerst im zweiten Bande der Kieler Beiträge, und ist also dem landwirthschaftlichen Publicum nicht sehr bekannt geworden.

Die Milchwirthschaft ist für Holstein durch Arbeit und Erwerb vieler Tausende, und durch eine jährliche Ausfuhr von mehr als sechs Millionen Pfunden Butter, fast einer Million Pfund an Käse, und einen Handelswerth von etwa zwei Millionen Mark, ein Hauptzweig seiner Betriebsamkeit. Die eigenthümliche Vorzüglichkeit des Betriebes in Holstein und die unübertroffene Güte der holsteinischen Butter ist auch im Auslande anerkannt. In der fast dreifach verstärkten Bogenzahl dieser zweiten Ausgabe hat der Verf. die Nachrichten überall berichtigt und vervollständigt; in eigenen Beilagen die Bemerkungen einheimischen Sachverständigen, besonders über Lage und Verhältniß der in der Milchwirthschaft dienenden weiblichen Klasse, mitgetheilt; in angefügten Anmerkungen die Milchwirthschaft anderer Länder, namentlich der Schweiz, Irlands, Ostfrieslands, Hollands, Belgiens, nach den neuesten Berichten mit der Holsteinischen verglichen, auch die neueste Literatur dieses Wirthschaftszweiges nachgewiesen. Die Beschreibung selbst umfaßt sowohl die Milchwirthschaft der kleinen Landbesitzer, als diejenigen der großen Güter in Meiereien und Holländereien, und verbreitet sich über deren Einrichtung, Gebäude, Geräthe, Dienstpersonal und in Rücksicht dieser über den eigentlichen Betrieb, das Melken, Buttermachen, Käsemachen, und die Milchmessung. Zugleich sind zur Geschichte der Milchwirthschaft, über die Verbesserung derselben, über das Holländereiwesen, über das in der Milchwirthschaft dienende weibliche Gesinde, die Nachrichten, Meinungen,

Urtheile, in besonderen Abschnitten gesammelt, um den Leser mit den vorliegenden, nach allen seinen Einzelheiten und Beziehungen bekannt zu machen.

Nachstehende neue Schrift ist nunmehr in allen Buchhandl. zu haben:

Erinnerungen
an
Spanien,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.
Mit einzelnen Beziehungen
auf den gegenwärtigen Krieg.
herausgegeben
von Belmont.

Preis: 1 Thaler 8 Groschen.

Dresden, Hilscher.

Dieses Werkchen dürfte die ungetheilte Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums schon um deswillen auf sich lenken, da der in jenem Lande neu begonnene Krieg allgemeines Interesse erzeugt, wenn selbige nicht noch dadurch erhöhet würde, daß der Verfasser dieser Schrift — dessen angenehm unterhaltende, lebhafte Manier bereits aus mehrern literarischen Produkten rühmlichst bekannt ist — mehrere Jahre in Napoleons Heeren an dem Kampfe in dieser Halbinsel thätigen Antheil genommen. Kurze, gedrängte Uebersicht des Landes, treue unparteiische Schilderung des Charakters der Bewohner, Zeichnung berühmter Häuptlinge, Darstellung des Guerillaskrieges, diätetische Winke für dortige Krieger fremder Nationen, anziehende Anekdoten sind darin in einem lebhaften Style vorgetragen, daher denn auch dieses Werk, welches noch überdies ein elegantes Aeusseres darbietet, gewiß jedem eine angenehme Unterhaltung verschaffen wird. Sein innerer Gehalt sichert ihm eine längere, als blaß ephemere Existenz, da Niemand es gelesen zu haben bereuen oder es gähnend aus der Hand legen wird.

Durch alle Buchhandlungen ist nachstehendes, so eben fertig gewordenes interessantes Werk zu beziehen:

Beiträge zur Kenntniß
Norwegens,
gesammelt auf Wanderungen während der Sommermonate
der Jahre 1821 u. 1822
von Dr. Carl Friedrich Naumann.

Erster Theil mit Profilen u. Charten.

8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis: 2 Thlr.

Diese neueste Beschreibung des höchst merkwürdigen und noch immer nicht genug bekannten Norwegens füllt eine bisherige Lücke in der Kenntniß der so interessanten nordischen Natur glücklich aus, und Sachkundige werden den Fleiß des Verfassers nicht verkennen, welchen er auf seine Beobachtungen rühmlichst verwendet hat. Nicht nur der Physiker und Mineralog, für welche dieses Werk unentbehrlich ist, sondern auch der Geograph und Ethnograph wird es, wegen der von dem Verf. an Ort und Stelle gesammelten Nachrichten, eben so lehrreich und unterhaltend finden.

So eben ist erschienen:

Samuel Brookes's F. L. S.
Anleitung
zu dem Studium
der Konchylienlehre.

Aus dem Englischen übersetzt und mit neun colorirten und drei schwarzen Kupfertafeln erläutert.

Bevorwortet und mit einer Tafel über die Anatomie der Flussmuschel vermehrt

von Dr. *C. Gust. Carus.*

Professor an der chir. medic. Academie zu Dresden.

Gross-Quart. Cartonnirt. Preis 16 Thlr.

Ohne Beihülfe systematischer Werke über die verschiedenen Klassen der Naturkörper, ist dem Forscher das Studium derselben nicht weniger erschwert, als es dem Liebhaber und Sammler an denjenigen Gewährsmitteln mangelt, welche nur allein in den Stand setzen, sich eine tiefere Einsicht von Arten, Gattungen und Klassifikation dieser Gegenstände zu verschaffen. Eben so unentbehrlich sind solche Werke bei Anordnung von Naturalienkabinetten, wenn diese nicht einem planlosen Chaos gleichen sollen, und es dem Sammler um wissenschaftlichen Nutzen und höhere Belehrung zu thun ist.

So vielfältig in unsrer Literatur für die meisten Zweige der Naturgeschichte durch die trefflichsten Werke gesorgt wurde, und so zahlreich in Deutschland die Freunde der Konchylienkunde schon längst gewesen sind; hat es dennoch bis jetzt an einem Buche gefehlt, welches den gedachten Zwecken entspräche, indem das Martinische Werk von zu grossem Umfange ist, und noch weniger die kleineren Kompendien diese Lücke füllen konnten. — Unter diesen Umständen dürfte die Verpflanzung des in England mit so vielem Beifall aufgenommenen Werkes „*An Indroduction to the Study of Conchology pp. by Samuel Brookes. London.*" gewiss recht Vielen erwünscht seyn, um so mehr, da gegenwärtige Uebersetzung manche wesentliche Vorzüge vor dem Original erhalten hat. Der wörtlichen Uebersetzung desselben geht eine Abhandlung von Hrn. Dr. Carus voraus, welche sich über den innern und äussern Bau der Muscheln und Schnecken, und die Lebenserscheinungen derselben verbreitet, und durch eine Kupfertafel nach der Zeichnung des Verfassers, die Anatomie der Flussmuschel darstellend, erläutert wird. Dieser Aufsatz begreift folgende Abtheilungen: 1) Von der Stelle, welche die Weichthiere in der Reihe der Thiere einnehmen und ihrer Eintheilung. 2) Vom innern Bau der Mollusken überhaupt, und der Muscheln und Schnecken insbesondere. 3) Von den Lebensäusserungen der Letztern hinsichtlich der Ernährung, Athmung, Fortpflanzung, Empfindung und Bewegung, und ihrem Verhalten gegen äussere Einflüsse, als Luft, Wasser und Clima. 4) Von der Schalenbildung und den Ur-Formen der Schalen.

In dem Brookes'schen Werke selbst ist bei Beschreibung der Schalen Linnés Eintheilung mit Berücksichtigung des Lamarckschen Systems befolgt worden, und bei Darlegung der sämmt-

lichen Gattungen werden die ihnen zugehörigen Arten aufgeführt. Behufs dieser Ausgabe wurden in London die benöthigten Abdrücke von den englischen Originalplatten gezogen, und das Colorit derselben, welches an Vorzüglichkeit sich mit dem Besten vergleichen darf, hier besorgt. Diese eilf Tafeln enthalten 151 Abbildungen, welche meistens von solchen Schalthieren genommen sind, die Lamark als Beispiele der Gattungen gebraucht, und bei denen sich die Kennzeichen derselben besonders deutlich darstellen. Von jeder Gattung ist eine Art nach der Natur geliefert, ausser den auf zwei Platten enthaltenen Thieren der Schalen, welche aus namhaften Quellen entlehnt wurden.

Der Preis ist so billig gestellt, als es der grosse Aufwand dieses Unternehmens und insbesondere die kostbare Illumination nur irgend gestatteten. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung an.

Leipzig, am 1. September 1823.

Ernst Fleischer, als Verleger.

Aus der Leipziger Literatur-Zeitung Nr. 103 den 28. April 1823.

Flug von der Nordsee zum Montblanc, durch Westphalen, Niederrhein, Schwaben, die Schweiz, über Baiern, Franken, Niedersachsen zurück. Skizze zum Gemälde unserer Zeit von W. C. Müller. Zweiter Theil. 673 Seiten in 8. Altona bei Hammerich 1821. 2 Thlr. 16 Gr.

„Eine Reise von 350 Meilen hin und her gerechnet muß einen guten Kopf wie Hr. M. ist, gewiß Gelegenheit geben, manches zu sehen und zu erfahren. Dies theilt er seinen lieben Lesern, freundlich und nicht im Fluge mit: denn alle können über Fabrikwesen in Elberfeld z. B. Naturaliensammlungen in Neuwied, Gemälde und Kunstsammlungen, Naturmerkwürdigkeiten, bedeutende Männer aller Art, so viel Neues lernen, daß keiner unbefriedigt, die lebendige Darstellung aus der Hand legen wird. Nichts entgeht seinem Ueberblick, das humani nihil alienum esto behält er stets im Auge, und wenn er von Arndt, Görres, Jahn u. dergl. Männern erzählt, dann wird er so warm, daß man fürchtet, er werde die Feinde derselben sich selbst zu Feinden machen. Dem gebildeten Kaufmann wird mancher Abschnitt besonders gefallen, da Wege, Zölle, Flußschiffahrt, Fabriken den Verf. besonders beschäftigten. Das Ziel der Reise: der Montblanc mit den schönen Umgebungen ist treffend gezeichnet. Man lebt und webt mit Hrn. M. in der Schweiz; es nimmt den stärksten Abschnitt, gegen 200 Seiten ein. Ueber München, Augsburg, Nürnberg, Bamberg u. s. w., geht die Reise zurück. In der Geschichte von der Philippine Welser irrt Hr. M. wie viele andere: sie starb nicht an Gift."

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Cölle, Dr. D. G. K. von, Ideen über den innern Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensvereinigung in den evangelischen Kirchen. Ein Versuch zu ihrer innerlichen Vereinigung mitzuwirken. 8. Geh. 8 Gr.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Literarische Anzeige.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandl. zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Lotzmann.
II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.
III. Lieder von Friedrich Rückert.
IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Rosengeil.
V. Italienische Ständchen in Ritornellen. V. Wilh. Müller.
VI. Gedichte von J. D. Gries.
VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.
VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.
IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. V. Wilhelm von Schütz.
X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr.
Canova's Bildniß in gr. 4to, erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823. F. A. Brockhaus.

An alle Buchhandlungen ist so eben versendet worden:

Fontanges, oder das Schicksal der Mutter und der Tochter. Eine Geschichte aus den Zeiten Ludwig des Vierzehnten von Benedicte Naubert. Neue Ausgabe. 8. 1824. Preis: 1 Thlr.

Lebens-Bilder, von der Verfasserin der gesammelten Briefe rc. Enthaltend: „Die literarische Hausfrau. — Helmina. — Der Väter Sitte. — Die Wahl. — Der Weiberfeind. — Das Testament." Neue Ausgabe. 8. 1824. Preis: 1 Thlr.

Da die Stimme der Kritik und das allgemeine Urtheil längst über den ausgezeichneten Werth entschieden hat: so kann ich mich aller weitern Empfehlung dieser beiden Bücher enthalten, die bekanntlich von Verfasserinnen herrühren, die sich in unsrer Literatur bleibenden Ruhm erworben.

A. Wienbrack.

Von dem allbekannten und beliebten Roman:

Spieß, C. H., Der Alte Ueberall u. Nirgends. Vier Thle.

ist so eben die fünfte Original-Auflage erschienen und bei Carl Andrae in Leipzig, so wie in allen Buchhandlungen für den herabgesetzten Preis von 2 Thlr. 16 Gr. zu haben.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXVII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Deutsches Museum
herausgegeben
vom Professor Dr. Ernst Münch,
in Verbindung
mit
deutschen, schweizerischen und elsäßischen Gelehrten.

Der Zeitschriften und Tageblätter faßt unsere deutsche Literatur bereits in solcher Menge, daß jede Vermehrung ihrer Zahl auf den ersten Augenblick als Luxus oder Buchhändler-Speculation erscheinen möchte. Wir überlassen jedem bereits bestehenden Unternehmen für periodische Literatur seinen Werth, und tragen zu hohe Scheu und Ehrfurcht gegen echte Wissenschaft, als daß ein Motiv wie das letztere uns bestimmen sollte, einige Ballen gedrucktes Papier mehr auf die Messe zu liefern. Gleichwohl aber glauben wir, daß einem Bedürfniß der Wissenschaft in unserer deutschen Gelehrtenwelt noch nicht abgeholfen worden, nämlich: einer umfassenden Zeitschrift für eigentliche Geschichte, für Philosophie und Sprachkunde. Die meisten Journale, welche historische Gegenstände behandeln, beschränken sich entweder auf Biographien, oder Länder- und Völkerkunde, auf Uebersicht der Tagsbegebenheiten, Reisebeschreibungen, und Uebersetzung periodischer Zeitschriften. Für die Zweige der speculativen Philosophie kenne ich gleichfalls keine besondere Zeitschrift, und eben so für Philologie nicht; die meisten, welche sich darüber verbreiten, sind kritischen Inhalts. Ich habe mich daher entschlossen, für die benannten drei Fächer ein solches Unternehmen, in Verbindung mit Männern zu gründen, welche von Seite ihrer wissenschaftlichen Verdienste, ihrer reinen, unerschütterlichen Sorgfalt für den in unsern Tagen so oft geschändeten Adel der Wissenschaft, und ihrer vaterländischen Gesinnungen mehr als hinreichende Bürgschaft geben, und setze meinen Namen voran, nicht aus Eitelkeit oder Anmaßung, und als hätte ich nicht die Ueberzeugung, jeder der verehrten Mitarbeiter sey würdiger als ich, sondern damit Einer vorangehe, und die Sache einen Anfang gewinne, als einziges Verdienst somit die Mühe des Besorgens mir anrechnend.

Die Haupt-Tendenz dieses Journals soll, in Folge des Obenangedeuteten, seyn: „ein brüderliches Band zu knüpfen zwischen „treuanstrebenden, jene Zweige der Wissenschaft mit Ei„fer und Gründlichkeit pflegenden Gelehrten aus den

„verschiedenen Gauen unsers gemeinsamen literarischen „Vaterlandes; eine Art Damm zu bilden gegen die Nachlässigkeit, Flachheit, Geschmacks-Verderbniß, Süßlichkeit und Verweichlichung unserer Zeit; gegen das Irren „und Schweifen auf, unserer Nation und ihrem Geiste „fremden Gebieten; ein Versuch, wie die vereinzelten „Bemühungen besserer Geister zu einem nationalen, „Vaterlandsliebe sowohl als höhere Ansicht der Dinge „und ernstern Sinn für das Große, Gute und Unsterbliche, das durch jene Theile des Wissens zum Herzen „und Verstand der Mit- und Nachwelt kommt, endlich auch „strengere Forderungen für die Wissenschaft in Hinsicht „ihrer Form und Ausbildung, — aufstellenden, allgemeinen und bleibenden Institute gesammelt, vereinigt „und gekräftiget werden möchten."

Die beiden schweizerischen Museen, das alte und neue, so wie das Attische Museum und die Zürcher'schen Beiträge, das deutsche Museum und Athenaeum von Schlegel, das Hormayr'sche Archiv, die Horen von Schiller, Zschokke's Ueberlieferungen, Luden's Nemesis u. A., sind zum Theile meine Vorgänger gewesen; in ihrem Geiste soll das zu veranstaltende Unternehmen, jedoch mit Auslassung des rein belletristischen Theils, und mit Vermehrung des Umfangs in wesentlichen Punkten, fortgeführt werden.

Das Journal wird jährlich 12 Hefte, in gr. 8. auf schönem weißen Papier, jedes zu acht bis zehn Bogen, fassen, und alle Monate eines derselben erscheinen. Zur Erläuterung des Obenangedeuteten aber diene folgende Uebersicht des Inhalts:

a) Beschreibung einzelner Zeiträume der gesammten Weltgeschichte.
b) Bruchstücke aus größern geschichtlichen Werken.
c) Uebersetzungen von seltener gewordenen, merkwürdigen kleinen Schriften aus verschiedenen Sprachen und Zeiten.
d) Biographien hervorragender Männer aller Zeiten in Staat, Kirche und Literatur.
e) Ehrenrettungen verkannter Geister und Beweger der Zeit.
f) Geschichte der Religionen, Verfassungen, und merkwürdiger Revolutionen in der physischen Welt.
g) Abhandlungen und Untersuchungen über die verschiedenen Zweige der speculativen Philosophie.
h) Geschichte der Sprachen, und Uebersicht der Thätigkeit in Bezug auf ältere und neuere classische Literatur in größern Umrissen.
i) Berichte über Akademien, gelehrte Gesellschaften, Institute, Bibliotheken, Ausgaben und größere Sammlungen nationaler Schriftsteller u. s. w.

Mathematik, Physik, Jurisprudenz, Medicin, eben so auch alle Politik und Polemik sind von dem Plane unserer Zeitschrift ausgeschlossen.

Wir laden durch diese vorläufige Ankündigung alle die verehrten Gelehrten, welche mit der Idee unsers Unternehmens sich einverstehen können, zur gütigen Theilnahme ein, und bitten sie vorerst in unfrankirten Briefen uns ihren Entschluß, nach Empfang dieses Prospectus, melden zu wollen. Honorar wird, auf Verlangen, für alle eingerückten Beiträge so bald gegeben, als die Existenz des Journals von ökonomischer

Seite hinlänglich gefestet seyn wird. Inzwischen erhält jeder Mitarbeiter, was sich von selbst versteht, ein unbeschwertes Frei-Exemplar.

Wir wenden uns nun ferner auch an das Publicum, und eröffnen hiemit die Subscription, von deren Resultat allein es abhangen kann, ob unser gemeinnütziges Vorhaben verwirklicht werden wird. Es sollen daher an jedem Orte Listen aufgelegt werden, wo man sich unterzeichnen kann; außerdem aber mag man sich in frankirten Briefen auch an den Herausgeber selbst wenden.

Der Subscriptions-Preis, welcher vierteljährlich vorausbezahlt wird, beträgt das ganze Jahr hindurch 11 Fl. rh. Für das erste Heft jedoch erlegt man den Betrag erst nach dessen Erscheinen.

Die fernern Bestimmungen, z. B. Verlag, Druckort, die Art der Versendung rc., wird später, wenn das Unternehmen zu Stande gekommen, angezeigt werden.

Freiburg im Breisgau, im Herbstmonat 1823.

Ernst Münch.

Deutsche Rechtschreibung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Versuch einer Darstellung der Grundsätze der deutschen Rechtschreibung und der Schrift- oder Schreibezeichenlehre. Zum Schul- und Privatgebrauche nach den besten Quellen unserer Zeit bearbeitet und durchgängig mit vielen Beispielen zur Erläuterung und Selbstübung versehen von J. J. Dreesen. Altona bei J. F. Hammerich. 1823. 31 Bogen. 8. 1 Thlr.

Der erste Theil des Sprachunterrichts von J. J. Dreesen, Altona 1821 (Preis 6 Gr.) hat den verdienten Beifall gefunden; unter dem obigen Titel ist so eben der zweite Theil erschienen, der denselben nicht weniger verdient. Er enthält aus den besten Quellen geschöpft Alles, was zur deutschen Rechtschreibung erfodert wird. Durch eine Menge passender und gutgewählter Beispiele empfiehlt er sich eben so wie der erste Theil ganz besonders zum Wegweiser für Ungelehrte.

Urania für 1824.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandl. zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Sotzmann.

II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.

III. Lieder von Friedrich Rückert.

IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Rosengeil.

V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von W. Müller.
VI. Gedichte von J. D. Gries.
VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.
VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.
IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilh. von Schütz.
X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung persischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4., erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

In August Oswald's Universitäts-Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Staatswissenschaftliche Betrachtungen
über
Cicero's wieder gefundenes Werk vom Staate,
von
Dr. Carl Salomo Zachariä.

8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. rhein.

Die Erscheinung von *Cicero de Republica* ist mit so warmen und allgemeinen Interesse aufgenommen worden, dass wir wohl nur den Titel obiger Schrift zu erwähnen brauchen, um jenes Interesse auch auf die Bearbeitung eines für Staat und Wissenschaft so hoch verdienten Gelehrten zu übertragen.

Bei J. G. Heyse in Bremen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Dräseke, Dr. J. H. B., Die seligmachende Kirche. Eine Predigt. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

— — — Ueber die ihn betreffenden Aeußerungen in einer längst erschienenen Schrift des Hrn. Doctor Nicolai. 8. Geh. 5 Gr.

Gleim, Betty, Bremisches Kochbuch, nebst einem Anhange wichtiger Haushaltungsregeln und der Angabe und Vergleichung der vornehmsten deutschen Maße und Gewichte, wodurch dasselbe für ganz Deutschland brauchbar wird. Dritte stark vermehrte Auflage. 1 Thlr. 8 Gr.

Hartmann, A. T., Wegweiser zu Olaf Gerhard Tychsen, oder Wanderungen durch die mannichfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur und der merkwürdigen Beilagen zu dieser Schrift. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Krebs, J. P., Handbuch der philologischen Bücherkunde. Zwei Thle. Gr. 8. 5 Thlr. 8 Gr.
(Dieses Werk ist mit zwei Theilen bis jetzt vollständig.)

Thomassen à Thuessink, Dr. E. J., Untersuchung, ob das gelbe Fieber ansteckend sey oder nicht. Aus dem Holländ. übersetzt von Dr. J. W. Gittermann. Gr. 8. Druckpapier. 12 Gr. Postpapier. 15 Gr.

Uebersicht der jüngsten Vergangenheit. Historisch-politischen Inhalts. 1823. I. Heft. 8. Geh. 8 Gr.
(Diese periodische Schrift wird mit der Zeit ein wichtiges Handbuch der Zeitgeschichte werden.)

Wagner, Dr. G., Communionbuch. Dritte Aufl. Gr. 8. Druckp. 12 Gr. Postpapier. 16 Gr.

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Castelli, J. F., Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1824. Neunter Jahrgang. 16. Gebunden in Futteral. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses dramatische Taschenbuch zeichnet sich dadurch rühmlich aus, daß alle darin enthaltenen Stücke auf den vorzüglichsten deutschen Bühnen mit Beifall gegeben wurden. Es empfiehlt sich daher nicht nur zur angenehmen Unterhaltung, sondern auch hauptsächlich Theater-Directionen zum praktischen Gebrauch.

Fröhlich, A., Gründliche Darstellung des Heilverfahrens in entzündlichen Fiebern überhaupt und insbesondere im Scharlache, mittelst der Anwendung des lauwarmen, kühlen oder kalten Wassers, durch Waschungen, Bäder und Uebergießungen. Nach unzähligen reinen Erfahrungen bestätigt und nach der dahin abzielenden Theorie von vorzüglichen Aerzten anerkannt. Gr. 8. 1 Thlr.

Berres, J., Ueber die Holzsäure und ihren Werth. Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte, Chemiker, Oekonomen und Technologen. Gr. 8. 1 Thlr.

Hermann, L. F., System der praktischen Arzneimittellehre. Erster Bd.: Allgemeine Arzneimittellehre. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Lehrbuch des königl. sächs. Staatsrechts von Dr. Chr. Ernst Weiße,

Ober-Hofgerichtsrath, ordentl. Prof. der Rechte zu Leipzig u. s. w.

Erster Band. Gr. 8. Weiß Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr.
Schreibpap. 1 Thlr. 10 Gr.

ist so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig fertig geworden.

Für Schullehrer und Prediger, namentlich für alle Freunde der Katechetik.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Müller, J. H., Lehrbuch der Katechetik, mit besonderer Hinsicht auf den katechetischen Religionsunterricht. Zweite Ausgabe. 8. 1823. 14 Gr.

Nach den günstigen Beurtheilungen, die dieses Lehrbuch in allen kritischen Blättern erhalten hat, war es zu erwarten, daß das Bedürfniß einer neuen Ausgabe bald eintreten würde. Zwar ein wörtlicher Abdruck der ersten, nur eine sehr zweckmäßige Inhaltsanzeige, die man noch vermißte, ist hinzugekommen, und dennoch der Preis um 2 Groschen vermindert. Die der Bestimmung eines Lehrbuchs angemessene Kürze und die daraus in manchen Sätzen entstandene Dunkelheit, so wie die in den Anmerkungen oft nur mit einem einzigen Wort angegebenen Winke, machten einen Commentar, hauptsächlich für diejenigen nöthig, die Müller's Vorlesungen über dieses Lehrbuch nicht benutzen, und dessen angestellten praktischen Uebungen nicht beiwohnen konnten. Einen solchen haben wir in

Carstensen, C., Handbuch der Katechetik. Ein Commentar über Müller's Lehrbuch der Katechetik, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet.

erhalten, wovon der erste Band 1821 auf 16½ Bogen erschien, der zweite

und letzte aber so eben auf 26 Bogen fertig geworden ist. Jener kostet 1 Thlr., dieser 1 Thlr. 8 Gr., beide also 2 Thlr. 8 Gr.

Je mehr man diesen mit Verlangen erwartet hat, um so angenehmer wird diese Nachricht seyn, weil durch denselben dies Buch erst ganz brauchbar geworden ist. Die Würdigung des Werths bleibt billig unsern gelehrten Zeitschriften überlassen, deren mehrere den ersten Theil bereits lobend angezeigt haben, unter welchen der Verleger hier nur auf die im vorigen Jahre in der in Hildesheim erscheinenden Kritischen Bibliothek für Schullehrer abgedruckte Beurtheilung, aufmerksam machen will.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd-, und Volkskunde, von Stephan Behlen. Gr. 8. In drei Bänden. 1ster Band x und 274 S. mit einer Karte des Spessart und Tabellen. 2ter Band VIII und 192 S.; Preis des Werks in drei Bänden 4 Thlr. 12 Gr.
(Der 3te Band wird in einigen Wochen erscheinen.)

Rath an meine Tochter in Beispielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Französischen von J. N. Bouilly, übersetzt von Ludwig Hain. In zwei Theilen. 2te Aufl. kl. 8. Geh. 1ster Th. XII und 246 S. 2ter Th. 255 S.; beide Theile zusammen 1 Thlr. 16 Gr.

Die angewandte Cameral-Wissenschaft dargestellt in der Verwaltung des Generalgouverneurs Sack am Nieder- und Mittelrhein. Von Dr. Reigebaur. gr. 8. VIII und 544 S. 2 Thlr. 12 Gr.

Gedichte von Karl Streckfuß. Neue verbesserte Auflage. kl. 8. Geh. 237 S. 1 Thlr.

Zeitgenossen. Neue Reihe. Nr. XII (der gesammten Folge Nr. XXXVI). Gr. 8. Geh. 179 S. (Preis dieses Hefts auf Druckp. 1 Thlr., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.)

Inhalt:

Maria Antoinette Josepha Johanna, Königin von Frankreich. Erste Abtheil. — Juan Antonio Llorente. — Wilhelm Herschel.

Leipzig, 1. October 1823. F. A. Brockhaus.

In der neuen Günter'schen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Klopsch, C. D., Deutsche und lateinische Gespräche zur Declamation bei öffentlichen Redeübungen auf Gymnasien und Bürgerschulen. 8. 12 Gr.

Mehlhorn, M. F., Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische, mit einem Wörterbuche, und zwei nach Schneider's ausführlicher Grammatik entworfene Tabellen über Geschlechtsregeln und abweichenden Casusformen für die unterste Classe eines Gymnasiums, auf vier halbjährige Cursus ausgearbeitet. 8. 8 Gr.

Noth- und Freudenschüsse eines Theologen, den Theologen des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet von Paul Muretus. 8. Geh. Erste Salve. 12 Gr. Zweite Salve. 18 Gr.

Schatzkästlein für den Bürger und Landmann oder auserlesene

Sammlung vorzüglicher und erprobter Rathschläge, Mittel und Recepte. Erstes und zweites Heft. 8. Geh. Jedes Heft 8 Gr.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schopenhauer, Johanna, Die Tante, Roman in zwei Bänden. 8. Geh. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Die geistreiche Verfasserin hat bereits ihren Ruf in der literarischen Welt so fest begründet, daß nur ihr Name genannt werden darf, um ihren Schriften eine günstige Aufnahme zu bereiten. So ziert ihre Gabriele nicht nur den Putztisch der Damen, sondern auch die Bibliothek der Gelehrten und Geschäftsmänner; und ihre Reisen durch England und Frankreich, so wie das gediegene Werk über die niederländische und altdeutsche Malerschule: Joh. van Eyk und seine Nachfolger, konnten nicht anders als ihren schon begründeten Ruf noch erhöhen. Kritik und öffentliche Meinung haben sich in dieser Hinsicht entschieden zu ihren Gunsten ausgesprochen, und die gespannte Erwartung, mit welcher man diesem neuen Erzeugniß ihrer lieblichen Muse entgegen sah, kann als Beweis dienen, welchen Antheil man — und nicht mit Unrecht — dieser Schriftstellerin schenkt. Daher hat es sich auch die Verlagshandlung angelegen seyn lassen, obiges Werk in einem gefälligen Aeußern dem Publicum zu übergeben.

Frankfurt a. M., im Sept. 1823.

Heinrich Wilmans.

Anzeige.

Gottfried August Bürgers sämmtliche Werke.

Herausgegeben von

Karl v. Reinhard.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin, bei Ernst Heinrich Georg Christiani. 1823.

Meine erste Sammlung von Bürger's Schriften, (vier Bände, Göttingen, 1796—98) mußte höchst unvollkommen ausfallen, weil mir damals noch zum Theile gerade die neuesten und wichtigsten Handschriften des Verfassers abgingen. Sie ist zudem in den folgenden Auflagen, welche ich nicht selbst besorgte, durch Fehler jeder Art so entstellt, daß ich sie nicht mehr für die meinige erkennen kann.

Das Publicum hat eine bessere früher vermißt und gewünscht, als ich Anstalten dazu machen konnte. Endlich bin ich im Stande, seine Erwartung zu befriedigen, und ihm eine neue, nicht blos geordnete, durchaus berichtigte und correcte, sondern in der That vollendete, vollständige Ausgabe von der letzten Hand anzukündigen. Ueber die nun erreichte Vollständigkeit, namentlich in Ansehung der Gedichte, habe ich mich in der Vorrede erklärt, auf welche ich die Leser verweise.

Die beiden ersten jetzt fertigen Bände enthalten die Sammlung der Gedichte, mit etwa funfzig Stücken gegen die vorigen Ausgaben bereichert. Jedem sind Anmerkungen und eine sorgfältige Lese aller vorhandenen Varianten angehängt. — Fünf andere Bände, Bürger's übrige Schriften, gedruckte und ungedruckte, umfassend, werden im Laufe dieses Jahres ebenfalls erscheinen, und das Werk beschließen.

Der Herr Verleger hat es anständig und geschmackvoll ausgestattet, und durch drei verschiedene Auflagen, so wie durch die billigsten Preise für die Verbreitung desselben unter allen Classen von Lesern und Käufern gesorgt.

Berlin, im October 1823.

Karl v. Reinhard.

Die beiden jetzt erschienenen Bände dieses classischen Werkes, die Gedichte enthaltend, kosten in der ersten Ausgabe auf starkem Schweizer-Velin-Papier im größtem Octav-Formate, 4 Thlr. 12 Gr.; in der zweiten, gleichfalls in großem Octav auf schönem Velin-Papier, 3 Thlr.; und die dritte, gleichfalls auf Velin-Papier, 1 Thlr. 18 Gr.

E. H. G. Christiani.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1824.

Funfzehnter Jahrgang.

Mit einem allegorischen Umschlage, einer Vignette, dem Bildnisse des Herrn Heinrich Zschokke, und die erste Lieferung zu Walter Scott's Werken, fünf Darstellungen aus des Dichters Fräulein vom See enthaltend, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Brückner, Fleischmann, Lips und Weber.

In ordin. Einband 2 Fl. 42 Kr. od. 1 Thlr. 12 Gr. In Pariserband mit illumin. Umschlage 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 12 Gr. In Pariserband mit illumin. Umschlage und ausgemalten Decken, in Maroquin Etuis 7 Fl. 12 Kr. oder 4 Thlr.

Inhalt: Erläuternder Text zu der Gallerie zu Walter Scott's Werken. Erste Lieferung: Das Fräulein vom See, von Adrian. — Der Gemsenjäger im Chamouny-Thal. Erzählung von Ludwig Starklof. — Haß und Liebe. Eine Novelle von Johanna Schopenhauer. — Der Rappe. Erzählung von Friedrich Laun. — Die Belagerung von Charbonnière. Eine historische Anekdote von Adrian. — Drei fränkische Königinnen. Von Cäcilie. — Hochzeitsgebräuche zu Dietzenbach. Von Philipp Dieffenbach. — Heinrich Zschokke. Eine biographische Skizze.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist verlegt und an alle Buchhandlungen so eben versandt worden:

Serena,

Mittheilungen aus dem Reiche des Komus zur Aufheiterung nach ernstern Geschäften von A. Weissern. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine höchst unterhaltende Mannichfaltigkeit zeichnet diese so eben bei mir herausgekommene Schrift rühmlich aus. Sie wird Lese-Cirkeln und Allen, die eine erheiternde Unterhaltung wünschen, sehr willkommen seyn.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXVIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei C. F. Osiander in Tübingen ist erschienen:

Bengel, Dr. E. G., Neues Archiv für die Theologie. II. Band erstes, zweites u. drittes Stück. Auch unter dem Titel: Archiv für die Theologie und ihre neueste Literatur. VI. Bd., erstes, zweites u. drittes Stück. Gr. 8. 3 Thlr.

Emmert, J. H., The moral and amusing Story-Teller. Or interesting and instructive tales and stories, to entertain, and render the study of the english language agreeable and easy, colected from the most approved english writers. 8. 20 Gr.

Gradus ad Parnassum. Ein Auszug aus dem größern Werke, für Anfänger, von K. P. 8. 16 Gr.

Haab, P. H., Leitfaden für den Confirmations-Unterricht, nebst einigen Bemerkungen über das würtembergische Confirmations-Büchlein. 8. 5 Gr.

Hofacker, Dr. J. D., Lehrbuch über die gewöhnlichen allgemeinen Krankheiten des Pferdes, Rindviehes, Schafes, Schweines, Hundes, und über die Heilung und Verhütung derselben; mit einem Anhange von Recepten; zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht für Aerzte, besonders Sanitätsbeamte, Landwirthe und Viehbesitzer. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Horatii Flacci (Q.) Opera. Curavit Augustus Pauly. 8. 14 Gr.

Obst-Sorten, die, der königlich würtembergischen Obstbaumschule zu Hohenheim bei Stuttgart. Gr. 8. 16 Gr.

Pape, L. M. H., Die Christus-Harfe; gleichgestimmten Seelen geweiht. 12. 6 Gr.

Pastoral-Medicin, Ueber. Den Geistlichen, besonders den Jüngern, gewidmet von einem Arzte. 8. 5 Gr.

Pfaff, M. K., Lehrbuch der alten und neuen Erdbeschreibung, mit Rücksicht auf Völkerkunde und Geschichte, in zwei Abtheilungen. 8. 1 Thlr.

Poppe, Dr. J. H. M., Die ganze Lehre vom Sehen, mit allen dabei vorkommenden Erscheinungen, optischen Täuschungen und optischen Werkzeugen, sammt den nothwendigen Regeln und Vorschriften zu der besten Einrichtung, der gehörigen Auswahl und dem richtigen Gebrauch der verschiedenen optischen Instrumente. Für jeden Gebildeten faßlich dargestellt ꝛc. Mit neun Steintafeln. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Desselben Physikalisches Lesebuch über die wichtigsten Gegenstände der Naturlehre. Sowohl zum Gebrauch in Schulen, als auch zum Selbstunterricht für den Bürger und Landmann. 4. 14 Gr.

Schnurrer, Dr. Fr., Chronik der Seuchen in Verbindung mit den gleichzeitigen Erscheinungen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen. Erster Theil (vom Anfang der Geschichte bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts). Auch unter dem Titel: Die Krankheiten des Menschengeschlechts etc. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Storr, Dr. G. C., Betrachtungen über den Brief Pauli an die Römer, in Wochenpredigten. Mit einer Vorrede von Prof. C. F. Klaiber. Gr. 8. 14 Gr.

Zessing, W. von, Forststatistik von Würtemberg. Mit einer geognostischen Forstkarte von Würtemberg. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Neue Verlagsbücher von F. Kupferberg in Mainz für 1823, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Demeter, J., Worterklärungen. Ein Hülfsbuch zunächst für Schullehrer und solche, welche religiös-moralischen Unterricht zu ertheilen haben. 8.

Auch unter dem Titel:

Demeter, J., Worterklärungen. Als zweite Beilage zu dem Buche: Vollständiges Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

Graß, Dr., Der Apologet des Katholicismus. Zeitschrift zur Berichtigung mannichfaltiger Entstellungen des Katholicismus. Sechstes und siebentes Heft. Gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Heckler, J. B., Praktischer Weinbau der neuesten Zeit, in besonderer Hinsicht auf das Rheingau. 8. 7 Gr. oder 30 Kr.

Hesse, W., Die großherzoglich-hessische Schullehrer-Bildungsanstalt zu Friedberg, nebst einem Anhang über das Verhältniß des Geistlichen zu dem Schullehrer. 8. 8 Gr. oder 36 Kr.

Hillebrand, Dr. J., Anthropologie als Wissenschaft. Dritter Theil.

Auch unter dem Titel:

Pragmatische Anthropologie, oder anthropologische Kulturlehre. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Das vollständige Werk in drei Theilen kostet 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

— — Paradies und Welt. Ein Roman. Zwei Thle. Zweite Ausgabe. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Hoffmann, J. J. J., Geometrische Anschauungslehre. Eine Vorbereitung zum Studium der Geometrie. Mit sieben Steintafeln. Dritte verbesserte und vermehrte Aufl. 8. 15 Gr. oder 1 Fl. 8 Kr.

— — Die Grundanschauungen der Geometrie; zur Bildung des jugendlichen Geistes. Mit vier Steintafeln. 8. 6 Gr. od. 24 Kr.

— — Handbuch der allgemeinen Bewegungslehre, der Statik und Mechanik. Zu Vorlesungen und zum Selbstunterricht. Mit sechs Steintafeln. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Horst, G. C., Zauberbibliothek oder von Zauberei, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenprocessen ꝛc. Zur Beförderung einer rein-geschichtlichen Beurtheilung dieser Gegenstände. Vierter Theil mit Abbild. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 Fl. 15 Kr.

Lehne, F., Einige Bemerkungen über das Unternehmen der gelehrten Gesellschaft zu Harlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen. Gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

Matthias, J. J., Der Werth des Christenthums in Predigten und Reden an Festtagen und bei andern Gelegenheiten. 8. 14 Gr. od. 1 Fl.

Reus, J., Die allgemeine Armenversorgungsanstalt in der Stadt Mainz. 8. 8 Gr. oder 36 Kr.

Robelot, Ueber den Einfluß der Reformation Dr. M. Luther's, auf die Religion, die Politik und die Fortschritte der Aufklärung. Aus dem Französischen von Dr. Räß und Dr. Weis. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Steinninger, J., Die erloschenen Vulkane in Südfrankreich, eine geognostische Skizze. Mit einer Charte und einer illuminirten Steintafel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr. oder 2 Fl. 30 Kr.

Strauß, A. F., Lehrbuch der besondern und angewandten Physik zu Vorlesungen. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

Umpfenbach, H., Analytische Geometrie oder Lehre von den krummen Linien mit einfacher und doppelter Krümmung, und von den krummen Flächen. Zwei Theile mit 12 Steintafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Orphea.
Taschenbuch für 1824.
Erster Jahrgang.

Mit acht Kupfern nach Heinrich Ramberg, zu Friedrich Kind's u. Maria v. Werber's

Freischützen.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral.

Preis: 2 Thlr. Conv.-Geld od. 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Inhalt: I. Luther's Ring oder die Fingerzeige des Himmels. Erzählung von Wilhelm Blumenhagen. — II. Fidelfritz. Erzählung von K. G. Prätzel. — III. Der Kranz am Ziele. Erzählung von Friedrich de la Motte Fouqué. — IV. Die heimliche Ehe. Erzählung von Friedr. Kind. — V. Der Geburtstag. Novelle nach Sevelinges von Beauregard Pandin. — VI. Die Ruinen von Tancarville. Erzählung von Caroline de la Motte Fouqué, geb. v. Briest. — VII. Der neue Narziß. Lustspiel in einem Aufzug von Helmina von Chezy.

Kupfer: Gallerie von acht Scenen aus dem Freischütz nach Heinr. Ramberg, gestochen von Armann, A. W. Böhm, Frenzel, Jury, F. W. Meyer und Schwerdgeburth.

Im nächsten Jahrgang werden von Mozart's Don Juan acht ähnliche Schaustellungen nach Ramberg folgen, und auf gleiche Weise Scenen aus der Zauberflöte, den Figaros, Preciosa, dem Donauweibchen u. s. w. in derselben Zahl sich jährlich anschließen. Somit entsteht in diesem neuen Taschenbuch, welches zugleich der Theilnahme unserer beliebtesten Schriftsteller versichert ist, nach und nach eine Kupfergallerie zu den vorzüglichsten Opern, aus denen die interessantesten Momente sich darstellen, und sowohl für den Theaterliebhaber als auch den Freund der Musik, bildliche Erinnerungen der Genüsse bieten, die sein Ohr entzückten.

Sowohl durch innern Gehalt als äußere Eleganz, wird die Orphea stets um den Beifall ihrer Freunde werben, und hoffentlich bei ihrem ersten Erscheinen, sich deren recht viele verschaffen.

Neue schöngeistige Schriften.

Schütze, St., Heitere Stunden. Dritter Theil. 1 Thlr. 3 Gr. Die ersten zwei Bände kosten 2 Thlr. 6 Gr.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Motenebbi,
der größte arabische Dichter.
Zum ersten Male ganz übersetzt
von Joseph v. Hammer.

Gr. 8. Auf Velinpap. Broch. 4 Thlr. od. 7 Fl. 12 Kr. rhein.

Motenebbi ist das Seitenstück zu Hafis; dieser ist der größte persische, jener der größte arabische lyrische Dichter, dieser der Horaz und Anakreon der Perser, jener der Pindar und Tyrtäus der Araber. In Motenebbi springt für Deutschland ein neuer Quell östlicher Phantasie und Dichterkraft, aus welchem seine Dichter schöpfen werden, wie aus Hafis Göthe in seinem Diwan und Rückert in seinen östlichen Rosen schöpften. Daß den Geist des Dichters, welcher Prophet seyn wollte (denn dies heißt Motenebbi), der Uebersetzer mächtig erfaßt und getreu dargestellt habe, verbürgen dessen ältere und neuere Werke, verbürgen, nebst Hafis und Schirin, Dschafer und das Kleeblatt, die Juwelenschnüre und Memnon's Dreiklang, ein Heereswagen orientalischer Poesie, aus welchem Motenebbi als der Polarstern hervorfunkelt.

Für Freunde der schönen Literatur.

Bei Enslin in Berlin ist so eben als eine Fortsetzung seiner Bücherverzeichnisse über die verschiedenen Zweige der Literatur erschienen:

Bibliothek
der schönen Wissenschaften,

oder Verzeichniß der vorzüglichsten in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienenen Romane, Gedichte, Schauspiele und einleitenden theoretischen Werke, so wie der besten deutschen Uebersetzungen der in dieses Fach gehörigen Werke aus alten und neuen fremden Sprachen (etwa 5000 Titel enthaltend). Geheftet. 10 Gr.

So eben ist fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

G. W. Schupens lateinische Grammatik für Schulen, so wie zum Selbstunterricht. 8. Preis 16 Gr.

(Schulen, welche 25 und mehrere Exemplare direct vom Verleger beziehen, erhalten das Exemplar zu 11 Gr.) Dieses Buch enthält eine förmliche Anweisung zur leichtern Erlernung der lateinischen Sprache, wie auf diese Art bisher noch nicht da gewesen ist, und da es sich auch wohl von selbst empfehlen wird, so mache ich hiermit das Publicum nur aufmerksam darauf.

Leipzig, im October 1823.

A. Wienbrack.

Anzeige für Aeltern, Lehrer und Schüler.
Schönschreibekunst.

Bei T. Trautwein in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrigs, J., Englische Schulvorschriften zum Unterricht im Schönschreiben. Zweites Heft. 10 Blätter in klein 4. 12 Gr.

Das Erscheinen dieser längst gewählten Fortsetzung der Heinrigs's

schen deutschen und englischen Schullehrer-Vorschriften wird den zahlreichen Besitzern der ersten Hefte sehr willkommen seyn. Einer weiteren Empfehlung bedarf es nicht, da der Werth der Heinrigs'schen Arbeiten anerkannt ist. Ein vollständiges Verzeichniß der sämmtlichen Vorschriften dieses Verfassers so wie diese selbst, sind in allen Buchhandlungen stets vorräthig zu finden oder doch durch sie zu bekommen.

Von dem für die Menschheit höchst wichtigen Buche:

Bischoff, J. N. (kön. sächs. Justizrath), P. A. Fonk und Chr. Hamacher, deren Richter und die Riesen-Assisen zu Trier in den Jahren 1820 und 1822 vor dem offenen redlichen, deutschen Geschwornen-Gericht der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit.

ist die zweite und letzte Abtheilung erschienen und in allen Buchhandlungen broch. für 2 Thlr. 6 Gr. zu bekommen, von der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden.

In der C. G. Fleckeisen'schen Buchhandlung in Helmstädt ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Marshall Hall, Handbuch der Diagnostik. In zwei Theilen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Adolf Fr. Bloch, Med. Dr. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Günther, Dr. G. F. C., Abriß der allgemeinen Geschichte. Grundlage für den universalhistorischen Unterricht auf Gymnasien. 8. 12 Gr., in Partien 10 Gr.

Neue Schrift.

Die Einrichtung der sogenannten Sterbe-, Leichen-, Begräbniß- und ähnlichen Kassen, deren Folgen für die Theilnahme, die Ursachen des unausbleiblichen Verfalls derselben und die Bedingungen, unter welchen allein die Sicherheit der Einlagen und das Fortbestehen dieser Anstalten begründet werden kann, in drei durchgeführten Berechnungen gemeinverständlich erläutert, von C. H. Derle, Kassen-Beamten. Für 16 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Wer ein Interesse an den so zahlreichen Kassen hat, welche mehr versprechen als fordern, und auf arithmetischem Wege ihren stufenweisen Gang von anfänglichen Geldvorräthen zu Schulden und endlicher Zahlungsunfähigkeit sich deutlich darstellen oder überzeugen will, daß ihre Wiedererrichtungen nur den Zweck eines nochmaligern geschwindern Bankerots haben können, wird in dieser Schrift hoffentlich befriedigende und warnende Belehrung finden. Angefügt ist noch eine praktische Beleuchtung der Verfassung von den, seit 1816 in Leipzig auf's Neue beste-

beyden drei vereinigten Leichen-[illegible], in Hinsicht ihrer Folgen für die Theilnehmer, so wie eine [illegible] Beurtheilung der Grundsätze, der seit 1792 zu Dresden bestehenden Privat-Kranken-Verpflegs-Anstalt.

Arnoldische Buchhandl.

In alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Hochdeutscher Sprachschüler

oder

Uebungen im richtigen Wort- und Satzbilden,

zu

gründlicher, regelmäßiger und leichter Erlernung des Hochdeutschen,

von

Johann Friedrich Adolf Krug.

Director an der Friedrich-August-Schule in Dresden.

Gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Schulen, welche von diesem vorzüglichen Werke 25 und mehrere Exemplare von der Verlagshandlung direct beziehen, erhalten das Exemplar zu 1 Thlr.

Literarische Nachricht.

Den Besitzern meines Lexikons erachte ich mich zu der Versicherung verbunden, daß die bisherige Verzögerung der Fortsetzung desselben lediglich in meiner Ortsveränderung begründet gewesen, und daß ich mich jetzt mit der Vorrichtung des in seinen Grundlagen vollendeten Manuscripts für den Druck wieder so unablässig beschäftige, daß ich hoffe, in den ersten Monaten künftigen Jahres den zweiten Band in der Handschrift gänzlich zu beendigen. Der Druck wird unterdessen nach Maßgabe des vorräthigen Manuscripts ununterbrochen fortgehen. Daß in derselben Veranlassung diejenigen meiner verehrten Herren Correspondenten, von denen ich während dieser Zeit gütige Mittheilungen erhalten habe, den einzigen Grund meiner verzögerten Antworten finden mögen, ist eben so sehr mein Wunsch als meine Bitte. Zugleich bemerke ich in Bezug auf unrichtige Angaben öffentlicher Blätter, daß meine jetzigen Verhältnisse die untenbemerkten sind.

Wolfenbüttel 5. Oct. 1823.

Bibliothekar Ebert.

Von dem in Paris erschienenen Werke:

„Sur le beau dans les arts de l'imitation par *Kératry*."
2 vols.

ist eine deutsche Uebersetzung mit eigenen Bemerkungen und ästhetischen Excursen von Dr. und Prof. J. Hillebrand bei mir unter der Presse.

F. Kupferberg
in Mainz

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXIX. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, geniessen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

In der Buchhandlung Karl Fr. Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch

nach den neuesten über beide Sprachen erschienenen Wörterbüchern, besonders nach denen von

Adelung, Johnson und Chambers,

bearbeitet

von **G. F. Burckhardt.**

Eine neue Ausgabe,

in welcher die Betonung, die Aussprache, das Geschlecht, die unregelmäßigen Zeitwörter, die technischen, veralteten, wenig gebräuchlichen und niedrigen Wörter genau bezeichnet, ferner die Hinweisung auf richtige Anwendung der Zeitwörter und deren Vorwörter, und auf die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, auch ein alphabetisches Verzeichniß der wichtigsten Länder, Oerter, Tauf- und anderer Namen, so wie der gewöhnlichsten Abkürzungen, und eine Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen enthalten sind.

Zwei Theile.

I. Thl.: Englisch-Deutsch. II. Thl.: Deutsch-Englisch.

56½ Bogen klein 8. in drei Spalten mit Perlschriften auf schönem Papier gedruckt und in eleganten Umschlag geheftet. 2 Thlr. 8 Gr.

Früher erschienen in demselben Verlage:

Rollin (J. F. E.), Neues Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Taschenwörterbuch. Zwei Theile in klein 8. Sauber geheftet. 1 Thlr. 18 Gr.

Valentini (Dr. Franc.), Vollständiges Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschenwörterbuch. Zwei Theile in klein 8. Sauber geheftet. 3 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Seefahrer.

Romantische Darstellung von dem Verfasser von Wahl und Führung.

Drei Theile.

Die ersten Werke des Hrn. Verfassers wurden mit entschiedener Liebe aufgenommen. Um so vertrauender übergeben wir dem Publicum die hier genannte Dichtung desselben, bei welcher er sich, — nach seinem Ausdrucke — den Zweck setzte: ein Werk zu Stande zu bringen, in welchem sich Dichtung und Wirklichkeit auf das Innigste durchdringen, und das eben so eine große und reiche Welt in anziehenden Bildern darstellen, als auch

jene tiefere Erregung des Gemüthes und den höheren Trost gewähren möge, welche nur eine ideale Auffassung der Schicksale des Lebens darzubieten vermag.

Besonders machen wir auch alle diejenigen auf dieses Werk aufmerksam, welche sich nach einer eben so erheiternden und unterhaltenden, als erweckenden und belehrenden Lectüre für den häuslichen Kreis, oder nach einer durchaus sittlich reinen und gemüthlichen literarischen Gabe für das Christfest oder andere Familien-Anlässe umsehen, und geben ihnen voraus die Versicherung, daß sie in der Wahl dieses Werkes sich vollkommen befriedigt finden werden.

System der Logik

von

Dr. W. Eßer.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Nach dem übereinstimmenden Urtheil vollgültiger Richter empfiehlt sich dieses Werk des an der Universität Bonn rühmlichst bekannten Verfassers nicht nur durch eine eigenthümliche und wahrhaft interessante Behandlung des Gegenstandes in Hinsicht auf Form und Materie, sondern auch eine höchst klare und lichtvolle Darstellung, womit der Verfasser seinen Lesern das Studium einer so wichtigen und schwierigen Wissenschaft erleichtern wollte. Es läßt sich daher mit Sicherheit voraussehen, daß dieses Buch allseitig diejenige günstige Aufnahme finden werde, welche ihm bereits von angesehenen Gelehrten und einem großen Theile des philosophischen Publicums geworden ist.

Zeitschrift für gebildete Christen der evangelischen Kirche, in Verbindung mit den Herren Augusti und Andern, herausgegeben von Dr. Gieseler und Dr. Lücke. Drittes Heft.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Philogathos. Andeutungen über das Reich des Guten. Ein Beitrag zur einfachen Verständigung über christlich-religiöse Wahrheit für denkende Freunde derselben. Herausgegeben von Dr. Ludw. Aug. Kähler. Erstes Stück. 8. Geh. 10 Gr.

Gebildete und wohlwollende Männer, verschieden an Kenntniß, Charakter und folglich an religiöser Ansicht, streiten sich über eine religiöse Meinung. Philogathos, aufgefordert sein Urtheil zu geben, verlangt erst einen festen Punkt des religiösen Urtheils. Dieses führt zu Untersuchungen, welche immer tiefer dringen und nachdem buchstäbliches Ansehen der Bibel und entscheidende Kraft frommer Gefühle beleuchtet worden, zuletzt im Begriff des Gewissens eine Aussicht gewähren, in folgenden Untersuchungen einen wesentlichen Grund zu finden. Dieses ist der Inhalt vorliegender Schrift: sie enthält sich absichtlich alles dessen, was nach der Schule schmeckt, und strebt in möglichster Klarheit und Lebendigkeit zugleich, über die höchsten Fragen des menschlichen Lebens jedem Freunde der Wahrheit ein sicheres Urtheil möglich zu machen, zu einer Zeit, wo Schulwitz und Gemüthsgier um die Wette arbeiten, durch endlose Grübelei und grundlose Träumerei allen Zugang und alle Liebe zu religiöser Wahrheit abzuschneiden. Wer den Scharfsinn und die Freimüthigkeit des geistreichen Verfassers aus seinen Predigten und übrigen Schriften kennt, wird sie auch hier wieder zu finden hoffen, und sich nicht im Mindesten getäuscht, sondern höchst befriedigt finden.

Neue Schriften zum Unterricht.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Günther, Ch. A., Vollständige praktische Anweisung, technische Gegenstände in Hinsicht der Umrisse, des Lichtes und der Schatten geometrisch richtig zu zeichnen. Mit acht Folio-Kupfertafeln. 4 Thlr.

Seiler und Böttiger, Erklärungen der Muskeln und der Basreliefs an E. Matthäi's Pferde-Modellen. 4. Mit drei großen Kupfertafeln. 1 Thlr. 6 Gr.

Münnich, Prof. K. W. B., Anfangsgründe der Erdbeschreibung, für die Jugend der höhern Stände. In deutscher und französischer Sprache. 12 Gr.

Otto, Ch. A., Lesebuch für die zweite Stufe der Leseschüler. 3 Gr.

Dresden, im October 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

Anzeige für Botaniker.

So eben ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Synodus botanica
omnes familias, Genera et Species Plantarum illustrans.
Pars III.

Auch unter dem besondern Titel:

Rosacearum Monographia.
Auctore Leopoldo Trattinick.
Volumen III.

Der vierte Band, womit die Monographie der Rosenarten beendigt ist, erscheint unfehlbar bis Ende December d. J., und mit dessen Erscheinung hört der Subscriptions-Preis von 5 Thlr. auf, und tritt der ordinaire Ladenpreis von 6 Thlr. 16 Gr. ein, wie ich in meiner dem ersten Theil beigefügten Anzeige bereits bekannt machte. Ich mache daher alle Freunde der Pflanzenkunde sowol auf diese später eintretende Preiserhöhung, als auch vorzüglich darauf aufmerksam, daß sie, außer diesem angebotenen Vortheile, noch besonders den genießen, daß sie alle folgenden Monographien ebenfalls um den Subscriptions-Preis erhalten, was bei Abnehmern, welche nach Erscheinung des vierten Bandes eintreten, nicht mehr der Fall seyn wird.

Die Namen derjenigen Abnehmer, welche auch die folgenden Monographien als Fortsetzung abzunehmen geneigt sind, wünschte ich, als vorzügliche Unterstützer dieses kostspieligen Unternehmens, dem vierten Bande der Synodus vordrucken zu lassen, und ich bitte daher alle Buchhandlungen, mir dieselben baldmöglichst und deutlich geschrieben anzuzeigen.

Wien, den 24. October 1823.

J. G. Heubner.

Urania für 1824.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Sotzmann.

II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.

III. Lieder von Friedrich Rückert.

IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Mosengeil.

V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von W. Müller.

VI. Gedichte von J. D. Gries.

VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.

VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.

IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilh. von Schütz.

X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4., erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Knorring, Sophie von, geborne Tieck, Wunderbilder und Träume. Zweite wohlfeile Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

So eben ist an die Interessenten versandt:

Dr. Fr. W. von Schubert's Reise durch Schweden, Lappland, Finnland u. Ingermannland i. d. J. 1817, 18 und 20, zweiter Band; auch unter dem Titel: Reise durch das nördliche Schweden und Lappland mit einem Titelkpfr. Gr. 8. 38 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr. Subscriptions-Preis für alle drei Bände bis zu Erscheinung des dritten Bandes 4 Thlr. Sächs.

Die allgemein günstige Aufnahme dieses Werks läßt uns hoffen, daß die Anzeige von der möglichst schnellen Beendigung des dritten Bandes allen Freunden der Länder- und Völkerkunde erfreulich seyn werde und wir fordern diejenigen, welche noch nicht subscribirt haben, auf, diesen Zeitpunkt noch zu benutzen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl.
in Leipzig.

---

nisse schon in der ersten Auflage bewährt hat, so darf es als eine verläßbare Hülfe für das Haus und für das bürgerliche Leben in allen vorkommenden Sprachfällen betrachtet und empfohlen werden.

J. E. Bode, königl. Astronom zu Berlin. Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Neunte verbesserte Auflage. Mit ganz neu gestochenen Charten, Kupfern, Vignetten, Transparent. Preis 4 Thlr. 16 Gr.

Dieses in einer edlen einfachen Sprache geschriebene Buch hat seit einer langen Reihe von Jahren zahlreiche Freunde und eifrige Leser gefunden. Die neunte Auflage ist in jeder Rücksicht eine verbesserte, vermehrte zu nennen. Der Vf. hat alle seine Kräfte aufgeboten, der Druck ist vorzüglich, und die Kupfer habe alle in ihrem neuen Stich so gewonnen, daß sie kaum eine Vergleichung mit den ältern aushalten; besonders ist die große Sterncharte, das schwerste von allen, mit dem Transparent, vortrefflich gerathen. Den Preis hat die Verlagshandlung, bei allen den Vorzügen, gegen den früheren, noch verringert.

Ein Auszug aus obigem, mit dem Titel:

— — Betrachtung der Gestirne und des Weltgebäudes. Mit einer allgemeinen Himmelscharte. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr. 20 Gr.

Kepler und die unsichtbare Welt. Eine Hieroglyphe. Mit einer Titelvignette. 10 Gr.

Wir haben jetzt die Erlaubniß, den würdigen Verfasser nennen zu dürfen, es ist Herr Prof. E. G. Fischer, ein Mann, von dem das Publicum wol weiß, was es zu erwarten hat. Bei dem in unsern Tagen wieder erwachenden religiösen Gefühl, ist diese Schrift offenbar recht geeignet, bei denen, welche reines Herzens sind, gute Grundsätze beruhigend zu unterstützen und den innern Streitigkeiten entgegen zu treten. Niemand wird sie unbefriedigt aus der Hand legen.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

In der Darnmann'schen Buchhandlung in Züllichau ist so eben erschienen:

Pfeil, Dr. W., Grundsätze der Forstwissenschaft in Bezug auf die National-Oekonomie und die Staats-Finanzwissenschaft. Zweiter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Seydel, F. S., Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg, bis auf gegenwärtige Zeiten, aufgesetzt für jüngere Krieger. Vierter und letzter Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Hat auch den Titel:

Neue Lectionen der preußischen Festungskrieger in den holländischen, französischen und polnischen Revolutions-Kriegen bei Angriff und Vertheidigung fester Plätze in Holland, Frankreich, im deutschen Reich und in Polen, in dem Zeitraume von 1763—1795; begleitet mit Anmerkungen und einigen Fragen über strategischen und taktischen Gebrauch der Festungen.

Karl Fr. Amelang's Buchhandlung in Berlin verkauft die in ihrem Verlage erschienene Stereotyp-Ausgabe der

B i b e l,

oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach Dr. M. Luther's Uebersetzung,

zu folgenden ermäßigten Preisen:

1) Auf holländischem Postpapier in gr. 8., mit einem Titelkupfer. 3 Thlr.
2) Auf feinem englischen Druckpapier in ord. 8., mit einem Titelkupfer. 1 Thlr. 20 Gr.
3) Auf gewöhnlichem weißen Druckpapier in gr. 8., ohne Titelkupfer. 18 Gr.

Das neue Testament einzeln:

1) Auf holländischem Postpapier in gr. 8. 16 Gr.
2) Auf englischem feinen Druckpapier 12 Gr.
3) Auf gewöhnlichem weißen Druckpapier 5 Gr.

Lehrreiches Weihnachtsgeschenk.

Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805—1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. Vierter Band: Reise von Nantes nach den Antillen und von da nach Schottland, England und der Insel Walcheren,

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu bekommen.

Vom ersten Bande: Reise vom Emden nach Archangel und von da nach Hamburg; mit Rücksicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute,

ist die zweite, verbesserte Auflage erschienen, welche ebenfalls 1 Thlr. kostet.

Der zweite Band: Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas, und Rückkehr über New-York und Kopenhagen, kostet 1 Thlr. 4 Gr., und

der dritte Band: Reise nach Bordeaux und Isle de France, ist für 1 Thlr.,

und mithin alle vier Theile für 4 Thlr. 4 Gr. zu bekommen von der

Arnold'schen Buchhandlung in Dresden.

Medicinische Werke.

Auszug aus der grossen Richter'schen Therapie. Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung.

Es ist so eben der dritte Band davon fertig geworden; der vierte ist unter der Presse, und wird noch in diesem Jahre (1823) ausgegeben. Das Ganze kostet 10 Thlr. (das große Werk in IX Bänden 25 Thlr. 4 Gr.)

Der Recensent, in den geachteten Allgemeinen medicinischen Annalen, sagt: „Indem der Herausgeber der Therapie es übernommen hat, durch einen Auszug derselben, der das Ganze auf die Hälfte der Bände zurückbringt, den Ankauf zu erleichtern, so hat nunmehr Jeder, der das Bedürfniß eines bewährten medicinischen Handbuchs für die Heilung der gewöhnlich vorkommenden innern Krankheiten fühlt, die Wahl zwischen dem großen und dem kleinen Werke. Nach vorliegenden Bänden zu schließen, wird für das unmittelbare praktische Bedürfniß, dem Besitzer des Auszugs wesentlich nichts vorenthalten.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXX. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band der drei Ausgaben in 8. Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier, Nr. 2, auf feinem französischen Druckpap., Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift; Erster Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4, auf feinem französischen Schreibpap., Nr. 5, auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift.

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

Der zweite Band der Ausgaben in 4. wird bis zu Ende des Jahres nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle fünf Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckpap., 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem franz. Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
(Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr

versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, genießen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von **Wilhelm Müller.** Fünftes Bändchen: Simon Dach, Robert Roberthin, Heinrich Albert. 8. XXXVI u. 236 S. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Inhalt der vier ersten Bändchen, 1822 — 1823, Preis zusammen 6 Thlr., ist folgender: I. Opiz; II. Gryphius; III. Flemming; IV. Weckherlin.

Das sechste Bändchen wird zu Ostern 1824 erscheinen.

Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit. Eine Sammlung von Aktenstücken, Anekdoten, Urtheilen und theilsweise noch ungedruckten Memoiren. Drittes Heft. 8. VIII und 168 S. Geh. 16 Gr.

Dieses Heft enthält:

I. Napoleon und die Franzosen in Spanien.
II. Napoleon in den letzten Augenblicken vor seiner ersten Abdankung.
III. Napoleons politische und militairische Fehlgriffe nach der Schlacht bei Leipzig.
IV. Einzelne geschichtliche und charakteristische Züge.
V. Urtheile und Meinungen des Kaisers über verschiedene Personen, Ereignisse und Gegenstände.

Heft I und II sind ebenfalls zu dem Preise von 16 Gr. zu erhalten. Ein viertes Heft wird zu Anfang des nächsten Jahres erfolgen.

Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland; geschildert von **Christoph Aug. Tiedge.** 8. XII und 415 S. 2 Thlr.

Zeitgenossen, Neue Reihe. Nr. XIII. Gr. 8. 184 S. Geh. 1 Thlr. auf Druckpap. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schrbp.

Inhalt dieses Heftes:

Dorothea, Herzogin von Kurland. Von Tiedge. Erste Abtheilung. — Georg Zoega. Vom Staatsrath Morgenstern. — Jean François Baron von Bourgoing. — Violette Garrick. — Graf Franz Gabriel de Bray, königl. bair. Gesandter zu Paris.

Die erste Folge der Zeitgenossen, 24 Hefte mit Repertorium und Register, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckp. 16 Thlr. und auf Schreibpap. 24 Thlr. — Die ersten 12 Hefte der neuen Reihe kosten jedes 1 Thlr. auf Druckpap. und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier.

Nr. XIV, das unter andern auch die zweite Abtheilung der Herzogin von Kurland enthalten wird, erscheint gegen Ende des Jahres. —

Huber, Therese, Jugendmuth. Eine Erzählung. In zwei Theilen. Erster Theil. 8. XIV u. 289 S. Geh. Preis beider Theile 3 Thlr. 12 Gr.

Der zweite Theil, der gegen 25 Bogen erhalten wird, erscheint in 14 Tagen.

Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Professor Büsching. Dritter Band. 8. VIII u. 325 S. 1 Thlr.

Ich habe auch die zwei ersten Bände dieses Werks, 1822—23, vom Hrn. Verf. an mich gekauft und ist nun das Ganze zu dem Preise von 3 Thlr. zu erhalten.

Matthiä, Aug., Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Gr. 8. XIV und 202 S. 20 Gr.

Löhr, J. A. C., Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein, mit mancherlei anmuthig-ergötzlichen Begebenheiten, Historien und lehrreichen sowol, als gut gemeinten Betrachtungen zur Lehre, Warnung und Ermahnung für das junge Volk in Deutschland, d. i. für unsere hochgelahrte, gebildete Jugend. Ein schlecht gering Büchlein, das Niemand wird lesen wollen. Mit 14 illuminirten Kupfern. 8. XXXIV u. 392 S. Geh. 2 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, den 10. November 1823.

F. A. Brockhaus.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kähler, Dr. L. A., Predigt bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der in der Stadt Königsberg angefangenen Kirchenreformation, den 28sten September 1823 gehalten in der löbenichter Kirche daselbst. Gr. 8. Geh. 5 Gr.

Bei Wilh. Lauffer in Leipzig sind erschienen:

Rathgeber für Augenkranke.

Ein Noth- und Hülfsbuch zum Besten der Menschheit von Dr. W. Rosenstein. 8. 1823. Geh. 6 Gr. oder 27 Kr.

Inhalt: Vorsichtsregeln zur Erhaltung gesunder und schwacher Augen, mit Rücksicht auf deren verschiedene Beschaffenheit und ihres Gebrauchs bei verschiedenen Arbeiten. Von der Behandlung der Augen bei den hauptsächlichsten Krankheiten und den gewöhnlichsten Zufällen, welchen sie unterworfen sind. Von den Augenentzündungen neu geborner Kinder, dem Schielen, und von den untrüglichsten Miteln, diese Uebel zu heben. Von Augenschirmen und Augengläsern 2c.

Erläuterungen einiger Hauptpunkte

in Dr. Fr. Schleiermacher's christlichem Glauben nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange, dargestellt von J. G. Rätze. Gr. 8. 1823. 357 Seiten. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Ipsiboë.

Ein Roman nach dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt von Dr. Heinrich Döring. Drei Bände. 8. 1823. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl.

Skanderbeg.

Heroisches Gedicht in zehn Gesängen von Fr. Krug von Nidda. Erster Band. 8. 1823. 22 Gr. oder 1 Fl. 39 Kr. (Der zweite Band erscheint in einigen Wochen.)

Das Schloß von Pontefract.

Ein historischer Roman von Walter Scott, bearbeitet von Dr. Heinrich Döring. Drei Bände. 8. 1823. 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 Fl. 36 Kr.

Irner,

oder die Widersprüche der Liebe. Ein Roman von Lord Byron bearbeitet von G. Jördens. Zwei Bde. 8. 1823. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Lothario,

oder die Brüder des Bundes zum Gemeinwohl. Eine Räubergeschichte von C. Nodier, bearbeitet von G. Jördens. 8. 1823. 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Verirrungen,

oder die Macht der Verhältnisse. Ein Roman, herausgegeben von Luise Brachmann. 8. 1823. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Ritter Ademar von Bourbon,

oder die Bewohner des weißen Felsen. Nach A. Porter bearbeitet von W. v. Gersdorf. (Ein Seitenstück zu dem Ritter der rothen Rose.) Zwei Bände. 8. 1823. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Kurfürst Friedrich V.

von der Pfalz, König von Böhmen und seine Getreuen. Ein romantisches Gemälde der Vorzeit. Von W. v. Gersdorf. 8. 1823. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Bei uns ist so eben das schon früher in öffentlichen Blättern vorläufig angekündigte Werk des Herrn Doctor und Prof. Ringelmann unter dem Titel erschienen:

Der Organismus des Mundes, besonders der Zähne, deren Krankheiten und Ersetzungen,

für Jedermann, insbesondere für Aeltern, Erzieher und Lehrer,

und enthält auf 610 Seiten die Resultate seiner, in einer mehr als 20jährigen Praxis gemachten, wichtigen Erfahrungen, so wie die Resultate der Prüfungen über die von den berühmtesten Aerzten in diesem Theile der Heilkunde aufgestellten Meinungen und Grundsätze. Dieses Werk ist daher sowol für die Aeltern, Erzieher und Lehrer, für welche dasselbe zunächst bestimmt ist, als auch für die Herrn Aerzte selbst, durch seinen gehaltreichen Inhalt von großem Interesse und verdient daher, da dasselbe wirklich für Jedermann von größter Wichtigkeit ist, bald so allgemein bekannt zu werden, wie der Herr Verfasser bereits durch seine ausgebreitete Praxis im Fache der Zahnarzneiwissenschaft sowol dem In- als Auslande rühmlichst bekannt ist.

Nürnberg, den 27. Oct. 1823.

Riegel und Wießner.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Unger, Dr. C., Nachrichten über das Klinicum der königlichen Universität zu Königsberg. Mit einer lithographischen Zeichnung. Gr. 8. Geheftet. 12 Gr.

Pharmacopoea castrensis borussica. Edit. 4ta. 16. Geh. 6 Gr.

Baer, C. E. a, De fossilibus mammalium reliquiis in Prussia adjacentibusque regionibus repertis. 4. 10 Gr.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben:

Fuchs, Dr. und Cons. Rath, Die General-Synode des Consistorialbezirks Ansbach, in einer allgemeinen Darstellung ihrer Verhandlungen. Gr. 8. Broch. 1 Fl. 12 Kr.

Daß durch die zeitige Erscheinung dieser Darstellung recht Vielen, welche an der großen Angelegenheit warmen Antheil nehmen, ein angenehmer Dienst geleistet werde, dürfen wir voraussetzen, halten deshalb, und da die Arbeiten des geachteten Verfassers ohnedies allgemein geschätzt sind, weitere Empfehlung für überflüssig. Nur bemerken wir, daß — dem Vernehmen nach — die angekündigte Sammlung von Aktenstücken nicht erscheinen wird.

Riegel und Wießner
in Nürnberg.

Militairische Anzeige.

So eben ist in unserm Verlage erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Organisation und Taktik der Artillerie,
und Geschichte ihrer taktischen Ausbildung von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten;
von W. von Grevenitz,
königl. preuß. Major u. Brigadier der sechsten Artillerie-Brigade, mehrerer Orden Ritter.
Gr. 8. Zwei Theile mit 43 Planen.
Ladenpreis 4 Thlr. 20 Gr. oder 8 Fl. 42 Kr. Rhein.

Es gewährt der unterzeichneten Verlagshandlung ein besonderes Vergnügen, die Erscheinung dieses, mit vielem Interesse erwarteten Werkes, anzeigen zu können. Von dem inneren Werthe desselben überzeugt, beschränkt sie sich darauf, nur seinen Inhalt hier näher zu bezeichnen, und fügt bei, daß sie noch bemüht war, durch schönen Druck und Papier, und reinen Stich der Plane, den Verlag eines solchen Werkes zu ehren.

Der erste Theil enthält: Die taktische Geschichte der Artillerie, nebst einem allgemeinen Abriß der Geschichte der Kriegskunst als Einleitung. Die taktische Geschichte der Artillerie ist in fünf Perioden abgehandelt, in welchen ihr Einfluß auf die Feldschlachten charakteristisch hervortritt.

Die I. Periode umfaßt den Zeitraum von 1320 bis 1494, oder von Erfindung des Pulvers und der Geschütze bis auf Karls VIII. Kriegszug nach Italien.

Die II. Periode fängt mit dem Jahre 1494 an und endet 1612, oder von Karl VIII. bis auf Gustav Adolf von Schweden, mit fünf Planen.
- III. — umfaßt den Zeitraum von 1612 bis 1740, oder von Gustav Adolf bis Friedrich dem Großen.
- IV. — umfaßt die Zeit von 1740 bis 1792, oder von Friedrich dem Großen bis Anfang des französischen Revolutions-Krieges, mit Planen der Schlachten von Mollwitz, Czaslau, Hohenfriedberg, Roßbach, Leuthen, Zorndorf und Kunnersdorf. Endlich
- V. — enthält den Zeitraum von 1792 bis 1815, oder vom Anfang des französischen Krieges und Napoleon bis Ende des großen europäischen Kampfes, mit Plänen der Schlachten von Pirmasens, Marengo, Friedland, Wagram, Smolensk, an der Moskawa, Groß-Görschen, Groß-Beeren.

Der zweite Theil enthält: Organisation und Taktik der Artillerie, in fünf Capiteln.

Das I. Capitel Zusammensetzung, Stärke und Verhältniß der Artillerie in sich und zu den übrigen Waffen. Kosten der Artillerie, sowol ihrer materiellen Theile, als ihrer Unterhaltung.
- II. — enthält die Elemente der Manoevers der Artillerie, in vier Abschnitten und vier §§. Formation, Auswahl der Mannschaften, Ausbildung der Artilleristen im Allgemeinen, Elementar-Taktik, Bedienung der einzelnen Geschütze, Schule der Batterien, Aufstellung der Artillerie in Brigaden, Elementar-Manoever-Schule der Brigaden, mit 51 taktischen Figuren.
- III. — handelt von Schußweiten und Wirkungen der Feld-Artillerie.
- IV. — enthält die taktische Verbindung der Artillerie mit den beiden andern Waffen, Infanterie und Cavallerie, eines Armee-Corps, Märsche, Aufmärsche, Aufstellung der Linien- und Dispositions-Artillerie, Formirung der Artillerie in Massen und Feuerlinie zum Angriff und zur Vertheidigung von Positionen.
- V. — handelt vom Angriff und von der Vertheidigung von Feldverschanzungen. Von besonderen Vorfällen und dem Felddienst der Artillerie.

Die 43 verschiedenen Plane geben:
- 16 illumirte Schlachtplane.
- 6 — — Plane in Folio.
- 13 Plane auf großen Quart-Blättern, die 51 taktischen Figuren enthaltend.
- 1 großer Plan der Lager bei Bunzelwitz unter Friedrich dem Großen im siebenjährigen Kriege.
- 7 andere in Quart schwarz und illuminirt.

Berlin, im October 1823.

Sander'sche Buchhandl.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint mit dem Jahre 1824 eine Zeitschrift:

Orpheus.

in zwanglosen Heften, herausgegeben von Dr. Karl Weichselbaumer.

Sie wird das Gebiet der schönen Wissenschaften, der bildenden Künste, der Geschichte, endlich das Leben selbst, besonders in seinen Verhältnissen zur geistigen Thätigkeit umfassen, dabei vorzüglich bemüht seyn, eine vermittelnde, versichernde, anregende Stellung zwischen der geistigen Production und dem Leben zu gewinnen, und durch die erhöhete Empfänglichkeit des letztern den Einfluß der erstern zu befördern. Diese ernste Richtung schließt inzwischen einen unterhaltenden Theil um so weniger aus, als eine periodische Schrift desselben nie entbehren kann, und durch gefällige Formen überhaupt das ästhetische Interesse beschäftigen muß; nur bleibt es Grundsatz, daß er nicht vorherrschend werde und in seinen Formen stets einen Geist aussprechen soll, der wieder zu den höchsten Ideen der allgemeinen Menschenbildung emporführt.

Das erste Heft, welches bereits die Presse verlassen hat, enthält:

I. Vorbericht vom Herausgeber.

II. Kunstabende von Max Freiherrn von Freyberg. 1) Giulio Romano. 2) Correggio.

III. Aus dem Trauerspiele: Henriette von England, von Eduard Schenk.

IV. Friedrich Heinrich Jacobi an Schlosser über dessen Fortsetzung des Gastmahls von Platon.

V. Egilone, eine Erzählung vom Herausgeber.

VI. Orpheus, ein Gedicht von Eduard Schenk.

Der Preis für jedes Heft von 8—10 Bogen ist auf 20 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. festgesetzt; man abonnirt auf vier Hefte, welche einen Band ausmachen.

Nürnberg, d. 31. Oct. 1823.

Riegel und Wießner.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Peter der Große als Mensch und Regent dargestellt von Dr. Benj. Bergmann. Erster Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser, der literarischen Welt durch seine Historische Schriften und durch seine Nomadische Streifereien unter den Kalmücken rühmlichst bekannt, liefert hier eine nach den ihm zu Gebote stehenden Quellen und Hülfsmittel vollständige Geschichte Peter des Großen. Er suchte zusammengedrängt das Wichtigere deutlich und einfach darzustellen, ohne durch eigene Ansicht vorzugreifen oder durch politische Betrachtungen zu ermüden; Geschichtsforscher sowol als auch Dilettanten werden hierin volle Befriedigung finden.

Rechtswissenschaft.

Ed. Henke (Prof. zu Bern), Handbuch des Criminalrechts u. der Criminalpolitik. I. Bd. Gr. 8. Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung. Preis 3 Thlr.

Auszug aus der Halleschen Literatur-Zeitung 1823, Nr. 151.

„Unstreitig gehört dieses Werk zu den geistreichsten und wichtigsten, welche je auf dem Gebiete der Criminalwissenschaft erschienen sind. Es ist vorzüglich denen zu empfehlen, welche an der Gesetzgebung selbst thätigen Antheil zu nehmen berufen sind, aber auch für die zahlreiche und ehrenwerthe Classe derjenigen, welche sich mit der peinlichen Rechtspflege beschäftigen, ist es von hoher nicht zu berechnender Wichtigkeit."

„Man wird in dem Werke große Ausführlichkeit und Vieles finden, was man bis jetzt in den bändereichsten Handbüchern der Staatswissen-

schaft vergeblich gesucht hat. Durch gründliches Studium wird man überraschende Wahrheiten gewinnen. Dieser erste Band enthält die allgemeinen Wahrheiten des Criminalrechts, der zweite und dritte wird die besondern Lehren, der vierte den Criminalproceß und Sachregister enthalten."

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen;

Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von Johann Heinrich Voß. Ausgaben der letzten Hand.

In Taschenformat mit deutschen Lettern.

Auf Druckpapier.	:	Thlr.	16 Gr.
Auf Schreibpap.	1	—	: —

In Octavformat mit lateinischen Lettern.

Auf Druckpapier.	1	—	8 —
Auf Schreibpap. mit Kupfern,	2	—	12 —

Aus der Concursmasse der Hahn'schen Buchhandlung hier haben wir am 1. August dieses Jahres das

„Encyklopädische Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, herausgegeben von Dr. A. Binzer"

an uns gekauft, und gedenken dasselbe ohne wesentliche Aenderung der Idee oder Form schleunigst fortzusetzen. Die erste Abtheilung des nächsten (zweiten) Bandes erscheint zu Anfang des folgenden Jahres; ihr werden die folgenden Abtheilungen in Zwischenräumen von zwei, höchstens drei Monaten folgen. Mit zwölf Bänden (24 Abtheilungen) soll das Ganze vollendet seyn. Das Nähere werden wir bei wirklicher Erscheinung der dritten Abtheilung bekannt machen.

Altenburg, den 31. Oct. 1823.

Literatur-Comptoir daselbst.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Herostrat, nach Verri von Ernestine Generalin von Ulmenstein. 8. Preis 20 Gr. Cour. oder 25 Silber-Gr.

Der Name des Verfassers, dessen Werke zu den Vielgelesenen gezählt werden, bürgt wol für den innern Gehalt und Werth dieses Werkchens, welches jedem gebildeten Leser angenehme Unterhaltung gewähren wird; die Uebersetzerin hat mit möglichst treuer Haltung an das Original und in fließender Anmuth der Sprache das Werkchen in unsrer Muttersprache übertragen und wird sich dadurch gewiß den Dank vieler Leser und Leserinnen erwerben.

**Replik für Herrn Staatsrath Niebuhr
die Ciceronischen Fragmente *de rep.*
anlangend
von Dr. Wilh. Ferd. Steinacker.**

8. Geh. Preis 3 Gr. oder 14 Kr. Rhein.
ist so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig erschienen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

lage dieses classischen, in den vorzüglichsten Lehranstalten Deutschlands als Vorlesebuch eingeführten Werkes anzeigen.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage hat die Lobsprüche in Thaer's Annalen, André's ökonomischen Neuigkeiten, der Bibliothèque universelle etc. gerechtfertigt; und da der Hr. Verf. diese zweite Auflage mit einer Menge neuer Erfahrungen und Ansichten bereichert, viele Lehrsätze, die in der ersten Auflage dunkel waren, in ein helleres Licht gesetzt, und überhaupt nichts versäumt hat, was zur Vervollkommnung des Buches und der Wissenschaft beitragen konnte: so muß sie nothwendig vor der ersteren jene Vorzüge haben, die mit den Fortschritten der Wissenschaften in der Zeit überhaupt verbunden sind.

Fabini, J. Theoph.,
Doctrina de morbis oculorum,
in usum auditorium suorum.

Gr. 8. Pesth. Preis 2 Thlr.

Dieses Handbuch der Augenkrankheiten ist mit Benutzung der neuesten Literatur verfaßt, und obwol zunächst für die öffentlichen Vorlesungen des Hrn. Verfassers bestimmt, so wird es doch auch dem praktischen Arzte, dem daran gelegen ist, den gegenwärtigen Standpunkt der Augenheilkunde zu kennen, willkommen seyn.

Dr. Leopold Anton Gölis,

k. k. Sanitätsrath, Sr. Durchl. des Herzogs von Reichstadt Leibarzt, des Kinder-Kranken-Instituts Director ꝛc.

Vorschläge
zur Verbesserung der körperlichen
Kinder-Erziehung
in den ersten Lebens-Perioden,
mit Warnungen vor tückischen und schnell tödtenden Krankheiten, schädlichen Gewohnheiten und Gebräuchen, und verderblichen Kleidungsstücken.
Angehenden Müttern gewidmet.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Brochirt. Mit drei Kupfertafeln. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Die gegenwärtige zweite Auflage dieser Erziehungsschrift, unter dem anspruchslosen Titel: Vorschläge zur Verbesserung der körperlichen Kinder-Erziehung ꝛc., in welcher manches schon allgemein Bekannte wegblieb, hat mehrere Verbesserungen und Zusätze erhalten. Dieses als sehr brauchbar anerkannte Werk noch besonders anzuempfehlen wäre überflüssig, indem der Name des Verfassers selbes hinlänglich empfiehlt. Die Lehren, welche derselbe angehenden Müttern gibt, sind wohlmeinend, und aus einer dreißigjährigen Erfahrung, welche er an einer Anzahl von mehr als Einmalhundert vierzig Tausend Kindern, deren ärztliche Besorgung ihm anvertraut wurde, zu machen Gelegenheit hatte, gesammelt. Wir übergeben diese mit einem passenden Titelkupfer und noch drei andern Kupfertafeln, welche der Verfasser als bildliche Darstellung von Geräthschaften und Vorrichtungen in der Kinderstube beizufügen nothwendig glaubt, allen guten Müttern; sie werden in selber über körperliche Erziehung ihrer Kinder die vollkommenste Belehrung und Winke, gefährlichen Krankheiten schnell vorzubauen, finden.

Hartmann, Ph. C.,
Theorie der Krankheit,
oder
allgemeine Pathologie.
Nach dem lateinischen Originale frei bearbeitet vom Verfasser.
Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Den Zweck und eigenthümlichen Charakter dieses Werkes glaubt die Verlagshandlung mit den eigenen Worten des Verfassers bezeichnen zu müssen. Derselbe sagt in der Vorrede:

„Wenn ich, dem Wunsche vieler meiner ehemaligen und gegenwärtigen Zuhörer und der Aufmunterung einiger meiner Freunde nachgebend, der ärztlichen Lesewelt eine deutsche Bearbeitung meiner Theoria morbi hiemit vorlege; so geschieht dieses vorzüglich in der Absicht, um dabei Gelegenheit zu finden, meine Grundansichten vom Leben und seiner Umbildung in den krankhaften Zustand, welche von manchen meiner Schüler und Leser nicht so aufgefaßt worden sind, wie sie in mir liegen, in ein helleres Licht zu setzen, manche pathologische Begriffe schärfer zu bestimmen, einige besser zu begründen, den organischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern des Systems enger zu schließen, und endlich meiner Pathologie dasjenige anzueignen, welches ihr durch neuere Bearbeitungen zugewachsen ist, versteht sich, in so fern es als wahr und gut in meine Ueberzeugung eingegangen ist."

„Uebrigens, hoffe ich, wird man auch in dieser Ausgabe mein Bestreben, das, was Naturwissenschaft überhaupt, und Physiologie des thierischen und menschlichen Lebens insbesondere auf der einen, und echte Erfahrung der Aerzte am Krankenbette auf der andern Seite zur Förderung der Theorie der Krankheit bisher Brauchbares geliefert haben, zur fernern Ausbildung derselben redlich zu benutzen, und die allgemeinen Ansichten des Wesens, der Entstehungs- und Erscheinungsweise der Krankheit so darzustellen, daß die Wissenschaft der Krankheit eine gediegene Grundlage der Kunst, sie im Einzelnen zu erkennen und zu behandeln, abgeben möge, nicht verkennen."

Etwas Eigenes zur Empfehlung dieses Buches hinzu zu fügen, hält die Verlagshandlung um so mehr für überflüssig, da das Publicum bereits weiß, was es aus der Feder des Verfassers zu erwarten hat.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte
der Hohenstaufen
und ihrer Zeit
von Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band der drei Ausgaben in 8. Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier, Nr. 2, auf feinem französischen Druckpap., Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift; Erster Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4, auf feinem französischen Schreibpap., Nr. 5, auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift.

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

Der zweite Band der Ausgaben in 4. wird bis zu Ende des Jahres nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle fünf Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckpap., 16 Thlr.
Ausgabe Nr. 3, auf feinem franz. Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
(Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, genießen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

Bei Tendler und von Manstein in Wien ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Joh. Aloys Ditscheiners
vollständige
Terminologie des Handels,
eine alphabetisch geordnete Uebersicht aller bei den Waaren-, Wechsel- und Seegeschäften und deren Rechte, sowol in der deutschen Sprache selbst gebrauchten als auch aus andern Sprachen in dieselben aufgenommenen Wörter und Redensarten, mit ihrer Erklärung und Bedeutung. Ein Handbuch für jedes Comptoir, besonders ein brauchbarer Rathgeber für sich dem Handel widmende Jünglinge. XII und 463 Seiten. Gr. 8. Wien 1823. Preis, in Umschlag brochirt, 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 Fl. 18 Kr.

Der Mangel eines vollständigen, dem fortschreitenden Zeitgeiste entsprechenden Wörterbuches der Geschäftssprache, des Handels mit bestimmten, möglichst gedrängten, aber dennoch deutlichen Wörter-Erklärungen, war bisher eine fühlbare Lücke in der Literatur dieses so allgemein verbreiteten wichtigen Geschäftszweiges; die Verlagshandlung glaubt aus diesem Grunde auf den Beifall der handelnden Welt im Voraus rechnen zu dürfen, daß sie die Herausgabe eines solchen Werkes veranstaltete. — Die

keinesweges leichte Aufgabe der Bearbeitung eines so schwierigen und doch so gemeinnützigen Gegenstandes, ist von unserem Verfasser genügend, und mit Sachkenntniß gelöst worden. Der Jüngling, welcher sich dem Handel zu widmen gesonnen ist, der Handlungsdiener und der Comptorist, sie Alle werden vielfache Belehrung in dem Werke finden, nicht minder wird es dem in Kenntnissen bereits vorgerückten Handelsmanne jeder Art mehrfachen Nutzen gewähren, und besonders dem Anfänger eine große Erleichterung in der Betreibung seiner Geschäfte verschaffen, und seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, da es außer der Erklärung und Begriffsbestimmung aller in dem weitem Gebiete des Handels, und der ihm zunächst verwandten Geschäfte (vorzüglich der Rechtskunde, dem See- und Fabrikwesen) gebrauchten deutschen und fremden Wörter, eine encyklopädische Uebersicht der gesammten Handelswissenschaft enthält, und auf die wichtigsten Kenntnisse und Fähigkeiten dieses Faches aufmerksam macht. Selbst Geschäftsleuten aus andern Zweigen, insbesondere Fabrikbesitzern und ausgebreiteten Manufakturisten aller Art wird dieses Wörterbuch Nutzen und Belehrung bringen können; so wie Jedermann, der Aufklärung über diesen Gegenstand zu erhalten wünscht, sie auch befriedigend hier finden wird. Die äußere Ausstattung stehet dem innern Werthe des Werkes nicht nach, so daß die Verlagshandlung es jedem Handelsfreunde bestens empfehlen kann.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber das Immergrün unserer Gefühle
von Jean Paul.
Auf Velinpapier, sauber brochirt, 8 Gr.

Walter Scott's neuester Roman.

Bei F. A. Herbig in Berlin erschien so eben und wurde an alle Buchhandlung versandt:

Wallodmor.
Frei nach dem Englischen des W. Scott von W...s.
Drei Bände. 3 Thlr. 18 Gr.

In einer vierten Auflage ist so eben erschienen und wieder in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Rückkehr katholischer Christen
im Großherzogthum Baden zum evangelischen Christenthume, erzählt und beurtheilt
von Dr. H. G. Tzschirner.
Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig.
Leipzig bei Gerhard Fleischer 1823. Preis 4 Gr.

Die bisherigen Auflagen dieser Schrift folgten einander so schnell, daß der Herr Verfasser neue Nachrichten aus Baden nicht abwarten konnte, und auf kleine Verbesserungen nur sich beschränken mußte. Während dieses vierten Abdruckes aber, erhielt er theils noch zwei interessante Aktenstücke, theils weitere Nachrichten von dem Fortbestehen und Wachsthume der neuen Gemeinde, welche in dieser neuen, vermehrten Auflage zur Kenntniß des Publicums gebracht werden. Dieser Vermehrung ungeachtet ist der anfänglich niedrige Preis unverändert geblieben.

Das Werk wird in folgenden Abtheilungen erscheinen:
Denkmäler des Orients;
— — der Aegypter;
— — der Griechen und Römer;
— — des Mittelalters.

Jede Abtheilung und jedes derselben zugehörige für sich abgeschlossene Werk wird besonders und zwar in monatlichen Heften, jedes von zwölf Blättern im Maßstabe der benutzten Original-Ausgabe geliefert. Mit den Denkmälern der Griechen und Römer und zwar mit

Stuart's Alterthümer von Athen

wird das Unternehmen noch im Laufe dieses Jahres beginnen.

Es werden zwei verschiedene Ausgaben des Werks veranstaltet. Die bessere mit Abdrücken auf schönem Schweizer-Velinpapier, die andere auf gewöhnlichen Kupferdruckpapier. Der Subscriptionspreis für ein Heft der besseren Ausgabe von 12 Blättern ist 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl., für die andere Ausgabe 1 Thlr. 6 Gr. od. 2 Fl. 15 Kr. Zugleich mit dem ersten Hefte eines Werkes wird das letzte bezahlt, alsdann jede der folgenden Lieferungen einzeln berechnet und die letzte den Abonnenten gratis geliefert. Sobald ein Werk geschlossen ist, wird der Text dazu geliefert und zu möglichst billigem Preis berechnet. Alsdann findet für das vollendete Werk ein erhöheter Preis statt. Auch diejenigen Blätter, welche ein einzelnes Gebäude geben, sollen besonders zu haben seyn, so wie die Blätter, die nur Verzierungen enthalten; dies jedoch nur in der geringen Ausgabe. Es kostet dann ein einzelnes Heft von 12 Blättern 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. Hefte der Verzierungen von sechs Blättern 20 Gr. od. 1 Fl. 30 Kr.

Jeder Kenner, der das in jeder Buch- und Kunsthandlung niedergelegte Probeblatt einsieht, wird zugeben, daß noch niemals mit so viel Eleganz der Ausführung ein so wohlfeiler Preis verbunden war. Es war den mehrjährigen Bemühungen des Herausgebers vorbehalten, eine neue Vervielfältigungsart zu finden, wodurch allein diese Bedingungen zu erfüllen waren und der Unternehmer konnte dies auch nur in dem festen Vertrauen auf eine zahlreiche Subscription thun, wozu er hiermit das gelehrte und kunstliebende Publicum einladet. Man unterzeichnet ohne voraus zu bezahlen in jeder guten Buch- und Kunsthandlung. Den Sammler von Unterzeichnungen auf wenigstens fünf Exempl., welche sich mit baarer Vorausbezahlung von 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. für die bessere Ausgabe und 2 Thlr. 12 Gr. od. 4 Fl. 30 Kr. für die ordinaire Ausgabe, direct an den unterzeichneten Verleger wenden, wird derselbe besondere Vortheile gestatten; übrigens wird jede Buch- und Kunsthandlung bei Bestellung von neun Exemplaren eines vollständigen Werks — wie z. B. Stuart's Altherthümer Athens — das zehnte Exemplar frei geben.

Urania für 1824.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 349 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — (sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende

Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend).

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Gotzmann.

II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.

III. Lieder von Friedrich Rückert.

IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Rosengeil.

V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von W. Müller.

VI. Gedichte von J. D. Gries.

VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.

VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.

IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilh. von Schütz.

X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4., erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eros oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

Wohlfeiler Preis von

Schiller's, Friedrich, Allgemeine Sammlung historischer Memoiren vom zwölften Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten, neu übersetzt, mit Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einem universalhistorischen Ueberblick ihrer Zeit begleitet. Mit Portraits, von Lips gestochen. Erste Abtheilung. Erster bis vierter Band. Zweite Abtheilung, erster bis neun und zwanzigster Band. Gr. 8. Jena, bei Friedrich Mauke.

Alle 33 Bände, Verkaufs-Preis 43 Thlr., Partie-Preis 5 Friedrichsd'or, wofür die complette Sammlung durch jede Buchhandlung, so wie bei dem Verleger zu erhalten ist, welcher gegen baare Einsendung portofreie Zusendung gewährt.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXII. 1823.

Dieser Litterarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Hietzinger, Karl Bernh. von,
Statistik der Militair-Grenze
des
österreichischen Kaiserthums.
II. Bandes 2te Abth. Gr. 8. 3 Thlr.

Mit dieser Abtheilung ist ein Werk vollendet, dessen beide ersten Bände bereits des ungetheiltesten Beifalls sich zu erfreuen hatten.

Nachdem im ersten Buche das Land und das Volk geschildert, im zweiten die volkswirthschaftlichen Verhältnisse entwickelt worden, macht uns der Herr Verfasser im dritten mit der Verfassung und Verwaltung der Militairgrenze vertraut.

Die höchst interessante Organisirungs-Geschichte voraussendend, stellt er den Inhalt der Grundgesetze und Grenz-Reglemente mit ihren Gründern dar, zeigt dann, wie das Grenz-Gebiet eingetheilt, ihre Verwaltungs-Behörden geordnet, wie für die militairische und bürgerliche Verwaltung, für Justiz, Polizei, Finanz rc. gesorgt sey, und schließt mit vergleichenden Blicken auf verwandte Militair-Einrichtungen, welche die Einzigkeit des trefflichen Grenz-Instituts darthun. Auch ist dieser Abtheilung das Register über das ganze Werk beigefügt.

Der erste Band kostet 3 Thlr. 16 Gr. Des zweiten Bandes erste Abtheilung 3 Thlr., und des zweiten Bandes zweite Abtheilung auch 3 Thlr.

Meißner, P. T.,
Die Heitzung mit erwärmter Luft
durch eine
neue Erfindung anwendbar gemacht, und als das wohlfeilste, bequemste, der Gesundheit zuträglichste, und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung größerer oder mehrerer Räume, als: der öffentlichen Gebäude, der Herrschaftswohnungen, Fabriken rc.

Zweite, sehr vermehrte und bis auf die Anleitung zur Erwärmung selbst der kleinsten Wohnungen und zur zweckmäßigen Einrichtung der Trockenanstalten rc. erweiterte Auflage. Mit 20 Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr.

Petter, Franz,
(Lehrer der Mercantil-Wissenschaften)

Anleitung zur gründlichen Erlernung der Rechenkunst,

mit Anwendung der Decimalbrüche und der zweckmäßigsten Verkürzungen, mit besonderer Berücksichtigung für das kaufmännische Bedürfniß und den Selbstunterricht.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Mit diesem 32 Bogen starken Rechenbuche glauben wir allen Individuen, die sich über das Wesen der Rechenkunst gründlich unterrichten wollen, besonders aber jungen Handlungsbeflissenen, Frequentanten von Real- und Handlungs-Schulen, so wie auch praktischen Kaufleuten eine höchst willkommene Gabe darzubringen. Die im praktischen kaufmännischen Wirkungskreise vorkommenden Rechnungsarten sind gründlich und klar dargestellt, überall die kürzeste Methode zur Auflösung gezeigt, und das Warum und Wie faßlich entwickelt.

Die ganz eigene Art und Weise, wie der Verfasser seinen Stoff behandelt hat, zeichnet dieses Rechenbuch vor allen übrigen aus, die wir über dieses Fach besitzen.

Bernt, Joseph,

Beiträge zur gerichtlichen Arzneikunde,

für

Aerzte, Wundärzte und Rechtsgelehrte.

Sechster Band. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Preis aller sechs Bände 8 Thlr.

Brachmann, Louise,

Romantische Blätter,

als

zweiter Theil der romantischen Blüten.

Nebst

einer biographischen Notiz über die leider zu früh verstorbene Verfasserin, und einem Titelkupfer.

8. Broschirt. 16 Gr. Preis beider Bände 1 Thlr. 8 Gr.

Medicinische Jahrbücher des k. k. österreichischen Staates;

herausgegeben von den

Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien.

Neue Folge. I. Band, drittes und viertes Heft; jedes Heft 1 Thlr. 8 Gr.

Jahrbücher des k. k. polytechnischen Institutes in Wien.

In Verbindung mit den Professoren des Institutes herausgegeben vom

Director J. J. Prechtl.

Vierter Band, mit acht Kupfertafeln und einem Stahlabdruck. Gr. 8. Broschirt. 4 Thlr. Preis aller vier Bände 16 Thlr.

Wir freuen uns, dem naturforschenden Publicum die Anzeige von der nunmehrigen Vollendung dieses Bandes geben zu können und damit zugleich die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß durch das, was hier geleistet wurde, der Wissenschaft eine wahrhafte, vielseitige Bereicherung geboten wird, in einer bedeutenden Anzahl der trefflichsten Abhandlungen aus den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft, verfaßt von Männern, deren Namen für die Tüchtigkeit ihrer Arbeiten Bürge sind, nämlich: Bischof (Gustav), Carus, Eisenhardt, Gaede, Huschke, Gravenhorst, Gruithuisen, van der Hoeven, v. Martius, Meade, Meyer, Nees v. Esenbeck der Aeltere, Nees v. Esenbeck der Jüngere, Nöggerath, Otto, v. Schrank, Tilesius, Weber (M. J.), Maximilian Prinz von Wied-Neuwied und Wiegmann. — Beide Abtheilungen erscheinen diesesmal zu gleicher Zeit, des bedeutenden Umfangs ungeachtet, worin dieser Band bei 93 Bogen Text und 63 meist vortrefflich illuminirten Kupfertafeln in Folio und 4., bei wo möglich noch erhöheter äußerer Eleganz, jeden der frühern Bände weit übertrifft.

Ein ausführliches Inhaltsverzeichniß desselben ist in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Bei Adolf Marcus in Bonn sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Droste Hülshoff, Dr. C. A. von, Lehrbuch des Naturrechtes oder der Rechtsphilosophie. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eusebii, Caesariensis, de divinitate Christi placita, scripsit *Ignat. Ritter*, Dr. Gr. 4. Preis geh. 4 Gr.

Niebuhr, B. G., Ueber die Nachricht von den Comitien der Centurien im zweiten Buch Cicero's de republica. Gr. 8. Preis geh. 4 Gr.

Bei Tendler und v. Manstein in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Romantische Denksteine

oder

Schaustücke, Glanzmomente und Curiosa aus der Welt des Lebens und Wirkens, der Minne und Dichtung, der Sitten, Künste und Erfindungen, des Heldenthums und Schriftwesens, so wie andere Eigenthümlichkeiten, insonderheit des Mittelalters und Ritterwesens, des Legenden- und Mährchenkreises.

Zu Lust und Lehre für Jung und Alt, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt dargebracht

von

A. F. Nitgraff.

Zwei Thle. 8. Mit 1 Titelbilde. In Umschlag broschirt 1 Thlr. 16 Gr.

Die verschiedenen geschichtlichen Schriften des Herausgebers dieser Denksteine sind bereits zu bekannt und zu beliebt, als daß man das Interesse der letztern umständlich sollte anrühmen müssen. Andrer Seits spricht der Titel den Inhalt und Charakter des Buches bezeichnend genug aus, so daß es hinlänglich seyn wird, von den 41 Darstellungen, die es enthält, hier nur folgende zu nennen: Maximilian I. seine Verdienste, Abentheuer rc.; Petrarca und Laura; die Vehmrichter; die Liebeshöfe und Minnegerichte; Deutung der Farben im Anzug der Damen; Hanns Doblinger: Kolschitzky (Wiens erster Caffesieder); Galanterie der Ritterwelt;

Geschichte der Guillotine; Zwergfugen; Oswald v. Wolkenstein; der Phönix; Geschichte des Sängers; die schottischen Elfen; Denkmal vom hörnernen Siegfried; Geschichte des Schachspiels, der Schreibkunst rc. Zuletzt darf man wol auf den höchst billigen Preis aufmerksam machen.

Bei C. A. Koch in Greifswald ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens, auch was sich in dem Denkwürdiges zugetragen, so er mehrentheils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehört hat, von ihm selbst beschrieben. Aus der Handschrift herausgegeben und erläutert von G. Chr. Fr. Mohnike. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Mohnike, G. Chr. Fr., Zur Geschichte des ungarischen Fluchformulars. Mit einem Anhange, betreffend den öffentlichen Uebertritt der Königin Christine von Schweden zur katholischen Religion. 8. 20 Gr.

Greifswaldische akademische Zeitschrift. Herausgegeben vom Professor Schildener. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 14 Gr.

Dr. Martin Luther und Philipp Melanchthon über den Arzt und seine Kunst. Von G. Chr. Fr. Mohnike. Gr. 8. 4 Gr.

Empfehlungswerthe Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke.

Bei H. Ph. Petri in Berlin sind erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen, zu haben:

Geistesspiele, heitere, in Liedern und Gedichten, zur Feier von Geburtstagen, Hochzeiten, Jubelhochzeiten, Amtsjubiläen, geselligen Vereinen, am Sylvesterabend rc. 8. Geheftet. 16 Gr.

Müchler, Karl, Kleine Bühnenspiele. (Taschenbuch auf 1824.) Inhalt: 1) Das zerbrochene Bein. 2) Der Kranke im Hospitale. 3) Der Selbstmord. 4) Der Langweilige. 5) Die Gelegenheitsgedichte. 6) Husarenliebe, oder die Heirath auf den Pasch. 12. Geheftet. 18 Gr.

Thieme, Moritz, Almanach dramatischer Spiele für die Jugend. Erster Jahrgang. — Auch unter dem Titel: Dramatische Spiele für die Jugend bei festlichen Gelegenheiten. Zweites Bändchen. Inhalt: 1) Prolog für die Eröffnung einer kleinen festlichen Vorstellung gedichtet. 2) Die Geschwister, Schauspiel in einem Act. 3) Gespräch am Geburtstage eines guten Vaters zwischen seinen beiden Töchtern. 4) Die Waise, Schausp. in einem Act. 5) Der Mutter Geburtstag; einige Kinderscenen. 6) Die Genesung; einige Kinderscenen. 7) Der brave Deserteur, oder: Belohnte Kindesliebe, Schausp. in drei Acten. 8) Epilog. 8. 1822. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 4 Gr.

Dessen dramatische Spiele für die Jugend bei festlichen Gelegenheiten. Eine Weihnachtsgabe. (Inhalt: 1) Die Heimkehr. Einige Scenen bei der Rückkehr eines geliebten Vaters. 2) Das Räthsel, oder: Der kleine Klavierspieler, Lustsp. in einem Aufz. 3) Die Scheidestunde, Schausp. in einem Aufz. 4) Das Angebinde, oder: Emmas Geburtstag, Lustsp. in einem Aufz. 5) Das frohe Fest. Einige Scenen. 6) Querstriche, Lustsp. in einem Aufz. 7) Der Namenstag, Lustsp. in einem Aufz. 8) Die Weinlese, Festsp. in einem Aufz.) Taschenformat im Futteral. 1 Thlr.

Folgender Auszug einer Recension über das letztere Werkchen im Literaturblatte für Volks- und Schullehrer diene zur Empfehlung der Schriften des Verfassers:

„Was wir früherhin über das erste Bändchen in unserer Literaturzeitung bemerkten, gilt auch von dem vorliegenden. Die in diesem Bändchen enthaltenen acht Schauspiele für Kindheit und Jugend eignen sich wegen der Leichtigkeit der Darstellung, und hauptsächlich wegen der sittlichen Reinheit des Inhalts zur Aufführung in Familienzirkeln, und ist zu erwarten, daß vorzüglich manche Scenen, die dem Verfasser besonders gelungen sind, eine nachhallige Wirkung zurücklassen werden."

Veränderungen der Figuren. Neuntausendmal. Ein Spiel zum Zeitvertreib. Nebst Andeutungen zur Erläuterung derselben. 72 Theile, illuminirt. Im saubern Pappkästchen. 20 Gr.

Ferner erscheint in meinem Verlage:

Neues Museum
des Witzes, der Laune und der Satyre.
Herausgegeben
von Heinr. Phil. Petri.

Zweiter und dritter Band. Mit Karrikatur-Kupfern. Preis des Bandes, aus vier Heften bestehend, 2 Thlr. 12 Gr. alt Cour.

Zur Empfehlung dieses Journals folgt hier in der Kürze die Inhaltsanzeige des ersten und zweiten Bandes. **Erster Band.** Dissertation eines Doctorhutes, von M. C. — Gattinliebe, von Jocosus Fatalis. — Peters Misgriffe, von K. Müchler. — Der Marktschreier, von H. Döring. — Grundlinien zu einer Geschichte des Teufels, von Joh. Regiomontanus. — Griesgrams Traumgesichte, von Lehwe. — Die Mode der hohen Halsbinden, von L. F. — Geheilte Untreue, von P. (zum Kupfer.) — Die Revue beim Städtchen Knallburg, von Ad. Roland. — Eröffnungsrede im Bachus-Klubb. — Der neue Kirchenbau in der Moldau. — Recept zu einem Hofschranzen, von K. M—r. — Betrachtungen in der Kirche, von M. Cunow. — Aphorismen von den Beweiskräften des Metalles. — Orpheus und Euridice, von K. M—r. — Ueber eine jetzt sehr allgemein herrschende Krankheit und deren Heilungsarten. — Die leipziger Postkutsche nach Berlin, von K. Harder. — Recept zu einem alten Deutschen. — Der Dienstfertige, von C. Locusta. — Alexis Piron. — Potpourri Nr. 1 und 2. — Räthselschwank, von Ad. Roland. — Swift's Vorschlag, Staatsschulden auf eine leichte Art in kurzer Zeit zu tilgen. — Apologie des Trinkers, von A. Lätus. — Schnupftaback, von K. Besseldt. — Witzfunken älterer Zeit. — Die Bürger-Ressource (zum Karrikatur-Kupfer). — Anekdoten. — Epigramme. — Witzige Repliken. — Satyrische Aphorismen ꝛc.

Zweiter Band. Das Vergißmeinnicht, von Joc. Fatalis. — Unumstößlicher Beweis, daß die menschliche Seele ihren Sitz im Magen habe. — Der Jahreswechsel, von M. Cunow. — Die Wundercur. — Der Congreß zu Utrecht. — Finanzoperation. — Die Emathiden. — Schreiben des Dichters X. an den Schauspieldirector Y. — Müllner und Kroneisler. — Selbstgespräch des Wetzelvoigts Messingschild, von C. Locusta. — Potpourri Nr. 3, von M. C... — Literarisches Gespräch. — Balthasar Schmeerbauchs Bemerkungen über Blumen und Blumensprache, von Joc. Fatalis. — Das Katzenparadies (zum Karrikatur-Kupfer). — Die glückliche Cur, von K. Müchler. — Eine Nacht unter Gewehr, oder mein Feldzug, von M. Cunow. — Der Herzog von Roquelaure. — Der Jude als Landwirth. — Beweis, daß einem Schulmanne die Armuth zuträglich sei, von M. Cunow. — Auszug aus den Acten eines künftigen Hexenprocesses, von Jul. v. Voß. — Freie Bearbeitung aus Juvenal's siebenter Satyre, von K. Besseldt. — Die Tanzstunde (zum Karrikatur-Kupfer). — Anek-

doten. — Epigramme. — Witzige Repliken. — Satyrische Aphorismen ꝛc., von Fr. Barth, Haug, Karl Müchler, Joh. Regiomontanus, W. Gehring, K. Sprengel, Ferd. Wechter und Anderen.

Beiträge, mit Angabe der Bedingungen, unter welchen der Abdruck erfolgen kann, werden unter der Adresse des Herausgebers erbeten.

Alle sechs Wochen erscheint ein Heft von diesem Journale, und ist solches durch sämmtliche resp. Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, im October 1823.

H. Ph. Petri.

Für Freunde der schönen Literatur sind in meinem Verlage erschienen:

Das Pfarrhaus.

Ein Gemälde des menschlichen Herzens.

Von Dr. L. Hoffmann.

Mit einem von L. Wolf gezeichneten und von Meno-Haas gestochenen Kupfer u. Titelvignette. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Mimosen.

Erzählungen für gebildete Frauen.

Von Dr. August Kuhn.

8. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Blätter aus Edmunds Tagebuche. — Zwanzig Jahre. — Biondina, eine sicilianische Novelle. — Die Quelle der Liebenden. — Reise-Abenteuer. — Die edle Gattin.

Faust.

Trauerspiel mit Gesang und Tanz.

Von Julius von Voß.

8. Geheftet. 12 Gr.

Trauerspiele von Julius von Voß.

8. Geheftet. 1 Thlr.

Inhalt: Mustapha Bairaktar. — Die Grabrosen. (Zum Erstenmale aufgeführt am 10. October 1822 im königl. Schauspielhause zu Berlin).

H. Ph. Petri.

In allen Buchhandlungen kann eine Anzeige der

Allgemeinen Schulzeitung

eingesehen werden, welche vom Anfang des Jahres 1824 an, von Herrn Consistorialrath Natorp in Münster, Herrn Pfarrer Dr. Pöhlmann in Ostheim, Herrn Kirchenrath Dr. Stephani in Jungenhausen, Herrn Hofprediger Dr. Zimmermann in Darmstadt und andern ausgezeichneten Männern als Seitenstück zur Allg. Kirch. Zeit. herausgegeben werden wird. Sie wird als ein Archiv für die neuste Geschichte des gesammten Schul-Erziehung- und Unterrichtswesens, als Chronik höherer und niederer Lehranstalten der Universitäten, Lyceen, Gymnasien, Volksschulen und anderer Institute jeder Art, als Magazin aller bedeutenden, das Schulwesen betreffenden Gesetze, Verordnungen, Wünsche und Vorschläge, durch Mannichfaltigkeit des Inhalts anziehen, und die Aufmerksamkeit nicht blos der eigentlichen Pädagogen und Lehrer an den verschiedenartigsten Anstalten, sondern namentlich auch der Geistlichen, Schulinspectoren und Regierungsbehörden verdienen. Es werden daher alle Freunde des Schulwesens nicht blos zu geneigter Abnahme, sondern auch zu thätiger Mitwirkung dringend eingeladen. Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in gr. 4. Der Preis

des halben Jahrgangs beträgt 3 Fl. oder 1 Thlr. 18 Gr. Die Beilagen stehen zur Bekanntmachung jeder Art offen, und es werden solche zugleich in der Allg. Kirchen-Zeitung abgedruckt, ohne daß für die Insertion in beide Blätter mehr als 1 Gr. oder 4 Kr. für die Zeile bezahlt werden soll. — Um die Stärke der Auflage darnach bestimmen zu können, bitte ich die Bestellungen möglichst bald bei Postämtern oder Buchhandlungen zu machen.

Darmstadt im October 1823. C. W. Leske.

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bischof, Dr. Karl Gustav (ord. Prof. d. Chemie zu Bonn), Lehrbuch der reinen Chemie. Erster Band, welcher die Einleitung, die allgemeine Chemie und die Lehre von den Imponderabilien enthält. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr. oder 3 Fl. 24 Kr.

Ein Lehrbuch der Chemie, in welchem man eine treffliche systematische Anordnung, möglichste Vollständigkeit verbunden mit einer den Gegenstand völlig erschöpfenden großen Klarheit der Darstellung nicht verkennen wird; wie dafür der Name des Herrn Verfassers vollkommen Bürge ist. Es ist dieses Werk, obschon zunächst als Lehrbuch für seine Zuhörer bestimmt, doch ganz besonders auch zum Selbststudium und zum Nachlesen für solche, welche schon chemische Kenntnisse besitzen, geeignet. — Dieser erste Band beschäftigt sich vorzugsweise mit dem physikalischen Theile der Chemie, und wird daher, da jeder Band einzeln gegeben wird, Vielen willkommen seyn, denen es hauptsächlich um das Studium der Physik zu thun ist; der zweite Band, welcher bereits unter der Presse ist und zur Ostermesse 1824 erscheinen wird, begreift die specielle Chemie der unorganischen Substanzen; der dritte Band endlich wird die organischen Substanzen umfassen, und ein vollständiges Register das Ganze beschließen. Ein billiger Preis bei gutem compendiösen Druck und schönem Papier, ganz gleich dem bereits fertigen ersten Bande, wird die allgemeine Verbreitung des Werkes möglichst erleichtern.

Bhagadad-Gita, id est *Θεσπέσιον Μέλος*, sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adiecit *Aug. Guil. a Schlegel*. 8 maj. Geh. Preis 5 Thlr. 12 Gr. oder 9 Fl. 54 Kr. Rhein.

Nees von Esenbeck, Dr. C. G. und Dr. J. Nöggerath, Gibt Tacitus einen historischen Beweis von vulkanischen Eruptionen am Niederrhein? Antiquarisch-naturhistorisch untersucht. Gr. 8. Geh. 8 Gr. oder 36 Kr. Rh.

Eine interessante Abhandlung, von gleicher Wichtigkeit für den Historiker wie für den Naturforscher.

Dorow, Dr., Denkmäler alter Sprache und Kunst. 1sten Bandes 1stes Heft. Mit drei Steindrücken. (Tafel 1 und 2, Bildwerke, Taf. 3 vollständige scandinavische Paläographie a. d. 12. Jahrhund. enth.) Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Von dem neuesten Werke des Walter Scott, betitelt:

Der St. Ronans Brunnen,

erscheint binnen 14 Tagen eine von Sophie May herausgegebene Uebersetzung bei

Leipzig, am 17. Nov. 1823. Ludwig Herbig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXXIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer.

Erster und zweiter Band der drei Ausgaben in 8. Nr. 1, auf gutem weißen Druckpapier, Nr. 2, auf feinem französischen Druckpap., Nr. 3, auf feinem französischen Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift; Erster Band der zwei Ausgaben in 4., Nr. 4, auf feinem französischen Schreibpap., Nr. 5, auf feinem französischen Velinpap., mit Kupfern vor der Schrift.

An Kupfern enthalten diese beiden Bände: I. Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gest. von Ph. Veith in Dresden; II. III. Plane von Antiochien und Jerusalem, gest. von P. Schmidt in Berlin; IV. Charte von Mittel- und Süd-Europa und Klein-Asien für das Jahr 1100, gest. von P. Schmidt in Berlin; V. Kaiser Friedrich I., gezeichnet von J. Raabe, und gestochen von Zumpe in Dresden.

Der zweite Band der Ausgaben in 4. wird bis zu Ende des Jahres nachgeliefert werden. Der splendide Druck der Ausgaben in 4. macht es übrigens nöthig, auch diese in sechs Bänden, statt der erst nur versprochenen vier Bände, zu geben, und werden so beiderlei Ausgaben ganz gleichförmig abgetheilt werden. Die äußerst billigen Pränumerations-Preise gelten übrigens für alle fünf Ausgaben noch bis zum 1. December d. J. und kostet hiernach:

- Ausgabe Nr. 1, auf gutem weißen Druckpap., 12 Thlr.
- Ausgabe Nr. 2, auf feinem franz. Druckpap., 16 Thlr.
- Ausgabe Nr. 3, auf feinem franz. Velinp., mit Kupfern vor der Schrift, 24 Thlr.
  (Von dieser Ausg. sind nur noch einige Ex. vorräthig.)
- Ausgabe Nr. 4 in 4., auf feinem franz. Schreibpapier, 24 Thlr.
- Ausgabe Nr. 5 in 4., auf feinem franz. Velinpapier, mit Kupfern vor der Schrift, 45 Thlr.

Das Publicum wird um so mehr eingeladen, jetzt noch und bis zum 1. Dec. von diesen sehr billigen Pränumerations-Preisen Gebrauch zu machen, da später unwiderruflich ein wenigstens um die Hälfte erhöhter Ladenpreis eintreten wird. — Man kann sich übrigens der raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung des Werks um so mehr

versichert halten, da das ganze Manuscript bereits vom Verfasser ausgearbeitet ist, und hoffen wir zuversichtlich, zur Ostermesse 1824 den dritten und vierten Band sowol in 8. als auch in 4. liefern zu können, da der Druck dieser beiden Bände bereits begonnen hat und die dazu nöthigen Kupfer auch ihrer Beendigung nahe sind.

Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, genießen, wenn ihre Bestellung die Summe von 60 Thlr. erreicht und sie den Betrag gleich baar einsenden, noch andere annehmbare Vortheile.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige für Schulvorsteher und Lehrer an höhern und niedern Bildungsanstalten.

Bei H. Ph. Petri in Berlin erschien und ist in allen Buchhandl. zu haben:

Geographische Handtafeln über die ganze Erde zunächst für Märker, Pommern und deren Grenznachbarn. Nebst vollständigem Register. Von Johann Pfeiffer.

Neue Auflage.

In kl. Quart. Sechs Bogen. Preis geh. 4 Gr. alt Cour., in Partien von 12 Exemplaren à 3 Gr. alt Cour.

Die erste Auflage dieses geographischen Werkchens ist bereits durch die Amtsblätter den Lehrern der Geographie als ein nützliches Hülfsbuch anempfohlen wurden, auch haben unsere kritischen Blätter den Werth desselben anerkannt. Einer unserer ersten Schulvorsteher, der jetzt selige Propst Hanstein fällte selbst über den vor drei Jahren erschienenen Vorläufer dieser Handtafeln zur Veröffentlichung ein günstiges Urtheil.

Frühgebete: für Lehrer in Volks- und Bürgerschulen von G. J. Schlachter,

erstem Lehrer am Louiseninstitut in Dessau.

Neue, mit einem Anhange metrischer Gebete, Gedichte und Lieder vermehrte Ausgabe. 8. Preis 8 Gr. alt Cour.

Ueber den Werth dieser Gebete in erster Ausgabe führen wir folgende Zeugnisse im Auszuge an: 1) Die Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer, welche die Sprache darin „edel und rein" nennt, an den Gebeten die Kürze lobt, und sie ihrer Bestimmung angemessen findet. 2) Die kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen, welche sagt, daß diese Gebete „sehr mannichfaltigen, rein moralischen und religiösen Inhalts sind." 3) Die Jenaische Literaturzeitung, deren Ergänzungsblätter mehrere dieser Gebete „unbedenklich zu den bessern gedruckten Gebeten rechnen." 4) Die Leipziger Literaturzeitung, welche besonders bemerkt: daß diese Gebete gehörig gebraucht, der Jugend nützlich seyn würden.

Der Anhang enthält 22 metrische Gebete und 15 theils Gedichte theils Lieder zum Schulgebrauch. So wie nun durchaus nichts Entlehntes darunter, so ist zugleich auf viele einzelne Fälle, z. B. auf den Wechsel der Jahreszeiten, auf Schulprüfungen und Schuleinweihungen,

auf Abgang alter und Aufnahme neuer Schüler u. s. w. Rücksicht genommen worden.

Entwurf
einer kleinen
lateinischen Grammatik
für höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte
von K. G. F. Schenk,
Hülfsprediger und Rector an der Stadtschule zu Angermünde.
8. Preis 4 Gr. alt Cour.

Diese kleine lateinische Grammatik verdient hinsichtlich ihrer Vollständigkeit und Anwendbarkeit für Schulen sowol als auch zum Selbstunterrichte vor vielen andern den Vorzug, und ist deren Preis, um sie recht gemeinnützlich zu machen, sehr gering gestellt worden.

Anzeige.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines Commers- und Liederbuch, enthaltend ältere und neue Burschenlieder, Trinklieder, Vaterlandsgesänge, Volks- und Kriegslieder, mit mehrstimmigen Melodieen und beigefügter Clavierbegleitung; herausgegeben von *Albert Methfessel*, dritte sehr vermehrte und umgearbeitete rechtmässige Auflage. Quer 8. Cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Der eben so rasche Absatz der zweiten Auflage als der der ersten, bürgt hinlänglich für die entschiedene Brauchbarkeit desselben, namentlich zur Erhöhung froher Stunden im geselligen Vereine.

Diese dritte Auflage ist gegen die frühern noch dadurch in Vorzug zu stellen, dass der berühmte Herausgeber nicht allein mehrere Lieder von geringerem Werthe ausgelassen, die er durch ganz neue und gewähltere ersetzte; sondern auch durch die ganz neu hinzugefügte Clavierbegleitung, die zugleich als Andeutung zu drei- und vierstimmiger Ausführung der Lieder anwendbar ist.

Bei dieser Clavierbegleitung ist, nach dem Vorworte, darauf namentlich Rücksicht genommen, die Harmonie so einfach als möglich zu ordnen, da das Hauptaugenmerk des Herausgebers vorzüglich blieb und bleiben musste, einfach, edel und kräftig durch alle Lieder zu wirken.

Die Verlagshandlung kann schliesslich nicht umhin, zu bemerken, dass sie auch ihrerseits für eine zweckmässige Ausstattung besorgt war, und dazu einen saubern und schönen Steindruck und ein weisses und gutes Papier wählte.

Inwiefern demnach ähnliche Sammlungen mit dieser zu vergleichen sind, darüber mögen Zusammenhaltungen entscheiden.

In Partien von wenigstens 12 Exemplaren und bei baarer Einsendung des Betrags werden daran 25% Rabbat bewilliget, welcher davon gleich verkürzt werden kann.

Rudolstadt, im November 1823.

Fürstl. priv. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

schlechtern einen unwiderstehlichen Reiz abgewinnt: so muß dies Interesse nothwendig sein Höchstes in dem Zeitpunkt erreichen, wo derselbe aus seiner Verborgenheit plötzlich in das öffentliche Leben hervortritt, durch Gesinnung und That der Mann der Nation wird, auf dem ihre Blicke mit Liebe und Bewunderung ruhen, und der, in der schlichten Einfalt seines Herzens, aber mit hinreißender Lebendigkeit, nun selbst erzählt, wie dies Alles sich mit ihm begeben. Dies nun thut er in dem so eben erschienenen dritten Bändchen seiner Biographie und in einer Weise, die das unverkennbarste Gepräge der Wahrheit an sich trägt, Sinn und Gemüth im Ganzen, wie im Einzelnen, auf das Erfreuendste anspricht und zu dem Geständnisse nöthigt: „Ein Mann, wie Wenige: aber auch ein Erzähler, wie Wenige!"

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eros oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

Bei J. W. Boike in Berlin ist erschienen:

Witterungsblatt,
enthaltend die zu erwartende Winterwitterung vom Monat November 1823 bis Ende März 1824.
Von dem Professor Dittmar.
Preis 10 Gr.

In August Oßwald's Buchhandlung in Heidelberg und Speier ist erschienen und als ein zweckmäßiges Christgeschenk durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ewald, Joh. Ludw., Bibelgeschichte, das einzig wahre Bildungsmittel zu christlicher Religiosität. Briefe an Aeltern, Prediger, Lehrer und Lehrerinnen und die es werden wollen. Zweite Auflage. 8. In Umschlag geheftet. 1 Fl. 30 Kr. Rhein. oder 22 Gr. Sächs.

Wenn es in unserer Zeit allgemeiner als je gefühlt wird, daß die Bibel die wichtigste Grundlage der Religion, das entschiedenste Bedürfniß ist, sie zu befestigen und zu verbreiten, so ist es um so interessanter, diese Ueberzeugung auch in die allgemeine Lebensansicht übertragen, und auf einen Punkt gestellt zu sehen, von dem aus sich die Wirkung am sichersten bewähren muß. Im Ganzen ist uns schon der Name des berühmten Herrn Verfassers für seine Ansicht Bürge, und die von ihm gewählte Form in Briefen bei seinem anziehenden Styl dafür, daß jeder Leser dasselbe mit hoher Befriedigung aufnehmen, und nach Maßgabe seines Bedürfnisses mit Interesse anwenden wird.

Urania für 1824.

So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 8 Kupfern: Canova's Bildniß von Vogel, gestochen von Schwerdgeburth, sechs Darstellungen nach Canova und einem allegorischen Kupfer, gestochen von Schröter jun. 12. 345 S.

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung. Ant. Canova als Titelkupfer — Sechs Darstellungen nach Canova: Amor und Psyche — die büßende Magdalena — die ruhende Venus mit dem Apfel — Concordia — Gruppe der Grazien — Theseus, der den Minotaurus erlegt hat. — Ein allegorisches Kupfer: Venus Urania, auf dem Schwan sich emporschwingend.

I. Der dicke Tischler. Ein alt-Florentinischer Künstlerschwank. Nebst einem Anhang. Von Sotzmann.

II. Der Falk. Poetische Erzählung von Karl Streckfuß.

III. Lieder von Friedrich Rückert.

IV. Das Festspiel zu Petermichelthal. Erzählung von Friedrich Mosengeil.

V. Italienische Ständchen in Ritornellen. Von W. Müller.

VI. Gedichte von J. D. Gries.

VII. König Otto der Sachse in Rom. Von Friedrich Kuhn.

VIII. Epigramme aus Rom im J. 1818. Von Wilh. Müller.

IX. Gemälde aus Madrid nach Casanova. Von Wilh. von Schütz.

X. Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte. Von August Graf von Platen.

Ord. Format mit grünem oder goldnem Schnitte und cartonnirt. 2 Thlr. Groß Format, cartonnirt. 3 Thlr. 4 Gr. Canova's Bildniß in gr. 4., erste Abdrücke. 16 Gr.

Leipzig 1. October 1823.

F. A. Brockhaus.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Die Mädchenjahre der Landwirthstochter zu Grünau.

Eine moralische Erzählung für die weibliche Jugend.

Mit einem Titelkupfer von Fr. Fleischmann. 8. Sauber gebunden. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Bei der großen Mannichfaltigkeit von Bildungsschriften aller Art, die wir für jedes Jugendalter besitzen, ist noch weniger für solche Bücher gesorgt, welche Aeltern gern in die Hände ihrer Töchter wünschen, wenn diese der Jungfrau entgegen reifen, und ihre Schulbibliothek mit anderer

Lecture vertauschen sollen. Dieser Bestimmung wird unser Buch gewiß in jeder Hinsicht entsprechen, wahren Nutzen und anziehende Unterhaltung seinen Leserinnen gewähren, und sich bei Geburts- und Weihnachtsfeier recht allgemein zu einem sinnreichen Geschenk empfehlen. Ueberdies von einem schönen Titelkupfer geziert, ist es auch äußerlich mit aller Eleganz ausgestattet.

Geographische Tabellen über Europa für den Schulgebrauch und Selbstunterricht.

Entworfen von Karl Geißler, Conrector an der Knabenschule zu Eilenburg.

Groß Folio. Preis 10 Gr.

Nach Maßgabe der mit so vielem Beifall aufgenommenen und fast allgemein in Schulen eingeführten Bredow'schen Tabellen über die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte, dürfte eine geographische Uebersicht unseres Welttheils für denselben Zweck und nach einem ähnlichen Plane bearbeitet, nicht minder nützlich und willkommen seyn, und selbst Personen von reiferm Alter bei'm Zeitungslesen und dergleichen Fällen sie mit Nutzen gebrauchen. Schöner Druck und vorzügliches Papier dieser sechs Tabellen wird ebenfalls zu ihrer Empfehlung beitragen.

Bei C. F. Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neue theoretisch-praktische Italienische Grammatik für Deutsche,

worin im ersten Theile alle zur Erlernung der Sprache dienende Regeln nach einer ganz neuen Methode klar und faßlich dargestellt sind. — Der zweite Theil enthält eine Auswahl unterhaltender Aufsätze in beiden Sprachen; einige der im gemeinen Leben gebräuchlichsten Redensarten; zwölf belehrende Gespräche, als Erläuterung jedes Hauptstücks der Grammatik, und einen Abriß der Geschichte der italienischen Sprache und Literatur. Zum Gebrauche in Schulen und bei'm Selbstunterrichte;

von Dr. Franc. Valentini, Lehrer der italienischen Sprache und Literatur in Berlin.

41 Bogen in groß 8. auf das beste englische Druckpapier. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Jedem Deutschen, dem daran liegt, die italienische Sprache nicht blos oberflächlich zu lernen, sondern ganz in das Innere derselben einzudringen und sich mit ihren Eigenheiten bekannt zu machen, muß die Erscheinung obigen Werks um so willkommener seyn, da es bis jetzt noch immer an einer Sprachlehre fehlte, die, so wie vorliegende, dahin führt, mit dem Geiste der italienischen Sprache vollkommen vertraut zu werden. Der Herr Verfasser hat bei Bearbeitung seiner Grammatik den bisher verfolgten Weg verlassend, eine neue Bahn sich gebrochen, und bietet, bei Entwickelung seiner durchdachten Grundsätze und lichtvollen Ansichten, Gesichtspunkte dar, auf die noch kein Grammatiker aufmerksam machte. Die Trockenheit, die Werken dieser Art sonst so sehr anhängt, verschwindet bei dem originellen Gange des Werks ganz, und macht seine Grammatik eben so unterhaltend als belehrend.

Die Regeln, mit Gründlichkeit und Klarheit aufgestellt, sind durch zweckmäßige Beispiele, fast alle aus neueren berühmten Classikern entlehnt, hinlänglich erläutert. Besondern Werth erhält diese Sprachlehre noch durch zwölf Gespräche, die sich auf die verschiedenen Haupttheile beziehen, und, indem sie zur Erläuterung der letzteren dienen, den Leser zugleich mit einer Menge zierlicher Ausdrücke und Wendungen in der Umgangssprache bekannt machen. — So sehr die Grammatik des Hrn. Dr. Valentini durch innern Gehalt sich auszeichnet, eben so ist auch von Seiten der Verlagshandlung nichts unterlassen worden, damit auch der typographische Werth jenem entspreche: reiner correcter Druck und ganz vorzüglich schönes Papier geben dieser Grammatik vor jeder andern unbedingt den Vorzug, und bei dem allen ist der Preis von 2½ Thlr. für 41 Bogen des größten Octavformats so billig, daß zu erwarten ist, dieses nützliche Buch werde bald in den Händen aller Freunde italienischer Sprache und Literatur seyn.

Subscriptions-Anzeige
für denkende Prediger und Religions-Schullehrer:
Handbuch der Definition

aller in der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre und in den damit verwandten philosophischen Wissenschaften vorkommenden Begriffe,

aus den Schriften des größten theologischen und philosophischen Schriftstellers unserer Zeit gezogen, alphabetisch geordnet, und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet.

Dieses Werk, welches etwa drei Alphabete stark, in zwei Theilen erscheint, bekommt dadurch für den Denker einen eigenthümlichen Werth, daß von jedem Begriff mehrere, von manchem acht bis zwölf u. m. Definitionen mit Angabe ihrer Verfasser neben einander stehen, was reichen Stoff zu höchst belehrenden Vorträgen gibt.

Der bis Ende d. J. gültige Subscriptionspreis ist um den vierten Theil geringer, als der nachherige Ladenpreis. Wer auf fünf Exemplare subscribirt, erhält ein sechstes frei.

Leipzig, im October 1823.

A. Wienbrack.

In der Darnmann'schen Buchhandlung in Züllichau ist so eben erschienen:

Pfeil, Dr. W., Grundsätze der Forstwissenschaft in Bezug auf die National-Oekonomie und die Staats-Finanzwissenschaft. Zweiter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Seydel, F. S., Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg, bis auf gegenwärtige Zeiten, aufgesetzt für jüngere Krieger. Vierter und letzter Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Hat auch den Titel:

Neue Lectionen der preußischen Festungskrieger in den holländischen, französischen und polnischen Revolutions-Kriegen bei Angriff und Vertheidigung fester Plätze in Holland, Frankreich, im deutschen Reich und in Polen, in dem Zeitraume von 1763—1795; begleitet mit Anmerkungen und einigen Fragen über strategischen und taktischen Gebrauch der Festungen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erschei-
nenden Zeitschriften.)

N°. XXXIV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Zwei neue Weihnachtsbüchlein für Kinder;

allen frommen Müttern gewidmet, mit dem Spruch:

„Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein,
der wird nicht hinein kommen.“
Marc. 10, 15.

1) Der Himmelsgarten. Eine Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther, von Wilhelm Harnisch. Mit vier sauber ausgemalten Bildern und einer Musikbeilage, kl. 4. Breslau im Verlage von Josef Max und Comp. 1824.

Sauber gebunden . . . . 2 Thlr. 8 Gr.
Velin-Papier und gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr. 8 Gr.

Kein schöneres Fest für die Kinderzeit gibt es im Jahr als das heilige Weihnachts-Fest, wo Weihnachtsstauden und Christbäume die innere Welt wie die äußere winterliche Natur zu einem Paradiese gestalten. Wenn aber dieses Fest recht und echt seyn soll, so müssen auch die Kripplein und die friedlichen Thiere daran, nebst dem Stern und dem heiligen Josef wieder aufkommen. Es müssen Christbäume geschaffen werden, worunter die Mutter Maria sitzt, und das Christkindlein schaukelt; König David muß wieder erscheinen als der alte Urahn; auch dürfen die heiligen drei Könige nicht fehlen, und die schöne Lilie auf der Flucht nach Aegyptenland und die Mohren. — Autor und Verleger vereinigten sich, zu versuchen, ein Christbüchlein herzustellen, nach solcher alten, guten Weise; schlicht und einfältiglich wie die heilige Schrift es will. Und so entstand der Himmelsgarten. Fromme Mütter sollen daraus den Kindern Blumen pflücken, aus der Bibel mehrere dazu nehmen, und nach Zeit und Umständen, Kränze und Sträuße daraus winden. Kinder werden und sollen anfänglich alles rein sinnlich nehmen; und mag manches Kind erst mit dem zwanzigsten Jahre den Himmelsgarten ganz durchwandeln und genießen, wenn es nur im sechsten daran schon Gefallen findet. Der Verf. wollte ein Gemälde liefern, woran sich Kinder und Erwachsene erfreuen sollen. Der Himmelsgarten soll seyn ein Vorgarten der Bibel, deren Blumen und Früchte dadurch erhöht werden. Wandeln viele umsichtige und fromme Mütter im Himmelsgarten, dann wird er seinen Namen mit der That führen; möge es also geschehen! —

Der Verleger ist auf keine Weise dem Autor nicht nachgeblieben, er hat weder Mühe noch Kosten gescheuet, um allen frommen Kindern den Himmelsgarten recht schön auszustatten. Möge er Vielen eine willkommene freundliche Gabe seyn, und dazu beitragen, die innere Freudigkeit am heiligen Weihnachts-Fest zu erhöhen und alle vorbereiten das hehre Wort zu fassen: Ein Christkindlein ist uns geboren, zum Heil der Welt. Halleluja!

II) Vergiß mein nicht. Kinderseelen und allen denen gewidmet, die sich gern an himmlische Dinge erinnern lassen. (Nach Tauler.) 32. Breslau, im Verlage von Josef Max und Comp.

Sauber gebunden 8 Gr.
Mit Goldschnitt 10 Gr.

Mit dem einfachen Spruch:

„Zu Gott den Sinn,
Durch Alles hin."

ist obige dem Innern und Aeußeren nach, überaus schöne Sammlung frommer Sprüche, aus Taulers Schriften gezogen. Sie enthält einfache und innige Aeußerungen eines kindlichen, seinem Heiland treu ergebenen Herzens, und ist als das beste Spruch- und Andachtsbüchlein für Kinder, und wol auch für Erwachsene, zum Geschenk bei allen festlichen Gelegenheiten recht sehr zu empfehlen.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Teutschland und die Teutschen
von den ältesten Zeiten
bis zum Tode
Karls des Großen.
Zur Bildung und Unterhaltung
von Aloys Schreiber.

Mit 24 Kupfern, gezeichnet und gestochen von J. M. Mettenleiter.

Klein Quart. Leipzig, bei Ernst Fleischer. Erstes Heft mit sechs Kupfern, in farbigem Umschlag. Preis 2 Thlr.

Diese Schrift gibt einen treuen Bericht von der Abkunft unsrer Väter, von ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, ihrer Religion, ihren Sitten und Einrichtungen; von ihren Thaten im Kriege, und wie sie nach und nach vom unstäten, schweifenden Leben abgelassen und feste Wohnsitze gegründet. Der Stoff schien vor vielen geeignet zu einem Buche, lehrreich für die Jugend und ansprechend für Jeden, der aus der Vergangenheit die Gegenwart ganz begreifen lernen will. Die Ereignisse, welche hier erzählt werden, vereinigen mit dem ganzen Reiz der Poesie, eine tiefe historische Bedeutsamkeit, und wenn überhaupt unsre Erziehung und Bildung wieder einigermaßen national werden soll, so können die Elemente dazu nur in den Geschichten unseres Landes und Volkes gefunden werden. — Die chalkographische Ausstattung des Werks darf keineswegs als überflüssige Zierde angesehen werden, denn wenn auf der einen Seite der historische Moment durch künstlerische Darstellung größere Anschaulichkeit erhält und lebendiger hervortritt, so erwächst daraus auf der andern Seite auch ein wesentliches Interesse für die Jugend, und der Sinn für Kunst wird zweckmäßig angeregt, was um so wichtiger seyn möchte, da durch die Unzahl gewöhnlicher Bilderbücher der Geschmack eine durchaus verkehrte Richtung erhalten muß. Hr. Mettenleiter, ein Künstler, dem die öffentliche Stimme seinen

Rang neben Chodowiecki angewiesen hat, besorgt sowol die Zeichnungen als die Stiche zu diesem Werke, und seine Arbeiten werden auch den Kunstfreunden eine willkommene Erscheinung seyn. Das Ganze erscheint in vier Heften, jedes Heft zu zehn Bogen Text mit sechs Kupfern, und kann, da an den Platten unausgesetzt gearbeitet wird, der Text aber bereits vollendet ist, sehr schnell seinem Beschluß entgegen schreiten.

So eben ist erschienen:

A. C. Celsi de re medica libri octo, editio nova, curant. P. Fouquier et F. S. Rattier. 12. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1823.

Leopold Voss.

Ein treffliches Weihnachtsgeschenk.

K. A. Förster, Sammlung auserlesener Gedichte für Gedächtniß- und Redeübungen, nach einer fünffachen Abstufung vom Leichten zum Schweren. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1823.

ist in allen Buchhandlungen, 26 Bogen stark auf Velinpap. gedruckt und brochirt für 1 Thlr. 12 Gr. zu bekommen.

Dresden, im Decbr. 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

Subscriptions-Anzeige.

Von

Gehler's phisikalischem Wörterbuche,

erscheint im nächsten Jahre eine neue, vollständige und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft angemessene Ausgabe von Brandes, Gmelin, Horner, Munke und Pfaff.

Um die Anschaffung dieser neuen Ausgabe zu erleichtern, eröffne ich den Weg der Subscription. Der Subscriptions-Preis, so wie auch die von einem jeden der Herausgeber übernommenen einzelnen verwandten Abtheilungen des Wörterbuchs, ist aus einer durch jede Buchhandlung gratis zu erhaltenden Ankündigung zu ersehen.

Leipzig, im November 1823.

C. B. Schwickert.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Liebchen von Waldkron.

Von Friedrich Kind.

Freundschaftsgabe

für 1824.

Mit einem Titelkupfer von C. A. Schwerdgeburth, nebst Musikbeilage. Taschenformat. Sauber geb. in Futteral. Preis 20 Gr.

Unter den diesjährigen Taschenbüchern empfangen wir von der Hand eines unserer beliebtesten Schriftsteller, diese gewiß Jedem höchst willkommene Gabe, da deren Inhalt eben so anziehend unterhält, als sich das niedliche Buch seinem Zweck und der eleganten Ausstattung gemäß,

zu einem sinnreichen Pfand der Liebe und Freundschaft vorzüglich eignet. Zwei Erzählungen sind hier zu einer verkettet; eine tragische aus dem Mittelalter und eine heitere aus der Jetztwelt, — die letztere gleichsam den Rahmen um die erstere bildend.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Begebenheiten
eines kleinen Vogelfängers. Ein Lesebuch für Jung und Alt. Mit illum. Kpfrn. 12. Geb. 1 Thlr.

Spanische Gallerie,
oder biographische Nachrichten von allen den berühmten Männern, die sich auf der Halbinsel während des Unabhängigkeitskrieges oder seit der Revolution von 1820 ausgezeichnet haben. Aus dem Französischen übersetzt. Zwei Hefte. 8. Broch. à 12 Gr.

Erstes Lese- und Bilderbuch
für folgsame Kinder. Mit illum. Kupfern. 8. Gebunden. 12 Gr.

Friedrich Linkmeier,
Lehrgebäude der allgemeinen Wahrheit
nach der gesunden Vernunft. Gr. 8. Erster Theil 18 Gr. Zweiter Theil 1 Thlr.

Schmidt,
die Ruinen des Kynasts.
Mit Kupfern. 12. Broch. 6 Gr.

M. Thur,
Würdigung
der anonymen Schrift: Prüfung der von Herrn Dr. Tzschirner zu Leipzig herausgegebenen Schrift:
Protestantismus und Katholicismus
aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von einem Katholiken; nach staatsbürgerlichen Grundsätzen, so wie auch aus dem Standpunkte der Dogmatik beleuchtet. Gr. 8. Broch. 12 Gr.

Deutlicher Unterricht
in dem Lesen und Schreiben der griechischen Schrift, so wie in dem richtigen Schreiben, Zergliedern, Ableiten und Erklären der allgemein bekannten und gebräuchlichen griechischen Benennungen und Wörter, nach einer neuen und leichten Methode, zum Selbstunterricht für Gebildete. 8. Broch. 12 Gr.

Die geognostisch-bergmännische Charte der Umgegend von Freiberg im Erzgebirge, nach Lehmann's Grundsätzen aufgenommen und gezeichnet von H. W. Schippan, gestochen von Hajek, ist erschienen und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen für 3 Thlr. von uns zu bekommen.

Dresden, im Novbr. 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen:

Das Gebirge in Rheinland-Westfalen nach mineralogischem und chemischen Bezuge.

Herausgegeben vom Dr. J. Nöggerath,

k. pr. Ober-Bergrath und ord. Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaften zu Bonn.

Dritter Band mit drei illum. und zwei schwarzen Stein- und einer Kupfertafel. Gr. 8. 3 Thlr. od. 5 Fl. 24 Kr.

Dieser Band, XIX Abhandlungen enthaltend, zeichnet sich durch einen besonders reichen und mannichfaltigen Inhalt aus. Unter den größern Aufsätzen liefert der erste vom Fürsten zu Salm-Horstmar „Geognostische Beobachtungen über das Herzogthum Westfalen" nebst einer großen illuminirten Charte und interessanten Gebirgsprofilen. Darauf eine Abhandlung vom Bergmeister Busch über die Sool- und Steinsalzführung des westfälischen Gebirges — eine wahrhaft zeitgemäße Bearbeitung! Ferner ein äußerst interessanter Bericht über die vulkanischen Punkte in der Gegend um Bertrich, im Regierungs-Bezirk Coblenz, von Hrn. von Dechen; eine nicht minder anziehende antiquarisch-naturhistorische Untersuchung „Gibt Tacitus einen historischen Beweis von vulkanischen Eruptionen am Niederrhein?" von Dr. C. G. Nees von Esenbeck und Dr. J. Nöggerath; und mehrern andern größern und kleinern Abhandlungen, für deren Gediegenheit die Namen ihrer als tüchtige Naturforscher geachteten Verfasser als: Nees von Esenbeck, Nöggerath, von Hövel, von Dechen, Becher, von Oeynhausen, Schneider, Leopold von Buch, Höninghaus rc. vollkommen Bürge sind, und uns der weitern Aufzählung des Inhaltes dieses Bandes um so eher überheben, als dieses Unternehmen überhaupt bereits in seinen frühern Bänden sich einer so allgemeinen Anerkennung und Würdigung zu erfreuen hat.

Bei C. H. G. Christiani in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugenie.

Eine Unterhaltungsschrift für die erwachsene weibliche Jugend. Von Amalia Schoppe. Gr. 8. Mit sechs Kupfern von Jury. Preis geheftet 1 Thlr. 18 Gr.

Aeltern, die ihren Töchtern ein nützliches und angenehmes Buch in die Hände geben wollen, können wir obige treffliche Schrift nicht genug empfehlen.

So eben ist erschienen und in jeder soliden Buchhandl. Deutschlands zu haben:

Joh. Christ. Freiherrn von Aretin's, königl. bair. Appellations-Gerichts-Präsidenten, Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. Erster Band. Altenburg, Literatur-Comptoir. Ladenpreis geh. 1 Thlr. 12 Gr. Auf Schreibpapier fein carton. 2 Thlr.

Dies Werk behandelt seinen Gegenstand unparteiisch und zuerst vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus; es ist höchst interessant für Jeden, der am Staat und seinen Einrichtungen Interesse nimmt, unentbehrlich aber für jedes Mitglied einer ständischen Versammlung.

Der zweite und letzte Band wird ungesäumt folgen.

Literarische Anzeige.

Vom 1. Jänner 1824 erscheint in Lemberg eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Mnemosyne,
galizische Abendzeitung für gebildete Leser.
Redigirt von Alexander Zawadzki.

Inhalt. Uebersicht des Beachtenswerthen im Gebiete der neuesten deutschen, polnischen, wie auch der gesammten ausländischen Literatur. — Historische Notizen und Abhandlungen aus der Geschichte Polens und Galiziens, wie auch Beiträge vermischten Inhalts zur genauen Kenntniß dieser Länder. — Beiträge zur Geschichte der polnischen Literatur, so auch zur Kultur- und Sittengeschichte Galiziens. — Uebersetzungen aus den vorzüglichsten polnischen Dichtern in metrischer Form. — Erzählungen, Gedichte, Satyren, Epigramme rc. rc.

Beiträge, die dieser Tendenz entsprechen, werden unter der Adresse: An die Redaktion der lemberger deutschen Zeitung — erbeten und nach erfolgtem Abdruck honorirt.

Wöchentlich erscheinen von der Mnemosyne zwei Stücke in gr. 4. und ein Literaturblatt. Der Preis des ganzen Jahrganges, mit zweimaliger postfreier Versendung in der Woche, ist auf 8 Fl., des halben auf 4 Fl. Conv. M. festgesetzt. Im Wege des Buchhandels kann man diese Zeitschrift durch die Kuhn- und Millikowski'sche Buchhandl. in Lemberg in monatlichen Heften, um den obigen Preis beziehen.

Von Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben rc. ist der siebente und achte Theil erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 Gr. zu bekommen Der neunte u. zehnte Theil wird noch im Laufe d. J. und der elfte u. zwölfte mit einer Charte von Helena zu Anfange des künftigen Jahres erscheinen. Jeder Theil kostet broch. nicht mehr als 18 Gr. in allen deutschen Buchhandlungen.

Dresden, den 15. Novb. 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

Hydrostatik und Hydraulik.

So eben ist bei mir erschienen:

Anfangsgründe der Hydrostatik und Hydraulik zum Selbstunterricht für angehende Architekten, und zunächst als Lehrbuch für den Unterricht in der königl. sächs. Bauschule in Dresden entworfen vom Prof. G. A. Fischer. Mit drei Kupfertafeln. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses zunächst für die königl. Bauschule in Dresden entworfene Lehrbuch vereinigt in sich die vorzüglichsten Lehr- und Erfahrungssätze, durch Beispiele erläutert, und gibt Anleitung, höhere Werke zu verstehen. Es sind deshalb in demselben nur solche Gegenstände aufgenommen, welche den angehenden Architekten am unentbehrlichsten seyn dürften, hingegen die des hydraulischen Maschinenwesens (einige einfache und bei dem Wasserbau unentbehrliche Werkzeuge ausgenommen) beseitigt. Zur bessern

Uebersicht und Selbstprüfung sind jedem Haupt-Abschnitte Fragen und Uebungsbeispiele beigefügt.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold Voß.

Bei C. F. Amelang in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die besorgte Hausfrau
in
der Küche und Vorrathskammer,
oder deutliche und gründliche Anweisung,

Erstens:

wie ohne alle Vorkenntnisse, mit vorzüglicher Rücksicht auf Wohlfeilheit, Wohlgeschmack und zierliches Ansehen, alle Arten der ausgesuchtesten Speisen, Backwerke, Compots, Crêmes, Gelées, Gefrornen, Eingemachten, Marmeladen, Säfte, warmer und kalter Getränke und Liqueurs zu bereiten und anzurichten sind: und

Zweitens:

wie das Brotbacken, das Milchwesen, nebst Butter- und Käsebereitung, das Einschlachten, Einpökeln und Räuchern aller Fleischarten, die Zubereitung aller Arten Würste, das Einsieden und Aufbewahren aller Arten zahmen und wilden Fleisches und Geflügels, nebst dem Marinieren der Fische und dergleichen, das Aufbewahren aller Arten Zugemüse, das lange Frischerhalten aller Obstarten und das Abbacken derselben, die Zubereitung verschiedener Obstweine und Essige, die Zucht des Federviehes und ein sehr vortheilhaftes Mästen mehrerlei Geflügels, die Behandlung des Garns, das Bleichen, Waschen der Wäsche und Betten, Stärkemachen Seifesieden, die Verfertigung der Lichter und das Reinigen des Tafel- und Küchengeschirrs, allerlei Haushaltungsvortheile, die Bestellung des Küchengartens und Erziehung der Gewächse, wie auch des Samens, zu besorgen und auszuüben sind.

Ein Handbuch
für angehende Hausfrauen und Wirthschafterinnen,
vorzüglich in mittleren und kleineren Städten
und auf dem Lande.

Von Karoline Eleonore Grebitz.

Zwei Theile. 1824. 58 Bogen in 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr.

SUBSCRIPTION BETREFFEND.

Druckproben meiner neuen Ausgabe von *SHAKSPEARE'S sämmtlichen dramatischen Werken in einem Bande*, unter dem Titel:

The Dramatic Works of
Shakspeare
printed from the text of
Samuel Johnson, George Steevens, und
Isaac Reed.
Complete in One Volume.

Zu dem Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 Gr. Conv. oder 4 Gulden 48 Kr. Rhein. liegen nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen vor, wo man noch bis zum 1. März des künftigen Jahres unterzeichnen kann. Nur bei der ge-

troffenen Einrichtung des Formats ist es irgend möglich, eine so schöne und deutliche Ausgabe auf mindestens 900 Seiten für diesen Preis zu liefern; auch wird es Jeden freuen den klassischen Shakspeare in einem solchen stattlichen Bande zu besitzen, da er ohnedies kein Schriftsteller ist, welchen Viele in der Tasche mit sich führen.

Leipzig, am 1. Novbr. 1823.

Ernst Fleischer.

Uebersicht der Mythologie.

Bei mir ist so eben erschienen:

Uebersicht der indischen, persischen, ägyptischen, griechischen und altitalischen Mythologie und Religionslehre, mit Beziehung auf die Phantasien des Alterthums. Ein Leitfaden für den mythologischen Unterricht in höhern Schulen; von J. A. L. Richter. Gr. 8. Preis 18 Gr.

Das früher in meinem Verlage erschienene größere Werk des Verfassers über die Mythen und religiösen Sagen der Alten: Phantasien des Alterthums u. s. w. fünf Theile in gr. 8. Mit 20 Kupfern in 4. Preis 14 Thlr. 16 Gr., wurde so günstig aufgenommen, daß ich hoffen darf, obige Uebersicht, welche den zweckmäßigen Gebrauch des Werks in Schulen noch mehr erleichtert, wird sehr willkommen seyn.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold Voß.

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen:

Die Skelette der Haussäugethiere und Hausvögel für Naturforscher, Aerzte und zu den Vorlesungen auf Universitäten und Thierarzneischulen, entworfen von M. J. Weber,

Doctor der Medicin und Chirurgie, k. preuß. Prosector und Docenten auf der Rheinuniversität zu Bonn ꝛc.

Siebenzehn meisterhaft ausgeführte Kupfertafeln in Quer-Folio, welche überhaupt 180 verschiedene Figuren enthalten, nebst erklärendem Texte, auf Schweizer-Velinpapier. Geh. Subscriptionspreis bis zur Ostermesse 1824: 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Kr. Rhein.

Eine ausführliche Anzeige, die in allen Buchhandlungen zu haben ist, besagt das Nähere über dieses so schöne als nützliche Werk, auf welches wir als auf ein in jeder Hinsicht bedeutendes und vorzüglich ausgeführtes aufmerksam machen dürfen. Der äußerst billige Preis wird die Anschaffung desselben sehr erleichtern.

Französische Literatur.

Den so eben erschienenen vollständigen Katalog meiner französischen Sortimentshandlung, welcher sich durch Reichhaltigkeit, in älterer und neuerer Literatur und die billigsten Preise auszeichnet, empfehle ich allen Freunden der Wissenschaften.

Leopold Voss in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. I. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Der Jäger, Elephant und Löwe.
Mit 30 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Die Räthselhaften.
Mit 18 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Der Steckbrief aus Trippstrille.
Mit 20 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Das Verstecken.
Mit 24 illum. Karten in Etui. 16 Gr.

Die enthüllte Zukunft,
oder die Kunst, das Bevorstehende durch die Karte zu ersehen, Träume zu deuten und die Zukunft zu befragen. 4. Broch. 8 Gr.

Für Aerzte und Apotheker.

So eben ist bei mir erschienen:

Vorschriften für die Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneimittel, als: der Krähenaugen, des Morphins, der Blausäure, des Strychnins, des Veratrins, der China-Alkalien, des Emetins, der Jodine u. m. a. Von F. Magendie. Aus dem Französischen. Dritte verbesserte und vermehrte Aufl. 8. Preis 12 Gr.

Der ausgezeichnete Beifall, mit welchem diese interessante Schrift aufgenommen worden ist, und welcher den schnellen Verkauf von zwei Auflagen bewirkte, wird dieser so eben erschienenen dritten Auflage um so mehr zu Theil werden, da sie sich durch bedeutende Verbesserungen und Vermehrungen auszeichnet.

Leipzig, im Novbr. 1823.

Leopold Voß.

J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, zeigt hiermit an, daß die

Oestreichische militairische Zeitschrift im Jahre 1824

ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt wird. Dieser neue Jahrgang wird an reichem Inhalte, und, wo es nöthig ist, sorgfältig bearbeiteten Plänen, dem von 1823 nicht nachstehen.

Der Preis für den Jahrgang von zwölf Heften ist 8 Thlr. Sächs. oder 14 Fl. 24 Kr. Rhein., für welchen Betrag gegen ganzjährige Vorausbezahlung, dieselbe durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Alle Bestellungen, welche vor dem 6. Januar 1824 bei mir eingehen, werden an diesem Tage expedirt, später eingehende müssen bis zur Absendung des Februar-Heftes liegen bleiben.

Zugleich zeige ich hier den Inhalt des so eben erschienenen Heftes, November 1823, an: I. Geschichte des Feldzuges in Tirol und Vorarlberg im Jahre 1805. (Zweiter Abschnitt.) — Anstalten zur Räumung Tirols. — Gefechte am Brenner. — Fall von Kufstein. — Capitulation des F. M. L. Jellachich in Vorarlberg. — Marsch des Tiroler-Corps nach Kärnthen. — Gefechte des Gen. Prinz Viktor Rohan bei Botzen und Bassano. — Marsch des Tiroler-Corps durch Steiermark zur Vereinigung mit der k. k. Armee von Italien. — II. Apho-

ristische Ideen über schwere und leichte Reiterei, ihre Remontirung, Zusammenwirkung, und andere dergleichen Gegenstände. — III. Der Kampf um Chiozza zwischen Genua und dessen Verbündeten, und der Republik Venedig. 1378—1381. — IV. Neueste Militairveränderungen. —

Neue schöngeistige Schriften.

Das Herz von Mid-Lothian, von W. Scott, a. d. Englischen von W. A. Lindau. Vierter Theil. 1 Thlr. Die drei ersten Theile kosten 3 Thlr.

Die Braut, von W. Scott, a. d. Englischen von W. A. Lindau. Drei Theile. Zweite verbesserte Aufl. 3 Thlr. Eduard, von W. Scott, a. d. Englischen von W. A. Lindau. Vier Theile. 4 Thlr. 18 Gr.

wofür solche durch alle Buchhandl. von uns zu bekommen sind.

Dresden, im Novbr. 1823.

Arnold'sche Buchhandl.

Pränumerations-Anzeige für Lehrer und Schüler der Mathematik.

F. A. Hegenberg's vollständiges Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik

zum Gebrauch für Lehrer

besonders aber für Selbstlernende und Examinanden.

Gr. 8. in vier Theilen; Berlin, bei Enslin.

Erster Theil: Arithmetik und niedere Algebra. 502 S. 1821. 2 Thlr. 6 Gr.

Zweiter Theil: die Epipedometrie oder ebene Geometrie. 690 S. mit 16 Kpfrn. in Folio. 1823. 4 Thlr.

Dritter Theil: die Stereometrie oder körperliche Geometrie. 344 S. mit sechs Kupfern in Folio. 1823. 1 Thlr. 18 Gr.

Der vierte Theil, welcher das Werk beschließen und etwa 40 Bogen mit sechs Folio-Kupfern stark werden wird, ist unter der Presse, und erscheint bestimmt binnen einigen Monaten; der Preis desselben wird etwa 4 Thlr. sein.

Dieses Werk ist in den heidelberger Jahrbüchern, in Seebode's kritischer Bibliothek und der hallischen Literatur-Zeitung, so wie in mehren andern kritischen Blättern so günstig beurtheilt worden, als Verfasser und Verleger es nur wünschen können; die hallische Literatur-Zeitung bemerkt ausdrücklich: „daß es die meisten der gleichzeitigen ähnlichen Bücher überleben werde." Gleichwol ist es noch lange nicht so verbreitet, als es zu sein verdient. Viele haben mir die Besorgniß geäussert, es möchte in's Stocken gerathen, wie manche ähnliche Unternehmungen der neuern Zeit; zu dieser Besorgniß aber verschwindet jeder Grund durch die Versicherung, daß das ganze Manuscript zum vierten Theil bereits in der Druckerei ist. — Andere fürchteten den zu hohen Preis. — Nun habe ich zwar die Preise der einzelnen Theile so niedrig gesetzt, daß sie Jedermann für höchst billig wird erkennen müssen, und ich kann sie im Einzelnen nicht herabsetzen. Gleichwol möchte ich mich denen gefällig zeigen, deren Kräfte die Summe von Zwölf Thalern übersteigt, und erbiete mich daher, denjenigen, welche sich das Werk zwischen jetzt und Ostern 1824 anschaffen wollen, solches für Acht Thaler (also ein Drittel

unter dem Ladenpreis) zu überlassen, so daß sie nur die jetzt fertigen drei Bände zu bezahlen brauchen, welche sie auch sogleich durch jede Buchhandlung beziehen können, und sodann den vierten unentgeldlich erhalten. Auf diese Weise erleichtere ich den Ankauf so weit, als es mir bei den großen Kosten, die ein solches Werk erfordert, nur möglich ist. Ich kann diesen Vortheil aber nach Erscheinung des vierten Bandes nicht weiter gelten lassen, und bitte daher die Liebhaber, sich baldigst zu melden.

Berlin, d. 1. Decbr. 1823.

Th. Chr. Fr. Enslin.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Orphea

Taschenbuch für 1824.

Erster Jahrgang.

Mit acht Kupfern nach Heinrich Ramberg, zu Friedrich Kind's und Maria von Weber's

Freischützen.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral.

Preis 2 Thlr. Conv. od. 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Im nächsten Jahrgang folgt von Weber's neuester Oper „Euryanthe" eine ähnliche Kupfergalerie.

BOTANIK.

L. REICHENBACH: ICONOGRAPHIA BOTANICA SEU PLANTAE CRITICAE.

Icones plantarum rariorum et minus rite cognitarum, indigenarum exoticarumque, Iconographia et supplementum inprimis ad opera Willdenowii, Schkuhrii, Persoonii, Roemeri et Schultesii, delineatae et cum commentario succincto editae, auctore L. R.

— — Kupfersammlung kritischer Gewächse; oder:

Abbildungen seltener und weniger genau bekannter Gewächse des In- und Auslandes, als Kupfersammlung und Supplement, vorzüglich zu den Werken von Willdenow, Schkuhr, Persoon, Römer und Schultes, gezeichnet und nebst kurzer Erläuterung herausgegeben von L. R. —

Decas I—X. oder Centuria tabularum I. (Enthält gegen 200 Abbildungen seltener und neuer Gewächse.) In Quart. maj. 6 Thlr. 16 Gr.

In der Ankündigung dieses Werkes, dessen Zweck der ausführlichere Titel angibt, sprach ich es als einen Wunsch aus, in Zukunft, wo möglich, 10 Decaden von demselben, oder einen Band von hundert Tafeln, in einem Jahr herauszugeben. Ich ahnete damals noch nicht, dass mich die Aufnahme des Werkes in den Stand setzen würde, mir diesen Wunsch noch vor Ablauf des ersten Jahres zu erfüllen. Und so freue ich mich denn, da das Publicum selbst den Zweck des Werkes richtig erkannt, und über den Werth und das offenbare Bedürfniss dieser jedem Botaniker unentbehrlichen Sammlung, so vortheilhaft enschieden hat, die regelmässige Fortsetzung derselben, aus dem unerschöpflichen Vorrathe des Herrn Verfassers, auch für

das nächste Jahr anzeigen zu können. Ganz gut colorirte Exemplare werden auf besonderes Verlangen um den doppelten Preis geliefert. In der Flora oder botanischen Zeitung befindet sich das alphabetische Verzeichniss sämmtlicher abgebildeter Pflanzen.

L. REICHENBACH: ILLUSTRATIO GENERIS ACCONITI ATQUE DELPHINII.

— — neue Bearbeitung der Gattungen Aconitum und Delphinium.

Heft I — VI in Folio. Jedes Heft mit sechs color. Kupfertafeln, kostet 1 Thlr.

Ob irgend einem Botaniker jemals so grosse Hülfsmittel zu Bearbeitung dieser schönen und schwierigen Gattungen zu Gebote standen oder nicht, wird man leicht aus dem Werke selbst entnehmen. Was ich in meiner Ankündigung versprach, habe ich gehalten, und sachkundige Richter haben meine Bemühungen erkannt. Sechs Hefte sind im ersten Jahre erschienen; und das Werk hat seinen ununterbrochenen Fortgang.

L. REICHENBACH ET C. SCHUBERT: LICHENES EXSICCATI.

Die Flechten in getrockneten Exemplaren.

Heft I—IV à 1 Thlr. od. 2 Fl. 48 Kr. Rhein. (für 25 Spec.)

Enthält auch Flechten des Auslandes und ist schon rühmlich bekannt.

Leipzig, im December 1823.

Friedrich Hofmeister.

Werk in der deutschen sowol als selbst in der französischen Literatur existire, indem der umsichtige Hr. Verf. Alles, was den Fremden, den Gelehrten, und überhaupt Jeden, der sich mit Paris, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht, bekannt machen will, anziehen kann, an Ort und Stelle gesammelt und das Ganze in einer zweckmäßigen Einrichtung und anschaulicher Sprache dargestellt hat.

Manzoni, Alexander, der Graf von Carmagnola. Ein Trauerspiel. Aus dem Italienischen übersetzt von Aug. Arnold. 18 Gr.

Tägliches Taschenbuch für alle Stände auf das Schaltjahr 1824. 20 Gr.

Allgemein ist die Brauchbarkeit dieses Taschenbuchs anerkannt, und wir können es daher jedem Reisenden, Kaufleuten und andern Geschäftsmännern mit Recht empfehlen.

Literarische Anzeige.

Bei W. Zirges in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, vom Herzog von Rovigo; nach der vierten Auflage aus dem Französischen übersetzt, und vermehrt mit elf den Tod des Herzogs von Enghien betreffenden Actenstücken, und der Erklärung des General, Grafen Hullin. Gr. 8. Broch. 12 Gr.

Hier ist nicht allein der Theil jener Memoiren des Herzogs von Rovigo, welcher sich über die Katastrophe des unglücklichen Herzogs v. Enghien verbreitet, gegeben, sondern auch die später noch in Paris publicirten Actenstücke, und die so vieles Aufsehen erregende Gegenerklärung des General Hullin, Präsidenten der Militair-Commission, vor welcher der letzte Condé verurtheilt wurde. Daß somit der Leser eine vollständige Uebersicht des ganzen Herganges und das Für und Wider in dieser Sache hier erhält, bedarf keiner weitern Andeutung.

Sophronizon
oder unparteiisch-freimüthige Beiträge zur neuen Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen herausgegeben von Dr. J. E. G. Paulus. 1824.

Die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf den Geist dieser Zeitschrift und der Vorrath von zweckmäßigen Materialien veranlassen den Herausgeber, den Jahrgang von vier auf sechs Hefte zu erweitern; wie schon der Jahrgang von 1823, weil die für Verbesserung der Geschwornengerichte und der richterlichen Oeffentlichkeit überhaupt so wichtige Fonk'sche Prozeßsache vollständig behandelt wurde, unvorhergesehen sechs Hefte geliefert hat. Der Zweck des Sophronizons, das Besserwerden durch Richtigdenken fördern zu helfen, richtet den Blick bald mehr auf diese bald auf jene Gegenden. Im I. u. II. Heft für 1824 behandelt der Herausgeber am meisten den Presbyterialstreit in Baiern oder die Frage: Will die evangelische Kirche in Baiern nicht auch mün-

dig werden? geschichtlich und beurtheilend. Außerdem macht Neumann auf eine vollständige Handschrift von Burchard's Diarium Pontificale aufmerksam; Paulus gibt aus einer karlsruher Handschrift Anekdoten zur Geschichte der Päpste Alexander VI. und seiner zwei Nachfolger. Einer Abhandlung vom Obertribunalrath Härlin zu Stuttgart über Geschworengerichte sind Anmerkungen von Paulus zu deren Verbesserung beigefügt. Würtemberg berücksichtigen Bemerkungen eines Ungen. zu Prof. Memminger's Jahrbuch von 1822. Zum Schluß Dr. Gurlitt's Erklärung gegen einen mystischen Verketzerungsversuch zu Hamburg. Staat und Kirche sind so sehr verbunden, daß das Anstreben zum Besserwerden immer diese beiden die Menschheit umfassenden großen Gesellschaften zugleich im Auge zu behalten hat.

Bereits in den nächsten Wochen kann das erste Heft für 1824 in den Händen der resp. Abonnenten sein, und wir bitten daher um baldige Einsendung der Bestellungen.

Heidelberg, im December 1823.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Bei herannahendem Jahresschluß werden die verehrlichen Abonnenten, welche:

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, nebst dem Amtsblatt, und mit, oder ohne Iris, oder:

das Unterhaltungsblatt: Iris, allein

für 1824 fortzuhalten, so wie die Personen, welche solche neu anzubestellen wünschen, ersucht, dieses zeitig genug bei den ihnen zunächst gelegenen resp. Postämtern zu thun, damit die Zusendung keine Unterbrechung erleide. Die Herausgabe bleibt dieselbe, wie bisher, nämlich: der Zeitung täglich, des damit verbundenen officiellen und ausschließlich privilegirten Amtsblattes (an welches sich auch literarische Anzeigen und Privatbekanntmachungen jeder Art anschließen) wöchentlich zweimal (Dienstags und Freitags), und der Iris ebenfalls wöchentlich zweimal (Sonntags und Donnerstags). Die wohllöbl. Zeitungs-Expedition des hiesigen Ober-Post-Amts besorgt die auswärtigen Bestellungen und erläßt halbjährlich:

Zeitung und Amtsblatt, (ohne Iris), um 3 Fl. 45 Kr.
Die Iris allein um . . . . 2 Fl — -
Zeitung nebst Amtsblatt und Iris, zusammen um 4 Fl. 30 Kr.

an welchen Preisen den auswärtigen Postämtern ein mäßiger Anschlag, nach dem für alle Zeitungen angenommenen Verhältniß der Entfernung, zugestanden werden muß. Für hiesige Stadt werden die Bestellungen auf dem Bureau gemacht, wo auch die Versendungen durch die Boten geschehen.

Die Expedition der Zeitung
der freien Stadt Frankfurt.

Bei E. H. G. Christiani in Berlin sind folgende neue Bücher erschienen:

Dieterichs, J. F. C., Handbuch der Veterinär-Chirurgie, oder die Kunst, die äußeren Krankheiten der Pferde und andern Hausthiere zu erkennen und zu heilen. Mit Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Dieterichs, C. H. G., Die Hufbeschlagskunst, oder Anleitung sowol die gesunden als auch fehlerhaften Hufe der Pferde zweckmäßig zu behandeln und zu beschlagen. Gr. 8. Mit zwei Kupfertafeln. 20 Gr.

Eugenie. Eine Unterhaltungsschrift für die erwachsene weibliche Jugend von Amalie Schoppe. Gr. 8. Mit sechs Kupfern von Jury. Preis sauber geheftet. 1 Thlr. 18 Gr.

Eversmann, Dr. Ed., Reise von Orenburg nach Buchara. Nebst einem Wort-Verzeichniss aus der Afghanischen Sprache, begleitet von einem naturhistorischen Anhange und einer Vorrede von Dr. H. Lichtenstein. Mit zwei Kupfern und dem Plane von Buchara. Gr. 4. 3 Thlr.

Hühnerhof, der, oder die ökonomische Benutzung des Federviehs, durch seine Erziehung, Wartung und Pflege in allen Krankheiten. 8. 178 Seiten, mit einem Kupfer. Zweite vermehrte Aufl. Geh. 12 Gr.

Neue Gedichte.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Montenglaut, Henriette von, geb. von Cronstain, Nordlands Haideblüten. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Archéologie Française ou Vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude et qu'il serait bon de restituer au langage moderne, accompagné d'exemples tirés des écrivains français des XII., XIII., XIV., XV. et XVI. siècles, manuscrits ou imprimés, par Charles Pougens, de l'Institut de France, Académie royale des inscriptions et belles lettres, des Académies impériales et royales de St. Petersbourg, Goettingue Munich, Pays bas, Madrid, langue espagnole, Madrid, histoire, Lisbonne, Turin etc. etc. très-élégamment imprimé par Messieurs Firmin Didot père et fils in 8. Tome 1. 7 Francs, Ce travail était vivement désiré par la Bruyère, Voltaire, Marmontel, et un grand nombre de gens de lettres du premier ordre, Mr. Charles Pougens qui depuis quarante-six ans révolus s'occupe du trésor des origines et d'un dictionnaire grammatical raisonné de la langue française, dont le spécimen a paru en 1819 Imprim. Roy. 1 vol. in 4. Après avoir longtemps médité l'idée que lui suggéraient d'aussi illustres maitres s'est déterminé à l'éxécuter. Racheter d'un injuste oubli des mots utiles, sonores, et qui apartenaient de droit à notre langue, c'est en effet contribuer à l'enrichir et s'opposer en même temps aux invasions du néologisme. L'impression de cette archéologie française ayant été interrompue par la mort du libraire-éditeur Théodore Desoer Rue Christine Nr. 2. Paris, et un grand nombre de gens de lettres nationaux et étrangers ainsi que plusieurs sociétés savantes ayant paru en désirer vivement la suite, on va mettre incessamment sous presses le second et dernier volume.

S'adresser franc de port à Charles Pougens, Rue des Saints Pères Nr. 17 Fauxbourg St. Germain Paris.

Ceux qui ont déjà acquis le premier volume ou qui en prenant ce premier volume s'inscriront pour le second, recevront ce second et dernier volume à un tiers de remise de sa valeur. On ne paye rien à l'avance.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. II. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Für Aerzte und Chirurgen.

Im Verlage von C. H. F. Hartmann sind im Jahre 1822 — 1823 folgende neue medicinische Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Koch, Dr. K. A., Das Wissenswürdigste über die venerischen Krankheiten. Zum Gebrauche für Aerzte und Chirurgen. Mit vorzüglicher Rücksicht auf veraltete und falsch behandelte venerische Uebel, nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet. 8. 1 Thlr.

Desselben allgemeine faßliche Darstellung des Verlaufs, der Ursachen und der Behandlung der Schwindsuchten, namentlich der Lungenschwindsuchten. Zum Gebrauche für Aerzte und Chirurgen. 8. 21 Gr.

Desselben allgemeine faßliche Darstellung des Verlaufs, der Ursachen und der Behandlung der Abzehrungen. Zum Gebrauche für Aerzte und Chirurgen. Nebst einer Anweisung zur Molkenkur. 8. 16 Gr.

Meiner, Dr. L., Die Krankheiten des Ohres und Gehöres. Nach den neuesten praktischen Erfahrungen bearbeitet. 8. 16 Gr.

— — Gründliche Anweisung zur Erhaltung der Zähne und Verhütung der Krankheiten derselben; mit vorzüglicher Rücksicht auf das Zahnen der Kinder. 8. 10 Gr.

— — Die sicherste und gründlichste Heilung des Magenkrampfs und der Magenschwäche. 8. 12 Gr.

Müller, Dr. J. B., Die neuesten Resultate über das Vorkommen, die Form und die Behandlung einer ansteckenden Augenliederkrankheit unter den Bewohnern des Niederrheins, durch Thatsachen belegt. Mit zwei col. Kupfertafeln. Gr. 8. 21 Gr.

Meißner, Dr. L., Ueber die künstliche Auffütterung, oder die Ernährung der Kinder ohne Mutterbrust. 10 Gr.

— — Die geschlechtlichen Verirrungen der Jugend. Eine belehrende Schrift den Aeltern zur Berücksichtigung bei der Erziehung der Kinder empfohlen. 10 Gr.

Müller, Dr., Diätetik gesunder und geschwächter Augen, oder Rathgeber für Alle, die an veralteten und hartnäckigen Augenübeln leiden, dieselben verbessern und die Augen bis in's späteste Alter ungeschwächt erhalten wollen. Nebst einer gründlichen Anweisung für Aerzte und Chirurgen, wie sie Augenkrankheiten heilen sollen, nach den neuesten Erfahrungen Beer's, Benedict's, Weller's bearbeitet. 14 Gr.

Caspari, Dr. C., Meine Erfahrungen in der Homöopathie. Vorurtheilsfreie Würdigung des Hahnemann'schen Systems, als Versuche, dasselbe mit den bestehenden Heilmethoden zu vereinigen. 8. 12 Gr.

— — Die Kopfverletzungen und deren Behandlung, nebst einer Abhandlung über Entzündungen. 1 Thlr. 8 Gr.

Caspari, Dr. C., Taschenbuch der Frühlingskuren, oder vollständige und gründliche Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche der Kräuter- und Bädekuren, und einem passenden Verhalten während und nach denselben. 21 Gr.

Ayre, Th., Praktische Bemerkungen über die gestörte Absonderung der Galle, abhängig von den Krankheiten der Leber und der Verdauungswerkzeuge. Aus dem Englischen von Dr. J. Radius. 16 Gr.

Accum, Fr., Ueber die Verfälschung der Nahrungsmittel und von den Küchengiften, oder von den betrügerischen Verfälschungen des Brodes, Bieres, Weines, der Liqueure, des Thees, Kaffees, Milchrahms, Confects, Essigs, Senfs, Pfeffers, Käse, Oel, Gemüse rc. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. L. Cerutti, mit einer Einleitung von Dr. C. G. Kühn. 8. 1 Thlr.

Mises, Dr., Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte. Broch. 8 Gr.

Sanson und Verlinghieri, Ueber den Steinschnitt durch den Mastdarm. Mit einem lith. Kupfer. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. L. Cerutti. 8. 16 Gr.

Magendie, Dr. Fr., Phys. medicinische Untersuchungen über die Ursachen, Symptome und Behandlung des Grieses und Steins. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. Zöllner. 8. 9 Gr.

Meißner, Dr. F. L., Ueber die Unfruchtbarkeit des männlichen und weiblichen Geschlechts, ihre Ursachen, Erkenntniß und Heilart. Nebst einem Anhange über Jörg's Perforatorium. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bereicherungen für die Geburtshülfe und für die Physiologie und Pathologie des Weibes und Kindes. Herausgegeben von Dr. L. Choulant, Dr. Haase, Dr. Kästner und Dr. L. Meißner. Gr. 8. Erster Band mit einem Kupfer. 21 Gr.

Ammon, Dr. F. A., Parallele der französischen und deutschen Chirurgie. Nach Resultaten einer in den Jahren 1821 und 1822 gemachten Reise. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Bichat, Xav., Allgemeine Anatomie, angewandt auf die Physiologie und Arzneiwissenschaft. III. Thl. Auch unter dem Titel: Uebersicht der neuern Entdeckungen in der Anatomie und Physiologie. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. L. Cerutti. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hederus, *A. W.*, commentatio chirurgica de *femore in capitate cotyloidea amputando*. Acc. tab. V. lithogr. 4. maj. 1 Thlr. 16 Gr.

Bibliothek der ausländischen Literatur für praktische Medicin. Erster Band. Auch unter dem Titel: A. P. W. Philip, Ueber Indigestion und deren Folgen. Nach der zweiten Ausgabe frei bearbeitet und mit Bemerkungen, vornehmlich in Bezug auf englische Literatur, von Dr. Hasper in Leipzig. Gr. 8. 2 Thlr.

Suran, Dr. A., Gekrönte Preisschrift über die monatliche Reinigung des menschlichen Weibes. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Wendt. 8. 6 Gr.

Robbi, Dr. H., Neuestes Handbuch der Wundarzneikunst und der hieher gehörigen Grundwissenschaften, nach Legouas frei bearbeitet. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Richter, Dr. W. M., Geschichte der Medicin in Rußland, von den ältesten Zeiten bis auf Peter den Großen. Drei Theile. Gr. 8. 6 Thlr.

Schneller's Weltgeschichte.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Weltgeschichte
zur gründlichen Erkenntniß
der Schicksale und Kräfte des Menschengeschlechts.
Von Julius Franz Schneller.

Gr. 8. Vier Theile, enthaltend zusammen 134 Bogen nebst vier schönen Titelkupfern. Preis 6 Thlr. od. 10 Fl 48 Kr. Rh.

Dies Werk ist nun wieder vollständig in allen Buchhandlungen zu erhalten, nachdem der erste Theil seit langer Zeit gänzlich fehlte und auch in Oestreich, wo er zuerst gedruckt wurde, nicht neu aufgelegt werden durfte. — Ich glaube besonders das katholische Deutschland auf das Werk aufmerksam machen zu müssen, da der Hr. Verfasser, jetzt Professor in Freiburg, selbst Katholik ist. Durch den äußerst billigen Preis von 6 Thlr. für 134 Bogen Median-Papier nebst schönen Titelkupfern habe ich auch dem minder begüterten Publicum die Anschaffung desselben möglich zu machen gesucht.

Der erste Theil enthält die Vorwelt, der zweite das Alterthum, der dritte das Mittelalter und der vierte die neuere Zeit, und jeder dieser Theile ist auch besonders zu erhalten.

Leipzig, 15. Dec. 1823.

F. A. Brockhaus.

Memoiren der Frau von Campan,
in 3 Bänden, auf weißes Druck- und Velin-Papier.

Diese Memoiren, die in Frankreich mit so entschiedenem Beifall aufgenommen worden, sind von dem vielseitigsten und anziehendsten Interesse. Jene verhängnißvolle Regierungszeit Ludwigs des Sechszehnten, mit allen ihren merkwürdigen Charakteren, Scenen und Verwickelungen, der Hof zu Versailles, die damaligen Minister, die königl. Familie in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, alles wird hier von einer Augenzeugin, mit einer lebendigen, fast dramatischen Anschaulichkeit entfaltet. Die beständige Beziehung auf die bekannte, traurige Endkatastrophe, die düster im Hintergrunde erscheint, gibt der ganzen, an sich schon zarten und gemüthvollen Darstellung, etwas Wehmüthiges, wir möchten sagen, Tragisches. In der Ueberzeugung, daß ein eben so gehaltvolles als anziehendes Werk nicht blos dem Geschichtsfreunde, sondern allen gebildeten Männern und Frauen, neben der tiefen Belehrung, auch noch das lebendigste Interesse gewähren müsse, hat uns veranlaßt, die Uebersetzung desselben einem sachkundigen Gelehrten zu übertragen, der das Original nicht blos treu, sondern auch in einer leichten und gefälligen Sprache wiederzugeben gesucht hat.

In der so reichen und mannichfaltigen Darstellung des Ganzen bleibt die unglückliche Königin, deren Persönlichkeit hier wahrhaft lie-

denkwürdig und groß erscheint, immer die Hauptfigur, und so glauben wir durch die Besorgung einer treuen und gelungenen Uebersetzung dieser Schrift dem deutschen Lese-Publicum einen angenehmen Dienst zu erweisen. Sie erscheint, wie das französische Original, wovon bereits die 4te Auflage erschienen ist, und welches 8 Thlr. kostet, in drei Bänden, aber zu einem bedeutend wohlfeileren Preise. Der Druck des ganzen Werkes wird binnen sechs Wochen vollendet und dasselbe in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben sein.

Breslau, im October 1823.

Buchhandlung Josef Max und Comp.

So eben erschienen:

Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Fünfter Band. 8. 522 S. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erste bis vierte Band, 1822—23, kosten zusammen 10 Thlr. 4 Gr. — Der sechste Band wird zur Ostermesse 1824 erscheinen.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Vom General-Lieutenant von Funck.) Dritter Theil: Die Kreuzfahrer und Saladin nach dem Falle des Königreichs von Jerusalem. Konrad von Montferrat, Kaiser Friedrich I. und Richard der Löwenherzige. — Gr. 8. XII und 419 S. 2 Thlr. 6 Gr.

Die zwei ersten Theile, 1821—22, enthalten Tankred, Balduin II., die letzten Könige von Jerusalem und Saladin. — Ein vierter und letzter Theil erscheint zur Ostermesse 1824.

Huber, Therese, Jugendmuth. Eine Erzählung. In zwei Theilen. Zweiter Theil. 8. Geh. 390 S. Preis beider Theile 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 15. Dec. 1824.

F. A. Brockhaus.

Vorzüglich interessante Schrift.

So eben hat bei Friedrich Franckh in Stuttgart die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu 12 Gr. zu haben:

Auszug
aus den Memoiren
des
Herrn Herzogs von Rovigo
den Tod des
Herzogs von Enghien
betreffend.

Nicht allein in Frankreich sondern in ganz Europa erregt diese Schrift das größte Aufsehen, solche wird nicht wenig dazu beitragen den hie und da noch irrig verbreiteten Glauben, als wenn Napoleon

den Tod dieses Prinzen verursacht, gänzlich zu vernichten, deswegen solche sich auch unmittelbar an das:

Tagebuch von St. Helena v. Graf Las Cases

anschließt, und für die Besitzer dieses Werks, so wie allen Freunden der Wahrheit gewiß eine willkommene und nothwendige Gabe sein wird.

In der Gyldendal'schen Buchhandlung in Kopenhagen sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Grönberg, B. A., Deutsch-dänisches und dänisch-deutsches Wörterbuch. Erster Band: deutsch-dänisch. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Hiort, Dr. P., Johann Scotus Erigena, oder von dem Ursprung einer christlichen Philosophie und ihrem heiligen Beruf. Gr. 8. 20 Gr.

Horatii Flacci, Qu., opera, c. brevi annot. in usum scholarum edidit *N. V. Dorph*, Collega scholae Viburgensis. 8. 1 Thlr.

Oersted, Dr. A. S., Ausführliche Prüfung des neuen Entwurfs zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Baiern, erschienen in München 1822. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hat auch den Titel:

Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral- und Gesetzgebungs-Philosophie. Zweiter Band. Erster Band erschien 1818.

Neue Parallele der französischen und deutschen Chirurgie.

Im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ammon, Dr. Fr. A., Parallele der französischen und deutschen Chirurgie. Nach Resultaten einer in den Jahren 1821 und 22 gemachten Reise. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

In demselben Verlage erschien:

***Hedenus, A. W.*, commentatio chirurgica de *femore in cavitate cotyloida amputando*. Acced. tab. V. lithogr. 4. maj. 1 Thlr. 16 Gr.**

Der Verleger enthält sich alles Lobes über diese beiden ausgezeichneten chirurg. Werke, die in keiner Bibliothek eines deutschen Arztes und Chirurgen fehlen sollten, und bezieht sich blos auf die darüber erschienenen Recensionen in gelehrten Blättern.

Bichat, Xav., Allgemeine Anatomie, angewandt auf die Physiologie und Arzneiwissenschaft. III. Thl.

Auch unter dem Titel:

Uebersicht der neuen Entdeckungen in der Anatomie und Physiologie. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. L. Cerutti. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Zusätze zu Bichat's unsterblichem Werke über Anatomie sind in der gegenwärtigen Uebersetzung nicht allein wichtig für die Besitzer der ersten Theile von der deutschen Ausgabe, sondern auch für jeden deutschen Arzt und Chirurgen, welcher sich mit den Bereicherungen dieser Theile der Medicin im letzten Jahrzehend bekannt und vertraut machen will. Die Käufer dieses Supplementbandes werden alle ihre Erwar-

tungen erfüllt sehen, denn der gelehrte Verfasser hat selbst die deutschen und englischen Werke dieser Fächer mit einer ungemeinen Genauigkeit angeführt und benutzt. Die Uebersetzung läßt nichts zu wünschen übrig.

Von der mit so ungetheiltem Beifall aufgenommenen Münchener Sammlung der römischen Classiker in einer neuen deutschen Uebersetzung von einem deutschen Gelehrten-Vereine ist so eben erschienen und versandt worden:

Des Titus Livius römische Geschichte, übersetzt und erläutert von Dr. E. F. Ch. Oertel. Dritter Band. Gr. 8. München, 1824 bei Fleischmann. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 30 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Drittes Stück für das Jahr 1823. (Nr. XIX der ganzen Folge.) 25½ Bog. Gr. 8. Geh. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 10 Thlr. und eines einzelnen Heftes 3 Thlr.

Inhalt dieses Hefts:

Vorwort des Redacteurs, Dr. Karl Ernst Schmid in Jena.

I. Der Krampf, in pathologischer und therapeutischer Hinsicht systematisch erläutert, von Dr. J. Chr. Aug. Clarus. Erster Theil.

II. Von Hoff's, Cuvier's, Link's und Krüger's Schriften über die Urwelt. Zweite Abtheilung.

III. Ueber E. T. W. Hoffmann's Schriften.

IV. Materialien zur Phytologie. Erste und zweite Lieferung. Herausgegeben von Ferdinand Runge.

V. Mémoires de la vie privée de Marie Antoinette, Reine de France et de Navarre etc. Par Mad. *Campan*.

VI. Ueber den Carbonarismus.

1. Denkwürdigkeiten der Carbonari. Aus dem Original übersetzt von Heinrich Döring.
2. Denkschriften über die geheimen Gesellschaften im mittäglichen Italien und insbesondere über die Carbonari.
3. Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Juli-Heft 1822. Die geheimen politischen Gesellschaften in Italien.
4. *G. F. Cauchard-d'Hermilly*: Des Carbonari et des fendeurs Charbonniers.

VII. *Mémorial de Sainte-Hélène*, ou Journal, où se trouve consigné, jour par jour, ce qu'a dit et fait *Napoléon* durant dix-huit mois; par le Comte de *Las Cases*. Tome I—IV.

VIII. Göthe und Pustkuchen, oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie und Poetik; herausgegeben vom Professor Schütz. Von Friedrich Wähner.

Der Hermes wird auch für 1824, unter Redaction des Geh. Rath Dr. Karl Ernst Schmid in Jena, fortgesetzt. Das erste Heft wird im Januar 1824 ausgegeben werden.

Leipzig, December 1823.

F. A. Brockhaus.

Bei W. Zirges in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Pradel, E. de, die Kunst sich die Liebe seines Gatten zu erhalten. 12. 1824. Elegant broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Welcher Jungfrau oder jugendlichen Gattin sollte es nicht höchst interessant sein, ein Werk über einen Gegenstand zu lesen, welcher die wichtigste Angelegenheit des weiblichen Herzens betrifft? Und keine von ihnen wird dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen; auch fürchte keine, daß eine trockene Moral, statt ihr Belehrung zu gewähren, ihr Langweile verursachen werde. Die Kunst der Darstellung hat den Ernst der Belehrung mit allen Reitzen der Unterhaltung zu vereinigen gewußt. — Kaum dürften Männer und Mütter ein passenderes Weihnachtsgeschenk für ihre Lieben auffinden können; ein Geschenk, das vielleicht den Gebern einen so angenehmen und vortheilhaften Genuß beym Durchlesen verschaffen wird, als den Empfängerinnen selbst.

Conversations-Lexikon.

So eben ist erschienen:

Conversations-Lexikon oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Sechste Original-Ausgabe. In zehn Bänden. (Zusammen 625 Bogen engen Drucks.)

Es sind davon sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet und gelten einstweilen noch folgende äußerst billige Preise:

Nr. 1, auf gutem Druckp. in ord. 8. 12 Thlr. 12 Gr. od. 22 Fl. 30 Kr. Rh.
Nr. 2, auf feinem Schrbp. in ord. 8. 18 Thlr. 18 Gr. od. 33 Fl. 45 Kr. Rh.
Nr. 3, auf gutem Median-Druckp. in gr. 8. 22 Thlr. od. 39 Fl. 36 Kr. Rh.
Nr. 4, auf ganz feinem englischen Median-Druckpap. in gr. 8. 28 Thlr. oder 50 Fl. 24 Kr. Rhein.
Nr. 5, auf extrafeinem französischen Median-Velinpapier in gr. 8. 45 Thlr. oder 81 Fl. Rhein.
Nr. 6, auf extrafeinem französischen Median-Schreibpap. in gr. 4. 36 Thlr. oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Eine Fortsetzung dieses allgemein bekannten Werks erscheint unter dem Titel:

Conversations-Lexikon. Neue Folge, oder Elfter und zwölfter Band. In vier Abtheilungen oder acht Lieferungen (die zusammen an 200 Bogen engen Drucks enthalten).

Drei Lieferungen sind in allen Buchhandlungen gleich zu erhalten, die vierte erscheint im Februar, und es sind Vorkehrungen getroffen, daß das Ganze baldigst beendigt sein wird. — Es sind davon auch sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar gelten für jetzt noch folgende ungemein billige Pränumerations-Preise;

Nr. 1, auf gutem Druckpapier in ord. 8. Pränumerations-Preis für das Ganze 4 Thlr. 16 Gr. od. 8 Fl. 24 Kr. Rh.
Nr. 2, auf gutem Schreibp. in ord. 8. 6 Thlr. 8 Gr. od. 11 Fl. 24 Kr. Rh.
Nr. 3, auf gutem Median-Druckpapier in gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 Fl. 30 Kr. Rhein.
Nr. 4, auf ganz feinem englischen Median-Druckpapier in gr. 8. 9 Thlr. oder 16 Fl. 12 Kr. Rhein.
Nr. 5, auf extrafeinem französischen Median-Velinpapier in gr. 8. 12 Thlr. oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein.
Nr. 6, auf extrafeinem französischen Median-Schreibpap. in gr. 4. 12 Thlr. od. 21 Fl. 36 Kr. Rhein.

Die wichtigsten neuen und umgearbeiteten Artikel der sechsten Auflage erscheinen für die Besitzer der fünften und frühern Ausgaben in einem Supplementbande unter dem Titel:

Supplementband zum Conversations-Lexikon für die Besitzer der fünften und frühern Ausgabe.

Dieser Supplementband wird zur Ostermesse 1824 bestimmt erscheinen und man kann einstweilen in allen Buchhandlungen darauf Bestellung machen. Der Preis wird sehr billig angesetzt werden und die Ausgabe auf Druckpapier nicht höher als 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rhein.) zu stehen kommen. Es werden davon wie von der Auflage des Hauptwerks sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet.

Eine ausführliche Ankündigung der sechsten Auflage des Conversations-Lexikons, des Supplementbandes zur fünften Auflage und Bemerkungen über das Verhältniß des Hauptwerks zu der neuen Folge desselben in zwei Bänden ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, 15. Dec. 1823.

F. A. Brockhaus.

Die in allen Buchhandlungen vorräthigen neuen Bücher:

„Othar von Bretagne" und „Bergmanns Thal" (1 Thlr. 12 Gr.)

und

„Erzählungen, die Manchem schon gefielen" (1 Thlr. 6 Gr.),

mit königl. preuß. Censur gedruckt, sind von der östreichischen Censur verboten. Möchten doch die Leser untersuchen, weshalb? — damit uns, den Verlegern, diese Frage beantwortet werde.

Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Für Journal- und Lesezirkel.

Von dem mit Beifall aufgenommenen Wochenblatt:

Der literarische Beobachter.

Herausgegeben

von F. A. Rüder und F. Gleich,

erscheint mit dem Beginn von 1824 der dritte Band oder zweite Jahrgang. Die Tendenz dieser Zeitschrift ist literarisch, politisch, statistisch und schönwissenschaftlich. Wöchentlich kommen zwei ganze Bogen (Nummern) in Quart heraus, und ist der Preis des Bandes 4 Thlr. Sächs. oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein. — Alle löbl. Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im Dec. 1823.

C. H. F. Hartmann.

Um Collisionen zu vermeiden zeigen wir hiermit an, daß in unserm Verlag eine Uebersetzung von

Les hermites en prison par E. Jouy et A. Jay. 2 volumes. Paris

erscheint, und der Druck schon begonnen hat.

Ettinger'sche Buchhandlung in Gotha.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. III. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Conversations-Lexikon.

So eben ist erschienen:

Conversations-Lexikon oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Sechste Original-Ausgabe. In zehn Bänden. (Zusammen 625 Bogen engen Drucks.)

Es sind davon sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet und gelten einstweilen noch folgende äußerst billige Preise:

- Nr. 1, auf gutem Druckp. in ord. 8. 12 Thlr. 12 Gr. od. 22 Fl. 30 Kr. Rh.
- Nr. 2, auf feinem Schrbp. in ord. 8. 18 Thlr. 18 Gr. od. 33 Fl. 45 Kr. Rh.
- Nr. 3, auf gutem Median-Druckp. in gr. 8. 22 Thlr. od. 39 Fl. 36 Kr. Rh.
- Nr. 4, auf ganz feinem englischen Median-Druckp. in gr. 8. 28 Thlr. oder 50 Fl. 24 Kr. Rhein.
- Nr. 5, auf extrafeinem französischen Median-Velinpapier in gr. 8. 45 Thlr. oder 81 Fl. Rhein.
- Nr. 6, auf extrafeinem französischen Median-Schreibpap. in gr. 4. 36 Thlr. oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Eine Fortsetzung dieses allgemein bekannten Werks erscheint unter dem Titel:

Conversations-Lexikon. Neue Folge, oder Elfter und zwölfter Band. In vier Abtheilungen oder acht Lieferungen (die zusammen an 200 Bogen engen Drucks enthalten).

Drei Lieferungen sind in allen Buchhandlungen gleich zu erhalten, die vierte erscheint im Februar, und es sind Vorkehrungen getroffen, daß das Ganze baldigst beendigt sein wird. — Es sind davon auch sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar gelten für jetzt noch folgende ungemein billige Pränumerations-Preise:

- Nr. 1, auf gutem Druckpapier in ord. 8. Pränumerations-Preis für das Ganze 4 Thlr. 16 Gr. od. 8 Fl. 24 Kr. Rh.
- Nr. 2, auf gutem Schreibp. in ord. 8. 6 Thlr. 8 Gr. od. 11 Fl. 24 Kr. Rh.
- Nr. 3, auf gutem Median-Druckpapier in gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 Fl. 30 Kr. Rhein.
- Nr. 4, auf ganz feinem englischen Median-Druckpapier in gr. 8. 9 Thlr. oder 16 Fl. 12 Kr. Rhein.
- Nr. 5, auf extrafeinem französischen Median-Velinpapier in gr. 8. 12 Thlr. oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein.
- Nr. 6, auf extrafeinem französischen Median-Schreibpapier in gr. 4. 12 Thlr. od. 21 Fl. 36 Kr. Rhein.

Die wichtigsten neuen und umgearbeiteten Artikel der sechsten Auflage erscheinen für die Besitzer der fünften und frühern Ausgabe in einem Supplementbande unter dem Titel:

Supplementband zum Conversations-Lexikon für die Besitzer der fünften und frühern Ausgabe.

Dieser Supplementband wird zur Ostermesse 1824 bestimmt erscheinen und man kann einstweilen in allen Buchhandlungen darauf Bestellung machen. Der Preis wird sehr billig angesetzt werden und die Ausgabe auf Druckpapier nicht höher als 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rhein.) zu stehen kommen. Es werden davon wie von der Auflage des Hauptwerks sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet.

Eine ausführliche Ankündigung der sechsten Auflage des Conversations-Lexikons, des Supplementbandes zur fünften Auflage und Bemerkungen über das Verhältniß des Hauptwerks zu der neuen Folge desselben in zwei Bänden ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, 15. Dec. 1823.

F. A. Brockhaus.

Medicin.

Im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig ist so eben neu erschienen und in allen übrigen Buchhandl. Deutschlands zu haben:

Müller, J. B., Die neuesten Resultate über das Vorkommen, die Form und die Behandlung einer ansteckenden Augenlieder-Krankheit unter den Bewohnern des Nieder-Rheins durch Thatsachen belegt. Mit zwei Kupfern. Gr. 8. 21 Gr.

Da durch die Möglichkeit einer weitern Verbreitung der sogenannten ägyptischen Augenlieder-Krankheit, so wie durch die Bösartigkeit derselben, da wo sie sich gezeigt hat, diese Erscheinung die Aufmerksamkeit aller gebildeten Aerzte im höchsten Grade auf sich zieht, so wird sich vorstehende Schrift einer um so günstigern Aufnahme zu erfreuen haben, da sie die neuesten Resultate über die Existenz dieser ansteckenden Krankheit enthält, welche der Herr Verfasser, nachdem er dieser Krankheit eine Reihe von Jahren seine unausgesetzte Aufmerksamkeit schenkte, und als Arzt des Hospitals für die Augenkranken der sämmtlichen preußischen Rheinprovinzen, am ersten zu geben im Stande war.

Neue Musikalien im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Für Gesang:

Schicht, J. G., Das Ende des Gerechten, Passions-Oratorium von Rochlitz. Partitur. 10 Thlr.

— — Dasselbe Werk im vollständigen Klavierauszuge vom Componisten. 5 Thlr.

Häser, A., Requiem, Missa pro Defunctis, vocibus humanis vel sigillatim, vel junctim. Part. 1 Thlr. 12 Gr.

Mühling, Aug., Neue Sammlung von Gesängen, mit Begleitung des Pianoforte. 30. Werk. 16 Gr.

Ebers, C. F., Zwölf ausgewählte Lieder, mit Begleitung des Pianoforte. 20 Gr.

Für das Klavier:

Marschner, H., Fantaisie p. le Pianof. sur des motifs de l'Opéra: Euryanthe du célèbre C. M. de Weber. Oe. 31. Nr. 1. 16 Gr.

Marschner, Impromptus p. le Pf. Oe. 23. Liv. 2. 18 Gr.
Weber, C. M. de, Ouverture de l'Opéra: Silvana arr. p. le Pf. à 4 mains p. Cranz. 12 Gr.
Kuhlau, Fr., Introduction et Variations brillantes p. le Pf. sur le Canzonette de Bianchi: Silenzio che sento. Oe. 54. 1 Thlr.
Theuss, Collection de marches, walses, ecoss. etc. du corps de musique militaire des troupes grandducales de Weimar, arr. p. le Pianof. 12 Gr.

Für Streichinstrumente:

Nicola, Ch., 2 Quatuors p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. Nr. 1, 2. à 1 Thlr. 4 Gr.
Strauss, J., 2d Potpourri p. le Violon princ. av. accomp. d'un Violon, Viola et Violoncelle. Oe. 5. 16 Gr.
Voigt, C. L., Airs nationaux suisses av. Variations p. deux Violoncelles. Oe. 21. 14 Gr.

Für Blasinstrumente:

Baermann, H., Gr. Polonaise p. le Clarinette princ. av. accomp. de 2 Violons, Viola et Violoncelle, 2 Hautb., Flûte, 2 Bassons, 2 Cors, 2 Tromp. et Timb. Oe. 26. 1 Thlr. 8 Gr.
Eberwein, Max, 2d Quatuor p. Flûte, Violon, Viola et Violonc. Oe. 74. 1 Thlr. 8 Gr.
Flötenschule, praktische, oder leichte Arien und Romanzen für eine Flöte. Sechstes Heft. 10 Gr.
Leipziger Favorittänze für eine Flöte eingerichtet. 4. Lief. 12 Gr.

Für Mediciner
erschien im Verlage von A. Doll in Wien:

Smith, J. E., Anleitung zum Studium der physiologischen und systematischen Botanik. Nach der dritten Original-Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von J. A. Schultes. Gr. 8. Mit 15 Kupfern. 2 Thlr. 8 Gr.
Schmitt, Dr. W. J., Neue Versuche und Erfahrungen über die Plouquet'sche und hydrostatische Lungenprobe. Gr. 8. 1806. 1 Thlr.
Meyer, Dr. C. F., Handbuch auserlesener Arzneivorschriften, mit beigefügten pharmacologischen Bemerkungen für angehende Aerzte und Wundärzte. Gr. 8. 1806. 1 Thlr. 4 Gr.

Kunst-Anzeige.

So eben ist bei dem Unterzeichneten erschienen, und in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands zu haben:

H. Clauren's Bildniß.
Nach dem Leben gezeichnet von W. Hensel; gest. von Fr. Fleischmann.
Klein-Folio; Preis 1 Thlr.

Wem wäre Mimili, diese reizende Idylle, unbekannt? Wer sähe nicht alljährlich mit gespannter Erwartung dem lieblichen Vergißmeinnicht entgegen? und wer wanderte nicht gern an der Hand des Spenders dieser anmuthvollen Gaben durch das heitere Reich der Dichtung? — So darf der Unterzeichnete sich denn auch mit der Hoffnung schmeicheln, daß bei dem Interesse, welches H. Clauren in einem so hohen Grade erregt, der Antheil für ihn sich nicht weniger bei dem Erscheinen seines überaus ähnlichen Bildnisses aussprechen wird, für dessen Kunstwerth übrigens Hensel's und Fleischmann's Name bürgt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Allen, die eine Sammlung von Bildnissen der gefeierten vaterländischen Dichter besitzen, das Brustbild H. Clauren's willkommen sein wird, dem längst schon in dem Pantheon der Deutschen ein ehrenvoller Platz angewiesen ist.

Berlin, im Januar 1824.

Heinrich Burchhardt.

In unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

v. Plötz, J., Der Stadttag in Krähwinkel. Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Broch. Velinpapier 1 Thlr. Schreibpapier 16 Gr. Druckpap. 12 Gr.

Ueberzeugt, daß die Komödie nur durch die Beziehung auf das öffentliche Leben Bedeutung und Gehalt und nur damit auch wieder ächte komische Kraft erlangen kann, hat der Verfasser des obenerwähnten Lustspiels den Versuch gewagt, jenes größere Feld der Komödie wieder zu vindiziren, und in einer Art Maskenspiel, in dem bekannten Canevas einer Krähwinkliade mit ihren stehenden Charakteren, das öffentliche Treiben unserer Zeit, das Repräsentativ- und Landtags-Wesen, in Deutschland insbesondere, von seiner komischen Seite aufzufassen und darzustellen. Daß er aber auch die ernste Seite des Gegenstandes erkennt und beachtet, zeigt das Vorwort zu diesem seinem politisch-komischen Versuche, worin er den Vorwürfen und Verketzerungen der Zionswächter zu begegnen, und mit der Rechtfertigung seines gewagt scheinenden Unternehmens zugleich den Standpunkt zu geben strebt, aus den er dasselbe betrachtet, und von dem Publicum betrachtet zu sehen wünscht.

München, im Decbr. 1823.

Jos. A. Finsterlin.

Bei Ludwig Herbig ist erschienen:

Der St. Ronans-Brunnen. Aus dem Englischen des Walter Scott, von Sophie May. Drei Theile. 3 Thlr. (Der dritte Theil wird bestimmt Mitte Januars nachgeliefert.)

Sechs Stimmen über geheime Gesellschaften und Freimaurerei, J. Stuve, E. M. Arndt, A. v. Knigge, H. Steffens, J. F. Mair, J. A. Feßler, nebst einem Avis aux lecteurs. (Solothurn.) 12 Gr.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Aeschines Oratoris opera Graece. Ad fidem codicum manuscriptorum recognovit animadversionibusque illustravit Jo. Henr. Bremius, Helveta-Turicensis. Vol. 1 in 8. Turici impressis Ziegleri et filiorum. 1823. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Herausgeber setzt den Zweck seiner Ausgabe darin, eine Anleitung für die Lecture des griechischen Redners zu liefern. Des Schriftstellers Sprache hat er gesucht aus ihr selbst zu erklären und darauf hat er auch die Kritik des Textes gegründet; die Grundsätze, die er hierüber in der Vorrede ausgesprochen, verdienen beherzigt zu werden. Am meisten hat er sich mit der Sache, in Beziehung auf Staats-Verhältnisse, Gesetze, Sitten, religiöse und bürgerliche Gebräuche, beschäf-

tigt, so daß jeder Freund des griechischen Alterthums, der eine gute Schule durchwandert hat, erwarten darf, seinen Schriftsteller in jeder Beziehung verstehen zu lernen.

Der zweite Theil, welcher die Rede gegen den Klesiphon und die dem Aeschines zugeschriebenen Briefe enthalten wird, soll unverzüglich folgen.

Den Besitzern der Taschenausgabe von

Klopstock's sämmtlichen Werken

mache ich die Anzeige, daß von der dazu gehörigen Kupfersammlung die erste Lieferung von sechs Blatt erschienen ist. Ueber die Schönheit dieser Kupferstiche sind bereits sehr günstige Urtheile gefällt worden. Bis zur Ausgabe der letzten Lieferung, welche bestimmt Ende März erfolgt, erlasse ich noch Exemplare für den Pränumerations-Preis von 1 Thlr. S. oder 1 Fl. 48 Kr. Rh., wofür sie in allen Buchhandlungen zu erhalten sind.

Mit dieser Anzeige verbinde ich die einer

Kupfersammlung

zu Wieland's sämmtlichen Werken in 49 Blättern

welche in vier Lieferungen erscheinen, und wovon bereits die erste von 12 Blättern in der Ostermesse 1824 ausgegeben werden wird. Da die ersten Künstler Deutschlands sich dazu vereinigt haben, so darf sich das Publicum, auch ohne Anpreisung, gerechte Erwartungen machen. Die Kupfer werden der neuen Taschen-Ausgabe genau anpassen und mit dieser zu einer Zeit beendet sein; allein auch zu der im Jahre 1822—23 erschienenen schönen Ausgabe in Octav, werden sie passen, und können, da sie der Buchbinder leicht selbst in schon gebundene Bände einsetzen kann, diese Ausgabe noch besonders zieren.

Der Pränumerations-Preis ist für jede Lieferung 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.; wer indessen vorzieht, bis zu Ostern 1824 auf alle vier Lieferungen zugleich zu pränumeriren, bezahlt dann blos 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und geben eine ausführliche Anzeige gratis aus.

Leipzig, im Januar 1824.

Friedrich Fleischer.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen erscheint und wird in kurzer Zeit an alle Buchhandlungen versandt werden:

Grundriß über Färberei auf Wolle, Seide, Leinen, Hanf und Baumwolle; nebst einem Anhange über die Druckerkunst, von Dr. J. B. Vitalis, Prof. der technischen Chemie, Mitglied mehrerer Akademien und gel. Gesellschaften, Ritter der Ehrenlegion u. s. w. Aus dem Französischen von J. H. Schultes, mit Anmerkungen und Zusätzen von den Doctoren Dingler und von Kurrer.

Hr. Prof. Vitalis ist den rationellen Färbern und Kattunfabrikanten schon längst als ein tiefer Forscher im Gebiete der Druck-, Färbe- und Bleichkunde bekannt. Er hat in diesem Werke einen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen niedergelegt, welche für die deutschen Künstler dieser Fächer von großem Interesse sind. Die Doctoren Dingler und von Kurrer, denen bekanntlich Deutschlands Bleichereien, Färbereien und Druckereien die wichtigsten Bereicherungen ihrer Fächer verdanken, haben dieses Werk mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, wodurch es eine Vollständigkeit erlangte, daß der wissenschaftlich gebildete

wie der rationelle Wollen-, Seiden-, Leinen- und Baumwollen-Färber, so wie der Druck-Fabrikant dieser Stoffe sich viele neue Entdeckungen und Vervollkommnungen in diesem interessanten Kunstgebiete aneignen kann.

Wer auf dieses Werk unterzeichnet, erhält es für Dreiviertel des nachherigen Ladenpreises.

J. D. Larrey's

Medicinisch-chirurgische Abhandlungen, zugleich als Nachtrag zu dessen medicinisch-chirurgischen Denkwürdigkeiten. Für deutsche Aerzte und Wundärzte aus dem Französ. übersetzt und mit praktischen Anmerkungen begleitet von Dr. Heinrich Robbi. Gr. 8. Mit Kupfern. Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

ist so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig erschienen.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben.

November 1823.

121. und 122. Stück. Ueber die Regulirung der Central-Angelegenheiten des aufgelösten Königreichs Westfalen und Vorschlag zu ihrer Bewirkung.

123. und 124. Stück. Ueber die Regulirung der Central-Angelegenheiten des aufgelösten Königreichs Westfalen und Vorschlag zu ihrer Bewirkung. (Forts.)

125. und 126. Stück. Ueber die Regulirung der Central-Angelegenheiten des aufgelösten Königreichs Westfalen und Vorschlag zu ihrer Bewirkung. (Forts.)

127. und 128. Stück. Ueber die Regulirung der Central-Angelegenheiten des aufgelösten Königreichs Westfalen und Vorschlag zu ihrer Bewirkung (Beschluß). — Aufforderung an alle Polizei-Behörden, auch die Schulenvorsteher, das sichere hier folgende Mittel bekannt zu machen, wie man den gefahrvollen Biß der Hunde unschädlich machen kann. — Handels-Industrie, zur Beherzigung fur Steuer-Agenten.

129. Stück. Einige Worte über den Staats-Credit und die Art, ihn zu schwächen. — Ueber die Grundsätze der Degradation im Militairdienst. — Unabhängigkeit der Gerichte — das wichtigste Bedürfniß für die deutschen constitutionellen Staaten, dessen Befriedigung die Landstände vor allem Anderen zu erreichen unausgesetzten Bedacht nehmen sollten. — Merkwürdige und nachahmungswerthe Cabinets-Ordre des Königs von Preußen an den Kriegsminister, die Bestrafung des Lieutenants Graf Blücher und das Benehmen der Offiziere betreffend. — Endliches Schicksal des vom Herrn Appellationsgerichts-Präsidenten Freiherrn von Aretin für Baiern vorgeschlagenen Creditvereins.

130. Stück. Rückerinnerungen an die Polizei-Grundsätze in Toskana unter Leopold II. — Rede einer jungen Kindsmörderin an ihre Richter. — Ueber Duelle. — Bau-Handwerks-Schule zu München. — Merkwürdiges Urtheil.

131. und 132. Stück. Der Erbpacht nach verschiedenen Rücksichten beurtheilt. — Ueber die Bezeichnung der verschiedenen Stände durch die Kleidung. — Die angewandte Kameral-Wissenschaft, dargestellt in der Verwaltung des General-Gouverneurs Sack

am Nieder- und Mittelrhein. Von Dr. Neigebaur, königl. preuß. Ober-Landes-Gerichtsrath rc. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1823. — Ueber Brandversicherungs-Anstalten. — Unrichtige Behandlung der Schutzanstalt für die Felder durch Flurschützen. — Zweckmäßige Vorschriften in Oestreich zu Austrocknung und Bewohnbarmachung überschwemmt gewesener Wohnungen in diesem Jahr. — Die Verbreitung falscher preußischer Thalerstücke betreffend.

Bei G. Braun in Karlsruhe ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte zweier Somnambülen nebst einigen andern Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der magischen Heilkunde und der Psychologie, von Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt zu Weinsperg. X und 454 Seiten. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Gr. Sächs. od. 2 Fl. 30 Kr. Rhein.

Diese, gewiß beachtungswerthe Schrift enthält hauptsächlich zwei sehr merkwürdige Fälle von Somnambulismus. Der erste Fall beschreibt einen, zwar durch die Natur begünstigten, aber erst durch fortgesetzte magnetische Behandlung hervorgerufenen, bis zum Hellsehen gesteigerten, schlafwachen Zustand, in welchem die Kranke, die 15 Jahre lang an einem Magenübel gelitten hatte, ein vor 15 Jahren verschlucktes Stückchen Perlenmutter in die Haut ihres Magens eingewachsen sah, durch Selbstverordnungen an den Tag brachte und ihr Uebel hob. Der andere Fall beschreibt einen ohne magnetische Einwirkung von Freiem entstandenen schnell bis zum höchsten Hell- und Fernsehen sich ausgebildeten, am Ende mit Katalepsis verbundenen Somnambulismus, und während er die Erscheinung von Versetzung aller Sinne in die Fingerspitzen, die Elnbogen, die Nase u. s. w. bestätigt, zeigt er anderer Seits, wie die Aussprüche und Aussagen Somnambüler, nicht als unumstößliche Offenbarungen und Divinationen, die keiner Täuschung unterliegen, zu betrachten sind. Diesen zwei ausführlichen Beobachtungen reihte der Verfasser noch mehre andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete magischer Heilkunde und Psychologie an.

Bei C. W. J. Krahn in Hirschberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Leipzig im Magazin für Industrie und Literatur, zu haben:

Schlesisches Taschenbuch für das Jahr 1824.

Herausgegeben von W. L. Schmidt.

Gebunden mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Es eröffnet sich durch das Beginnen eines Taschenbuches für Schlesien den Dichtern Schlesiens, so wie allen Schriftstellern des schlesischen Vaterlandes ein freundlicher Sammelplatz. Der Herausgeber hat nämlich die Idee aufgefaßt, nur Producte der vaterländischen Muse aufzunehmen und das Fremde davon auszuschließen, wie vortrefflich es auch sein möge, damit der Schlesier Denken, Dichten, des Vaterlandes Sitten und Gebräuche, Natur und Geschichte mehr und mehr anerkannt werde. Die Schweiz, das Rheinland, ja fast alle Länder haben ihre eigenthümlichen Taschenbücher, nur Schlesien hat nie ein solches gehabt, darum hofft der Herausgeber, sich dadurch Freunde im Vaterlande zu erwerben und Beihülfe für das Bestehen des begonnenen Werkes. Der Verleger wird

das Seinige dazu beitragen, durch günstige Aufnahme des ersten Jahrganges ermuntert, selbst das Aeußere durch zierliche und ansprechende Form den Lesern angenehm zu machen. Die vier Kupfer dieses Jahrganges stellen schlesische Gegenden dar, und die nächstfolgenden Jahrgänge werden gleichfalls die interessantesten Punkte der romantischen Gebirgsnatur dargestellt enthalten.

In der Gyldendal'schen Buchhandlung in Kopenhagen sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Grönberg, B. A., Deutsch-dänisches und dänisch-deutsches Wörterbuch. Erster Band: deutsch-dänisch. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Hiort, Dr. P., Johann Scotus Erigona, oder von dem Ursprung einer christlichen Philosophie und ihrem heiligen Beruf. Gr. 8. 20 Gr.

Horatii Flacci, Qu., opera, c. brevi annot. in usum scholarum edidit *N. V. Dorph*, Collega scholae Viburgensis. 8. 1 Thlr.

Oersted, Dr. A. S., Ausführliche Prüfung des neuen Entwurfs zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Baiern, erschienen in München 1822. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hat auch den Titel:

Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral- und Gesetzgebungs-Philosophie. Zweiter Band. Erster Band erschien 1818.

In meiner Uebersetzung der Jahrszeiten von Thomson ist ein bedeutender Druckfehler anzuzeigen vergessen worden:

Seite 173, V. 65 statt Schatten lese man Schoppen.

Auch ersuche ich die Leser folgende zwei Stellen in ihren Exemplaren zu berichtigen:

Seite 97, V. 1060 u. 1061 muß es heißen:

Gewühl; die Straß' ist leer, mit Gras bedeckt,
Und plötzlich wird zur schaudervollen Wüste

Seite 196, V. 620—630 lese man wie folgt:

Denn hier setzt sich am Schilf; dort sammelt sich
Rings um den Stein ein Boden von Krystall,
Vom Hauch des Himmels festgeglättet; bis
Von einem Strand zum andern eingeschlossen,
Der ganze Strom im Kerker unten murrt.
Laut kracht vom Frost das Land, und doppelt schallt
Der Laut zurück, wenn auf der Abendwacht
Der Hund durch sein Gebell den Dieb verscheucht;
Die Färse brüllt; der ferne Wasserfall
Im Winde stärker rauscht, und von dem Schritt
Des schnellen Wand'rers fern her tönt das Feld.

Soltau.

Uebersetzungsanzeige.

Von folgender so eben in Paris erschienenen Schrift:

Les mères de famille. Par *J. N. Bouilly*. 2 vols.

erscheint binnen Kurzem in meinem Verlage eine deutsche Bearbeitung, was ich zur Vermeidung von unangenehmen Collisionen hiemit anzeige.

Leipzig, den 24. Dec. 1823.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. IV. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Etwas verspätete Erwiderung auf den neuesten öffentlichen Ausfall des Herrn Regiments-Arztes, Dr. Daniel Gottlieb Kriebel in Berlin.

Von dem obenbenannten Manne, welcher der kleinen Gesellschaft meiner öffentlichen Gegner sich zugesellt hat, kam gestern erst sein letzter gegen mich gerichteter Pasquillähnlicher Aufsatz mir zu Gesichte. Es soll derselbe in einer medicinischen Zeitschrift befindlich sein; es scheint aber, daß er in der Absicht auch besonders abgedruckt und in Umlauf gebracht worden ist, damit er in die Hände solcher Personen gelange, die in medicinischen Gemeinplätzen sich nicht umsehen mögen. Allen in dem Pamphlet des Hrn. Daniel Kriebel auf mich abzielenden gemeinen Aeußerungen triftig begegnen und dieselben widerlegen zu wollen, würde Entwürdigung für mich sein. Nur Vergehungen gegen Wissenschaft und Sprache, die dieser kleine Schreier öfters sich zu Schulden kommen läßt, muß ich rügen. Herrn Dr. Daniel Kriebel beliebt es wieder uns vorzusagen: daß er „an den umgestülpten oberen Augendeckeln scheinbar gesunder Augen — tausendfache kleine Perlenschnürchen entdeckt habe und zeigen werde! In drei Worten ein dreifaches Vergehen, Sprachschnitzer, logischer Unsinn, Gaukelei. — Wären wir im Stande, solchen Worten nur einigen Glauben zu schenken, so dürften wir auch nun annehmen, daß das berüchtigte, so fabelhaft beschriebene Augenübel unter den Soldaten, außer dem großen Gewinn an Medicingroschen für uns Militairärzte durch sorgfältige Vermeidung der nothwendigen, aber sehr verpönten Blutegel, noch eine reiche Fundgrube für den kostbarsten Damenschmuck abgeben werde. Zuvörderst wollen wir aber Hrn. Dr. Daniel Kriebel ersuchen, weil für ihn die Traube, einen Ehrenpreis der Wissenschaft zu erringen, zu hoch hängt und nie zu erreichen ist, von seinen tausendfachen kleinen Perlenschnürchen ein Diadem anzufertigen, sein von eigenthümlichem Eifer glühendes Haupt damit zu schmücken, dann wohlbedächtig in einen Spiegel zu schauen und also zu sich zu sprechen: Ei! wie bin ich doch so glücklich, einen so splitterfeinen, nie gesehenen Perlenschmuck in meiner Brüder Augen zu sehen? Warum aber sahe ich denn den ungeheuern Balken in meinem eigenen Angesichte nicht? Muß denn auch die Schrift an mir erfüllt werden? — dann wird er wahrscheinlich die Augen niederschlagen und beten, daß er vor gänzlichem Verfall bewahrt bleiben möge. — Berlin, am 1. Februar 1824.

Dr. Balz, Regiments-Arzt.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Correspondenzblatt des würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Vierter Band. Decbr. 1823.

Schon im Mai 1823 erschien bei Friedrich Frommann in Jena:

Dr. K. E. Schmid, Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und Politik. Gegen Dr. L. F. Griesinger. Der hohen deutschen Bundesversammlung verehrungsvoll gewidmet. 8. Geh. 18 Gr.

Der Herr Verfasser, als Schriftsteller und Lehrer des Staats-, Civil- und Criminalrechts eben so rühmlich anerkannt, wie wegen seiner ausgezeichneten Kenntniß des englischen und französischen Rechts, hat in dieser mit großer Sachkenntniß und Gelehrsamkeit in geistreicher und allgemein ansprechender Behandlung verfaßten Schrift, versucht, diese alte Streitfrage der endlichen und gründlichen Entscheidung näher zu bringen. Auch darf, nach fast allen gelehrten Anzeigen, man diesen Versuch als einen höchst gelungenen nennen. Es mag daher hier nur der Inhalt und Schluß folgen:

Inhalt: 1) Der Stand der Sache. 2) Die Moral. 3) Das Recht. 4) Die Politik. 5) Die Autoritäten. 6) Die Resultate. — Schluß: „Man wird nicht vergessen, daß die Wichtigkeit der Sache nicht in dem Interesse der Schriftsteller und Buchhändler gesucht werden darf, sondern in den Folgen, welche sie für wissenschaftliche und sittliche Bildung des Volkes hat, für die gesammte Literatur, für die treue Ueberlieferung eines von den Vorfahren uns anvertrauten Schatzes. Und wenn man sich endlich auch sogar über diese beruhigen könnte, so ist schon die Ueberzeugung von der Rechtswidrigkeit und Unsittlichkeit des Nachdrucks, welche in der öffentlichen Meinung so fest steht, ein hinreichender Grund, auch die Gesetze damit in Einklang zu bringen."

Ankündigung.

Walter Scott's sämmtliche Werke.

(Prosa.)

Neu und vollständig übertragen und mit historischen Anmerkungen begleitet

von

W. J. F. v. Halem, Sophie May und K. L. M. Müller.

Leipzig, bei Joh. Friedr. Gleditsch.

Der Beifall, welchen diese Ausgabe gefunden hat, machte es der Verlagshandlung möglich, die fertigen Theile, 1ster bis 12ter, so schnell zu liefern. Es sind darin folgende Romane, ganz vollständig, den Originalen so treu wie möglich wiedergegeben, so daß alle Schönheiten und Eigenheiten des englischen Verfassers ohne Entstellung, Zuthat oder Verbildung übertragen wurden. Diese erste Lieferung von 12 Theilen enthält: **Waverley** (2 Theile), **Nigels Schicksale** (2 Theile), **Peveril vom Gipfel** (3 Theile), **Kenilworth** (2 Theile), und **Quentin Durward** (3 Theile).

Zunächst werden geliefert: **Der schwarze Zwerg**, old Mortality und die **Braut von Lammermoor**; **Ivanhoe** und **St. Ronans Brunnen**, u. s. w.

Der Preis eines jeden Theiles ist 1 Thlr., sobald man die Romane

von zwei oder drei Theilen einzeln nimmt, zu welchem Ende jeder mit einem eigenen Titel versehen wurde.

Bei Abnahme sämmtlicher 12 Theile findet jedoch noch der Pränumerations-Preis von 9 Thlr. Sächs. Statt, vorausgesetzt, daß zugleich auf den 13.—24. Theil ebensoviel, 9 Thlr. Sächs., entrichtet wird; ein Preis, welcher zu den billigsten gehört. Alle Buchhandlungen sind im Stande, diesen Preis bei nicht zu großer Entfernung vom Verlagsorte zu gewähren. Die Herausgabe der ganzen Sammlung wird hoffentlich im Jahre 1825 beendigt sein.

So eben ist nun erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Tagebuch
des
königlich preußischen Armeecorps
unter Befehl
des General-Lieutenants v. York
im Feldzuge von 1812.
Von
dem General-Major v. Seydlitz,
damals Adjutanten des General-Lieuts. v. York.
Zwei Bände, mit zwei Karten.
Preis 3 Thlr. 18 Gr.

Die bedeutende Anzahl der dem ersten Bande vorgedruckten resp. Subscribenten, beweißt die Theilnahme, mit welcher dasselbe erwartet wurde, und der Inhalt wird hinlänglich darthun, wie reichhaltig der Herr Verfasser solches ausgestattet, um diesen ewig denkwürdigen Feldzug so darzustellen, was auch nur ihm bei seiner damaligen Stellung möglich war.

E. S. Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3,
in Posen am Markt Nr. 90.

An alle Verehrer der Botanik.

Von dem Hauptwerke, welches den Titel führt:

Synodus botanica
omnes
Familias Genera et Species Plantarum illustrans.

ist nun das erste Probestück, eine complete und ganz neu bearbeitete Monographie, der Rosaceen vorhanden, und auch unter dem besondern Titel zu haben:

Rosacearum Monographia
auctore
Leopoldo Trattinick.
Musaei caes. reg. bot. vindob. custode etc.
Vindobonae 1823, apud J. G. Heubner.
IV vol. in 8vo min. 99 Fol. in chart. script.

Der für diese vier Bände bisher bestandene Subscriptionspreis von 5 Thlr. oder 9 Fl. Rhein. bleibt auch noch ferner für alle jene Abnehmer offen, welche durch Abnahme der folgenden Monographien zur Sicherstellung der Fortsetzung beitragen. Für alle Jene aber, welche diese

vier Blätter ohne Verbindlichkeit für die Fortsetzung abnehmen, ist der Preis [illegible] 6 Thlr. 16 Gr. oder 12 Fl. Rhein.

Der Verleger sowohl als der Verfasser halten es für zweckmäßig, nach Vollendung dieser Probe-Lieferung mit der Fortsetzung der Synopsis botanica inne zu halten: Erstens, um die Urtheile und Verbesserungs-Vorschläge der Sachkundigen einzuholen, und dadurch für die Fortsetzung der übrigen Monographien zu nutzen; Zweitens, um sich durch die Theilnahme zu überzeugen, ob er die Fortsetzung unternehmen könne, [illegible] zu werden, daß aus Mangel an zureichender Theilnahme [illegible] der, das Werk unvollendet bleiben müsse, da er so [illegible] Unternehmen nur bei völliger Sicherstellung der Theilnahme fortsetzen, und der äußerst billige Preis [illegible] werden kann.

Die Monographie der Rosaceen ist ein für sich completes Werk, und zeichnet sich durch eine ausführliche Vollständigkeit, durch eine genaue Kritik, und durch die ganz eigene Einrichtung aus, welcher zufolge dieselbe immer verbessert und mit den später nachfolgenden Entdeckungen ergänzt werden kann, ohne je einer gänzlichen Umarbeitung zu bedürfen. Sie möchte aber auch einen Maßstab für die vollständige Behandlung aller Pflanzen-Species durch die Synopsis botanica [illegible] und [illegible] erwecken. Das Wesentliche der ganzen Unternehmung hat der Verfasser ausführlicher in der Vorrede zum vierten Bande zusammengefaßt, und mit gehöriger Deutlichkeit dargestellt.

Wenn einerseits die wirkliche Ansicht einer solchen Probe-Lieferung geeignet ist, einen Jeden über den Werth der Sache richtiger als alle Ankündigungen zu belehren, so muß man andererseits doch auch die Wichtigkeit des Entschlusses zu einem einstweiligen Stillstande nicht übersehen; denn was noch immer an der Einrichtung dieser großen Unternehmung zu verbessern seyn dürfte, das muß nun bei dem Anblick der Probe zur Sprache kommen. Und da man höchst bereitwillig ist, jeden wahrhaft nützlichen Vorschlag gewissenhaft zu befolgen; so muß dieses Werk einen Grad von Vollkommenheit erreichen, dessen sich in der ganzen Literatur kein anderes rühmen darf.

Wir halten es für unnütz, noch mehr zur Anempfehlung dieser Monographie einer ohnedem so sehr anziehenden Familie, der Rosaceen, anzuführen, und beschränken uns auf eine bloße summarische Angabe der in derselben behandelten Gattungen und Arten.

Sie enthält nämlich: 1) Rosa mit 245 Species; 2) Rubus mit 85 Sp.; 3) Kerria mit 1 Sp.; 4) Dalibarda mit 5 Sp.; 5) Waldsteinia mit 5 Sp.; 6) Geum mit 29 Sp.; 7) Dryas mit 2 Sp.; 8) Fragaria mit 14 Sp.; 9) Duchesnea mit 1 Sp.; 10) Potentilla mit 111 Sp.; 11) Lehmannia mit 1 Sp.; 12) Comarum mit 1 Sp.; 13) Sibbaldia mit 6 Sp.; 14) Spallanzania mit 1 Sp.; und 15) Agrimonia mit 6 Sp.

Der Verleger, J. G. Heubner in Wien, hat dafür gesorgt, daß die Liebhaber in allen Buchhandlungen, in und außer Deutschland, Exemplare von obiger Monographie zur Einsicht und Abnahme vorräthig finden, und auch auf die folgenden Monographien subscribiren können.

Bei August Oswald in Heidelberg und Speyer ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen von Karoline Paulus, geb. Paulus. 2 Fl. 24 Kr. Rhein. oder 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Als die sicherste und unbefangenste Empfehlung dieser Erzählungen

geben wir wörtlich das vor Kurzem in einem sehr geachteten Blatte darüber erschienene Urtheil.

„Drei Erzählungen enthält diese Sammlung: Aus Scherz kann Ernst werden, der Ring und die Zauberin. Einfachheit, viel Interesse, angenehme Diction, ein rein moralischer Sinn, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, Vermeidung alles Unwahrscheinlichen und Abenteuerlichen, geben dem Buche einen entschiedenen Werth. Ganz vorzüglich hat Ref. die dritte Erzählung angezogen, über der ein wahrhaft sinnlicher Himmel schwebt; in den neben dem Zartesten und Mildesten, besonders im ersten Briefe Constantins an Bernhard, ein durchaus männlicher Geist sich offenbart, und worin so würdig als kräftig manche äußere Lebensverhältnisse unserer Zeit mit sicheren und treffenden Zügen dargestellt sind. In allen diesen Rücksichten ist die Gabe der Verfasserin dankbar anzuerkennen und jedem Gebildeten, vorzüglich aus dem weiblichen Geschlechte, zu empfehlen, welchen, nach manchen Andeutungen, zunächst diese Erzählungen bestimmt sind. — Möchten doch Schriften der Art, indem sie den Geschmack befriedigen und läutern, indem sie als Spiegel, Warnungstafel und Wegweiser das Schönste und Edelste im Leben und den Zweck des Lebens in freundlichen Bildern darstellen; möchten sie immer mehr und mehr die nutzlosen, aus wunderlichen Abenteuern und erbärmlichen Liebeleien mühsam zusammengeflickten, häufig nur aus Löschpapier kaum leserlich hingehudelten Romane verdrängen, an denen unsere Zeit so reich ist, oder vielmehr an welcher Pest unsere Zeit, wie an so manchem andern Uebel, schmerzlich leidet! — Druck und Papier sind gut, also dem Inhalte des Buchs entsprechend."

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeller, C. A., Grundriß der Strafanstalt, die als Erziehanstalt bessern will. Mit einer Einleitung über die Ausscheidung sowol der leichten als schweren Verbrecher. Ein Beitrag zur Verbesserung der Strafanstalten. 18 Gr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Was die preuß. Staatszeitung von der Verbesserung der westpreußischen Strafanstalten und deren erfreulichen Erfolge berichtet: das wird dem theilnehmenden Leser anschaulich, wenn er in obiger Schrift das Ganze der Mittel kennen lernt, die dahin führen, und in jeder Strafanstalt dahin führen können. Zu selten sind die christlich gesinnten freiwilligen Mitarbeiter, die sich den englischen und amerikanischen Strafanstalten nützlich gemacht haben, als daß allenthalben auf solche Retter der Verirrten zu rechnen wäre. Möge daher die Frage: Was kann der minder verdorbene Sträfling zur Besserung des noch tiefer gesunkenen beitragen? die Frage: Wie gestaltet sich ein Haufe von Gefangenen zu einer Gesellschaft von Zöglingen, die gebessert die Anstalt verlassen wollen? Behörden und Staatsbürgern das Interesse einflößen, das eine zweite Bedingung des guten Erfolgs ist.

Die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende,

dargestellt

von Prof. K. H. L. Pölitz.

Dieses Werk, von welchem in den ersten drei rechtmäßigen Auflagen (die süddeutschen Nachdrücke ungerechnet) seit 1806 bereits zwischen 4—5000 Exemplare in den Buchhandel gekommen sind, erscheint jetzt in der

[illegible] Auflage in einer [illegible] Gestalt, wenn der Hr. Verf. [illegible] zu [illegible] und [illegible] — [illegible] Auflage [illegible]

die Ausgabe auf weißem Druckp. zu [illegible] Thlr.
auf gedrucktem Druckp. zu [illegible] Thlr.

bis zu [illegible] 182[illegible] [illegible] von [illegible] Thlr. und [illegible] Thlr. [illegible] Gr. an. [illegible] Leipzig zu erhalten.

Leipzig, den [illegible] Januar 18[illegible].

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Johann Hübner's Zeitungs- und Conversations-Lexikon.

Ein und dreißigste Auflage,

dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands erweitert, umgearbeitet und verbessert

von

F. A. Rüder.

In drei Theilen gr. 8., mit vielen Bildnissen, vorzüglich ausgezeichneter lebender Deutschen.

Mit königl. sächs. allergnädigstem Privilegio.

Es erscheint dieses nun bereits seit einem Jahrhunderte in vielen Auflagen, von mehren Generationen geschätzte und benutzte, Hübner'sche Zeitungs- und Conversations-Lexikon, in einer neuen, den Forderungen des Zeitalters angemessenen Gestalt. Es würde undankbar gegen die Verdienste des ersten Verfassers sein, wollte man dessen Namen vom Titel weglassen, da er doch zuerst den Grund zu diesem nützlichen Buche und zwar zu einer Zeit legte, die noch so arm an Vorarbeiten und Hülfsmitteln war.

Der Herr Herausgeber dieser gegenwärtig angekündigten neuen Auflage, glaubt, so wie es auch der Titel angibt, den jetzigen Bedürfnissen und Wünschen der deutschen Nation vorzüglich dadurch zu entsprechen, daß darin:

„Alles, was das deutsche Vaterland und dessen jetzige Generation angeht, mit besonderer Sorgfalt und gewissermaßen vorzugsweise bearbeitet werde, ohne dem Fremden und Ausländischen seine gebührende Stelle zu entziehen."

Unstreitig muß dadurch dieses Zeitungs- und Conversations-Lexikon ein Verdienst erlangen, welches nicht alle neuere ähnliche Werke besitzen möchten, indem in solchen dem Ausländischen und Fremden das Heimische und Vaterländische mehr oder minder nachgesetzt erscheint. Wird dieses vorgesetzte, mit mancher Schwierigkeit umlagerte Ziel erreicht, so durfte diese neue Auflage wol mit vielem Rechte ein

Vaterländisches Handwörterbuch

genannt werden können, wie es noch nicht vorhanden und welches jedem gebildeten Deutschen unentbehrlich erscheinen wird. Dem wohlerwogenen Plane nach, soll in alphabetischer Ordnung und mit zweckmäßiger

Kürze (bei dem Ausländischen) und mit mehr Andeutungen bei dem Vaterländischen eine Aufzählung Statt finden von:

I. Allen wichtigen Begebenheiten und Gegenständen aus der neuesten Zeit und Geschichte, mit den erforderlichen Einleitungen und Rückblicken.

II. Biographische Nachrichten von den der neuesten Zeit angehörenden ausgezeichneten Individuen. Daß man hier nicht erwarten darf, ausführliche Biographien zu bekommen, wird Jedermann einleuchten, es kann aber nicht anders als ein großes allgemeines Interesse gewähren, eine skizzirte Galerie der vorzüglichsten Zeitgenossen zu erhalten, mit den vorzüglichsten Lebensumständen und aus den besten Quellen. Die Zahl der diesem Theile des Werkes beigefügten Bildnisse läßt sich nicht voraus bestimmen, allein diese so wie die Ausführung in scharfen und reinen Contouren nach guten Zeichnungen, sollen in jedem Falle dem Zwecke und Inhalte angemessen sein. Längst Verstorbene werden nicht biographisch aufgenommen, indem darüber genugsam ausführliche Wörterbücher bestehen, namentlich die Allg. Encyklopädie von Ersch und Gruber ꝛc.

III. Wird die Genealogie aller höchsten und hohen Häuser, an den gehörigen Orten mit eingeschlossen, so wie die meisten der berühmteren vaterländischen Familien aufgenommen sind.

IV. Einen wichtigen Theil werden ferner noch die Länder und Völkerkunde, die neuesten Reisen;

V. die Künste und Wissenschaften (ihr Stand in kurzen Abrissen), und

VI. die Erklärung der von den Deutschen aufgenommenen Fremdwörtern, so wie der im Handel, den Künsten und Gewerben vorkommenden Ausdrücke, ausmachen.

Zum ganz richtigen Verständniß des Plans und der Ausarbeitung ist derjenigen Ankündigung, welche man in allen Buchhandlungen gratis erhält, ein aus der Mitte genommenes Artikelverzeichniß beigefügt, welches jedoch bis zum Abdrucke noch einer ergänzenden Revision unterworfen wird.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt mit Recht und vorzugsweise durch diese hier angekündigte neue Auflage, von Hübner's verbessertem Zeitungs- und Conversations-Lexikon, sich den Beifall des Publicums zu erwerben.

Format und Papier sollen dem der gratis zu erhaltenden Ankündigung gleich sein, und die Bildnisse mit Sorgfalt ausgeführt werden.

Im Mai 1824 wird der erste Theil, bis zum Schlusse des Jahres der zweite und ohne Aufschub der dritte und letzte Theil erscheinen.

Vorausbezahlung wird nicht bedungen, wol aber Subscription, um die Auflage zu bestimmen und um dem Nachdrucke zu begegnen, indem nur eine einzige Ausgabe auf weiß Papier erscheint. Die Namen der Herrn Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt.

Der Subscriptions-Preis für das Ganze, oder alle drei Theile mit den Bildnissen, ist 6 Thlr. 8 Gr., zahlbar bei'm Empfange des ersten Theiles, indem die Theile nicht getrennt werden. Nach geschlossener Subscription wird der Preis auf 9 Thlr. 12 Gr. erhöht.

Leipzig, den 1. Januar 1824. Joh. Fr. Gleditsch.

So eben ist erschienen und durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, an alle Buchhandlungen versandt:

Oestreichische militairische Zeitschrift.

Das erste Heft

für das Jahr 1824.

Enthaltend: Die Schlacht bei Kolin am 18., und der Entsatz von Prag am 20. Juni 1757 (mit dem Plane der Schlacht). — Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich in den Jahren 1689 bis 1697. — Ueber die

Subscriptionsanzeige

für alle Gebildete, besonders für Zeitungsleser, aber auch für Schulmänner und Studirende.

Dr. Rauschnick's

Pragmatisch-Chronologisches Handbuch

der

europäischen Staatengeschichte.

Bei der zum allgemeinen Bedürfniß gewordenen Zeitungslectüre kommt der gebildete Ungelehrte beinahe täglich in den Fall, Begebenheiten, deren Zeitfolge und Zusammenhang ihm fremd geblieben, und Namen, die er nicht kennt, erwähnt zu finden. Aber selbst der Gelehrte vom Fach, hat ihn die Natur nicht mit einem ganz vorzüglichen Gedächtniß ausgestattet, kann sich schwerlich rühmen, daß alle Namen von Personen, Begebenheiten von Oertern, die von der Geschichte als bemerkenswerth genannt werden, ihrer Bedeutung und ihrer Zeitfolge nach, seiner Erinnerung stets zu Gebote stehen. Nicht Jeder ist im Besitz der Bücher, woraus er die nöthige Auskunft über Nomenclatur und Chronologie historischer Thatsachen schöpfen kann, nicht Jeder weiß sie zu handhaben, und wer beides hat und weiß, den schreckt doch nicht selten die Umständlichkeit ab, die bei dem Nachschlagen grösserer Werke unvermeidlich ist.

Demnach scheint ein ausschließlich zum Nachschlagen über historische Gegenstände bestimmtes Werk, welches mit der größtmöglichsten Vollständigkeit, eine zweckmäßige Gedrängtheit und Kürze verbindet, und zu einem Preiße gestellt wird, der auch dem Unbemittelten erschwingbar ist, ein Bedürfniß für die Lesewelt zu seyn, dem abzuhelfen der unterzeichnete Verleger bemüht gewesen ist. Er hat zu dem Ende den, im Fache der Geschichte rühmlich bekannten Herrn Herausgeber schon vor längerer Zeit veranlaßt, eine dem berührten Zwecke entsprechende Schrift zu bearbeiten, die unter dem Titel:

Pragmatisch-Chronologisches Handbuch

der

europäischen Staatengeschichte.

für jeden Gebildeten, besonders für Zeitungsleser, aber auch für Schulmänner und Studirende.

in seinem Verlage erscheinen wird.

Dem Zeitungsleser dürfte das Erscheinen dieses Werk demnach eben so willkommen seyn als dem Schulmanne und Studirenden, letztern besonders wegen seiner vollständigen Nomenclatur und Chronologie. Zur bessern Uebersicht und zu Ersparniß des Raumes, wird die Geschichte eines jeden Staates in einer zusammenhängenden Darstellung vorgetragen, dann aber noch am Schlusse dieser Darstellung eine genaue und vollständige Nachweisung aller merkwürdigen Begebenheiten und Ereignisse, berühmter Männer rc. der Zeitfolge nach gegeben.

Dieses nützliche Werk erhält eine Stärke von 60 bis 70 eng gedruckten Bogen in 8., und wird in drei Abtheilungen von 20 bis 23 Bogen geliefert, wovon die erste im Laufe dieses Sommers erscheint, die beiden übrigen aber in möglichst kurzen Fristen folgen sollen, so daß das Ganze bis Ostern 1824 in allen Buchhandlungen zu haben seyn wird. Alle drei Abtheilungen bilden ein mit einem Hauptregister versehenes Ganzes und werden nicht getrennt. Die erste Abtheilung enthält die Geschichten der Staaten von Portugall, Spanien, Frankreich und Großbritannien, die, in Folge der Tagesbegebenheiten, gerade jetzt ein erhöhtes Interesse gewinnen.

Um nun bei diesem höchst gemeinnützigen Werke die möglichste Wohlfeilheit zu erzielen, wählt der unterzeichnete Verleger den Weg der Subscription. Wer bis Johanni dieses Jahres subscribirt, erhält das Exemplar

auf gutes weisses Druckpapier zu . 3 Rthlr. 12 Sgr.
" Schreibpapier zu . . . . . . 5 Rthlr. —
" Velinpapier zu . . . . 8 Rthlr. —

Da jedoch namentlich von den letzten beiden Auflagen nur wenige Exemplare gedruckt werden, so wird um recht zeitige Bestellung gebeten. Der nachherige Ladenpreiß wird bestimmt 1/3 höher seyn. Johanni hört der Subscriptionstermin auf jeden Fall auf. Bei Ablieferung der ersten Abtheilung muß der ganze Subscriptionspreiß entrichtet werden, dahingegen verbindet sich der Verleger, von den Subscribenten, selbst bei einem größeren Umfang als den angegebenen, weder einen Nachschuß zu verlangen, noch den Subscriptionstermin zu verlängern, so wie denn auf ein gutes Papier und reinen Druck besonders gesehen werden soll. Privatsammler, welche den baaren Betrag franco einsenden, erhalten auf 5 Exemplare ein 6tes frei. Uebrigens nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an. Die Namen der Herren Subscribenten sollen dem Werke vorgedruckt werden. Schmalkalden, den 20. März 1823.

Th. G. Fr. Varnhagensche
Buchhandlung.

